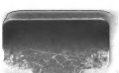
JUGENDBLÄTTER

MÜNCHEN: 1861

Digitized by Google

Paed. pr. 1700-1861



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Primam Cantum Missæ

pro

Adventu præsidunt

rev.

Eduard Gerhauser
Diakon

<36639869320014

<36639869320014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Der erste Psalm.

Als Christus bei der Hand einmal genommen
ein Kindlein, klein, unschuldig und zum Guten
Anfang noch, — da gab er zu verstehen,
Was uns zu unserm Heil allein mag frommen:
Dass, wer zur ewgen Gloria will kommen,
ein Kindlein zu werden nimmer darf verschmähen;
Denn, wer sich blind von der Vernunft läßt leiten,
Wird mit der Blinden in die Grube gleiten.

Paed. pr. 1700-1861
7

Digitized by Google

Das Feldkreuz (Bd. I. S. 119)

Digitized by Google

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Unter Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden

herausgegeben

von

Isabella Braun.

Mit sechs fein kolorirten Bildern

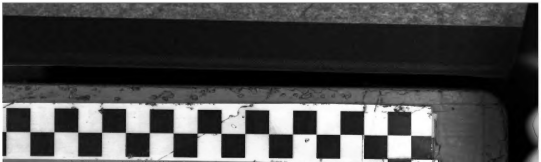
nach Original-Zeichnungen von Emil Döpler, Franz Kolb und Julius Nörr.

Jahrgang 1861.

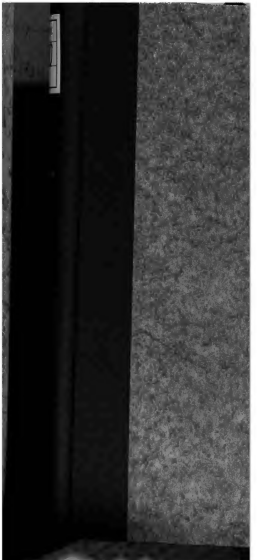
Stuttgart.

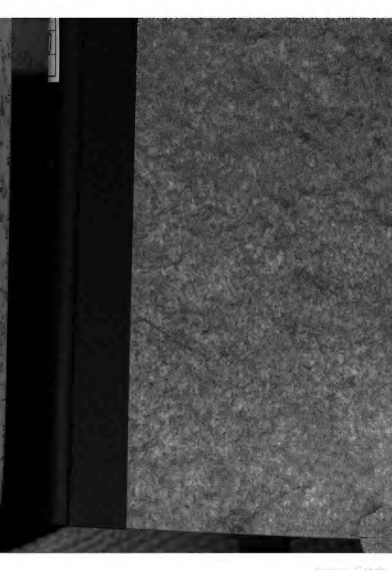
Gebrüder Scheitlin.

Digitized by Google

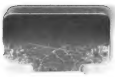


Digitized by Google





Paed. pr. 1700-1861



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Seinem lieben Max

zum

Andenken gewidmet

von

Eduard Gerhauser
Diakon

<36639869320014

<36639869320014

Bayer. Staatsbibliothek

Der erste Fischer.

Als Christ bei der Hand einmal genommen
Ein Kindlein, klein, mutwillig und zum Scherz
Verkehrt war, — da gab er zu vernehmen,
Was uns zu unserm Heil allein vermöchte:
Dass, wer zu sein eigen Herrn will kommen,
Ein Kindlein zu werden nimmer darf verschmähen;
Denn, wer sich blind vom Verstand lässt leiten,
Wird mit den Blinden nie in die Grube gleiten.

Paed. pr. 1700-1861
7

Das Feldkreuz

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Unter Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden

herausgegeben

von

Isabella Braun.

Mit sechs fein kolorirten Bildern

nach Original-Zeichnungen von Emil Döpler, Franz Kolb und Julius Nörr.

Jahrgang 1861.

Stuttgart.

Gebrüder Scheitlin.

BIBLIOTHECA
REGIA

Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Quellwasser. (Natur und Gnade.) Gedicht von Isabella Braun	1
Aus der fröhlichen Knabenzeit. Erzählung von Th. Messerer	6
Richte nicht! Gedicht von Oscar von Redwitz	19
Haiti. Der Amazonenstrom. Von Ney	21
Der Oktober im Isarwinkel. Von A. Forsteneichner	39
Anekdoten	48
Die Rache des Todten. Erzählung von Theodor West	49
Lied. Von Emanuel Geibel	69
Die Zauberlaterne. Von Dr. Francis Place	70
Die Berufung des heil. Vincenz von Paul. Gedicht von Dr. Friedrich Beck	72
Friedhofs Weihnacht. Von Isabella Braun	77
Die Christnacht. Gedicht von Karl Samberger	79
Der Hase im Mond	80
Tannen und Birken. Gedicht von Karl Samberger	81
Herzogin Maria von Bayern, Erzherzogin zu Oesterreich. Lebensbild einer christlichen Fürstin. Von F. Arand	82
Aus dem Leben eines Ansiedlers. Von Theodor West	97
An der Ostsee. Gedicht von Emanuel Geibel	102
Der Wildheuer. Von Gustav Tobler	103
Die Tausendkünstler. Gedicht von Dr. Sassenreuter	111
Die Zauberlaterne. Von Dr. Francis Place (Schluß.)	113
Treu und furchtlos. Gedicht von L. v. K.	119
Die goldene Hochzeit. Erzählung von W. Herchenbach	121
Altfranzösisch	127
Die Elendkapelle zu Embach. Von A. J. Hammerle	128
Der Blumen Weise. Gedicht von Katharina Diez	130
Der Theestrauch und sein Vaterland. Von Ney	141
Weihnacht. Ostern. Pfingsten. Gedichte von Franz Pocci	143
Anekdote	144
Herzogin Maria von Bayern, Erzherzogin zu Oesterreich. Lebensbild einer christlichen Fürstin. Von F. Arand (Forts.)	145
Schatten und Licht. Von Katharina Diez	157
Der Flößer. Von Gustav Tobler	182

Seite

Aus dem Leben eines Künstlers 189
Kindestreue und Elfenhilfe. Ein Waldmärchen von Isabella Braun . . . 193
Eine Bärenjagd. Aus der Erinnerung eines alten Jägers. Nach dem Französischen 217
Kinderwelt. Gedicht von Dr. Johann Nepomuk Vogl 224
Der Büschelfrauentag. Von Forsteneichner 225
Erinnerungen aus Texas. Silberne Kugeln. Von Th. West 233
Louise von Marillac. Frei nach dem Französischen der Eugenie Foa bearbeitet von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern 241
Herzogin Maria von Bayern, Erzherzogin zu Oesterreich. Lebensbild einer christlichen Fürstin. Von F. Arand (Schluß.) 256
Aus dem Leben des heil. Vincenz von Paul. Gedicht von Dr. Friedrich Beck . 273
Der Alchymist. Der Geburtstag. Erzählungen von L. Dyckhof 283
Kathy. Erzählung von C. Salesius 289
Wenzels Jugendschicksale. Erzählung von Isabella Braun 304
Caspar Joseph Mezzofanti, geb. 1774 zu Bologna, gest. 1849 zu Rom Eine biographische Skizze von Rey 337
Der Magister. Schwank in einem Acte. Von Theodor v. Juama 356
Aus dem Leben des heil. Vincenz von Paul. Gedicht von Dr. Friedrich Beck . 364
Das dioptrische Mikroskop. Von Dr. Francis Place 370
Aus Texas. II. Von Theodor West 377
Vertrauen. Aus dem Englischen des Charles Boner, übersetzt von O. L. Heubner 383
Herr Cantor und Chorregent Leberlein. Erzählung von Franz Bonn . . . 385
Aus dem Leben des heil. Vincenz von Paul. Gedicht von Dr. Friedrich Beck . 399
Erinnerung an die Heimath. Erzählung von C. Salesius. 406
Nepomuk der Gymnasiast. Gedicht von Dr. Saffenreuter 425
Das Osterläuten im Oberengadin. Von Theodor Schwyzer 428
Mit Gott. Gedicht von Fr. Güll 431
Ave Maria. Gedicht von Franz Bonn 431
Silbenräthsel. Von Clara Jäger 432
Aus der fröhlichen Knabenzeit. Erzählung von Th. Messerer 433
Reinbot von Durne, ein altbayerischer Dichter und sein Epos St. Georg. Von Dr. H. Holland 455
Die Eröffnung des St. Johannes-Spitales zu Salzburg. Eine geschichtliche Volkssage. Von A. F. Hammerle 462
Columbus. Gedicht aus dem Englischen des Charles Boner, übersetzt von Friederich Bodenstedt 464
Ein Tag aus dem Leben einer armen Familie. Eine wahre Geschichte, erzählt von M. Bach 466
Das Botenhänschen. Erzählung 475
Der Schlosser von Düsseldorf. Gedicht von Elisabeth Grube, geb. Diez . . 479
Sprichwörter 480
Herbst. Gedicht von Emanuel Geibel 481
Erinnerung an die Heimath. Von C. Salesius 482
Jugend und Ruinen. Gedicht von Anna Benedikt 504
Das Schiff der Wüste. Ein Bild aus der Sahara von Ch. Rey. 505
Gedichte. Von Johannes Schrott 524

Seite

Reichenau im Kanton Graubünden. Von Theodor Schwyzer 524
Ein Meer ist dieser Erdenstern. Gedicht aus dem Englischen des Charles Boner, übersetzt von Henriette Ottenheimer 527
Räthselsprüche der Esthen 528
Esthnische Sprichwörter 528
Das Feldkreuz. Von A. Forsteneichner 529
Der Rangstreit der Thiere. Gedicht von Dr. Saffenreuter 547
Sterbe-wahr. Eine Jugenderinnerung von Isabella Braun. 550
Katharina von Aragonien, die verstoßene Gemahlin Heinrichs VIII. von England. Von Hermann Geiger 560
Sankt Julian. Gedicht von J. Wankmüller 569
Endlich und unendlich. Gedicht von Anna Benedikt 570

Inhalts-Verzeichniß

nach den Schriftstellern.

Alexandra, k. Prinzessin von Bayern, S. 241.
F. Arand, S. 82. 145. 256.
M. Bach, S. 466.
Dr. Friedrich Beck, S. 72. 273. 364. 399.
Anna Benedikt, S. 504. 570.
Friedrich Bodenstedt, S. 464.
Charles Boner, S. 383. 464. 527.
Franz Bonn, S. 385. 431.
Isabella Braun, S. 1. 77. 193. 304.
Katharina Diez, S. 130. 157.
L. Dyckhof, S. 283. 286.
Forsteneichner, S. 39. 225. 529.
Emanuel Geibel, S. 69. 102. 481.
Hermann Geiger, S. 560.
Elisabeth Grube, geb. Diez, S. 479.
Fr. Güll, S. 431.
A. F. Hammerle, S. 128. 462.
W. Herchenbach, S. 121.
O. L. Heubner, S. 383.
Dr. H. Holland, S. 455.
Clara Jäger, S. 432.
Theodor v. Inama, S. 356.
L. v. K., S. 119.
Th. Messerer, S. 6. 433.
Rey, S. 21. 131. 337. 505.
Henriette Ottenheimer, S. 527.
Dr. Francis Place, S. 70. 113. 370.
Franz Pocci, S. 143.
Oscar v. Redwitz, S. 19.
Dr. Saffenreuter, S. 111. 425.
C. Salesius, S. 289. 406. 482.
Karl Samberger, S. 79. 81.
Johannes Schrott, S. 524.
Theodor Schwyzer, S. 428. 524.
Gustav Tobler, S. 103. 182.
Nepomuk Vogl, S. 224.
J. Wankmüller, S. 569.
Theodor West, S. 49. 97. 233. 377.

Digitized by Google

Quellwasser

Quellwasser.

(Natur und Gnade.)

Von Isabella Braun.

I.

Es rauscht im Bergesschoose,
Es murmelt durch einand
Und stürzet mit Getose
Hinab die Felsenwand.
Viel tausend Wassertropfen
Erheben ihr Gebraus
Und an den Fels sie klopfen,
Sie wollen all' hinaus!

Hinaus zum goldnen Lichte
Hinaus zum Farbenschein!
Im Sonnenangesichte
Zu halten ihren Reih'n.
Hinaus, wo Blumen sprießen
An grünem Wiesenhang,
Hinaus, um dort zu fließen
Bei hellem Vogelsang.

Da tritt aus seinem Zwinger
Des Berges Geist hervor
Und klopft mit seinem Finger
Nun an das Felsenthor.
Horch, wie auf dieses Zeichen
Die Mauer bebt und kracht!
Doch eh' die Riegel weichen
Spricht noch der Geist: „Habt Acht!"

„Nun wohl, so zieht von dannen
Hinaus in alle Welt!
Ich will euch nimmer bannen
In dieses stille Zelt.
Doch nicht zu lust'ger Weise
Entlaß ich euch von hier;
Ihr sollt auf eurer Reise
Ein Werk vollbringen mir.

Zu Dienste sollt ihr stehen
Den Menschen nun fortan,
Mit meinem Segen gehen
Auf eurer Wanderbahn.
Doch Fluch dem, der entrinnen
Will solchem Machtgebot;
Er soll im Sand verrinnen
In Elend, Schmach und Tod.“ —

Der Geist hat es gesprochen,
Die Wasser rauschen all!
Da ist der Fels gebrochen
Mit einem Donnerschall!
Und durch den Spalt der Wände
Strömt in christaller Pracht,
Sich drängend ohne Ende
Der Quell bei Tag und Nacht.

II.

Dem Jüngling gleich voll eignem Kraftvertrauen,
Fließt munter hin der Quell durch grüne Auen;
Und wo er findet einen Reisgesellen
Muß der sich ein zum engen Bunde stellen.
Zum Bache ist der kleine Quell gediehen;
Wird er sein Werk, wie er gesollt, vollziehen?

Dort neigen Blumen dürstend sich hernieder,
Schon halb verwelkt, erfrischt der Born sie wieder;
Hier eilt ein glühend Kind zu seinem Wasser,
Es trinkt im Durst und wird im Tode blasser.

Dort treibt der Bach das Mühlenrad im Kreise;
Schau nur, wie übermüthig seine Weise!
Ei ja, es gilt zu rauschen keck und wacker,
Zermalmen muß er alles Korn vom Acker.
Doch weh! nun ist er schäumend ausgetreten,
Nicht ist vor ihm die junge Saat zu retten!

Jetzt strömt er reißend durch den See, den stillen,
Der Bahn zu folgen keck nach eignem Willen.
Ein Nachen tanzt auf ihm mit leichten Sprüngen
Und draus erschallt ein Jubel und ein Singen.
Doch halt! der Wirbel legt ihn auf die Seite,
Die frohen Sänger sind des Wassers Beute!
Das Bächlein nimmt mit sich die blassen Leichen,
Sind sie vielleicht sein stolzes Siegerzeichen?

Horch! wie ſo dumpf des Himmels Wetter rollen!
Zum Strome iſt das Bächlein angeſchwollen.
Es wirft die Wogen an des Hauſes Wände,
Es kracht! — ein Schrei! es ringen ſich die Hände!
Die Balken ſchwimmen in des Stromes Mitten
In ſeinem Dienſt zum Baue zugeſchnitten.

Naturgeiſt, iſt nicht ſtärker all' dein Segen,
Den du dem Quelle gabſt auf ſeinen Wegen?
Vermagſt du nicht zu ſchlichten ſolchen Streit,
In Einer Kraft zu Gut und Bös geneigt?
Wo aber thront die Macht, die ſolches kann
Mit ihrem wunderbaren Segensbann?

III.

Inmitten grüner Auen
Ein friedlich Dörflein liegt,
Beim ſpäten Abendgrauen
Vom Bache eingewiegt;
Bei früher Morgenſtunde
Vom Rauſchen aufgeweckt,
So recht im kühlen Grunde
In üpp'gem Grün verſteckt.

Ein Wartthurm heil'ger Zinnen
Mit ſeinem ew'gen Licht,
Die Kirche ſteht darinnen
Mit freundlichem Geſicht.
Sie ladet ihre Kinder
Im Dorfe, Groß und Klein,
Ja ſelbſt die armen Sünder
Mit frommen Glocken ein.

Und alle Samſtag-Morgen,
Geht früh der Miniſtrant,
Den Kirchenkrug verborgen,
Hinaus im Chorgewand,
Taucht ihn zum Grunde nieder
Und zieht ihn ſtill heraus,
Und trägt den vollen wieder
Hinein in's Gotteshaus.

Der Prieſter ſpricht den Segen
Darob, nach altem Brauch,
Die Hände drauf zu legen,
Berührend mit dem Hauch:

Daß Gottes heil'ge Weihe
Belebe dieſen Quell,
Und mache ſtets auf's Neue
Durch ihn die Seele hell.

Weihbrunnen iſt geheißen
Nun dieſe heil'ge Fluth.
Mein ſchwaches Lied ſoll preiſen
Dich voller Liebesglut.
Mit Deinen heil'gen Tropfen
Benetz ich Stirn und Mund,
Da wird das heiße Klopfen
Des Herzens auch geſund!

IV.

Die Luft ertönt von frohem Glockenklange
Zu eines Kindleins erſtem Kirchengange.
Weihbrunnen netzt ihm Stirne, Haupt und Nacken
Und abgewaſchen ſind der Sünde Schlacken.
O Kind, du ſtehſt im weiten Erdenrund
Durch dieſe Tropfen in der Chriſten Bund! —

Vor ihrer Kinder ſüßer Schlummerſtätte
Die Mutter kniet in brünſtigem Gebete,
Und wie ſie ſegnend flüſtert nun das Amen
Sprengt ſie den Weihbronn aus in Jeſu Namen;
Die Tropfen halten auf der Stirn die Wacht,
Und Engel decken ſie die ganze Nacht.

Im Felde wogen ſchon der Aehren Spitzen;
Wird Gottes Huld den Erntеſegen ſchützen?
Der Prieſter zieht hinaus, das Kreuz erhoben,
Die Beter folgen, ſchauend fromm nach Oben;
O neigt das Haupt, ihr Halme in der Reih,
Empfangt der Tropfen heil'ge Gottesweih!

Horch! wie ſo feſtlich heut' die Glocken klingen!
Und wie ſo froh die frohen Menſchen ſingen.
Ein bräutlich Paar ſteht hoffend am Altare,
Im Ring zu einen ihres Lebens Jahre;
Des Prieſters Segen ſchwimmt im heil'gen Quell,
Wie Diamanten glänzt er wunderhell.

Am Kirchenthore ſteht mit ihrem Stabe
Ein armes, altes Weib, ſchon nah dem Grabe.
Sie tunkt den Finger zitternd in den Bronnen
Erneut den Segen, den auch ſie gewonnen

Und stärket sich, das Herz ist ihr so bang! —
Mit diesem Tropfen zu dem letzten Gang. —

Zum Allerseelenfeste zieht die Menge
Und aus der Kirche schallen Trauerklänge,
Ein Jeder bringt der Blumen Liebesspende,
Taucht in den heil'gen Bronnen seine Hände
Und legt die Tropfen flüsternd nun dazu:
„Herr, gib dem Schläfer seine ew'ge Ruh!"

Geweihter Born, o sei uns froh gegrüßet,
Der uns des Lebens Anbeginn versüßet,
Der uns begleitet stets auf allen Wegen
Mit einem reichen, vollen Gottessegen,
Und der im Tode noch beim stillen Schluß
Uns reicht voll Liebe einen Scheidegruß. —

V.

Mein Bild der raschen Quelle,
Des Kindes der Natur,
Die in der gleichen Welle
Trägt gut', und böse Spur,
Und die durch Gottes Segen
Wird unsrer Seele Schild:
Du bist auf allen Wegen
Uns noch ein mahnend Bild.

Du lehrst: Natur und Gnade
Uns innig zu versteh'n,
Und auf dem Erdenpfade
Nach Gottes Weihe seh'n.
Du lehrst uns mißtrauen
Der eignen, schwachen Kraft
Die möchte Gutes bauen
Und oftmals Böses schafft.

Ein Gott geweihter Brunnen
Sei unsers Herzens Trieb,
Von ew'gen Gnadensonnen
Durchstrahlet voller Lieb;
Dann wird ihn nicht bethören
Des Hochmuths Wellenschlag
Wird frevelnd nicht zerstören
Der Demuth stillen Hag.

Dann wird bei jedem Werke
Der rechte Segen sein,
Uns geben Muth und Stärke,
Selbst in der Leidenspein;

Dann wird die Zeit hinieden
Ein tiefer, stiller See,
Voll ew'gem Gottesfrieden
In ew'ger Gottesnäh. —

Mein Herr! auch diesem Buche
Gib Deines Segens Theil,
Und laß aus jedem Spruche
Entkeimen Nutz' und Heil.
Mit Weihbronn sei begossen
Nun dieses erste Blatt,
Zum Zeichen, daß erschlossen
Sich ihm Dein Segen hat. —

Aus der fröhlichen Knabenzeit. *)

Von Th. Messerer.

Der Webermaxl.

„Aufgepaßt, Ihr da hinten, sonst setzt's was ab!" erinnerte der Schulmeister von Haslbrunn zum zwanzigsten Male und klopfte mit der großen, runden Dose stirnrunzelnd auf den Katheder.

Er hätte es sparen können, sein Klopfen, der alte Kastenmüller, denn da war wieder einmal Hopfen und Malz verloren. Die ganze Schule war wie ausgewechselt und wenn es hinten einen Augenblick stiller wurde, fingen die Vordern um so ärger an, auf seine Langmuth zu sündigen. Das gewisse Wispern und Räuspern an allen Ecken und Enden, das Hin- und Herrutschen, das Scharren mit den Füßen und was dergleichen Mißtöne für Schulmeisterohren mehr sind — das Alles wäre nicht der Rede werth gewesen, insofern nämlich der alte Kastenmüller zum Vortheil der lieben Schuljugend nicht unerheblich an Taubheit litt. Wenn er also heute so rücksichtslos mit seiner Dose verfuhr, mußte er stärkere Gründe zur Unzufriedenheit haben und die hatte er denn auch.

Die Buben schnitten grausame Grimassen, ein Lachen zu verschlucken, das seit einer halben Stunde nach einem Ausweg suchte; die Mädchen kicherten in die Schürzen, daß sie ganz roth davon wurden, Alle aber schielten sie nach dem Webermaxl, der in der Strafe war und am Boden kniete. Wenn ich sage kniete, so hat er's freilich damit nicht so genau genommen und

*) Siehe Jahrgang 1860 I. Heft.

daß er in der Strafe war, ist auch nicht der richtige Ausdruck, er schien vielmehr zu seiner und der Andern Belustigung diesen Extraplatz gewählt zu haben.

Ich will Euch den kleinen Wildfang in aller Kürze vorführen. Ein festes, gedrungenes Bürschlein mit blaurothen Backen und großen braunen Augen, aus denen der helle, kecke Muthwille nur so herausjubelte, steckte er außer einem groben Hemde bloß noch in einer ausgefranzten Zwilchhose, die durch einen einzigen alten Träger festgehalten wurde. Die lichtbraunen Haare waren um den ganzen Kopf kurz abgeschoren, was dem Maxl eben so lieb, als unlieb dem Schulmeister gewesen sein soll, dem unter solchen Umständen nichts übrig blieb, als sich an die sehr langen Ohren zu halten.

Ich weiß nicht mehr, um welcher Ursache willen der also Beschriebene aus den Reihen seiner Mitschüler ausgewiesen worden war; wenn wir ihn aber näher beobachten, werden wir finden, daß diese Ausweisung nicht weniger ein Werk der Nothwendigkeit schien, als es unumgänglich ist, ein räudiges Schaf aus dem Schafstall zu sperren. Freilich war im vorliegenden Falle nicht viel gewonnen, im Gegentheil, jetzt ging der Skandal erst recht los.

Der Maxl war von seinem ursprünglichen Straforte allmählig bis vor den Lehrstuhl gerutscht, dessen Vordertheil eine Mauer zwischen ihm und seinem Inhaber bildete. Unter dem Schutze dieser soliden Holzwand, vor der er bequem angelehnt auf den Füßen hockte, ging nun der kleine Missethäter sogleich mit allem Ernste daran, sich vor der gesammten Schule mit seinem Vorrath an Possen und Unsinn zu produziren.

Nachdem er noch sein Gesicht in alle möglichen Falten gelegt, erhob er sich plötzlich auf die Kniee, bog mit dem Oberleib um die Ecke des Lehrpults und strich mit beiden Händen den Tabak zusammen, den der alte Kastenmüller beim Schnupfen freigebig auf den Boden streute. Mit derselben Schwenkung auf seinen Platz zurückkehrend schob er ihn angesichts seiner Zuschauer, die vor heimlichem Lachen ersticken wollten, ganz ernsthaft in die Nase. Die unmittelbare Folge davon war ein starkes und wiederholtes Niesen, was dem Maxl mit allem Ungestüm so arg zusetzte, daß das Getöse davon sogar dem halbtauben Schulmeister vernehmlich wurde. Nachdem sich derselbe versichert, woher dieß sonderbare Geräusch komme, schrieb er es mit einem kurzen Brummen über die unerlaubte Platzveränderung auf Rechnung eines bösen Schnupfens, den sich der Maxl durch's Barfußgehen bei diesem schlechten Wetter geholt.

Wenn der mitleidige Schulmeister nicht auch etwas kurzsichtig gewesen und den Seitenblicken auf die Spur gekommen wäre, die alle diese auf ihre Lehrbücher geneigten Köpfe nach Einer Richtung hin ausschickten, so hätte er wohl unmöglich den milden Ausspruch vernehmen lassen: „Webermaxl, geh jetzt in Deine Bank und führ Dich ordentlich auf!"

Der überraschte Maxl sprang mit beiden Füßen in die Höhe und wollte kreuzfidel seinem Platze zueilen. Da schien er sich aber zu besinnen, daß er

eben doch nicht von einer besonders ehrenvollen Sache herkäme, weßhalb er seine lustigen Augen demüthig auf sein zerflicktes Hemd heftete und mit gemessenen Schritten den kurzen Raum zu seiner Bank zurücklegte. Er wich standhaft all den lachenden Blicken aus, die den seinigen zu begegnen suchten und vertiefte sich unverzüglich in das schon aufgeschlagene Buch. Der plötzliche Eifer erlahmte jedoch bald wieder unter den Rippenstößen seines Banknachbars, eines dickköpfigen Bengels, der mit der Rechten auf diese Weise das Augenmerk unsers Maxl auf sich lenkte, während er den Zeigefinger der Linken an seine Nasenspitze hielt. Das war zu viel! Der Webermaxl kam aus dem Gleichgewicht und versteckte sein gewaltsam losplatzendes Gelächter umsonst hinter einem schlecht nachgemachten Husten. Wie ansteckend solch unzeitige Ausbrüche der Heiterkeit und wie erzürnend für den Lehrer sind, weiß ein Jedes aus uns und wir dürfen uns nicht wundern, wenn dieß Lachen mit mehr oder weniger Variationen wie ein Lauffeuer von Bank zu Bank ging und nur zu bald zu dem Ohre des höchst ergrimmten Schulmeisters drang.

„Habt Ihr denn heut All' miteinand' den Satan im Leib," schalt er, „daß Ihr nicht Eine Minute stillsitzen könnt! Jetzt hab' ich's satt und will wissen, warum Ihr Euch so unsinnig geberdet. Daß Ihr Euren alten Lehrer mit Absicht kränkt, will ich nicht glauben. So lieblos und undankbar sind meine Kinder nicht. Der pure Uebermuth ist's, weiter nichts. Hat's so nur wieder Einer angestiftet, Einer von den ganz Guten da hinten! Wer ist jetzt so aufrichtig, mir die Wahrheit zu sagen? — Nun will mir Keines sagen, wer's gewesen ist?" —

Ein plötzlicher Ernst schien über den versammelten Kindern zu walten. Es herrschte eine lautlose Stille und purpur glühten die Gesichter des Webermaxl und seiner Umgebung.

Da erhob sich langsam unter den Kleinsten ein Mädchen und sagte in aller Unschuld und mit verlegenem Zupfen am Schürzenzipfel: „Ich will's Ihnen schon sagen, Herr Lehrer, wir haben so lachen müssen über den Webermaxl, weil er so viel hat nießen müssen."

„Eine schöne Ursach' das," erwiederte der Schulmeister. „Habt Ihr noch Keinen gesehen, der den Schnupfen hat? Will hoffen, daß die Dummheit ein End' nimmt, hat lang genug gedauert. Bist übrigens ein braves Mädel und lang nicht so hinterhaltig, wie die Andern Alle."

Wir müssen gestehen, daß die Schulkinder dem kleinen Mädchen nicht halb so freundlich gesinnt schienen. Es gab den Meisten einen förmlichen Riß, als sie vorhin aufstand und trotzdem sie in ihrer Einfalt der Aufforderung des Lehrers nachgekommen war, ohne den Webermaxl verrathen zu haben, ging ein feindseliges Murren durch die Reihen. Der Webermaxl selber aber that einen so herzhaften Athemzug, als ob ihm ein recht schwerer Stein vom Herzen fiele. Er stieß seinen verhängnißvollen Nachbar, den Hafner-

peterl, mit einem tüchtigen Ruck drei Schritt vom Leib, ergriff das Lesebüchlein mit beiden Händen und schickte sich mit voller Lernbegierde an, sein Unrecht wieder gut zu machen. Die Andern schienen gleichfalls in sich zu gehen und folgten mit dem Zeigefinger Zeile für Zeile dem je und je alphabetisch aufgerufenen Vorleser.

So ging die Leseübung und mit ihr die letzte halbe Stunde ohne weitere Störung vor sich.

Nach dem Schlußgebete hielt es der Schulmeister für angemessen, vermittelst einer wirksamen Ermahnung auf die vorige garstige Unterbrechung nochmal zurückzukommen. Er führte es den Kindern mit aller Herzlichkeit zu Gemüth, wie jede dem Lernen muthwillig entzogene Minute eine dem Müssiggang zugewendete werde, der aber um so viel sündiger sei, als wir rückwärts gehen, statt voran zu schreiten, verschleudern, wo wir sammeln müßten.

„Müßiggang," — setzte der alte Kastenmüller hinzu und blickte strafend in der Gegend umher, wo der Webermaxl, dessen Bank er sich genähert, seinen Standpunkt hatte, — „Müssiggang" — —

„Hat Gold im Mund!" schrie dieser mit heller Stimme, in voller Hast den Satz des Lehrers ergänzend.

Alle Gesichter heiterten sich wie mit Einem Schlage wieder auf und wenn das Lachen für dießmal nicht durchbrach, so war's nur, weil's am gewohnten Signal fehlte, das in der Regel unser Maxl zu geben pflegte, der vor lauter Verlegenheit über seinen Mißgriff ein erzdummes Gesicht schnitt.

Und wie es so geht, wenn man eine Dummheit verbessern will, daß man dafür in eine ärgere patscht, so stotterte er in der Geschwindigkeit: „Nein, nein! — Morgenstund ist aller Laster Anfang!"

Hier lachte die ganze Schule und der alte Kastenmüller, so gerne er auch bös geworden wäre, stimmte zuletzt selber mit ein, was endlich auch den feuerrothen Maxl bewog, auf seine eigenen Kosten mitzulachen.

„Dir geht heut wieder einmal gar nichts zusammen, Maxl," bemerkte der Schulmeister und schüttelte halb lachend, halb unwillig den Kopf.

Da flog ein schalkhafter Zug über Maxl's Gesicht und mit angenommener Einfalt sagte er: „Mir ist halt doch schon was z'samm'gangen heut, in aller Früh schon — d'Milch vom klein' Kind!"

Lachen über Lachen schallte durch die alte Schulstube und aus den guten runzligen Zügen des ergrauten Schulmeisters schimmerte es nicht weniger froh, als aus den hellen offenen Kindermienen rings um ihn. Er setzte mehrmals an, eh' seine Stimme den heillosen Lärm zu übertönen vermochte.

„Ist das ein muthwilliges Volk," sagte er, „stecken mich selber noch an! Macht, daß Ihr heimkommt und seid Morgen vernünftiger, sonst geht's aus einem andern Ton!"

Damit blickte der alte Kastenmüller der ungestüm herausdrängenden muth-

willigen Kinderschaar so vergnügt und wunderfreundlich nach, als ob sie ihm so eben die allergrößte Freude gemacht. Hatte er doch selbst ein kindlich heiteres Gemüth bewahrt bis in seine alten Tage hinein und wußte wie Muthwill und frommer Ernst, jubelnder Leichtsinn und redlicher Eifer in einer Kinderseele wechseln und wie dem glücklichen, freudesprudelnden Kindesalter manche Schelmerei und mancher fröhliche Seitensprung zu Gute zu halten ist, wenn nur das Maaß nicht überschritten und bei Zeiten wieder eingelenkt wird. Der helle lebendige Kindersinn sträubt sich je zuweilen, seine Bahn so gemessen zu wandeln, wie der Ernst des Lebens uns später ganz von selber lehrt. —

Mit lautem Tumult strömten die fröhlichen Haufen aus dem Schulhause in's Freie, wo sie nach allen Richtungen auseinanderstoben. Nur ein Häuflein, meist Buben, wollte sich nicht zerstreuen und als ein in der Mitte befindliches Mädchen, das sie arg in die Enge trieben, sich mit Gewalt Bahn brechen wollte, umringten sie es immer wieder von Neuem und Zankworte schallten von Mund zu Mund. Es war das kleine Mädchen, das vorhin auf die Frage des Lehrers eine so harmlose und für den Maxl so unschädliche Auskunft gegeben. Die Bewegungen der aufgebrachten Buben wurden immer drohender und bereits hatte einer von den Größern ihre langen Zöpfe gefaßt, während ein Anderer mit der Federbüchse ihr ganz nahe vor den Augen hin- und herfuchtelte, was die arme bedrängte Kleine in die höchste Angst versetzte. Zitternd hielt sie die eine Hand vor's Gesicht, mit der andern versuchte sie, die Zöpfe aus der Gewalt ihres Verfolgers zu ziehen; da nahte mit Riesenschritten ein Retter in dieser Noth. Es war der Webermaxl, der mit donnernder Stimme rief: „Schamt's enk a bissel! Buben wollt's sein und gebt's enk mit so was ab — pfui tausend, laßt's enk net auslachen!"

„Was braucht sie's dem Schulmeister aufzustechen, das leiden wir nicht!" schrie der Hafnerpeterl und blies die dicken Backen noch dicker auf.

„Was hat sie denn aufg'stochen, das müßt doch ich am besten g'spürt haben. Gleich laßt sie geh'n, oder i komm enk anders — All' miteinand fürcht i enk net!"

Und der Maxl setzte sich in Positur, indem er den Fuß vorstreckte und sich des linken Ellbogens als eines Schildes zu bedienen beabsichtigte, während er mit der Rechten, die mit einem massiven Lineale bewaffnet war, weitausholte.

So schien er einen Angriff zu erwarten, der indeß nicht erfolgte. Die Buben hatten einestheils den Maxl viel zu gerne und waren sich ihres Unrechts zu sehr bewußt, um mit ihm so einer Kleinigkeit wegen anzubinden, anderntheils wurmte es sie doch, daß er ihren Neckereien gegen das Mädchen Einhalt gethan.

Sie gingen brummend ihrer Wege, aber sie gingen doch. Der Webermaxl warf noch einen herausfordernden Blick rings herum, winkte dem Mädchen und schritt als respektabler Beschützer neben ihr her.

„Dießmal bin ich recht 'kommen, Viktorl, sonst hätten's Dir Deine Zöpf' leicht gar aus'grissen," sagte er gutmüthig. „Warum mußt Dir auch allemal den Schnabel verbrennen, wenn der Schulmeister um so'was fragt. Die Andern sagen ja auch nichts."

„Wenn aber der Herr Lehrer fragt, muß man's ihm doch sagen, das gehört sich ja," meinte die gewissenhafte Viktorl.

„Recht hast schon, Viktorl, aber eine Zusammenhaltung muß halt auch sein in der Schule. Der Schulmeister hört und sieht so Manches net, was, wenn's aufkommt, ihm Verdruß macht und uns halt auch."

„Wenn Jedes ruhig wär' und brav lernen thät," entgegnete die Viktorl, „so dürft' der Schulmeister Alles wissen."

„Ja, Viktorl, Jedes kann's halt net so aushalten. Mich juckts oft, daß ich bersten möcht'. Zum Sitzen hab ich kein G'schick und erst wenn's bei der Thür 'nausgeht, wird's mir pudelwohl."

„Lernst also net gern?"

„Recht gern soweit, Viktorl, aber net im Sitzen, ich wär' alleweil lieber in der Höh'" —

„Jerum," unterbrach er sich plötzlich mit lautem Jubel und schüttelte einen vorwitzigen Schneeflocken von der Nase, „jetzt schneibts gar schon! Juchhe!"

Und die ersten herabwirbelnden Novemberflocken mit Gesicht und Händen auffangend, fing der Webermaxl zu singen an:

„Wer in' Himmi will kemma,
Muß Handschuh mitnehma,
Denn im Himmi ist's kalt,
Weil der Schee 'runterfallt" —

und verschwand mit einem lustigen Sprung durch die nächste Hüttenthüre.

Die Viktorl lachte ihm nach und hatte bald darauf auch ihre Wohnung erreicht. —

* * *

„Bist da, Unkraut!" rief's dem Maxl aus dem alten klappernden Webstuhl in der Stube entgegen. „Setz Dich nur gleich an's Spulradl und mach', daß was vorangeht!"

„Na, Vater," sagte die Mutter, die gerade dem dicken Hanserl in der Wiege den letzten faustgroßen Schnuller in's Mäulchen stopfte, „mir muß er z'erst Semmelbröseln aufreiben, das geht vor Allem."

„Ja wohl," bestätigte der Maxl, der bereits einen abscheulich schiefen Blick auf's Spulrädchen und den leeren Korb daneben geworfen, „der Hanserl will sei' Sach, sonst rebellt er."

Dieser Grund mußte auch dem Vater einleuchten, weil weiter keine Einsprache erfolgte. So schleuderte denn der Maxl den Schulsack bei Seite, zog

einen ellenlangen Schnullerwecken aus der Tischschublade und langte geschäftig das Reibeisen vom Nagel. Dann rutschte er einen Schemel vor den Tisch, stieg darauf und rieb aus Leibeskräften d'rauf los. Gelegentlich schob er auch ein abgefallenes Bröckerl in den Mund und strich inzwischen die umhergestreuten Brösel fleißig zusammen. Je kleiner der Schnullerwecken wurde, desto stürmischer fing der Maxl zu reiben an, und als er damit fertig war und das ziemlich groß gelassene Endspitzerl zwischen den Zähnen hatte, holte er ein ganzes Päckchen frischgewaschener Schnullerläppchen vom Fensterbrett, legte sie der Reihe nach rings um den Bröselhaufen und that eine tüchtige Hand voll davon auf jeden Fleck. Nachdem er so die Brösel richtig vertheilt und die verschiedenen Häufchen nochmal durchgemustert, ob sie auch alle gleich groß seien, ging er um einen Spulen und knüpfte jedes Läppchen mit einem Endchen Garn geschickt zu einem richtigen Schnuller. So hatte er in Kürze anderthalb Dutzend dieser Beschwichtigungsmittel frabrizirt, die er nun sämmtlich wie einen Blumenstrauß zusammenfaßte und der Mutter in die anstoßende Küche brachte.

Die Mutter war eben beim Muskochen. Sie nahm ihm die Schnuller ab, gab ihm dafür den Pfannenstiel in die eine, den Kochlöffel in die andere Hand und befahl, immer schön langsam umzurühren, damit das Mus nicht anbrenne, dann dürfe er's auch dem Hanserl geben und die Rahmerl essen. Wenn unser Maxl nur nicht zu spulen, d. h. nicht zu sitzen brauchte, dann war ihm Alles recht und lieb. Er rührte und rührte also geduldig fort, leckte wohl auch den Kochlöffel hie und da vorsichtig ab und schüttete endlich auf Geheiß der Mutter das fertige Mus in den bereitgestellten Teller. Während es da verkühlte, kratzte er die Rahmerl sauber aus der Pfanne und ließ sich dieselben köstlich schmecken. Dann trug er den vollen Teller in die Stube und strich mit Schnuller und Löffelchen, nebst dem gehörigen Blasen und Verkosten, dem hungrigen Kleinen die ganze Mahlzeit hinein, wobei er ihn freilich erbärmlich verschmierte. Die Mutter, die unterdessen auf dem Nudelbrett hanthirte, war bei ihrer vielen Arbeit nur froh, wenn sie für einen Augenblick Ruhe hatte und ließ die Zwei nach Belieben wirthschaften.

Der Maxl stellte sich übrigens gar nicht so dumm. Als das Mus verzehrt war, nahm er ein übriges Schnullerfleckchen, tauchte es draußen in's Wasser und säuberte dem Hanserl, so gut es anging, das versudelte Gesichtchen damit. Der Kleine war so vollgestopft, daß er Alles mit sich geschehen ließ und nur von Zeit zu Zeit ein behagliches „Brrr" ausstieß. Jetzt zog der Maxl noch eine Windel unten aus dem Kindskorb, legte sie dreieckig zusammen und breitete sie lose über seinem Köpfchen hin, um ihm vor den Fliegen Ruh zu verschaffen. In diesem Halbdunkel ließ der Hanserl unwillkürlich seine Aeuglein zufallen und lag augenblicklich in einem festen Schlaf,

zur großen Befriedigung der Mutter und zu einigem Leidwesen des Maxl, weil er der fatalen Spulerei nun nicht länger ausweichen konnte.

Mit einem langgezogenen Seufzer stieß er den Schemel mit dem Fuße wieder auf den rechten Platz, zog das verhängnißvolle Rädchen näher und begann mit einem bitterlichen Gesichte die ersten Spulen abzuhaspeln. Da ging zu allgemeinem Erstaunen die Stubenthüre auf und die dicke Person des Gemeindevorstehers wurde sichtbar. Sogleich gerieth das Spuhlrad wieder in Stillstand, sogar der Webstuhl hörte auf zu klappern und der Nudelwalker versagte der Mutter seine Dienste — nicht etwa, weil eine solche Erscheinung in der Weberstube so ungewohnt gewesen wäre, sondern einzig und allein, weil sie am hellen Werktag im „guten" Rock steckte. Da mußte ganz was Absonderliches dahinter sein, wie sich denn auch alsbald zeigte.

„Was ist's denn, Laut," — hub der Vorsteher in einem ungewöhnlich nachdrucksvollen und so lauten Tone an, daß jeder Andere als der Hauserl davon wach geworden wäre, — „nächste Woche wird's fünfundzwanzig Jahr, daß der Schulmeister bei uns in Haslbrunn ist und da hab ich mir denkt, es wäre so unrecht net, wenn wir z'samm'helfeten und thäten ihm ein Präsent machen, ein ordentlich's aber. Wenn Jedes im Ort eine Kleinigkeit leistet, macht's bald was aus und der Kastenmüller hat's hundertmal verdient, das ist gar kei' Frag. Also! Wollt's was thun oder könnt's was thun?" —

Der Weber kratzte verlegen hinter den Ohren, die Weberin betrachtete gedankenvoll ihren Nudelfleck — nur der Maxl schien mit der Sache einverstanden und schaute ganz vergnügt darein. Endlich beantwortete der Vater die bedenkliche Frage durch eine andere: „Ja was für ein Präsent wird denn eigentlich g'macht und wer hat die Sach' über sich?"

„Die hab ich über mich genommen," sagte der Vorsteher wichtig, „weil sich der Herr Pfarrer wegen seiner Krankheit um nichts annehmen kann, und das Präsent, das ist a Geigen. Der Kastenmüller ist so ein g'spassiger Mensch. Ein neuer Rock oder ein kommoder Großvaterstuhl, mit kurze Wort, was Richtig's, damit thät' man's bei ihm net wohl treffen, das weiß gar ein Jedes — und warum? — weil er so auf's Musikmachen versessen ist. Das ist ihm lieber als Alles und wenn der nun Orgelspielen oder geigen kann, so ist er selig. Da ist mir eing'fallen, daß sei' Geigen schon miserabel schlecht ist und daß ihn eine neue gewiß unsinnig freu'n thät. Für mich allein ist mir aber d'Ausgab z'groß und so halt' ich halt überall an, wo Kinder sind und denk mir, a g'ringe Beisteuer thut Keinem z'weh. Einkaufen thut's der Herr Landarzt, der versteht's besser, damit's doch recht ausfallt. Nachher putzen wir 's Schulhäusl noch mit Taxen 'raus, d'Kinder müssen was singen und d'Festivität ist fertig."

Der Maxl war während dieser Rede mäuschenstill auf den Tisch gestiegen, hatte mit der Hand hinter den Spiegel gelangt und eine kleine staubige Zipfel-

haube hervorgezogen, die wie ein Geldbeutel mit einem Strickchen zusammengebunden war. Er steckte sie schmunzelnd in den Sack, stieg geräuschlos herunter und setzte sich wieder an seinen Platz.

Der Vater war jetzt auch aus seinem Webstuhl herausgekommen, hatte sich zweimal stark geräuspert und endlich gesagt: „Das Ding ist gar net einmal so übel, Vorsteher, und ich wär' gleich dabei, aber da hat's an Faden und des an langen! Bei uns ist nämlich der Schmalhans Kuchelmeister und der Maxl hat noch kein Schuh zum Anzieh'n, wo sich der Winter bereits schon ang'meld't hat" — —

„Ja, wenn's nur sein könnt', ich thät schon gar z'gerne was dazu", fiel die Weberin ein, „grad mit unserm Buben hat der Schulmeister die ärgst' Schererei. Das ist schon so ein unbändiger Wechselbalg und zum Lernen gar net z'brauchen. Der allein zieht dem Kastenmüller d'Haut ab, da braucht er gar kein' Andern dazu."

Da sprang der Maxl frisch in die Höhe, zog die Zipfelhaube aus der Tasche, schüttelte sie, und siehe da, es klingelte hell und lieblich daraus hervor in die Ohren aller Anwesenden.

„Gelt's, die scheppert?" sagte er, löste den Strick auf und schüttete den Inhalt mit fröhlichem Gesichte auf den Tisch. Es waren lauter Groschen, gewiß fünfzig Stück.

„So viel hast schon bei'nand'?" rief der Vater überrascht.

„Ja, kann's möglich sein?" meinte die Mutter.

„Woher hat er denn das Geld, der Maxl?" fragte der Vorsteher.

„Von der Steffelbäurin," antwortete der Maxl, „die führ' ich, seit sie nichts mehr sieht, alle Tag in d'Frühmeß und dafür gibt's mir alle Wochen ein' Groschen. Den hab ich mir g'spart und wenn mir der Vater neue Bundschuh hätt' machen lassen, hätt' ich den Schuster verstohlens 'zahlt. Jetzt kriegt's aber der Schulmeister!"

Damit warf er die Groschen lustig durcheinander, patschte mit den Händen darauf und füllte sie wieder in seine Zipfelhaube, die somit die Einnahme eines Jahres und zugleich den ganzen Reichthum des Webermaxl in sich faßte.

Der Weber und die Weberin schauten freundlich auf den kleinen Buben, der, wie sie gewiß Beide dachten, bei aller Schlingelei doch ein so guter Bub sei, dem Vorsteher aber wurde es ziemlich weich um's Herz.

„Behalt Dein Geld, Maxl," sagte er gutmüthig, „wir kriegen d'Geigen deßwegen doch."

„Wär ja recht!" schrie der Maxl, band die Zipfelhaube hastig wieder zu und nöthigte sie dem Vorsteher auf. „Wenn der Schulmeister a Geigen kriegt, so muß wenigstens der Fiedelbogen vom Maxl sein und Taxen hol ich an ganzen Haufen und bis auf's Dach kraxl' ich und steck' Buschen die aller-

größten 'nauf. Aber kauft's ja a Geigen, die schön geht, daß der Kastenmüller gern d'rauf spielt!"

„Aufrichtig g'sagt, Maxl," erwiederte der Vorsteher, „Dein Geld g'freut mich noch am meisten und sammt der Zipfelhauben nehm' ich's mit. Am Sonntag kannst d'Geigen bei mir anschauen und das Weitere wird auch ausg'macht. Jetzt b'hüt enk Gott bei'nand und g'segnete Mahlzeit!" —

Eine Viertelstunde später standen die aufgeschmalzenen Wassernudeln dampfend auf dem Tische und obschon sie zu den Leibspeisen Maxel's gehörten, mußten sie ihm doch nie zuvor so gut vorgekommen sein. Er hatte sein Tischgebet dießmal noch schneller als sonst gesprochen und schon ein barbarisches Loch in die aufgethürmte Schüssel gegraben, bevor noch der Vater den blechernen Löffel aus der Schublade genommen und die Mutter nur recht zum Sitzen gekommen war.

„G'segn' Dir's der liebe Gott, Maxl," sagte diese, „schmecken thut's Dir prächtig!"

* * *

Der Jubeltag des alten Kastenmüller war angebrochen. Am frühsten Morgen, als kaum noch die Sonne über Haslbrunn aufgegangen und nicht ohne Kampf durch den kalten Herbstnebel gedrungen war, um mit freundlichem Glanze die großen und kleinen Gehöfte zu beleuchten, trat der Webermaxl schon leicht und frisch aus seinem Häuschen. Er war heute vollständig angezogen und Alles an ihm, von den lustigen Augen bis zu den beschuhten Füßen, hatte einen festlichen, fröhlichen Anstrich. Eilfertig schritt er auf Viktorl's Behausung zu und wollte gerade an's Fenster klopfen, als die Thüre rasch geöffnet wurde und das kleine Mädchen, gleichfalls in seinem größten Staat, herauskam.

„Grüß Dich Gott, Maxl, ich wart schon leicht eine Viertelstund auf Dich," sagte sie, während sie sogleich Beide mit großen Schritten dem Schulhaus zugingen.

„Schad't nichts, Viktorl," erwiederte der Maxl, „der Hanserl hat mich so verhalten."

„Jetzt mach' aber und heb d'Füß auf, daß wir die Letzten net sind!"

„Ist der Schulmeister richtig fort?" fragte die kleine Viktorl fast außer Athem. Sie konnte dem flinken Maxl, der immer schneller ausschritt und zuletzt in ein wahres Wettrennen überging, kaum mehr nachkommen.

„Ja," erwiederte er und seine Zunge schien nicht weniger beweglich worden zu sein als seine Beine, „der Herr Benefiziat von Kleinhausen hat ihn gestern schon abg'holt und hat ihm was weis g'macht, weiß selber net was, und das hat er ihm Wort für Wort 'glaubt und so ist er mit und vor achti laßt er'n net fort, der Herr Benefiziat. Da wird's alleweil halb neuni, bis er kommt und da können wir 'rumarbeiten, wie's uns g'rad taugt. Gestern

haben wir noch g'ſchanzt, wir Buben und der Herr Landarzt, daß uns's Waſſer 'runterg'laufen iſt, Fahnl'n 'pappt und Kränz bunden, und jetzt geht's gleich wieder los. Iſt nur grad Schad, daß der Herr Pfarrer krank iſt und net dabei ſein kann. Aber der Pfarrlenzl hilft uns tüchtig und d'Taxen ſind alle ſchon abg'laden im Schulhof und der Baderſeppel, der hat in der G'ſchwindigkeit a Liedl g'macht, a prächtig ſchön's und das hat der Sixterfriedl abg'ſchriebn, aber wie ſchön, und a Papier iſt's, wo in jedem Eck a Vergißmeinnichtl g'malen iſt und drunter d'Stadt München, auf's Haar, ſag ich Dir."

„Wie heißt denn das Liedl?"

„Ja wart nur, wir leſen's ſchon, es liegt bei der Geigen. — Da ſchau hin, Viktorl," unterbrach ſich der Webermaxl plötzlich mit lebhaftem Ausruf, „was der Lenzl ſchon Alles g'macht hat!"

Die Kinder waren unter dieſem Geplauder und mehr laufend als gehend, ſo eben vor dem Schulhauſe angelangt, vor welchem eine Leiter angelehnt ſtand, auf der der Pfarrknecht beſchäftigt war, Tannenkränze unter jeden Fenſterſtock zu nageln. Der Hafnerpeterl und der Sixtenfriedl waren bereits am Platze und reichten dem Lenzl die Kränze hinauf. Links und rechts an der Hausthüre waren junge Fichtenſtämmchen eingegraben und kleingehackte Zweige auf dem freien Platze umhergeſtreut. Aus jedem Fenſter flatterte ein papiernes Fähnlein in beliebiger Farbe und ober der Hausthüre prangte auf weißem Schilde mit großen goldpapiernen Buchſtaben:

„Vivat Kaſtenmüller!"

Einen Augenblick ſtarrte der Webermaxl die Wunderherrlichkeit an. Dann, ohne ſich lange zu beſinnen, benützte er die Gelegenheit, wo der Pfarrlenzl im Innern des Hauſes beſchäftigt war, ergriff Hammer und Nägel, ſuchte unter einem Haufen bereitliegender Dekorationsſtücke zwei kleine alte Kirchweihfähnlein heraus, kletterte damit wie eine Katze die Leiter hinauf und nagelte ſie unterhalb dem Giebel kreuzweis an die Dachrinne. Hierauf ſetzte er ſich rittlings auf die Leiter, flog mit einem Rutſcher herab, raffte ſchnell einen Arm voll Tannenzweige zuſammen, ſtieg wieder hinauf und fuhr mit ungeheurem Eifer fort, an der Dachrinne zu nageln und auszuſchmücken, bis der Lenzl ſagte: „Mach's net gar z'ſchön da droben, Maxl, ſonſt bleibt uns für herunt' nichts über!"

Auf dieſe Weiſung machte er ſich augenblicklich unten herum zu thun und indeß die beiden Andern dem Lenzl beiſprangen, beſchäftigte er ſich lediglich auf eigene Fauſt, bis in Kurzem der ganze Vorrath aufgearbeitet und faſt kein leeres Fleckchen mehr auf der ganzen Vorderſeite des Schulhauſes zu entdecken war. Nun riß er dem Lenzl den Beſen aus der Hand, langte damit ein wenig in den Hausgang, kehrte die beiden Stufen ab, brachte das aufgeſtreute Grünzeug zierlich in Ordnung, beſeitigte im Vorbeigehen ein großes Spinnennetz

an einem Fensterladen und faßte zuletzt noch die Leiter mit an und half sie hinter das Haus tragen.

Jetzt war Alles fertig und aufgeräumt und jetzt nahm sich die Verzierung noch viel schöner aus. Der Pfarrknecht hatte sich mit verschiedenen wohlgefälligen Blicken auf das gelungene Werk bereits in den Hintergrund zurückgezogen. Der Hafnerpeterl und der Sixterfriedl waren mit der Viktorl einstweilen hineingegangen und zeigten ihr in aller Freundschaft die übrigen Herrlichkeiten. So stand also von den Festordnern nur der Webermaxl noch da, halb in Verzückung, die Hände in den Hosentaschen, und verwandte kein Auge von der Dachrinne, die mit ihren Kirchweihfähnlein und ihren grünen Zweigen so freundlich auf ihn herabblickte, als ob sie's wüßte, daß sie ihren Schmuck bloß seinen kunstreichen Händen verdanke.

Inzwischen hatten sich von allen Seiten die Schulkinder herzugefunden und ihre lebhafte Bewunderung durch Worte und Geberden kräftig ausgedrückt. Auch an Erwachsenen fehlte es nicht und unter diesen bemerkte man bald den Herrn Landarzt, den Gemeindevorsteher und den Baderseppel mit dem Rasirzeug unter dem Arm. Die drei Letztgenannten musterten mit Kennerblicken die festlichen Zurüstungen und schienen von Allem außerordentlich befriedigt zu sein. Es ist Zeit, daß wir ihnen in die Schulstube folgen, die schon seit gestern Abend im vollsten Schmucke prangte.

Es war, als träte man in ein frisches grünes Wäldchen. Kleine buschige Fichten lehnten dicht gereiht an den Wänden herum und verbreiteten einen eigenen köstlichen Waldgeruch. Das Lehrpult war mit einem großen blauen Tuche überhangen und mit den schönsten, von des Herrn Pfarrers eigener Hand gezogenen Blumenstöcken besetzt. In der Mitte lag die neue Geige und darüber der Fiedelbogen, um dessen Griff ein Zettel gerollt war, auf dem geschrieben stand: „Unserm guten braven Lehrer Wolfgang Kastenmüller von seinen dankbaren Schulkindern in Haslbrunn." Daneben lag das Blatt mit dem Gedichte, das der Baderseppel, das größte Genie im Ort, bei dieser Gelegenheit aus dem Stegreif gemacht hatte.

Die Kinder schaarten sich in die Bänke, die Erwachsenen dahinter, der Landarzt stellte sich an's Fenster und seine zwei Gefährten nahmen in Erwartung der Ankunft des Gefeierten auf dem sogenannten Strafbankerl Platz, das an der Seite, nächst dem Lehrpulte, angebracht war. Halblautes, erwartungsvolles, fröhliches Geflüster lief durch die Reihen der Kinder. Eines stieß das Andere lustig an und als der Marl mit seinem Bundschuh ziemlich laut an die gegenüber stehende Bank der Viktorl klapperte, wisperte diese überrascht: „Je, Du hast ja gar schon Schuh!"

„Ja, richtig, das hätt' ich bald vergessen," antwortete ihr der Bub eifrig und mit gedämpfter Stimme. „Gestern hat mir der Schuster a Paar Schuh' bracht und hat ihm's kein Mensch ang'schafft. Er behaupt't, sie wären b'stellt,

ich probier's, da greif ich was mit dem Fuß, schau nach und da steckt mei' Zipfelhauben drinn'. Jetzt hab ich schon g'wußt, wo's herstammen und bin halt gleich nauf zum Vorsteher und hab mich hunderttausendmal bedankt. Meiner Mutter ist gleich ganz anders worden, wie's die neue Schuh g'sehn hat und in ihrer Freud hat's dem Hanserl ein Bußl um's and're geben. Der hat sich einbild't, es geht ihn an und hat vor lauter Jubel mit die Füßerl g'strampft wie net g'scheidt — Bst, jetzt glaub ich, kommt er, der Schulmeister" —

Und in der That, der Schulmeister mußte in der Nähe sein. Der Landarzt grüßte zum Fenster hinaus, der Vorsteher und der Baderseppel waren aufgestanden und winkten derselben Richtung zu, wo vermuthlich der alte Kastenmüller vor Ueberraschung wie angewurzelt stand. Die Kinder waren ganz still geworden und alle Blicke hafteten an der Thüre; endlich ließ sich der bekannte Schritt vernehmen, endlich ging sie auf und der alte Schulmeister trat über die Schwelle.

Da erhob sich wie mit einem Schlage die ganze Schaar und ein donnerndes: „Vivat Kastenmüller!" schmetterte durch's Haus und wurde selbst dem guten tauben Greise so vernehmbar, daß er mit der Hand verwundert an's Ohr fuhr. Freudig ergriffen blieb er stehen, überschaute die geschmückte Schulstube, seine lieben geputzten Schulkinder, die versammelten Aeltern mit erstauntem fragendem Ausdruck und ging dann langsam dem Platze zu.

Dankbarer kann dem ersten Christbaum kein Kinderauge entgegenglänzen als der Blick des alten Kastenmüllers der neuen Geige!

„Wa — was ist denn das?" stammelte er, las den Zettel, legte ihn bei Seite, ergriff mit zitternden hastigen Händen Geige und Bogen und versuchte zu spielen. Erst waren es nur einzelne unbestimmte, schwirrende Töne, die durch die Stube rauschten — die Arme bebten dem guten Greise allzusehr — doch allmählig gewann er Kraft und mit sicherer Bogenführung entlockte er dem Instrumente die herrlichsten Akkorde, in denen sich die innige Freude und die Rührung seines Herzens lebhaft bekundeten. Horchend saßen die Kinder und ein Funke des Mitempfindens an dem Entzücken des guten Lehrers leuchtete aus jedem Gesichte.

Nach einer Weile legte der alte Kastenmüller die Geige bei Seite und wollte den Kindern jetzt auch in Worten danken. Da verließ der Webermaxl, dem inzwischen der Baderseppel mit unterschiedlichen leisen Unterweisungen das Blatt mit dem Gedichte zugeschmuggelt, seinen Platz. Er trat gegen das Pult vor und mit feuerrothen Backen und kernfester, aber eintöniger Stimme las er folgende harmlose Strophen ab:

Seit fünfundzwanzig langen Jahren
Thust Du in uns'rer Mitte harren
Und hast in Mühsal und Verdruß
Gar viel und mancherlei Kenntnuß,

Nebſt Sitten und Ehrbarkeit,
In uns're Herzen geſtreut.
Wir danken Dir unzähligmale
Und fleh'n zum Himmel für Dich Alle,
Daß Der dort oben in Gnaden thront,
Dich, Edler, viel tauſendmal belohnt. —

Der alte Kaſtenmüller mußte mehr als eine Thräne zerdrücken. Der Landarzt zeigte ein feierlich ernſtes Geſicht, der Vorſteher räuſperte ſich und dem Baderſeppel ſchwoll die Bruſt im Gefühle ſeiner Dichterwürde. Unter den anweſenden Eltern wurde manches Zeichen der Rührung laut, die Kinder verharrten ſämmtlich in athemloſer Stille, die kleine Viktorl aber und hie und da eine gutherzige Nachbarin ſah man die Augen mit der Schürze trocknen. Nur der Maxl, dem fortwährend ein verrätheriſches Lächeln in den Mundwinkeln zuckte und dem dieſe ländlichen Verſe in ihrer Einfalt doch ein wenig komiſch vorkommen mochten, wollte nicht gerührt werden; er mußte ſeine ganze Selbſtbeherrſchung aufbieten, um den gehörigen Ernſt zu bewahren.

Auf einen Wink des Vorſtehers wurde nun noch mit lauten friſchen Stimmen das „Heil, unſrem König Heil!" zu deſſen Begleitung der alte Kaſtenmüller hocherfreut den Bogen führte, recht wacker abgeſungen.

„Ich danke Euch, liebe gute Kinder," ſagte er, als das Lied zu Ende war und nachdem er den braven Männern neben ſich die Hände geſchüttelt. „Ihr habt Euerm alten Lehrer mit dieſem Geſchenke eine große, große Freude und manche glückliche Stunde bereitet. Der liebe Gott wird Euch's zu Gute halten und mir die Kraft geben, daß ich noch ein Paar Jährchen bei Euch ausdaure und — und Euch den Weg des Beſſern weiſen kann." — —

Weiter ging's nicht mehr. Die Stimme verſagte dem alten Manne. Die Kinder ſchluchzten, ſogar der Webermaxl zwickte jetzt das linke Auge und ein kleines, kleines Thränlein zuſammen. Als aber nachher die junge Schaar zum Schluſſe ein wiederholtes „Vivat Kaſtenmüller!" erſchallen ließ, ſoll er dafür am lauteſten geſchrieen, mit einem hochmächtigen Sprunge über die Schwelle geſetzt, in hellem Jubel um das Schulhaus getanzt und ein drittes: „Vivat Kaſtenmüller!" durch die Fenſter gerufen haben. —

Richte nicht!

Von **Oscar von Redwitz.**

Richte nicht ein fremd Verſchulden,
Lern vergeben als ein Chriſt!
Wenn der Chriſt nicht duldſam iſt
Wer ſoll in der Welt noch dulden?

Richten laß den Herrn allein,
Und er wird barmherz'ger sein
Als der Spruch aus Menschenmunde,
Der so schnell das Urtheil spricht;
Denn nur Gottes Angesicht
Schaut das Herz im dunklen Grunde,
Drin das Gute ruht beim Bösen;
Nur des Herren Geist vermag
All' die Räthsel aufzulösen
In dem menschlichen Geschicke;
Denn nur Er weiß jeden Tag
Bis zum kleinsten Augenblicke
Aus des Menschen ganzem Leben
Voller Wonnen, Schmerz und Beben.
Denn nur Er sieht jeden Ort
Der des Menschen Fuß berührt,
Bald ihn läuternd, bald umgarnend;
Denn nur Er hört jedes Wort,
Das ihn mahnet ernst verwarnend,
Und das lockend ihn verführt.
Und nur Er hat Wissenschaft
Von des bösen Triebes Kraft,
Denn er kennt den Tropfen Blut,
Der den Menschenleib durchkreist,
Kennt der Leidenschaften Glut,
Wie er kennet auch den Geist.
Und er wird, wenn er wird richten
Von des Menschen innern Sünden,
Erst das äußre Leben sichten
Um allwissend zu ergründen
Was, vom kleinsten Zufall baar,
Bei der Schuld der Wille war.
Und wenn so des Menschen Tage
Werden ausgeglichen sein,
Legt er auf die Richterwage
Schuld und freien Willen ein
In allweis gezognen Loosen;
Und der einen Schale Sinken
Ob zur Rechten, ob zur Linken
Macht ihn selig und verstoßen. —
Drum laß Du das Richten sein!
Denn Du kannst vom Sonnenschein
Eher noch die Strahlen sichten
Als gerecht den Menschen richten! —

Haili. Der Amazonenstrom.

Von Ney.

»Victoria regia« war seit einigen Wochen das Loosungswort aller Blumenfreunde meiner Vaterstadt geworden. In jede gesellige Unterhaltung flocht sich diese Wunderblume der Tropen ein und man vergaß die Zeitereignisse über die wundersamen Schilderungen, die als „Wahrheit und Dichtung" die Blumenkönigin begleiteten. Es war daher ein Ereigniß zu nennen, als an einem sonnenhellen Sommermorgen große rothe Anschlagezettel den Bewohnern der Stadt verkündeten, daß »Victoria regia« zur Blüthe gelangt und zu sehen sei. Die Blumenfreunde eilten nach dem kleinen Glashause, hinter dessen hellen Scheiben sich das Wunder der Blumenwelt entfaltet hatte. Auch ich blieb nicht lange müßig und folgte dem Strome der Menge nach dem Victoriahause. Die goldenen Mährchenbilder aus den Tagen meiner Kindheit traten in lebendigen Farben wieder vor meine Seele, als ich am Rande des Wasserbeckens stand, wo Victoria regia in ruhiger Majestät und in der bezaubernden Schönheit ihrer Blüthenpracht sich den staunenden Blicken der Bewohner eines andern Erdgürtels enthüllte. Mir war es, als seien die wundersamen Phantasiegebilde meines Mährchenbuches von verzauberten Gärten zur Wahrheit geworden und als müsse auch aus dieser Victoria regia ein Königskind mit blitzender Krone, goldenen Locken und sternenbesäetem Mantel emporsteigen.

Als sich mein Auge an der wunderbaren Schönheit der Riesenblume gesättigt hatte, ließ ich meine Blicke über die lebendige Blumenwelt, die das Wasserbecken umdrängte, gleiten, um den Eindruck zu beobachten, den die Blumenkönigin auf die Frühlings-, Sommer- und Herbstblumen der Menschenwelt hervorgebracht hatte. Da sah ich denn ein stilles Entzücken im Auge junger Mädchen, den Blick der Bewunderung bei reifern Frauen und Männern, hie und da las ich auch die getäuschten Erwartungen im Angesichte des Beschauers, der wahrscheinlich die vorhergegangenen Schilderungen über die Riesenblume an dem zur Schau ausgestellten Exemplare nicht bestätigt fand, das ja, nur durch künstliche Wärme erzeugt, ein Miniaturbild von der in freier Natur, unter einem tropischen Himmel gebornen Schwester war. Da fiel mein Blick auf ein blasses, ernstes Männerantlitz, dessen Auge träumerisch und unverwandt an der Blume hing. Kein Mienenspiel verrieth die Gedanken und Empfindungen, die sich im Geiste des jungen Mannes beim Anblick der Victoria vielleicht emporrangen; das Antlitz glich einem Marmorbilde, nur ein leiser Zug des Schmerzes, der sich um die Lippen gelagert

hatte, ließ vermuthen, daß die Tochter der Tropen wahrscheinlich eine alte, vernarbte Wunde berührt habe. Doch halt, mein vis-à-vis schlägt das dunkle Auge auf und läßt es, wie aus einem Traume erwachend, über seine Umgebung hinschweifen. Einen kurzen Augenblick ruhte es auch auf mir, dann drehte sich der junge Mann um und stand unvermuthet an meiner Seite. „Erik, was ist Dir," rief ich ihm leise zu, als ich in sein bleiches Antlitz sah. Ein heftiger Druck der Hand war die Antwort. „Bist Du unwohl, mein Freund?" forschte ich besorgt weiter. „Komm, die drückende Schwüle des Glashauses —." — „Ja, hier ist es drückend schwül," fiel er mir rasch in die Rede. „Wir wollen einen Spaziergang vor das Thor machen." Wir verließen das Glashaus und standen nach wenigen Schritten vor dem nahen Thore der Stadt. Hier blieb Erik stehen. „Freund," sagte er schmerzlich, „nicht wahr, ich habe einmal wieder am hellen Tage geträumt? Aber als ich die Victoria sah, da wurde eine Erinnerung geweckt, so tief und schmerzlich, daß ich meine Umgebung vergaß. Hast Du Geduld und Zeit, eine Episode aus meinem Reiseleben mit anzuhören, die Dir den Schlüssel zu meinem heutigen Betragen bieten wird?" — „Aus Deinem Reiseleben?" rief ich rasch. „Mit Freuden gerne!" — „So komme," sagte er, „nach dem Buchenwäldchen. Dort sind wir ungestört." Und einen grasigen Seitenweg einschlagend, gingen wir langsam nach dem kleinen Walde auf dem vor uns liegenden Hügel. Erik erzählte, wie folgt:

„Nach dem Tode meines Vaters war ich der Erbe seiner Reichthümer und seiner geachteten Firma. Doch, ich hatte keinen kaufmännischen Geist. Statt hinter dem Conto- und Waarenbuche zu sitzen, streifte ich lieber tagelang auf den Gebirgen umher, und statt die Tonnenzahl der Heringe und Seefische in das Journal einzuregistriren, fuhr ich lieber mit den Fischern, die von mir Vorschüsse zum Heringsfange erhalten hatten, auf dem leichten Küstenboote hinaus in's Meer, wenn die Wallfische als Riesenherolde uns das Nahen des Heerzuges der Milliarden Heringe verkündet hatten, um zwischen den Scheeren der Klippen und Inseln hindurch unsere 36 Netze, die ein jedes Boot mit sich führte, auszuwerfen. Kurz, ich hatte keinen kaufmännischen Geist. Das sagten mir auch belehrend und verweisend meine Onkels und Basen und ich — ließ mir dieses nicht zweimal sagen; rasch entschlossen klappte ich mein Hauptbuch zu und übergab die Schlüssel zum Comptoir und zur Waarenniederlage meinem ersten Buchhalter, einem biedern ehrlichen Inventarium unseres Hauses, mit dem Auftrage in meinem Namen als Prinzipal für die Erhaltung des guten Rufes unserer Firma zu sorgen. Ich aber folgte dem Zuge meines Herzens und — wurde ein Wandervogel, der nun fröhlich nach dem Süden zog, wohin mich meine Sehnsucht schon oft in Gedanken getragen hatte, besonders wenn ich im Spätherbste die Schaaren der Zugvögel nach den wärmern Erdgegenden ziehen

ſah. Wie oft hatte ich mir da Flügel gewünſcht, um mit ihnen der Sonne entgegenfliegen zu können und nun — hatte ich Flügel, das heißt, ich war Cajütenpaſſagier auf einem Dampfer, der mich durch die blauen Fluthen des Oceans nach der Inſel — Haiti trug, um hier einen alten Dänen zu beſuchen, der, ein Bruder meiner ſeligen Mutter, ſich dort eine zweite Heimath gegründet hatte. Doch hatte dieſe Verwandtſchaft für mich weniger Zugkraft als die Ausſicht, bei dem Haitiſchen Vetter, der in allen Erdtheilen ſeine Cigarre geraucht hatte, mir Inſtructionen zu einer Weltreiſe einſammeln zu können, denn ich beabſichtigte nichts weniger, als — ein Weltumſegler zu werden. Doch entſchuldige, Freund, ich lavire und ermüde dadurch Deine Geduld. Ich werde jetzt geraden Cours ſteuern und Haiti links liegen laſſen."

„Und wenn ich bitten darf," fiel ich ihm raſch in die Rede, „ſo laſſe nur Deinen Dampfer im Hafen von St. Dominico Anker werfen und erzähle mir von dieſer Tochter der Antillen, wo ſich jetzt der Neger als Staatsmann und Volksbeglücker verſucht."

„Nun," erwiederte Erik, „wenn Du es verlangſt, ſo will ich Dir kurz meine Erfahrungen mittheilen. Die Inſel St. Domingo, auch Hiſpaniola und Haiti genannt, iſt die Hochebene eines untergegangenen Landes, das einſt einen Theil des amerikaniſchen Continentes bildete und über das nun die Wogen des blauen Antillenmeeres fluthen. Die Oberfläche dieſer Inſel bildet herrliche Gebirgslandſchaften und beſonders zeigt das Libao-Gebirge, das ſich mitten durch die Inſel zieht, den Charakter eines Hochgebirges. An dem Fuße der Bergkette lagern ſich fruchtbare Ebenen mit einer Vegetation von ſo unbeſchreiblicher Farbenpracht und nie vergehenden Glanzes, daß das ſchwache Wort des Menſchen unfähig iſt, dieſes Eden zu ſchildern. Ausgebreitete Mahagonivaldungen, belebt von prächtig gefiederten Vögeln, wechſeln mit Gruppen von Orangen-, Citronen- und Mandelbäumen, in deren Kranz ſich die Kaffeeplantagen mit ihren ſilberglänzenden Blättern einflechten. Und nun, mein Freund, das Meer, das wundervolle Antillenmeer in ſeiner Unermeßlichkeit und Herrlichkeit — wer kann es ſchauen, ohne niederzuſinken und anzubeten? Und doch iſt dieſe Inſel, welche der Schöpfer zu einem Garten bildete, ein Land voll Jammer und Elend. Das Eden hat der Menſch in eine Wüſte verwandelt. Wie Du aus der Geſchichte wiſſen wirſt, war in früherer Zeit ein Theil Domingos dem franzöſiſchen Zepter unterthan, und bildete wegen ſeiner üppigen Fruchtbarkeit und dem reichen Ertrage ſeiner Plantagen eine der ſchönſten Perlen in der Krone der Bourbonen. Doch leider wurde die hohe Cultur der Inſel mit dem Schweiße und Blute unglücklicher Sclaven erkauft. Doch im Jahre 1791 brach unter den Afrikanern ein blutiger Aufruhr los. Die Leichen ihrer erbarmungsloſen Peiniger, die brennenden Wohnungen ihrer weißen Herren und die zerſtörten Plantagen die ſie unter den Peitſchenhieben der Vögte angebauet hatten, bezeichneten den

entsetzlichen Weg ihrer entfesselten Rache. Auf dem Blute und den rauchenden Trümmern erhob sich nun ein freier Negerstaat, der aber statt des größern Culturlebens die Unwissenheit und rohe Brutalität afrikanischer Horden nach Haiti verpflanzte. Die freien Neger wählten ihren General Dessalines zum Generalgouverneur, der sich aber im Jahre 1804 mit dem Hermelin schmückte und als Jakob I. den kaiserlichen Thron von St. Domingo bestieg, aber schon im Jahre 1806 das Opfer einer Volksemeute wurde. Sein Tod pflanzte die Fahne des Bürgerkrieges auf, durch den sich das Land in zwei Republiken spaltete, die zwar später wieder zu einem Staate vereinigt wurden, aber sich wieder trennten und nun den Kaiserstaat Haiti und die Republik St. Domingo bilden. Beide Staaten sind in ihren Lebenselementen Moder durch und durch und ein Zusammensturz steht in Bälde zu erwarten. Im Kaiserstaat Haiti ist aller Einfuhr- und Ausfuhrhandel Monopol seiner schwarzen Majestät *). Jeder Artikel muß nach dem kaiserlichen Preiscourante verkauft werden. Der Gewinn fließt natürlich in die kaiserliche Privatschatoulle. Wer es wagt, sich diesem Staatsgrundgesetze zu widersetzen, wird auf die Proscriptionsliste gezeichnet und seine Güter werden confiscirt. Personen, die auf irgend eine Weise die Ungnade seiner schwarzen Majestät zugezogen haben, werden ohne Verhör eingekerkert und gewöhnlich hingerichtet. Von einer Armee nach unsern Begriffen ist hier nicht die Rede. Wohl findet man einen Haufen von ungefähr 2000 Mann aus allen Schichten der Bevölkerung, dem der Kaiser den stolzen Namen: „kaiserliche Armee" beilegt, doch wer diese zerlumpten Neger zum erstenmal sieht, wird sie eher für eine Räuberbande, als für das halten, was sie sein sollen, — Soldaten. Ursprünglich war zwar der Haitische Vaterlandsvertheidiger mit einem blauen, rothbordirten Rocke und gleichen Beinkleidern uniformirt gewesen, allein von diesen Montirungsstücken sind nur noch die Ruinen vorhanden. Hier fehlt der Uniform ein Arm, dort ein Bein; die Farben sind längst unkennbar geworden. In gleicher elender Beschaffenheit sind auch die Waffen. Dieser Armee steht die Flotte, aus einem kleinen Dampfer und 4 bis 5 kleinen Schiffen bestehend, würdig zur Seite. Von der Republik St. Domingo kann ich Dir nur dasselbe trostlose Bild entwerfen, auch hier sind Bürgerkriege, Blutvergießen, Raub, Unbeständigkeit der Regierung, Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, Abnahme des Wohlstandes die Kennzeichen der Negerherrschaft. Die einzige Arbeit, welche die Bewohner verrichten, besteht außer dem Anbaue des Tabacks in dem nördlichen Theile der Insel, denn Kaffee und Zucker werden aus den Vereinigten Staaten eingeführt, in dem Fällen der Mahagonibäume, wobei sie mit leichter Mühe in einem Monate so viel verdienen, daß sie zwei folgende Monate zu Hause bleiben und die Zeit in Müssiggang, Schmutz und Schlaf verbringen können. Doch

*) Jetzt ist Haiti wieder Republik, beherrscht von einem Präsidenten.

laß mich von dem unglücklichen Lande ſchweigen, die Stunden vergehen und Du mußt, lieber Freund, mit mir noch manche Meile wandern über das blaue Meer, hin auf den Fluthen des Amazonenſtroms bis zu den Urwäldern Braſiliens.

Mein Vetter nahm mich mit aller Herzlichkeit eines Verwandten auf. Es war eine lange, dürre, dabei aber knochige Geſtalt. Man ſah es ſeinem wettergebräunten Geſichte an, daß mancher Sturm über ſeinem ſilberlockigen Haupte dahingebraust war. Er war ſparſam mit ſeinen Worten; nur wenn ich ſeiner frühern Reiſen erwähnte, glühte ſein Auge in lichter Begeiſterung, eine dunkle Röthe flog dann über ſeine faltenreichen Wangen, die ſonſt gefeſſelte Zunge ſtreifte jede Kette ab und ungehindert ergoß ſich der Strom ſeiner Schilderungen. Stundenlang lauſchte ich dann ſeinen Erzählungen.

Als ich ihm meinen Plan mittheilte, die Geographie nicht auf der Karte und aus Büchern zu ſtudiren, ſondern von Angeſicht zu Angeſicht die Welt kennen zu lernen, lächelte er, maß mich mit einem durchdringenden Blicke vom Scheitel bis zur Sohle und die knochige Hand unter das Kinn gelegt, murmelte er: „Milchbart, Du und die Welt bereiſen.“ Dann ſchritt er einigemal im Zimmer auf und ab. „Erik,“ ſagte er kurz, indem er vor mich trat, „haſt Du mit Deinen Vergnügungen und Bequemlichkeiten abgeſchloſſen? In den Wildniſſen ſteht kein Hotel am Wege, wo Dich ein dienſtfertiger Kellner empfängt, wo ein reiches Mahl Deinen Hunger ſtillt. Da heißt es Hunger und Durſt, Sonnengluth und Eiskälte, Regen und Schnee ertragen, da iſt oft ein wenig Gras ſchon ein koſtbares Nachtlager und eine Höhle, eine Felſenſpalte, oder ein Buſch und Baum, oder auch der Himmel über Dir Dein Nachtzelt. Haſt Du abgeſchloſſen mit Deinem Leben? Gefahren warten auf Dich, von denen Du Dir bis jetzt Nichts haſt träumen laſſen. Wagſt Du dieſen Gefahren, ja ſelbſt dem Tode unverzagt in's Auge zu ſehen?“ — „Vetter,“ entgegnete ich, „das Alles iſt von mir ſchon längſt überlegt und bedacht worden. Haſt Du kein anderes Abſchreckungsmittel, ſo reiſe ich.“ — „Hm!“ erwiederte er, „viel Muth, viel Muth! Erik; nun wenn Du feſt entſchloſſen biſt, ſo will ich Dir mit meinem Rathe gern beiſtehen. Als Deinen Reiſegefährten aber empfehle ich Dir angelegentlich den dort über den Sternen. Wie der Engel den jungen Tobias geleitete, ſo wird er auch Dich führen, und Dich nie verlaſſen, wenn Du ihn nicht verläſſeſt.“ Von nun an ertheilte mir der Vetter täglich Inſtructionsſtunden, um mich aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen für meine Weltreiſe auszurüſten. Ich war ein gelehriger und eifriger Schüler und vollendete in wenig Wochen den Unterrichts-Curſus, zu dem mein Vetter ſich den Stoff in mehr als 10 Jahren geſammelt hatte. Der Tag der Abreiſe erſchien, die Koffer und Kiſten ſtanden gepackt, die nothwendigen Empfehlungsbriefe lagen neben den Wechſeln wohl verwahrt in meiner Brieftaſche und auf dem amerikaniſchen Dampfer „Jefferſon“ war ſchon für mich ein Platz in der erſten Cajüte bezahlt, um

am andern Morgen hinaus in das blaue Meer zu dampfen. Eine räthselhafte Unruhe ließ mich den Vorabend vor meiner Abreise nicht zu Hause bleiben. War es die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten? War es Furcht vor den Gefahren, denen ich entgegeneilte? Ich weiß es nicht. Langsam schlenderte ich durch die breiten, gepflasterten Straßen der Stadt St. Domingo. Bald lagen die Steinhäuser mit ihren flachen Dächern und ihren offenen, nur durch Latten geschützten Fenstern hinter mir. Nur die Kathedrale, in der einst die sterblichen Ueberreste von Christoph Columbus und dessen Bruder ruheten, die aber später, als Spanien die Insel an Frankreich abtrat, nach Havanna hinübergeführt wurden, damit ihre letzte Ruhestätte spanischer Boden bleibe, ragte über die Bastionen, welche die Stadt von der Landseite schützen, hervor. Ohne bestimmtes Ziel schweifte ich in der Umgegend umher und stand unvermuthet am Gestade des Meeres. Auf dem schneeweißen Sande zu meinen Füßen spielten die Wellen des Oceans, über den mein Blick in unbegrenzter Ferne schweifte. Am Horizonte tauchte hie und da ein weißes Segel auf, das wie eine Riesenmöve durch die Fluthen dahinzog. Ich versank in stille Träumereien, bis das Knirschen des Sandes mich aufschreckte. Rasch sah ich mich um, nach meinem Revolver greifend, weil ich im Lande der Gesetzlosigkeit einen räuberischen Ueberfall befürchtete. Doch wer schildert mein Entzücken, meine Freude des Wiedersehens, als er vor mir stand, er, mit dem ich schon als Kind gespielt, der mein Schulnachbar gewesen und später mein Freund in der vollsten und wahrsten Bedeutung des Wortes geworden war. „Gustav!“ — „Erik!“ war das Einzige, was die Ueberraschung hervorstammeln konnte — und wir hielten uns umschlungen. Arm in Arm wandelten wir am Gestade auf und ab. Wir hatten einander so viel zu erzählen, und so erfuhr ich, daß Gustav, mein Freund, sich das Doctordiplom errungen und nun im Auftrage der Regierung Südamerika bereisen und morgen auf dem „Jefferson“ nach Para absegeln wollte. Er war schon seit einigen Tagen auf Domingo und eben im Begriffe, am Ufer nach Seethieren zu suchen, als wir uns so unerwartet wiederfanden. Meine Freude war unbeschreiblich, auf demselben Schiffe mit ihm nach demselben Ziele zu steuern, denn auch ich hatte mir den Amazonenstrom zu meinem ersten Reiseziel gewählt. „Gustav,“ rief ich begeistert, „ich verlasse Dich nicht, wohin Dein Weg Dich auch führen möge, ich begleite Dich. Mit Dir will ich Südamerika durchwandern, an Deiner Seite die Herrlichkeiten des Tropengürtels genießen, mein Freund, mein Bruder.“ — „Gott hat uns wieder zusammengeführt,“ entgegnete Gustav gerührt und schloß mich lange und innig in seine Arme. Am andern Morgen lichtete der „Jefferson“ die Anker. Noch einmal winkte ich mit meinem Taschentuche dem alten Vetter, der mich mit feuchtem Auge scheiden sah, ein Lebewohl zu, dann drehete ich

mich rasch auf dem Verdecke um und dampfte nun in die weite, unbekannte Welt hinein.

So herrlich nun aber auch das Meer Tag für Tag im Sonnenglanze vor mir ausgebreitet lag, so wolkenlos auch der tiefe blaue Azur über uns ausgespannt war, es blieb dennoch ein ermüdendes Einerlei und wenn nicht die Unterhaltungen mit meinem Freunde mich gefesselt, oder das Auftauchen bewaldeter Inseln die Monotonie des Meeres unterbrochen hätte, die Langeweile, dieser Begleiter fast eines jeden Seereisenden, hätte mich gewiß in weit höherem Grade gepeinigt, als dieses wirklich der Fall war. Nachdem der Jefferson in Cayenne angelaufen war, landeten wir endlich in Para, dem Ausgangspunkte unserer Maranonexpedition. Wir fanden mit unserm Gepäcke bald in einem Hotel Aufnahme. Die Wanderung durch die Straßen, welche theilweise mit Granitsteinen gepflastert waren, zeigte uns niedrige Häuser mit geringer Fronte, aber bedeutender Tiefe. Ziegeldächer gehörten in Para noch zu den Ausnahmen. Die Fenster waren scheibenlose, vergitterte Oeffnungen in den Wänden und nur hie und da erblickte man Glasfenster. An verschiedenen Häusern bemerkte ich Muttergottesbilder, vor denen des Nachts Laternen brennen, wodurch Para eine, wenn auch dürftige Straßenbeleuchtung erhält. Bei dem nicht unbedeutenden Handelsverkehr der Stadt herrscht auf den Straßen ein reges Geschäftsgewühl. Ein wirres Durcheinander verschiedener Sprachen umschwirrt den Reisenden und die Trachten und Farben dreier Erdtheile kreuzen sich hier. Weil hier auch ein Knotenpunkt des unseligen Sclavenhandels ist, so erblickte ich besonders viele Neger, welche auf Stangen Lasten trugen, oder auf einem schwerfälligen, zweiräderigen Ochsenkarren Waaren nach dem Innern des Landes führten, oder auch als Wasserverkäufer mit monotonem, abgebrochenem Geschrei in offenen Gefässen oder in Schläuchen das unentbehrliche Trinkwasser feilboten. Eine lobenswerthe Eigenschaft der Paraner ist ihre Mäßigkeit, doch ist dieselbe weniger das Werk der guten Sitte, als vielmehr durch die klimatischen Einflüsse geboten, indem sich unter diesem Himmelsstriche jede Unmäßigkeit durch Krankheiten straft. Speck oder gesalzenes, an der Sonne getrocknetes Rindfleisch, so wie Mais- und Cassavamehl und schwarze Bohnen sind die Hauptbestandtheile der zwar rohen und schwer verdaulichen, aber durch den Genuß von portugiesischem Weine oder Zuckerbranntweine dennoch gesunden Kost. Animalische Nahrung findet man überhaupt auf dem Speisezettel der Paraner seltener als vegetabilische, z. B. Bananen und Südfrüchte. Diese Einfachheit der brasilianischen Küche verbindet sich also, wie ich vorhin sagte, mit einer rühmlichen Mäßigkeit. Der Paraner genießt von diesen wenigen Schüsseln wenig und trinkt größtentheils Wasser und nur des Abends eine Tasse Thee oder Kaffee. Außer diesem beobachtet der Paraner noch eine Menge anderer Vorsichtsmaßregeln, um dem Einflusse des Klima's nicht zu unterliegen. So

meidet er des Nachts den Genuß kühlender Früchte und zieht sich während der heißen Tagesstunden, so wie am Spätabende in seine Wohnungen zurück, so daß dann die Straßen wie ausgestorben sind, um dem tödtlichen Sonnenstiche, so wie den schädlichen Wirkungen des nächtlichen Thaues zu entgehen.

Unsere Vorbereitungen zu einer Stromfahrt auf dem Rio das Amazonas, wie der Brasilianer den herrlichen Strom an dem Norddistricte seines weitausgedehnten Vaterlandes nennt, schritten nur langsam vorwärts und es gab Schwierigkeiten zu überwinden, die wir nicht vermuthet hatten; besonders wollte es uns anfänglich nicht gelingen, einen sichern und kundigen Führer für die Reise auf dieser colossalen Wasserader aufzufinden, bis wir endlich eine Empfehlung an einen Franzosen erhielten, der am Locantin, in der Nähe Para's eine Plantage besaß und als ein renommirter und leidenschaftlicher Marannonschiffer bekannt war. Sogleich verließen wir am nächsten Morgen Para auf einem kleinen Flußdampfer, um unsere Empfehlung an Monsieur Blanqui abzugeben. Nach einer zweistündigen Fahrt saßen wir im Gastzimmer des Franzosen. Wir liefen Bresche auf seine bekannte Leidenschaft und es gelang uns auch nach einigen Sturmattaquen, den Plantagenbesitzer zu bewegen, an unserer Expedition, die aber auf seinen ausdrücklichen Wunsch weniger im Interesse der Wissenschaft als des Vergnügens unternommen werden sollte, Theil zu nehmen. Wir kehrten nach Para zurück, um uns reisefertig zu machen. Monsieur Blanqui erschien und wir begaben uns, brasilianisch costümirt, im breitrandigen Panamahute, und in einer Jacke und Beinkleidern von Baumwollenstoffen, und mit Jagdbüchse und Revolver bewaffnet nach dem Hafen, wo uns Blanqui nach zwei großen Flußkähnen führte. Ein jeder derselben trug auf vier Stangen ein Dach von Baumblättern und hatte zur Bedienungsmannschaft zwei kräftige Neger. Steigen Sie ein, Messieurs," sagte der Franzose galant und zeigte auf den größten der Kähne, von dessen Dachspitze die brasilianische Flagge wehete. Wir sahen ihn verwundert an. Er verstand unsern fragenden Blick. „Sie suchen ein Schiff," erwiederte er lächelnd, „und finden einen Kahn. Aber, Messieurs, das ist meine Art, den Marannon zu bereisen und ich ersuche Sie, sich meiner Laune zu fügen. Sie werden bald die Vortrefflichkeit dieser kleinen Flotille kennen lernen." Wir stiegen im Vertrauen auf die Erfahrungen unseres Führers ohne Zögerung ein, die Ruder senkten sich in's Wasser und bald schwammen wir auf dem majestätischen Strome dahin. Sobald Monsieur Blanqui die Wellen um den Bug des Kahnes schäumen sah, warf er die bisherige wundervolle Haltung wie eine Maske von sich, war voller Scherze und Muthwillen, und sprang im Kahne wie ein Tanzmeister hin und her, so daß die Schwarzen an den Ruderstangen verwundert zu ihrem gestrengen Herrn und Gebieter emporsahen. Auch uns wurde Blanqui's Ausgelassenheit unbehaglich und schon fingen wir an zu bereuen, uns seiner Führung anvertraut zu haben,

als er ſich an unſerer Seite niederließ, uns lächelnd eine Zeitlang ſtillſchweigend betrachtete und dann mit folgenden Worten anredete: „Meſſieurs, ich leſe in Ihren Mienen, daß Sie über mich alten Mann ein ungünſtiges Urtheil fällen. Sie halten mich für einen Narren! Und doch, Meſſieurs, würden Sie milder richten, wenn Sie in meinem Herzen leſen könnten. Wie ein Kind den Vater begrüßt, wenn er nach langer Abweſenheit heimkehrt, ſich an ſeinen Hals ſchmiegt, ſo ergeht es auch mir jedesmal, wenn ich den Amazonenſtrom wieder rauſchen höre. Ich habe nicht Weib und Kind, ich ſtehe allein in der Welt, nur meine Sclaven ſind meine Angehörigen, denen ich meine Pflege und Liebe widme, um ſie aus ihrer Rohheit mehr und mehr auf eine höhere Stufe der Geſittung und Bildung emporzuheben. An Etwas hängt aber nun jeder Menſch ſein Herz, der eine an ſeine Familie, der andere an den Reichthum, ein Dritter an die Ehre und ich an — dieſen Strom. Wohl mehr als zwanzig Mal habe ich ſeine Waſſer beſchifft und bin, ſo weit dieſes möglich war, bis an ſein Quellgebiet vorgedrungen. Die wunderbare Schönheit ſeiner Uferlandſchaften, die Majeſtät ſeiner Erſcheinung haben ſtets einen überwältigenden Eindruck auf mich hervorgerufen, ſo daß ich nach jeder Fahrt nur mit noch innigerer Liebe, als vorher, mich an dieſen Strom gefeſſelt fühle und er das Ziel meiner Sehnſucht iſt und bleiben wird. Daher auch meine ausgelaſſene Freude, als ich mich wieder auf meinem Lieblinge ſchaukelte. Dies zu meiner Entſchuldigung und nun, Meſſieurs, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen einige Notizen über dieſe Rieſenader Amerika's mitzutheilen und Sie in die Geheimniſſe meines Lieblings einzuweihen. Der Amazonenſtrom iſt ein Sohn Lima's, wo ſein Quellſee, der Lauricocha, auf den hohen Küſten-Cordilleren entſpringt, von denen aus man den großen Ocean ſchwimmen ſieht. Aus den Eis- und Schneeregionen ſeiner Geburtsſtätte ſtürzt er als kühles Bergwaſſer und belebt von einer ſehr wohlſchmeckenden Art von Forellen, über ſteile Felswände und grüne Matten herab, oder lauſcht am Fuße der arbeitenden Vulkane dem Kampfe der Elemente im Innern dieſer Berge, während er in den Ebenen Braſiliens, umgürtet von ungeheuren Wäldern, ſich nur als ein träges, warmes Sumpfwaſſer zeigt, worin der Kaiman als unumſchränkter Gebieter herrſcht, bis er endlich, einem Süßwaſſermeere gleich, nach einem Laufe von 700 bis 800 deutſchen Meilen ſich bei Para in den äthiopiſch-atlantiſchen Ocean ergießt. Meſſieurs, unſer Strom würde nicht nur ganz Europa von Weſten nach Oſten durchſtrömen, ſondern ſelbſt in einem Theile Aſiens ſeine Fluthen wälzen, und vielleicht erſt im Aralſee ſein Ende finden. Er iſt dreimal ſo lang als die Donau und umfaßt ein zwanzigmal größeres Stromgebiet als der Rhein, ein Stromgebiet, welches weit über die Hälfte von Europa einnimmt. Der Amazonenſtrom iſt der Nil Südamerika's und hat wie dieſer ſeine jährlichen Ueberſchwemmungen, ſein Steigen und Fallen. Im Rio Negro erreicht das Hochwaſſer

Digitized by Google

eine Höhe von 30, im Madeira von 38 und weiter nach Osten zu von 45 Fuß. Doch habe ich, Messieurs, Bäume gefunden, die über 50 Fuß Höhe über dem niedrigen Stromstande mit Schlamm überzogen waren. Die Anwohner des Amazonenstromes behaupten, daß gewöhnlich das dritte Jahr eine starke Ueberfluthung und damit erhöhete Fruchtbarkeit der Cacaobäume bringe. Sie nennen ein solches Jahr das Amo de Safra (Aerntejahr). Wenn dann in der nassen Jahreszeit der Regen wolkenbruchartig herniederrauscht und der Strom in wilden Fluthen über seine Uferwände hinwegrollt, dann verlassen die Wasservögel die sandigen Flußinseln, auf denen sie nisten, und ziehen, wie bei uns in Europa die Zugvögel dem Süden, so dem Norden, dem Orinoko zu und wo sonst die Kibitze und Möven durch ihr Geschrei die Gegend belebten, da hört man jetzt nur das Brausen der schäumenden Wogen, in denen sich die Fische fröhlich herumtummeln und ihre jährlichen Wanderungen in die Ebenen antreten. Verwüstend schreiten die Gewässer immer mehr landeinwärts und verwandeln die Steppe in einen Binnensee, die Thierwelt zieht sich flüchtend vor dem tosenden Elemente auf höhere, sicher gelegene Punkte zurück, nur der rothe Arras flieht nicht und wiegt sich krächzend auf den höhern Baumästen über der brausenden Fluth. Draußen auf der Ebene ragen die Hügel wie Inseln aus dem Süßwassermeere hervor, belebt von den wilden Steppenpferden, die hier, sich von dem kärglichen Graswuchse nährend, Schutz vor den Fluthen und dem schuppigen Kaiman suchen. Gar manches Füllen wird in dieser Zeit eine Beute dieser riesigen Eidechsen und manches Pferd trägt die tiefen Narben ihrer Zähne an seinem Schenkel. Während dieser Ueberschwemmung nun, die an niedrigen Stellen wohl an 120 Tage dauern mag, bringt neues Leben in die dürren, ausgetrockneten Adern der Pflanzen, das Laub bricht hervor und über dem schlammigen Wasser, das um die Baumstämme spielt, wölbt sich in den Kronen der Bäume eine reiche Blüthendecke, so daß der Wald gleichsam in einen Wassergarten verwandelt ist. Nach und nach ziehen sich die Fluthen wieder zurück und die Erde erobert sich gleichsam Fußbreit ihr Terrain wieder, bis nach sechs Wochen die schlammbedeckten Waldflächen, die sich nun zaubergleich mit üppigem Graswuchse bedecken, aus dem Wasser hervorragen und die Thiere wieder in ihre alten Wohnsitze einziehen. Dieses ist unser Winter, von dessen wildem Zorne sie freilich jetzt keine Spur mehr findet, denn wir haben jetzt Mitte Juli, sind also im Anfange der trockenen Jahreszeit, die bis zum October herrscht. Es ist die Zeit der Hitze und der Dürre, die unerträglich werden würde, wenn nicht am Morgen Ostwinde und am Abend heftige Gewitterstürme und Platzregen die glühende Luft abkühlten. Die Nächte sind jetzt zwar kühl, aber nie kalt und ein Nachtlager unter freiem Himmel würde für den Marannon-Reisenden gewiß etwas Angenehmes haben, wenn nicht der nächtliche Thau

der Gesundheit sehr nachtheilig wäre. Daher habe ich vorsorglich in dem zweiten Boote Zelte und wollene Decken mitgenommen und hier unser Boot mit diesen aufgerollten Leinwandwänden versehen lassen, die, entrollt, ein schwimmendes Haus bilden und uns besonders auch vor den Harpyen des Stromes, den blutgierigen Schaaren der Stechfliegen schützen werden. Außerdem enthält das andere Boot noch unsern Küchenvorrath, der aber nur für einen Theil unserer Reise ausreichen wird. Später müssen wir uns mit Fischen begnügen, die hier sehr zahlreich und wohlschmeckend sind. So lassen Sie uns denn in Gottes Namen unsere Wasserfahrt fortsetzen und in Gegenden eindringen, wohin noch selten der Fuß eines Europäers gedrungen ist. Nicht lange Zeit wird es mehr währen, dann wird auch dieser Strom eine große und wichtige Pulsader des Verkehrs werden und da, wo jetzt Einöden und Urwälder sich zeigen, werden volkreiche Städte und Dörfer entstehen, wird die Axt und der Pflug herrschen, wo jetzt noch die Onze, das ungeschlachte Krokodill, die tigerfleckige Boaschlange auf Beute lauern, werden Ackerfelder rauschen und Plantagen grünen, und wo Volksstämme dem Götzendienste huldigen und mit wilder Leidenschaft das ausgesogene Blut ihrer Feinde trinken, wird das Kreuz Gesittung und Bildung verbreiten. Doch, Messieurs, es war Spätnachmittag, als wir unsere Anker lichteten; der Abend naht, lassen Sie uns an unser Nachtquartier denken. Brutus, dort nach der größern Insel!"

Der angerufene Neger wandte den Kahn und bald landeten wir auf einem der bebuschten Eilande, die zahlreich in dem Amazonenstrome zerstreut liegen. Sie sind größtentheils niedrig, ohne Felsen und Riffe und laufen bei niedrigem Wasserstande in Sandbänke aus. Die Neger hatten einen der Baumstämme an's Ufer geschleift, gespalten und bald prasselte ein lustiges Feuer empor, der Küchenkahn öffnete seine Schätze und bei ernsten und heitern Gesprächen verflossen uns die Stunden unglaublich schnell, bis endlich unser Wirth aufstand und uns eine gute Nacht wünschend, in eines der kleinen Zelte kroch, welche die Neger aufgeschlagen hatten. Wir folgten seinem Beispiele, wickelten uns in unsere Decken und schliefen ein, mich ausgenommen. Ich war zu aufgeregt, um einzuschlafen, stand daher nach einiger Zeit auf und verließ das Zelt. Tiefe Stille herrschte auf der kleinen Insel, nur unterbrochen von dem ruhigen Athemzuge der Sclaven, die sich neben das Feuer gebettet hatten. Leise brachen sich die Wellen am Sandufer und von Zeit zu Zeit hörte ich das Plätschern eines Fisches, der aus dem Strome emporsprang. Auch am Himmel herrschte dieselbe Ruhe. In hehrer Majestät zog die Leuchte der Nacht, der silberglänzende Mond, an dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel dahin. Wer vermag die Pracht einer solchen tropischen Nacht zu schildern? Der Strom glänzte wie flüssiges Silber, das auf- und niederwogte, die Bäume und Sträucher traten in scharfbegrenzten Umrissen hervor, Wolken von balsamischen Düften erfüllten die stille Luft. Lange stand ich

von dieſer Herrlichkeit bezaubert auf dem weißen Sande des Ufers, und ſchaute bald hinauf zu dem Tropenhimmel, bald auf die murmelnden Wellen des Stromes, über die mein Blick nach dem fernen Lande am Horizonte des meeresgleichen Fluſſes ſchweifte, und eine unnennbare Sehnſucht erfaßte meine Seele. Die Heimath trat mit ihrer zwar glanzloſen, aber doch ſo lieblichen Schönheit vor meinen geiſtigen Blick, und alle die Lieben jenſeits des Oceans ſah ich um mich ſtehen, ich breitete meine Arme verlangend nach ihnen aus, allein wie Nebelgebilde wichen ſie vor mir zurück. „Biſt Du denn mondſüchtig!“ rief plötzlich eine Stimme neben mir, die mich aus meinen wachen Träumereien weckte. Es war Guſtav, der ebenfalls ſein Zelt verlaſſen hatte, um die herrliche Mondſcheinnacht zu genießen. „Komm,“ ſagte er, „laß uns den Himmel betrachten.“ Und Arm in Arm gingen wir nach einer kleinen Erhöhung. „Mein Freund,“ fuhr Guſtav gerührt fort, „eine andere Sternenwelt glänzt über uns, als die unſerer Heimath leuchtete. Die goldenen Lichter, nach denen wir als Kinder ſo oft ſehnſüchtig die Arme ausbreiteten, ſind unſerm Auge entſchwunden. Wir haben den Aequator überſchritten und befinden uns nun auf der ſüdlichen Hemiſphäre. Siehe hinauf, es iſt ein anderer Himmel geworden. Hier dieſe eigenthümlichen Sterngruppen, dort jene Nebelſterne, ſo glänzend wie unſere Milchſtraße, und die faſt ſchwarzblaue Farbe des Firmamentes ſind die Kennzeichen des ſüdlichen Himmels.“ Lange betrachteten wir ſchweigend die Pracht, als aber der Nachtthau fiel, gedachten wir der Warnung vor dieſem Fieberſpender und begaben uns nach unſern Zelten. Das Schmettern einer Trompete weckte mich aus einem lebhaften, ſüßen Traume auf. Raſch wickelte ich mich aus meiner wollenen Decke und fand bereits die Reiſegeſellſchaft mit ihrer Toilette beſchäftigt. Ich ſah nach der Uhr. Sie zeigte auf fünf. Ein feines Grau, vom Morgenroth durchwebt, umzog den Horizont. Die Bäume, denen der Landwind ſeinen Morgengruß darbrachte, rauſchten über unſern Häuptern und um ihre Kronen ſchimmerten die erſten Lichtreflexe der Sonne. Bald zuckte und blitzte es am Horizonte und endlich ſtieg ſie aus den Wellen empor, glühend und golden, die Königin des Tages, und verwandelte den Fluß in einen Gluthſtrom, deſſen Wellen wie leuchtendes Gold ſchimmerten. Nach einem einfachen Frühmahle ſtiegen wir zu Kahne, von deſſen Blätterdache der Nachtthau herabtropfte, und ſchwammen im hellen Morgenlichte auf dem Süßwaſſermeere dahin. Ein dunkelgrüner Waldrand, der ſich wie eine niedrige Hecke in der Ferne am Ufer hinzog, begrenzte auf der einen Seite unſern Geſichtskreis, während auf der andern Seite nur Waſſer und Himmel unſern Horizont bildeten. Auf unſer Bitten ließ Monſieur Blanqui mehr nach dem Lande ſteuern, ſo daß wir endlich den Wald in ſeiner Schönheit vor uns liegen ſahen. Doch herrſchte noch Todtenſtille in ſeinen grünen Hallen. Verwundert darüber erkundigte ich mich bei unſerm Führer nach der Urſache

dieses ungewöhnlichen Schweigens. „Die Bewohner des Waldes," erklärte Blanqui, „sind sehr frostiger Natur, so daß sie sich erst einige Zeit von den Sonnenstrahlen durchwärmen lassen, ehe sie an ihr Tagesgeschäft gehen." Es währete auch nicht lange, so regte sich das Leben mehr und mehr in den Waldungen und ein Orchester begann sein Morgenlied zu brüllen, zu singen, zu pfeifen, zu schreien, zu krächzen, daß unsere heimathlichen Knabenconcerte harmonische Musik dagegen bilden. Das ohrzerreißende Gebrüll der Heulaffen, die sich auf den höchsten Gipfeln der Bäume schaukelten, wurde von dem tausendstimmigen Morgenhymnus der Frösche und Kröten accompagnirt, unter denen der Ochsenfrosch das Baßsolo vortrug, und doch war jeder Laut, so disharmonisch er auch unserm Ohre klang, ein Morgenopfer, dem allmächtigen Geiste des Weltalls dargebracht. Neben den Affen, die in behaglicher Ruhe sich der Morgensonne zugekehrt hatten, flatterten durch die Baumkronen die verschiedenartigsten Vögel in ihrem bunten, glänzenden Gefieder. Auf einzelnen Baumleichen, die der Blitz oder die Schlingpflanzen getödtet hatten, saßen unbeweglich, mit weitausgebreiteten Flügeln schwarze Geier, um sich am Sonnenstrahle die vom Nachtthau feuchten Gefieder zu trocknen. Hie und da zeigte sich ein gravitätischer Storch am Flußufer, der mit stoischer Ruhe auf seinen Morgenimbiß wartete. Einen lauten Ruf der Bewunderung rief aber ein Baum hervor, von dessen dunkelgrüner Krone sich gleich riesigen Kerzen schneeweiße Reiher abzeichneten. An mehreren Inseln vorbeischwimmend, sahen wir auch die schuhlangen Nester der Wespen, die von den Zweigen herabhingen.

Das ist ein Morgen auf dem Amazonenstrome. Es würde, lieber Freund, für Dich und mich ermüdend sein, wollte ich Dir das Tagebuch meiner Reise Buchstaben für Buchstaben mittheilen, Du mußt Dich heute mit einem kurzen Abriß meiner Reiseerlebnisse und Eindrücke begnügen, besonders da in diesen Wildnissen ein Tag so ziemlich dem andern gleicht. Doch wir sind noch in den Morgenstunden. Wärmer wurde der Strahl der Sonne und weckte in der Pflanzenwelt neues Leben. Balsamische Duftwolken wogten über die Stromfläche. Um das Blumenmeer des Ufers gaukelten prachtvolle Schmetterlinge, von denen hie und da sogar einer, dessen Flügeldecken in den Farben des Regenbogens glänzten, sich bis zu uns verirrte und sich ermüdet von dem weiten Fluge auf dem Rande des Kahns niederließ, wo er dann eine Beute meines Freundes Gustav wurde. Die grünen, blauen und roth montirten Papageien krächzten über unsern Kähnen, wenn wir uns dem Uferrande näherten; in wehmüthigen Tönen klapperte der Tucan mit seinem monströsen, hohlen Schnabel sein Klagelied nach Regen, mit lautem Geschrei verkündigten die ausgestellten Wachtposten des muntern Pirol unsere Annäherung und aus dem Gebüsche grüßte uns flötend die Drossel mit dem Liede der Heimath und der Specht erinnerte uns durch sein emsiges Baumklopfen an die Wälder

unſeres Vaterlandes. Auch größere Thiere wurden nun ſichtbar. Die heftige Bewegung in den Zweigen machte uns auf eine Heerde wandernder Affen aufmerkſam, die wahrſcheinlich, nach den Vermuthungen unſeres Führers, vor einer Onze flüchteten, während wir an einer andern Stelle den Sagoin, die kleinſte Affenart, von Raubvögeln umſchwärmt ſahen, deren ſcharfen Klauen er jedoch durch ſeine außerordentliche Schnelligkeit entging. Auch Rehe zeigten ſich öfters unſern Blicken, ſo wie Heerden Pekaris, welche ungefähr halb ſo groß wie unſere wilden Schweine waren. Die Schnapphähne des Waldes, den tigerfleckigen Jaguar und die Onze, bekamen wir, da wir auf unſerer Reiſe nie tief in die Waldungen eindrangen, nicht zu Geſichte.

Zahlloſe Entenſchaaren umſchwammen furchtlos unſere Fahrzeuge, da ſie keine Verfolgung durch Jäger kannten, und Wolken von ſchwarzköpfigen Möven tauchten nach Fiſchen, unter denen wir auch zu unſerm Erſtaunen einen alten Bekannten von unſerer Seereiſe wiederfanden, nämlich den Delphin, der uns oft durch ſeine plumpen Sprünge ergötzte. So nahte der Mittag heran. Die glühende Temperatur gebot den Tropenbewohnern und uns Sieſta zu halten. Der Kahn wurde dicht am Ufer in den Schatten der überhängenden Zweige befeſtigt.

Auf die Unruhe des Vormittags war eine allgemeine Stille gefolgt. Die Thierwelt hatte ſich in den tiefen Schatten des Waldes geflüchtet, und nur ſelten gaukelten Schmetterlinge oder ein goldglänzender Colibri vorüber. Die Fiſche waren verſchwunden und die Waſſervögel hielten auf den Inſeln Mittagsruhe, nur auf den Schlammbänken an den Mündungen der Nebenflüſſe lagen ſchaarenweiſe die ungeſchlachten Leiber der Krokodille und ſonnten ſich. Dieſe geheimnißvolle, ſelten unterbrochene Ruhe währte bis Sonnenuntergang, wo die Thierwelt zum zweiten Male eilte, um ſich dann zur Nachtruhe zu begeben. Nur das ſchlanke Reh und den Tapir ſahen wir noch ſpät im Graſe weiden und an dem grellen Schrei der Angſt, der hie und da die nächtliche Stille unterbrach, konnten wir die Gegend erkennen, wo ein Raubthier ſeine Beute erwürgte. Nun erwachten die Nachtfalter und Leuchtkäfer, die gleich Myriaden von Irrlichtern umherſchwärmen und mit geſpenſtiſchem Flügelſchlage flatterten blutſaugende Fledermäuſe durch die Tropennacht. Doch was rauſcht ſo plötzlich in den Baumwipfeln? Es iſt das Geheul der Affen, der ſchrille Ton der Möven. Das ſind die Verkündigungen der thieriſchen Wetterpropheten, denn ſchon wird die Luft kühl, der Wind kräuſelt die Waſſer und ſauſt wild und wilder durch die Waldungen. Ein Unwetter iſt im Anzuge. Eine nachtſchwarze Wolkenwand ſteigt mit dumpfem Brauſen am Horizonte empor. Ein fahler Blitz zuckt durch die dunklen Wolkenſchichten, der Donner rollt und auf den Flügeln des Sturmwindes fliegt das Gewitter heran. Der Urwald erkracht unter dem ſauſenden Orkane, Aeſte brechen, Stämme ſtürzen; Blitz auf Blitz, Donner auf Donner; es

fallen Tropfen, die Tropfen werden zum Regen, der Regen zum Wolkenbruche, die Wellen bäumen sich empor und der Kahn schwankt wie ein Schiff auf sturmbewegter See. Doch dieser Kampf der Elemente dauert nur kurze Zeit, die Wolken zertheilen sich und friedlich strahlen die ewigen Sterne wieder über Strom und Wald. Wir hatten jedoch glücklich vor Ausbruch des Wetters die Insel erreicht, die Monsieur Blanqui zu unserm Hotel für diese Nacht bestimmt hatte. An ihren weitausgedehnten Sandufern wurde das Fahrzeug befestigt und als sich die Wuth der Elemente gelegt hatte, saßen wir schmausend und plaudernd um das lodernde Feuer. Erst spät trennten wir uns und suchten die Wolldecke in unsern Zelten auf, um uns sorglos dem Schlafe zu überlassen, denn unsere Insel lag in zu großer Entfernung vom Urwalde, als daß unsere Sicherheit durch irgend ein Raubthier hätte gefährdet werden können. Jedoch fanden wir auf unserer Stromfahrt auch Hotels zweiten und dritten Ranges, die nicht so sicher und unbeschwerlich wie jenes Inselhotel waren. Oft wurden wir durch die Angriffe der Stechmücken vertrieben, daß wir eiligst nach unsern Kähnen flüchteten und auf der Mitte des Stromes eine sichere Nachtruhe suchten. Ein andermal hatte das verdächtige Knurren einer beutesuchenden Onze unsern Führer veranlaßt, uns wieder durch seine Trompetensignale aus dem Schlafe aufzuschrecken, ebenso gehörte es auch nicht zu den Seltenheiten, daß der wachehaltende Neger durch lauten Angstschrei uns die Nähe eines Krokodills verkündete, welches nicht wie die Raubthiere des Waldes vor unserm Feuer zurückschreckte. Nur auf der Mitte des Stroms fanden wir stets volle Sicherheit, die Strudel in der Nähe der Inseln abgerechnet, in denen sich halbversunkene Bäume kreisförmig herumbewegten, zwischen deren Aesten der Kahn leicht umgestürzt und dadurch in die Tiefe begraben werden konnte.

So verging uns ein Tag nach dem andern und obgleich sich die Erscheinungen täglich wiederholten, so waren sie doch so großartig und erhaben, daß unsere Augen nie übersättigt und unser Herz nie gleichgültig wurde. Es war gleichsam eine fortwährende Andachtsstunde, in der wir die Herrlichkeiten dieser tropischen Schöpfungen bewundernd, dem Schöpfer des Weltalls unsere Verehrung und Anbetung darbrachten. Besonders war Monsieur Blanqui überglücklich; er schwamm, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, in einem Meere von Wonne und Entzücken und begrüßte jede Insel, jede Stromschnelle, jede Waldblöße, jede Rohrhütte durch lautes Freudengeschrei als alte, oft gesehene und besuchte Bekannte. Selbst die Söhne Afrika's standen unter dem Einflusse dieser großartigen Naturscenerien. Die finstere Schwermuth, die auf den Gesichtszügen der Sclaven lastete, verschwand mehr und mehr und ihre fast kindische Fröhlichkeit gab uns reichen Stoff zu Scherz und Gelächter. An Lebensmitteln fehlte es uns nie, für's Erste war unser Kahnmagazin

gut verproviantirt und für's Zweite verstand sich Monsieur Blanqui vortrefflich auf den Fang der Fische und Schildkröten. Wie oft mußte ich seine Geschicklichkeit bewundern, mit der er durch kleine Wurflanzen die Fische erlegte, die der helle Schein unserer Bivouakfeuer herbeigelockt hatte. Auch Schildkröten erschienen nicht selten auf unserer Insel und wurden von Allen als Leckerbissen verzehrt.

An's Land kamen wir selten und nur eine größere Parthie verdient der Erwähnung. Es war dieses der Besuch des Urwaldes. Schon lange hatte Gustav in seinem Wissensdrange und in der Ansicht, seine Sammlungen durch Thier- und Pflanzenexemplare zu bereichern, ein tieferes Eindringen in die Uferwaldung vorgeschlagen, war aber stets an der unerklärlichen, hartnäckigen Weigerung unseres Führers gescheitert, bis es endlich unsern vereinten Bitten gelang, von ihm die Erlaubniß zu einer dreistündigen Excursion in den Urwald zu erhalten. Die Kähne wurden am Ufer befestigt und Gustav und ich sprangen wohlbewaffnet an's Land, während Monsieur Blanqui trotz unserer Bitten und Vorstellungen im Kahne zurückblieb. Eine angenehme Kühle wehete uns aus den grünen Waldeshallen entgegen, deren Rand wir bald erreichten. Unser Staunen über die immense Triebkraft der Natur, indem wir fast auf jedem der Riesenstämme wieder eine neue Schöpfung, eine neue Pflanzenwelt erblickten, wechselte mit unserm Entzücken über die unendliche Mannigfaltigkeit der Bildungen und Farbenpracht in Stamm, Blatt und Blüthe. Hier grünte der Wollbaum, mit mächtigen Stacheln bewaffnet, dort bildete der Spreubaum seine dichten Laubgewölbe, hier glänzten durch das dunkle Waldesgrün die großen goldgelben Blüthen der Jakaranda, dort stiegen die glatten, weißgrauen Stämme der Ambauba zu einer schwindeluden Höhe empor. Hier die blüthenreichen Cäsalpinien, die Lorbeerbäume, die Ormosien, die glanzblättrigen Seifenbäume, die schlanken Cedrelen, die nach Knoblauch riechende Tabia, die Maina und hundert andere Bäume, die mir mein Freund benannte und beschrieb, und dort die düstere Fichte, die schlanke Palme, diese Perle der Waldung, mit ihrem im Winde rauschenden Blätterwedel, wer kann sie alle nennen? Wer wagt es, auch nur annähernd die Blüthen, die zwischen dem Grün der Bäume und am Boden zu unsern Füßen wuchsen und ihren entzückende Glanz zu schildern? Neben den violetten Blüthen der Rhexien schimmerten die Blüthentrauben der Melastomen, neben den Myrten, Eugenien, den Rubiadern und Ardisien trieben die Trophrasta und der Conchocarpus ihre wundersamen Blattbildungen, grünten die rohrartigen Erdpalmen, glänzten die Blüthenkolben des Costus, erhoben sich der schuppige Farrenbaum, entfalteten die Gardenien ihre großen Blüthen und fesselte die brennende Dalechampie unsere Blicke. Und doch herrscht auch in diesen glanzerfüllten Regionen ein steter Kampf auf Leben oder Tod. Diese unbeschreibliche Ueppigkeit der Vegetation entzieht

nämlich den einzelnen Gewächsen die nothwendigen Nahrungssäfte, so daß die Waldriesen fortwährend mit ihren Nachbarn um ihre Existenz ringen müssen. Es ist ein Kampf der Selbsterhaltung. Daher finden wir viele Bäume aus Mangel an hinreichender Nahrung verdorrt und von Ameisen und Insekten zernagt am Boden liegen. Doch die gefährlichsten und heimtückischsten Feinde der Riesenstämme sind die Schlingpflanzen, welche die Waldungen mit ihren Guirlanden schmücken und auf deren Ranken sich das muntere Volk der Affen und Schaaren schönfarbiger Vögeln schaukelten, die aber auch gleich Ketten den Eingang sperren und auch uns nöthigten, von einem tiefern Eindringen in die Waldung abzustehen, besonders da wir der Warnung Blanqui's gedachten, daß diese Cyanen durch ihre milchigen Säfte, welche bei der geringsten Verletzung ausfließen, schmerzhafte Geschwulste und sogar, wenn von dieser giftigen Feuchtigkeit etwas in's Auge spritzt, Blindheit erzeugen. Wenn Du aber bei diesen Schlinggewächsen an unsere Rankenpflanzen, den Hopfen, das Epheu, die Weinrebe denken wolltest, so würdest Du ein falsches Bild erhalten. Bald waren es blattlose Stiele, welche, wie Schiffstaue sich von Baum zu Baum zweigend, die Stämme mit einem unzerreißbaren Netze umsponnen und sich, obgleich in der Erde wurzelnd, an den Bäumen festgesaugt hatten, so daß sie die Mörder derer werden, die anfänglich ihre Stütze gewesen sind; bald waren es Parasiten, die so dicht und eng den Stamm umschlossen, daß sie gleichsam die Oberrinde des Baumes bildeten und die, wenn der sterbende, von ihnen getödtete Baum ihnen die verlangten Säfte nicht mehr bot, Luftwurzeln zur Erde sandten, so daß diese zähen Schmarotzerpflanzen undurchdringliche Gitterwände bildeten, an denen selbst die Wuth des Orkans vergeblich rüttelt.

Doch, mein Freund, die Sonne sinket und mahnt mich, meine Erzählung rasch zu beenden. Komm, laß uns zur Stadt zurückkehren. Auf dem Heimwege will ich Dir das traurige Ende dieser Stromfahrt mittheilen. Auf unsern Uferfahrten, d. h. der Kahnfahrten nahe dem Lande, zum Unterschiede von den Fahrten auf der Mitte des Stromes, hatten wir Gelegenheit, mehrere Mal Eingeborne des Landes zu erblicken, aber theils war die Entfernung zu einer genauern Beobachtung zu bedeutend, und theils suchte unser Führer jede Landung, durch welche wir uns mit den Wilden in Verbindung setzen wollten, zu verhindern.

Eines Tages streifte unser Kahn so nahe dem Ufer hin, daß wir bei einer plötzlichen Ausbuchtung des Waldes in unserer nächsten Nähe eine Gruppe Wilde erblickten, welche sich um ein Feuer gelagert hatten. Gustav und ich richteten uns im Kahne hoch auf, um die Aufmerksamkeit der Eingebornen auf uns zu ziehen, um wo möglich einen Verkehr mit ihnen zu vermitteln. Doch unser Führer stürzte leichenblaß auf uns zu, riß uns zu Boden und befahl den Negern in der heftigsten Aufregung, die Mitte des Stromes zu gewinnen. Blitzschnell hoben und senkten sich die Ruder, rasch verlor sich das Ufer unsern Blicken und

mit ihm die räthſelhafte Aufregung unſeres Führers. „Meſſieurs," ſagte er endlich mit ſcharfer Betonung, „ich verbiete Ihnen, kraft meiner Vollmacht als Führer auf dieſer Stromfahrt, jede auffällige Kundgebung unſerer Nähe, ſobald Wilde in Sicht ſind, aus der einfachen Urſache, weil unſer Leben gefährdet iſt. Die meiſten Stämme dieſer Eingebornen ſind durch die brutale Behandlung von Seiten der Europäer gereizt, daß ſie ihrem Rachedurſte folgend, jedem Bleichgeſichte Blutfehde geſchworen haben. Darum heißt es jetzt auf unſerer Hut ſein, denn daß ſie uns bemerkt haben, unterliegt keinem Zweifel.

Es mochten einige Tage nach dieſem Vorfalle vergangen ſein, als unſere Nachtwache einen Kahn ſignaliſirte, der ſich unter den überhängenden Zweigen des Ufers unſerm Nachtlager zu nähern ſuchte. Das Allarmzeichen des Negers brachte uns raſch an das Ufer, aber unſere Nachforſchungen nach dem Kahne blieben fruchtlos und wir würden Alles ſicher für eine Täuſchung gehalten haben, wenn uns nicht der Neger auf einen dunklen Punkt auf dem Strome aufmerkſam gemacht hätte, der jedoch bald unſern Blicken entſchwand. Es war am folgenden Tage, als wir die erſten Blüthen der Victoria regia erblickten, die in rieſiger Größe und tropiſcher Pracht auf dem ſtillen See des Marannon wie ein ſchwimmender Garten ſich auf den Wellen leiſe auf- und niederſchaukelten. Mein Freund Guſtav war vor Entzücken außer ſich, auch auf mich übte dieſe Wunderblume eine magiſche, bezaubernde Gewalt aus, ſelbſt Blanqui und die Neger, die doch dieſen Anblick ſchon auf ihren frühern Stromfahrten genoſſen hatten, hingen mit trunkenem Blicke an dieſem Wundergebilde der Tropen und letztere vergaßen die Vorſicht, mit der ſie ſeit einigen Tagen den Kahn leiteten, der von der Strömung unbemerkt nach dem Ufer hingetrieben wurde, als plötzlich ein geller Schmerzensſchrei Guſtavs uns aus unſerem trunkenen Entzücken aufſchreckte. Mein Freund war in die Kniee geſunken und ſeine Hände hielten krampfhaft den Kahnrand umklammert. Mit Blitzesſchnelle hatte Blanqui ſeine Büchſe ergriffen und feuerte ſie nach dem Ufer ab, hinter deſſen Bäumen es plötzlich lebendig wurde. Eine Horde Eingeborne begrüßte uns mit einem Pfeilregen, der glücklicherweiſe unſern Kahn nicht erreichte, da die Neger mit raſchen, kräftigen Ruderſchlägen uns ſchon aus dem Bereiche dieſer Geſchoſſe gebracht hatten. Noch einmal blitzte Blanqui's Büchſe, deren Krachen das ſchauerliche Kriegsgeheul der Wilden begleitete, während ich, unbekümmert um jede Gefahr, meinen Freund behutſam aufrichtete. Ein Pfeil ſaß in ſeiner Schulter feſt. „Gott ſei Dank," rief ich freudig, „die Schurken haben keinen edlen Theil verletzt." — „Jubeln Sie nicht zu früh," erwiederte langſam und mit kummervollen Mienen der Franzoſe, „dieſe Elenden, die uns verfolgt und endlich hier doch noch erreicht haben, gebrauchen nicht ſelten vergiftete Pfeile. Laſſen Sie mich die Wunde ſuchen."

Laß mich schweigen von dieser entsetzlichen Stunde meines Lebens. Der Pfeil war vergiftet gewesen und Gustav starb in meinen Armen. Auf einer kleinen Insel gruben wir ihm sein letztes Schlafkämmerlein und bezeichneten durch ein Kreuz aus zusammengebundenen Baumästen die Stelle, wo er in fremder Erde ruht. Daß wir nicht weiter stromaufwärts fuhren, versteht sich von selbst. Nach einer traurigen, düstern Heimfahrt landeten wir wieder in Para, von wo aus ich der armen Mutter meines Freundes die Trauerkunde mittheilte. Hierauf segelte ich nach Rio de Janeiro, um dem schwedischen Consul die Sammlungen meines Freundes zu übergeben. Der Anblick der Victoria regia im Glashause rief die Erinnerung an jene Schreckensstunde wieder in meiner Seele wach und im stummen Schmerze um den dahingeschiedenen Freund vergaß ich die wogende und sich drängende Menschenmenge, die mich umgab." Wir standen vor Eriks Wohnung. Mit einem herzlichen Händedruck trennten wir uns.

Der Oktober im Isarwinkel.

Von A. Forstenrichner.

„Selbst des Herbstes Sonne
Lockt neue Wonne
Mild auf uns're Flur;
Und im Wald' — welch' Glühen!
Wenn sie gibt im Fliehen
Licht noch der Natur."

Mehrere Tage hing der Nebel kalt und trübe über dem Thale, und die Wolken klebten am Himmel so dick und grau wie eine hängengebliebene Nacht. Ein Westwind speiste diese Nebelfluthen mit noch mehr Dünsten, so daß am 12. und 13. Oktober ein Niederschlag in kalten Regenmassen erfolgte. Am 14. Oktober machte sich ein frischer Ostwind auf und fegte die Nebel und Wolken weg. Heute (15. Oktober) haben wir stahlblauen Himmel, aus dem die Sonne mit goldenem Arme herabgreift. Welche großartige Veränderung! Im Thale glüht das feuchte Grün im Sonnenstrahle fast durchsichtig; der Isar entlang liegt ein schmaler Nebelteppich, den der Bergwind so eben aufrollt und das Thal hinausräumt; über die Berge ist die Hälfte herab ein silberschimmernder Mantel geworfen, in welchen sich der Tyrann vom Norden hüllt bis über den Kopf; denn das Licht der Sonne thut ihm weh dem griesgrämigen Finsterlinge:

„Was streust Du Deine Rosen auf mein erstarrtes Haupt,
Das Lüfte kalt umtosen, dem aller Schmuck geraubt?

Was strahlen Deine Gluthen an meine Brust von Erz?
Willst Du mit Flammenfluthen mir wärmen noch mein Herz?

Gern bin ich abgeschieden von Lebens Lust und Weh,
Zu stillen, eis'gem Frieden in stiller, kalter Höh'."

Für dießmal wird der Starrkopf wohl bald der noch nicht gebrochnen Kraft der Sonne nachgeben müssen und sich zurückflüchten in die von ihm beherrschte Region des Firn und Gletschers. Aber der Tag nimmt ab und mit ihm die Macht der Sonne, und nach ein paar Versuchen wird es dem Alten gelingen, von der Schneeregion herniederzusteigen in die Alp- und Bergregion und in's Thal.

Wie es uns im März, nachdem warmer Regen und lauliche Luftzüge und Sonne das Schneelinnen zerstückt haben, in's Freie gedrängt hat, um den ersten Anfang des Naturlebens zu belauschen, so wollen wir heute das herbstlich versinkende Leben uns anschauen und die Spätlinge der Flora nicht verachten.

Der Weg führt uns zuerst durch Wiesen. Das Grumet ist eingebracht. Es folgte der letzte Nachwuchs: die Elfen kamen in der Nacht und legten Balsam auf die Wunden, und von Neuem sproßte das Gras, der Herbst träumte den Traum des Frühlings noch einmal nach:

„Nochmal beginnt ein wundersames Leben:
Den dunkeln Ecken, wo sie sich versteckt,
Bis in des Mondes Hut die Welt gegeben,
Entschlüpfen Elfen, lustig, aufgeweckt:
Sie legen Hand in Hand, sie flattern, schweben
Um die entschlaf'ne Erde ungeschreckt,
Und sticken, unbekümmert, ob sie dürfen,
In ihres grünen Mantels Falteuwürfen."

Was haben sie hineingestickt, die Schalkhaften, in den sammetgrünen Mantel? Besondere Blumen, die man sonst das ganze Jahr nicht sieht, den Amethysten ähnelnd, Blumen, kränklich aussehend und giftig, die „Zeitlosen," diese seltsamen, blaßrothen Erdflämmchen, die Irrlichter des absterbenden Blumenlebens. Doch um zu zeigen, daß sie damit nicht ausgelernt, haben sie in einer Niederung dort auf einer nassen Wiese einen Teppich hingebreitet, gar hübsch: das Grün durchziehen blaue Streifen, es sind die lieben Skabiosen mit viel honigreichen Kelchen, aus denen niedliche Glasflügler, die Skabiosenschwärmer, sich den Lebenstrank für ein paar Tage schlürfen; und in dieß Blau der Skabiose wirkt saubere Stickereien das warme Gelb des Wiesengoldröschens (der Trollblume) und das Roth der Flockblume und das zarte Weiß des Augentrostes und der Parnassie. Gehe an dem Sterne der Parnassie nicht vorbei: „Jedes Blatt der Blumenkrone voll feinen Geäders, wie frisch aus der Knospe geschält, um den Knauf

des Blüthenausweges fünf gar zierliche Radspeichen gestellt, und dazwischen mit betropften Wimpern der Fächer der Honiggefässe: nie hat der Elfen Finger ein lieblicheres Spiel gebildet."

Jetzt geht's eine Terrasse hinan. Da wandelte man vor nicht gar langer Zeit durch die hohen Aehrengassen des Kornfeldes. Was war da für ein Wogen und Schwanken der flüsternden Halme in der Morgenluft? Wie grüßte so freundlich uns die Ackerrade und die Winde, die ihre wie aus weißem Duft gegossenen Glocken an die Aehren hing und in unserm Gebirgsthale die nur in der Ebene heimische Kornblume mit ihrer Federkrone aus Himmelsblau vertritt und den wilden Mohn, der an der Sonnenlohe selber seine flatternden Blätter angezündet. Jetzt liegt Herbstschwermuth über den Stoppeln: die Wanderspinne hat ihre zahllosen Fäden ausgespannt — der Tag wirft sein vollstes Licht hinein und so schaut sich die Fläche wie der Spiegel eines kleinen Gewässers, über das der Sonnenstrahl seinen silbern zitternden Weg hinflicht — seltsame Geflechte, Wittwenschleier der Natur. Doch sieh! hinter diese Gewebe hat Flora seine etwas stiefmütterlich ausgestatteten Kleinen gestellt: da blüht stille, fast ungesehen Faullieschen mit dem rothen Köpfchen, die kleine Ackerröthe und das Vergißmeinnicht mit seinem rauhhaarigen Kleide. Dieß letztere ist ein Schwesterlein von dem, das sich so gern am klaren Bergbach unter Gebüsch versteckt. Es scheint ein Erbstück von Urzeit her bei diesen Blauäugigen zu sein — diese geschämige Schüchternheit. Was haben sie denn angestellt? Ich will Dir's vertrauen: „„Als der liebe Gott Himmel und Erde erschaffen und Alles, was auf Erden ist, da benannte er auch die Pflanzen. — Es kamen Blumen mancherlei Art, die der Herr bedeutungsvoll mit Namen benannte. „Aber, fügte er hinzu gedenket stets des Namens, den ich euch gegeben!" — Sieh! bald darauf kam ein Blümchen, angethan mit der Farbe des Himmels und der Sterne, bläulich schimmernd und goldgelb, und fragte: „Herr, wie hast Du mich genannt? — Ich habe meinen Namen vergessen." Bedeutungsvoll sprach darauf der Herr: „Vergiß mein nicht!" Da schämte sich das Blümchen und zog sich zurück an den stillen Bach, in das dunkle Gebüsch zur Einsamkeit und trauerte."" — Wenn Du aber ein solches Blümchen suchst und pflückst, so ruft es Dir zu im frommen Aufblick zu Gott: „Vergiß mein nicht!"

Am Rain, der die Stoppelfelder scheidet, ist noch reiches Bunterlei: da hebt stolz empor die Wucherblume ihren weißen Stern, aus dem ein goldner Herzpunkt leuchtet, ein Sonnenfunken; neben ihr blüht unverdrossen die Maßliebe und das Veilchen im blau, gelb, weißen Staat. Die Ackerdistel, deren stachlichtes, seltsam zersägtes Blattwerk, oft in malerische Rosetten zusammengestellt, mit dem weichen, purpurnen Blüthenkopfe eigenthümlich contrastirt, haucht süßen Honigduft in das heilkräftige Aroma der Schafgarbe.

Stärker als sonst zieht es uns heute in den Wald.

„Mich treibt's hinauf zum stillen Wald,
Der ruht im Sonnenschein,
Dort soll für heut' mein Aufenthalt
Und meine Kirche sein.

Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
Euch sä'te Gottes Hand,
Ihr alten hohen Tannen seid
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure schlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein fei'rlich ernster Klang."

Der Hag, der uns den Weg hinweist, hat zwar das Fröhliche nicht mehr wie im Frühjahr, wo unter dem blühenden Busche das Veilchen und Bisamkraut duftete, und die Primel ihre bienenumsummten Kelche wie ein Bündlein goldener Schlüssel am schlanken Stiele taumeln ließ, und die Anemone ihre weißen Sterne ringsum säete, und das zutrauliche Rothkehlchen ihr heimlich Nestchen zurechtrichtete; aber er sucht durch das lebhafte Farbenspiel der Früchte den frühern Blätterschmuck und Blüthenduft zu ersetzen. Da prangen die pechschwarzen Beerentrauben am Liguster und am wolligen Schneeball, die blauduftige Schlehe und das rothe Mehlfäßchen am Schwarz- und Weißdorn, da dreht sich das viereckig purpurne Hütchen am Spindelbaum, da zittern wie brennende Korallen an grünen Fädchen die Beeren des Berberitzenstrauches. Ist das eine schlecht besetzte Tafel für die Insassen aus der Sängerzunft, die sich nicht auf's Reisen verlegen, wahrscheinlich im Vorgefühle des wenigen Anklanges ihrer unmelodischen Stimme?

Wir stehen am Waldessaume. Ist's doch als ob wir nicht eintreten sollten in die geheimnißvolle Waldeinsamkeit: da steht mit drohender Bewaffnung die Hagerose; zu ihren Füßen kriecht der Brombeerstrauch, durch den mit lang auslaufenden Zweigen die krummdornige Waldrose sich windet. Hier schlingt ein flatternder Hopfen seine Windungen um den alterszerrissenen Stamm der Ulme und sucht mit der Waldrebe ein undurchdringliches Flechtwerk zu ziehen. Diese steigt an einer Rothtanne hinauf, schlangenförmig hin- und hergebogen, umschlingt sie bis zum Ersticken, springt auf eine andere über, fällt in einem Bogen herab und klettert bis in die nächsten Zweige der vom Hopfen überwucherten Ulme. Ihre weißen Blüthen hat die Waldrebe bereits verwandelt in jene wunderbaren Nebelkugel, die aus der Tannenwelt wie viele graue Puderköpfe, mürrisch abweisend, herausschauen. Doch wir sind nicht so schreckig; hinein müssen wir in den Waldestempel, geht's durch dieses Hinterpförtchen nicht, so probiren wir's beim Hauptportal.

Wie einladend! Etliche Buchen treten mit ihren im Sturme gehärteten glatten Stämmen heraus und weisen, wie Säulen an der Vorhalle einer Basilika, freundlich den Eingang. Kein Gestrüpp und Geflecht verwundet hier; am Boden liegt hingebreitet ein einfacher, aber zierlicher Teppich: das Grün des Mooses bildet den Grund, aus dem sich die goldenen Sternchen der Tormentilla, zu Hunderten hingestreut, gar freundlich abheben, und das Ganze ist eingesäumt von der Preiselbeere frischem Myrtenblatt, hinter dem die zartrothen Beeren hervorblinken. Bevor Du darüber weggehst, schau die Beeren etwas näher an! Ist's nicht, als ob ein Kreuzlein hineingedrückt? — Ich bin einmal in's Nachbarland Tyrol gekommen, und da habe ich beim Herdfeuer traulichen Gesprächen zugehört; davon drehte sich eines auch um unsere Preiselbeere:

„Eines Tages, als der Schöpfer eben daran ging, die neue Erde mit frischen Kräutern zu schmücken und mit verschiedenen Thieren zu beleben, trat der Teufel heran mit der Bitte, es möchte ihm unser Herrgott doch auch etwas zu erschaffen erlauben. Dieser war gnädig und gestattete dem Bösen seine Kunst zu versuchen. Da brachte er mit seinem Machtworte die rothen, lockenden Preiselbeeren hervor und sprach darüber den Fluch aus: „Jedermann, der im Verlaufe der Zeiten eine solche Beere kosten würde, sollte seiner Gewalt verfallen mit Seel' und Leib'." Das wollte aber der himmlische Vater in seiner Güte gegen die Menschen nicht zugeben; das Werk des Teufels zu zerstören war er jedoch eben so wenig gesonnen: was geschaffen, das sollte erhalten werden. Er machte daher, um jenem Fluche die Macht zu nehmen, ein Kreuzlein auf die Beeren. Nun können alle, die Lust haben, ohne Gefahr davon essen."

Eingetreten in den Wald wird's still und feierlich — eine wahre Sonntagsruhe. Die Raupen, Spinnen, Käferlein sind mit ihrer Arbeit fertig geworden und schlafen gegangen; nur zwei Schopfmeisen zwitschern leise und etwas ängstlich — sie hören das „hiäh, hiäh, hiäh" des Mäusebussards, der über den Wald hinschwebt. Er ist vorüber und die Tempelruhe kehrt wieder. — Auch die Bäume, die den Sommer über mit ihren Wurzeln sich in die Erde Gänge gegraben, wie Bergmänner ihre Schachten, und um den Stein herumgeschlängelt und Nahrungssaft gesucht, haben die Arbeit eingestellt — die neuen Sprossen für's nächste Jahr sind gesponnen, inner dem Mantel der Rinde ist die neue Schicht, das Winterhemd, angelegt — und was die Wurzelfaser getrunken hat, das sonst in wunderbaren Verästelungen bis in das zarteste Zweiggeäder gestiegen ist — das bleiche Blut des Baumes erstarrt allmälig. Die hohen Laubgänge leuchten daher in der Farbe des herbstlich absterbenden Lebens, in Roth und Gelb. Es ist jetzt als blicke farbendämmernd das Licht durch bunte Kirchenscheiben; jedes Blatt glüht aus wie eine stille Flamme — jetzt fällt es — das Licht verlöscht.

Fühlt man auch nicht mehr jenes Grauende der Waldeinsamkeit wie im Frühjahre, wo man immer ein leises Weben und Beben der Schöpfung zu hören glaubt, so erfüllt die Stille, die über dem Geäste und über den Wipfeln liegt, mit jener andachtsvollen Stimmung die Seele, die einem auch überkömmt, wenn man vor den Trümmern untergegangener Größe steht. Und in dieser Stimmung streift man in sich gekehrt und verloren für die Außenwelt durch die weiten Hallen, bis ein Rauschen in nicht weiter Ferne aus diesem träumerischen Sinnen weckt.

Der Fußsteig windet sich malerisch durch's Dickicht, neue Thore öffnend und schließend, die Bäume treten weiter, weiter auseinander und führen abwärts schreitend auf eine sonnige Bergwaldwiese. In sanftgeschwungener Linie, hie und da muldenartig vertieft, liegt sie im dunkeln, starrenden Tannenrahmen. Da drang im Frühjahr aus dem Walde heraus frischer, froher Gesang des gut besetzten Sängerchors. Jetzt ist's still; die Sänger sind in's Ausland gezogen. Doch horch! zwei Knabenstimmen:

„Scharfreiter hoaßt im Isarthal
A Berg gar felsig hoch,
Der is ma von den Bergen rings
Der allerliebste noch.
Dö Gambsein san da drob'n dahoam,
Und lustig's Almaleb'n,
Und Feruſicht in dö Schneeberg nei
Kon's wohl kean feinre geb'n.

Doch daß ma gar so lieb der Berg,
Dös macht der Bliemein Pracht;
Almbüschle brockst da drobn so schö
Daß Herz im Leib dir lacht.
Und was net findst auf alle Berg
A b'sunders Bliemelein
Wachst sammetweiß am Felsen dort;
Willst's ham, mußt schneidi sein.

Dös freut mi an dem Bliemei just,
Daß braucht Guraſch und Fleiß,
Sonst kriegst as nöt, — drum hoaßt ma's a
Nöt unrecht Edelweiß.
Und weil beim Steig'n in großer G'fahr
I grad auf Gott vertrau,
So brock i gern a Sträußerl a
Für unſer liebe Frau.

O wenn nu am Scharfreiter dort
Koan Lana aba geht,
Wo meine liebst'n Bliemein san,
Mei kleina Garten steht!

Ja, liebe Frau! i bitt die ſchö,
Wenn d'Lana ebba bricht,
So denk auf mi und mach daß ſein
Meim Edelweiß nix g'ſchiecht!"

Gar nicht übel dieſes Duett, und ſo ungekünſtelt, als ob die Vögelein ſelber ihre Lehrmeiſter geweſen. Jetzt ſtehen ſie auf die zwei Buben (ſie haben uns nicht bemerkt), ſchwänken die Hüte, auf denen neben der Spielhahnfeder noch das Edelweiß prangt, das ſie ſich ſelbſt geholt, und jodeln an die Felswand und an den Wald hinüber — das gilt Alles dem Scharfreiter, der majeſtätiſch über die Thalberge herüberſchaut, und dem zu Lieb ſie heraufgeſtiegen. — Nun geht's wieder luſtig hinab, um nach den Schafen, die weiter unten weiden, umzuſehen.

Wir wollen uns ein wenig niederlaſſen. Iſt's doch als ob die Waldgeiſter heute Nacht da ein fröhlich Feſt begangen und einen luſtigen Reigen geführt, ſo ſchön iſt Alles geziert. Da blüht luſtig das Sommerröschen mit ihren goldgelben Blumen, und der Thymian überzieht mit ſeinem kriechenden Stengel den Strunk einer ſchon längſt gefällten Tanne und ladet zu ſüßem Trunke aus ſeinen roſafarbigen Kelchen die Bienen. Dicht an der Erde liegt zwiſchen ihrer dornigen Blätterroſette die Silberdiſtel, die ſich wie ein Nachgebilde der Sonne ſchaut, weiß glänzende Schuppen gleich Strahlen die Blume umgeben. Von der flackernd roſarothen Blüthe des klebrigen Leinkrautes fliegt ein Pfauenauge auf, koſtet vom Honig des weißen Bergklee's und läßt ſich, wegſchwebend über der Heuhechel purpurgeſtreiften Schmetterlingsblume — Blüthe ſelbſt, ein fliegend Blatt — auf der Dolde des rothen Hartringels nieder. Und zu dieſem Luſttanze geigt die Schnarrſchrecke — ein eigenthümliches Geſchrill, das in ſeinem eintönigen Gezitter zur Mittagshitze ſtimmt, die ſich hier eingeſchloſſen findet. Nicht wahr, ein trauliches Spätherbſtplätzchen? Man vergißt ob der Sommerwärme des immerfriſchen Grüns der Tannen, des Blüthenflores und der noch regen Inſektenwelt der herbſtlich verſinkenden Natur. Man weilt ſo gerne und das Rauſchen des Gießbaches, das im Walde aus dem träumeriſchen Sinnen aufgeweckt, wurde hier zu einem Schlummerliede.

Doch die Sonne ſteigt auf ihrer Bahn ſchon abwärts; friſch fort! Bald haben wir das Waſſer erreicht: „Hoch oben am Berge unter weichem Moos taucht die Quelle an's Licht; perlend, tropfend, rinnend, rieſelnd ſucht ſie hier den verwitterten Stein, dort die abſterbende Wurzel ſchüchtern zu umgehen. Unſchlüſſig irrt ſie bald zur Rechten, bald zur Linken ab, bis ſie ſich endlich einer Schweſterquelle in die Arme ſtürzt. Nun vereinen ſie ihre Stimmen und rufen, leiſe murmelnd und furchtſam lockend die Schweſterlein von nahe und fern zu Hilfe, die führerlos die Bergwildniß durchirren. Die folgen dem Rufe, und nun gibt's ein Rennen und Drängen und Stürzen im frei-

benden Wettkampfe Einem Ziele zu. Wildaufbrausend donnern sie mit schäumenden Wellen vereint den Berg hinab, unaufhaltsam — eine silberne Riesenschlange."

Welcher Gegensatz zum klaren, muntern Bergbache im Thale? Dort bedeckt den Grund dichtes Geschling der Wasserpflanzen, die in ihrem saftfrischen Grün jetzt (und selbst im Winter) wie ein versunkner Frühling herausblicken; die zahllosen Fäden des Wasserranunkels, der einzelne weiße Sterne, Spätblüthen, noch emporhebt, folgen den Bewegungen der sanften Wellen — lange, schwarzgrüne Bärte; und am Ufer läßt aus ihren fetten, dunkeln Blättern die Dotterblume ihre Goldklumpen aufflunkeln. Hier am wilden, verwüstenden Gießbache stehen wir vor Ruinen der Stein- und Pflanzenwelt: Felsblock an Felsblock, entwurzelte Baumstämme, die Schuttbetten rings überdeckt mit den Tropenblättern des Huflattiches, aus denen die Ueberreste der verblühten symmetrischen Dolbenpflanzen herausstarren. Und doch haucht die Spätflora etwas weiter unten und in der Thalsohle da, wo in der Länge der Zeit eine Sandheide sich gebildet, Leben in diese Schuttmassen. Der Zwergholunder sammelt seine röthlich weißen Blüthen in großen Schirmen neben den Stengeln, die bereits die pechschwarzglänzenden Beeren tragen, über die die Eberesche ihre ziegelrothen herabhängen läßt. Die Alpendryade, die im Mai lange Milchstraßen durch die Heide zieht, hebt zum zweiten Male ihre Blumen, freilich nur vereinzelt, aus dem Blätterrasen, neben denen das Gelb der zartgebauten Liliensimse und das Rothblau der Herbstenziane freundlich sich anschaut. Und zeigt sich von der Ferne die vom graubraunen Zweigwerk des Heidekrautes überzogene Fläche, der das warme, schimmernde Roth der tausend und tausend Blüthenglöckchen des Märzes fehlt, als ob alles Leben ausgelöscht, so ändert sich die Scene, wenn wir näher treten. Die ganze Sippe aus der kleinen Thierwelt hat die bereits bezogenen Winterquartiere verlassen und macht Ausflug. Da treiben sich die Würmchen herum und streiten sich hitzig um einen Leckerbissen, ich glaube, es ist ein Ohrhöhler, Spinnen und Ameisen laufen geschäftig auf den sonnenwarmen Steinen hin, Fliegen und Mücken summen und tummeln im Sonnenlicht, Schmetterlinge gaukeln noch lustig ihr Tröpflein Leben, die braunen und grünen Eidechsen machen fleißig Jagd auf die Käfer, die sie umschwirren. Doch nicht lange sind wir da, so statten uns etliche Elstern einen Besuch ab und wollen für ihr Schäckern und Zanken auf der nahen Schwarzerle alle Aufmerksamkeit; mittlerweile kommt der Nußhöher vom dichten Holzschlage und schreit uns sein widerliches „kräh" und „görr" ein paar Mal in die Ohren, und als ob sich diese Tagdiebe verabredet, zuletzt kreist eine Schaar hungriger Raben um die Heide, mit ihrem heiseren Geschrei die andern übertönend. Dieses Concert ist zu grell; wir verlassen die Heide.

Aber nach Hause geht's noch nicht. Wie es uns gleich Morgens in den Wald getrieben, so können wir dem Lockreize dahin jetzt um so weniger widerstehen, als er durch die Beleuchtung der absinkenden Sonne erhöht wird. Wir stehen an einem Teiche; die letzten Strahlen streifen den Wasserspiegel und auf einer Seite die das Ufer einfassenden Bäume. Welches prächtige Farbenspiel! Dort lehnt eine Erle in gefälliger Linie über dem Wasser, und die tiefgrünen Blätter an den schwärzlichen Zweigen wölben sich zu schattigen Schirmen, während die Roth- und Weißtanne, geziert mit weißen Bartflechten und sammetgrünem Moose, ihre Aeste mit den ewiggrünen Nadeln in anmuthigen Bögen abwärts senken. In dieses Dunkelgrün der Erle und Tanne stellt sich schüchtern die Espe, deren herzförmiges Blatt auf einem feinen, drehbaren Stiele am Zweige klebt, daher ein stetes Gezitter von Grün und Silber und Roth und Gold, das nie austaumelt — es ist als wiegte sich silberglänzend eine Schaar stiller Engelein auf ihren Zweigen und schüttete rothgrünen Goldstaub über das lockere Geäste. Am Fuße der Espe in den Teich hinein steckt das Röhricht seine Fahnen auf. Heute ist es ruhig; aber an trüben Herbsttagen geht ein geheimnißvolles Flüstern und Rauschen durch die schwanken Schafte, das einen tiefen Eindruck auf des Menschen Seele macht; es ist als vernehme man aus ihrem seltsamen scheuen Gelispel Sagen aus uralten Zeiten: ,

„Als der Herr noch auf Erden wandelte, beugten sich alle Bäume vor Ihm, nur die Espe nicht. Darum wurde sie mit ewiger Unruhe gestraft, so daß sie beim geringsten Windhauche erschrickt und zittert, wie der ewige Jude, der nie rasten kann — ewig bebend in der übrigen Ruhe der Wälder."

Das Hellgrün der Esche, das Gelb der Linde und Ulme, das im zackigen Blatte des Ahorns am schärfsten absticht, das Rothbraun der Buche steigert den Farbenzauber des Teichrahmens. Doch nur kurz, die Sonne verschwindet hinter die Bäume und mit ihr der Zauber.

Nun heißt's heimwärts! Ueber eine Anhöhe führt der Steig durch den Wald hinan und hinab zum Wiesengrund. Oben angelangt bleiben wir unwillkührlich stehen: Drüben am Berge streift noch ein Blick der abscheidenden Sonne den herbstlichen Wald, und wie Gold und Feuer glüht das Buchenlaub aus dem Tannengrün hervor ob dem Abschiedskuß der Sonne, und der Kirschbaum steht wie in Flammen — es ist ein Wechseln zwischen Licht und Schatten, eine Farbenabstufung vom tiefsten Dunkelgrün bis zum reinsten Goldglanz, das das Auge trunken macht.

Die Sonne ist untergegangen. Die Tyrolerberge, die über unsere Thalhöhen herüberschauen und zur Morgenzeit, als wir sie von hier aus begrüßten, wie frisch geschlagenes Silber glänzten, werden jetzt auf einmal ganz bleich, und sehen einen kalt und geisterhaft an, wie ein Leichnam; kaum ist eine

Viertelstunde verstrichen, so röthen sie sich wieder und glühen aus wie glimmendes Feuer — „das Glühen der Alpen.“

In dieses niederbrennende Roth der Sonne auf den Höhen schlagen die Glocken im Thale, und nun verhallen auch sie, wie ein stammelnd, selig Gebet. Es wird trüber und dunkler; vom Ried her hebt sich ein Nebelstreifen in die Höhe, als sei's ein Trauerflor für die absterbende Natur; ein müder Luftzug rüttelt leise und traurig am dorrenden Strauche und streut welke, todte Blätter über die Erde hin. Es ist wie wenn die Abendsonne und das leise Windeswehen im Busch und Tannenwald und das Glockengeläute im Thale mitsammen ein Abschiedslied singen wollten und ein Abendlied dem Herbste mit seinen Blumen und dem freundlichen Oktobertage:

„Auf euch, des Herbstes Blumen,
Schau immer ich so gern,
In eurem milden Schimmer
Gleicht ihr dem Abendstern'.
Und weil ihr wintt zum Winter,
Wie Abendstern zur Nacht,
D'rum seh' ich um so lieber
In eure stille Pracht.“

Anekdoten.

Ein mildthätiger Pfarrer schenkte einmal einem armen Handwerksburschen sein bestes Paar Strümpfe. Da fragte ihn seine Schwester, die etwas genau auf's Sparen hielt, vorwurfsvoll: „Warum hast Du ihm denn gerade die guten, und nicht lieber ein Paar schlechte gegeben?“ — „Liebe Schwester,“ versetzte der Pfarrer gutmüthig, „schlechte hatte er selber.“

* * *

Ein Philosoph begegnete auf dem Spazierwege einem Hirtenknaben, der mit Steinchen spielte und sehr ernsthaft darauf hinschaute. „Was machst Du da?“ fragte der Mann der Weltweisheit. — „Ich denke!“ war die Antwort des Knaben. — „Woran denkst Du denn?“ — „An den lieben Gott.“ — „Weißt Du denn, wo Gott ist?“ — Bei dieser Frage lächelte der Knabe. „Siehst Du, fuhr der weltweise Mann fort, hier den schönen Apfel schenke ich Dir, wenn Du mir sagen kannst, wo Gott ist.“ — „Und ich,“ rief jetzt der Knabe in seine Hirtentasche langend, „schenke Euch diese beiden, wenn Ihr mir sagen könnt, wo Gott nicht ist.“

Die Rache des Todten.

Von Theodor West.

I.

Die Rache.

„Oeffne das Fenster, Frau, damit frische Luft hereindringe! Man erstickt beinahe hier.“

Es herrschte in der That eine dumpfe Luft in dem dunklen und kleinen Gemache und auf einem alten Himmelbette, das von buntgewürfelten Vorhängen umgeben, lag eine Gestalt, die mit einer zerlumpten Strohdecke umhüllt war.

Der Sprecher ging zu dem Bette, zog die schmutzige Decke weg und schreckte zurück, als er ein todtenblasses Gesicht mit ungeschlossenen, glanzlosen Augen und erstarrten Kinnbacken sah.

„Komm hieher, Hannah, komm hieher! Onkel Zebedäus ist todt!“ Der Mann sprach diese Worte leise und kehrte sich dann zu seiner Frau. Sie war eine hübsches freundlich aussehendes Weib und er ein stattlicher, breitschulteriger Mann.

„O Richard!“ Das Gesicht und die Stimme Hannah's drückten deutlich den Schrecken über den Anblick des Leichnams aus. Der Tod zeigte sich ihnen in seiner abschreckendsten Gestalt. Es war ein alter Mann, mit abgemagerten und verschrumpften Zügen, ungeschornem Barte und ungeschlossenen Augen, der auf diesem elenden Bette lag, himmelwärts starrend, als ob er noch immer den schrecklichen Todesengel sähe, der ihm sein Schicksal verkündete.

Es war Zebedäus Peck, der Geizhals, der starr und todt dalag, und der Mann, der in der Kleidung eines Maurers bei seinem Bette stand, war Richard Mallet, sein Neffe, ein Maurer.

„Gott sei barmherzig gegen ihn!“ sagte er nach einem längern Schweigen, während dessen er und seine Frau mit Grauen auf das Antlitz des Todten geblickt. „Er wird es nöthig haben, die arme Seele, denn er übte nicht viel Barmherzigkeit gegen Andere!“

Durch die offenen Fenster konnte man nun ein Gemurmel von Stimmen, das aus dem unten liegenden Hofe kam, hören und dann Fußtritte auf der Stiege.

„Hier kommen die Nachbarn, Hannah! Komm und hilf mir! Es gibt sehr viel zu thun hier.“

Richard Mallet zog nun die Decke über das Gesicht des Todten, und ging zu der Thür, um die Ankommenden zu empfangen. Es war eine große Truppe, meist aus Weibern bestehend. Neugierde stand auf jedem Gesichte geschrieben. Peck's Haus war seit einigen Stunden der Schauplatz großer Aufregung gewesen.

Die Thüre zur Wohnung des alten Geizhalſes war ſeit den letzten zwei Tagen verſchloſſen geblieben und Niemand habe deſſen Eigenthümer geſehen. Zuerſt glaubte man, es ſei eine von Vater Peck's gewöhnlichen Launen und da ſeine excentriſchen Manieren wohlbekannt waren, ſo kümmerte man ſich nicht weiter darum. Am nächſten Morgen hieß es jedoch, den alten Geizhals hätte ein Schlaganfall getroffen und am Nachmittage wurde berichtet, er hätte ſich mit ſeinen Strumpfbändern an einem Balken der Dachſtube erhängt. Am Abend hieß es, daß er von Dieben ermordet worden, die ſein Haus geplündert und dann über die Hintermauer entwiſcht wären. Man hielt deßhalb bei dem Brunnen im Hofe eine feierliche Berathung, an der hauptſächlich die benachbarten Matronen Theil nahmen, was unter den Umſtänden zu thun ſei und es wurden verſchiedene Vorſchläge gemacht. Eine Frau beantragte, die Wirkung der Klapper eines Wächters unter dem Fenſter zu verſuchen; eine Andere ſchlug vor, eine große Leiter herbeizuſchaffen und durch das Fenſter des Dachzimmers in's Haus zu bringen; eine Dritte gebot, die Polizei herbeizurufen und das Hausthor mit dem ſtarken Arme des Geſetzes zu öffnen, während eine Vierte meinte, das Beſte ſei, ſofort nach Richard Peck, des alten Peck's Neffen und nächſten Verwandten zu ſenden. Dieſe glückliche Idee trug den Sieg davon und ein Bote wurde nach Richard Peck und deſſen Frau geſandt, mit der Weiſung, ihnen zu ſagen, „es handle ſich um Leben und Tod."

Während Richard Mallet ſeinen Nachbarn mittheilte, daß er ſeinen Onkel todt im Bette gefunden, zeigte ſich in den Geſichtern der ängſtlichen Zuhörer ein Gefühl unangenehmer Ueberraſchung. Sie hatten eine furchtbare Kataſtrophe, — und zum mindeſten einen Selbſtmord erwartet und jetzt ſtellte ſich heraus, daß nur eine einfache Leichenſchau von Seiten des Coroners *) ſtattfinden werde. Indeß hatten ſie mit der Ausſicht auf dieſe und der Berechnung der Reichthümer des alten Geizhalſes doch etwas gewonnen und ſo behielten ſie ihren Gleichmuth ungetrübt.

„Endlich iſt er todt!" „Wir ſind alle ſterblich!" „Sein Geld nützt ihm jetzt nichts mehr," waren die frommen Bemerkungen der Anweſenden, die um das Bett gedrängt ſtanden.

„Laßt uns hoffen, ſein Geld wird nun in beſſere Hände kommen, M'am," ſagte die kluge Wäſcherin zu Frau Mallet, „Sie müſſen ſich nicht grämen, meine Liebe, die Wege der Vorſehung ſind unerforſchlich und ſtets zu unſerem Beſten, wie Sie wiſſen."

In Anbetracht, daß Frau Mallet in den zwölf Jahren ihres verheiratheten Lebens kaum ein halb Dutzendmal mit dem Verſtorbenen geſprochen, war keine große Selbſtverläugnung von ihrer Seite nothwendig, um ſich nicht im Uebermaß zu grämen. Sie war nur blaß und erſchrocken.

*) Coroner iſt der amtliche Leichenſchauer.

„Geh' nach Hause, Hannah," flüsterte ihr Gatte, „ich werde nach den Sachen sehen und diese Leute wieder heimschicken. Sage Jessie *) nichts davon."

Richard kam bald nach Hause, das Nachtessen war fertig, die Knaben im Bette und die kleine Jessie, das lahme Kind, saß auf ihrem Stuhle beim Feuer und nähte.

Der Maurer hing seine Kappe und seinen Rock hinter der Küchenthür auf, wusch den Kalk und Mörtel von seinen Händen und ging dann zu dem Tische, worauf sein Nachtessen stand.

Als er damit fertig war, sagte er: „Jessie komm' zu mir!"

Das Kind hinkte auf ihren Krücken zu ihm und er nahm sie auf seinen Schooß.

„Du erinnerst Dich an Onkel Zeb! der alte Mann, zu dem ich vor wenigen Wochen mit Dir ging"?

„Ja, Vater!"

„Er ist todt, Jessie! — Erinnerst Du Dich, was er Dir sagte, als wir an jenem Sonntag bei ihm waren?"

„Ja. Er fragte mich, ob ich gerne eine reiche Frau sein würde, ein schönes Haus haben und reisen möchte, und ich sagte nein, da ich dann der Mutter nicht nähen helfen und Deinen Thee machen könnte."

„Was sagte er noch?"

„Er sagte: Wenn der alte Onkel Zeb todt ist, dann wirst Du sehen, daß er Dich nicht vergessen hat, und dann fing ich an zu weinen, weil er mich so häßlich angrinste."

„Ja, dies ist so. Das ist, was er gesagt hat, Hannah," sagte Richard, sich zu seiner Frau wendend. „Ich habe bisher nie etwas davon gesagt und Jessie auch nicht. Es war besser so. Er hatte mir indeß anvertraut, daß er sein Testament gemacht und dieses Kind nicht vergessen habe."

Frau Mallet ließ beinahe den Brodlaib in ihrer Hand fallen, so erstaunt war sie. „Du denkst doch nicht Richard, daß es wahr ist?"

„Ich kann es nicht sagen, liebe Hannah. Er war so schlau wie ein Fuchs und so falsch und trügerisch als Old Nick. **) Es ist wahrscheinlicher er hat sein Geld und Grundstücke einem Spital vermacht. Das Testament hat sich vorgefunden und da er morgen begraben wird, so werden wir bald mehr davon erfahren."

Richard Mallet schien die Sache sehr kaltblütig zu betrachten, nicht so jedoch seine Frau. Der bloße Gedanke, daß ihr armes, lahmes Kind auch nur einen Theil der Reichthümer von des alten Peck Besitzungen, der außerdem ein großes Guthaben in einem der Banken hatte, erben könnte, über-

*) Jessie ist das Diminutiv von Jessika.

**) „Old Nick" ist eine Bezeichnung für Teufel.

wältigte sie beinahe. Die kühnsten Hoffnungen erwachten in ihr und sie konnte an nichts Anderes denken und von nichts Anderem sprechen.

„Wir sind sehr glücklich alle diese Jahre hindurch gewesen," sagte sie zum Schlusse ihres Gespräches an diesem Abend, „trotzdem, daß wir nie die Farbe seines Geldes gesehen. Wenn er uns irgend etwas hinterlassen hat, so geschah es nicht, weil wir uns darum bemüht haben. Niemand kann das sagen! Wir waren zu stolz, als daß wir uns um seines Geldes halber hätten so weit erniedrigen sollen, ihm den Hof zu machen, und seitdem er Dir so feindselig entgegentrat, weil Du mich heirathetest, kann Niemand behaupten, wir hätten uns um seine Gunst bemüht!"

„Du hast Recht, Hannah! Sollten wir etwas davon erhalten, so wissen wir, daß es gekommen ist, wie es kommen sollte. Baue indeß nicht zu sehr darauf, Onkel Zeb war gerade der Mann, uns vor seinem Tode noch einen Streich zu spielen. Er verzieh nie, wie er sagte!"

Als der Morgen kam und der Geizhals in sein Grab gelegt worden war, nicht geweiht von den Thränen seiner Lieben oder zärtlichen Erinnerungen, wurde in einem der verlassenen, öden Zimmer seines Hauses in Gegenwart von Richard und Hannah Mallet das Testament eröffnet. Frau Mallet saß auf einer wurmstichigen Kiste, da der einzige Stuhl, der sich im Zimmer befand, von dem Advokaten besetzt war. Neben seiner Frau stand Richard, den Hut in seiner Hand.

Der alte Advokat las die einleitenden Worte des letzten Willens vor, denen seine Zuhörer aufmerksam lauschten, der Eine mit Achtung vor den hochtrabenden Worten, die Andern mit geduldigem Bestreben, den wahren Sinn derselben zu erfassen. Die Testamentsvollstrecker waren zwei begüterte Herrn aus einem Dorfe in dem Bezirke von Baton-Rouge *), wo Zebedäus Peck geboren war. Obgleich Zebedäus Peck sein Testament selbst abgefaßt, so war doch Alles in gehöriger, gesetzlicher Form. Er hatte sein Leben im Armenhause des Bezirks begonnen und war aus einem Hopfenpflücker und Ausläufer stufenweise ein Schreiber in einer Advokaten-Stube und endlich ein Geldverleiher in Neu-Orleans geworden. In Folge dessen wußte der alte Peck, was er thun mußte, als er sein Testament schrieb. Er hatte für die, welche es lesen sollten, eine Ueberraschung vorbereitet.

Der alte Advokat hielt plötzlich mit dem Lesen inne, nahm eine Prieſe und blickte ernst auf das Pergament. Es schien etwas Ungewöhnliches in der Urkunde zu sein. Er fuhr indeß fort zu lesen, wie folgt:

„All mein bewegliches und liegendes Eigenthum, welch' immer Namen dasselbe führen mag, gebe und vermache ich an Jessie Mallet (die beiden

---

*) Baton-Rouge, eine Stadt im Staat Louisiana.

Eltern wurden blaß), der Tochter meines Neffen Richard Mallet, in Little Winkle Straße in dieser Stadt und dieß" —

Der Advokat blickte auf die nächsten Zeilen und hörte auf zu lesen.

„Dies ist ganz unregelmäßig — ganz außer der gewöhnlichen Ordnung. Ich denke, mein Freund, es wäre besser, wenn Ihre Frau in das anstoßende Zimmer ginge, während ich fortfahre zu lesen," sagte der Advokat.

„Nein, Sir! fahren Sie fort, sie kann es hören!" sagte Richard.

Der Advokat, einen erstaunten Blick auf das Ehepaar werfend, fuhr fort: „Und dies ist die Rache, die ich mir schon lange zum Ziel gesetzt. Ihnen das Geld auf diese Weise lassend, will ich den Saamen der Entfremdung zwischen Richard Mallet und seinem Kinde säen! Möge es eine Scheidewand zwischen ihnen Allen während ihres ganzen Lebens bleiben! Möge es ihren Haushalt theilen; die Tochter sich ihres Vaters schämen und den Vater neidisch auf seine Tochter machen!"

Frau Mallet streckte mit einem erschrockenen Gesichte die Hand gegen ihren Gatten aus. Richard war ruhig, aber düstere Falten umzogen seine Stirne.

„Möge Reichthum ihnen zu dem Fluche werden, wie er es mir geworden und möge er Zwietracht zwischen ihren Freunden und Verwandten bringen. Mit dem Glauben, daß mein Reichthum dieß erreichen kann und wird, gebe ich Richard Mallet's Tochter mein Geld! „Uebel erworbener Reichthum bringt nie Segen," sagte er einst zu mir. Er soll sich dessen erinnern, er soll es sich jetzt zu Herzen nehmen in dem Augenblicke, als dieser übel erworbene Reichthum das Erbtheil seines Kindes wird."

Der Advokat hörte auf zu lesen, denn Frau Mallet weinte und schluchzte bitterlich und Richard war ruhig wie vorher, aber Schweißtropfen bedeckten seine Stirne, während seine Hand krampfhaft die seines Weibes hielt.

„Das sind Worte, Sir," sagte Richard, „die auszusprechen Niemand ein Recht hat; das sind Worte, die am Tage des Gerichts gegen ihn zeugen werden. Eher, daß ich einen Cent von diesem Gelde nehme, wollte ich lieber meine Frau und Kinder todt auf der Straße sehen. Er hat mich grausam mißhandelt in meiner Jugend, und ich hatte ihm dies schon lange vergeben; aber da er jetzt mein Kind gegen mich hetzt, wie er mich einst gegen meine Frau hetzen wollte, so mag der allmächtige Gott —"

„O Richard, Richard, sage dies nicht!" sagte Hannah, die Hand auf seinen Mund legend und den Fluch auf seinen Lippen erstickend. Erinnere Dich, was Du immer den Knaben sagst! O mein armer Mann!" Sie legte sich an seine Brust und weinte.

„Du hast Recht, Frau, ich predigte, handle aber nicht nach meinen Worten."

Richard holte tief Athem, legte seine Hand an seine feuchte Stirne, und setzte sich auf die Kiste nieder in gewaltiger Aufregung, die alle seine Adern schwellen und seine Glieder zittern machte.

„Haben Sie noch irgend etwas zu leſen, Sir, ich möcht es wiſſen, wenn etwas da iſt.“

„Nein, nichts als die nöthigen Anordnungen, um den Teſtamentsvollſtreckern die gehörige Vollmacht zu geben — nichts von Wichtigkeit für Sie,“ antwortete der Advokat, der ſelbſt tief ergriffen war.

„Dann Sir,“ ſagte Richard Mallet langſam und bedächtig, „möchte ich in Ihrer Gegenwart und der meines Weibes als Zeugen, ein für alle Mal erklären, daß ich hiemit und im Namen meines Kindes darauf verzichte, jemals einen Cent von dieſes Mannes Geld zu haben!“

Richard ſprach dieſe Worte ſo feierlich, als ob ſie ein gültiger Eid der Verzichtleiſtung geweſen wären und dann erhob er ſich und küßte ſeine Frau.“

„Weine nicht, liebe Hannah, wir wollen jetzt zu Hauſe gehen.“

„Sie thun beſſer daran,“ ſagte der Advokat. „Ich muß Ihnen jedoch bemerken, daß das Eigenthum des Verſtorbenen nicht Ihnen, ſondern Ihrem Kinde gehört und Sie können deßhalb nicht auf etwas Verzicht leiſten, das Ihnen nicht eigen iſt. Wir wollen übrigens dieſe Sachen ausführlicher in meiner Kanzlei beſprechen!“

Die Wolke, die auf Richards Antlitze ruhte, verſchwand in dieſer Nacht noch nicht. Er ging ſchweigend mit ſeiner Frau nach Hauſe und ſprach nicht ein Wort während des Heimganges.

Zum erſten Male in ſeinem Leben hieß er Jeſſie, die ſich zu ſeinen Füßen niederſetzte, fortgehen und zum erſten Male, ſeit ſie geboren waren, legten ſich die Knaben ohne den Kuß ihres Vaters zu Bette.

II.

Wie die Rache wirkte.

Richard Mallet ſchloß in dieſer Nacht kein Auge. Um ſechs Uhr des folgenden Morgens ſtand er auf, frühſtückte und als ob nichts vorgefallen, ging er fort, um eines halben Tages Arbeit zu verrichten, ehe er ſich in die Kanzlei des Anwalts begab.

Seine Frau ſtand am Fenſter und beobachtete ihn, wie er mit feſtem Schritte hinunter ging, ſein Werkzeug auf der Schulter und als er um die Ecke bog, ging ſie zu ihrem Herde, ſetzte ſich nieder und weinte, als wenn ihr Herz brechen wollte, bis der Milchmann kam, um die Milch für den Morgen zu bringen.

Es war ein langer Tag in Mallet's Hauſe. Jeſſie wunderte ſich, daß ihre Mutter ſo traurig und zerſtreut war und ſie manchmal mit einem ſonderbaren Blicke betrachtete.

„Biſt Du ärgerlich, Mutter?“ ſagte ſie, als ſie einem dieſer Blicke begegnete.

„Aergerlich, Kind? O ſprich nicht, ſage nichts. Vielleicht wäre es beſſer

geweſen, wenn Du nie geboren worden wäreſt, mein armes Mädchen! Der Herr allein weiß es!"

Als Richard heimkam, ſah Hannah aus ſeinen Zügen, daß die Begebenheit in irgend einer Weiſe entſchieden ſei. „Hannah!" ſagte er, ſeine Werkzeuge niederlegend und ſich den Schweiß von der Stirne wiſchend: „Es iſt, wie der Advokat ſagte, das Kind iſt die Erbin und wir können es ihr nicht nehmen. Der Advokat ſagte mir, ſie habe nun zweihunderttauſend und fünfhundert Dollars *) alſo eine viertel Million!"

„Eine viertel Million! Richard! Eine viertel Million! O guter Gott!"

Es war unmöglich, ſich nicht darüber zu freuen. Der Fluch Onkel Zeb's ward für den Augenblick über den glänzenden Viſionen, welche dieſe Worte hervorzauberten, gänzlich vergeſſen.

„Rufe Jeſſie!" ſagte Richard, ſich ſetzend. Jeſſie kam zu ihres Vaters Stuhl und ſah ernſt zu ihm auf. Es war ihr neu, ſich vor dem Vater zu fürchten, aber Jeſſie fürchtete ſich, als ſie den Ausdruck ſah, mit dem er ſie betrachtete.

„Jeſſie, ich muß mit Dir ſprechen," begann Richard. „Du biſt ein kluges Mädchen und ich weiß, Du kannſt mich verſtehen. Das Teſtament von Onkel Zebedäus iſt eröffnet worden und er hat all' ſein Geld Dir hinterlaſſen. Du wirſt einſt eine reiche Frau ſein und ein großes ſchönes Haus haben!"

Das bleiche Geſicht des Mädchens erröthete und ihre Augen glänzten.

„Du biſt wohl ſehr fröhlich, nicht wahr, Jeſſie?"

„Ja Vater, ich bin es. Wir werden alſo ein Haus haben, das uns gehört und auch einen Garten?"

„Ja, Du wirſt! Und dann wirſt Du ſchöne feine Kleider tragen und mit Leuten leben, die weit gewandter und vornehmer ſind, als Deine Mutter und Dein Vater!"

„Aber ich muß Euch doch nicht verlaſſen?" ſagte das Kind ſchnell nach der Hand ihres Vaters greifend.

„Nicht für immer vielleicht, Du mußt aber in die Schule gehen und von Jemanden Unterricht erhalten, der es beſſer verſteht, als Dein Vater!" Richard's Geſicht zuckte, als er an das alte A B C-Buch dachte, über dem er und ſein Kind ſo viele glückliche Abende zugebracht hatten. Die waren nun zu Ende. Er ſah Hannah an und ſagte: „Wir müſſen ihr eine beſſere Erziehung geben, als wir hatten, ſie muß in eine gute Schule kommen, in eine beſſere, als wir Beide."

Jeſſie ſtarrte auf ihre Eltern mit ihren großen, braunen Augen und ihr Herz ſchlug raſcher. Das Leben, das ſie ihrer Schwäche halber führen mußte — eine Schwäche, die mehr von ihrem zarten Körperbau, als von wirklicher Krankheit herrührte — hatte ihren Verſtand frühzeitig zur Entwicklung

*) Ein Dollar iſt 2 fl. 30 kr. rheiniſche Währung.

gebracht. Sie vergoß keine Thränen, obgleich ihr Herz voll Kummer und Trauer war und setzte sich so, daß ihr Vater sie nicht sehen konnte.

In dieser Nacht saßen Richard Mallet und seine Frau lange nach Mitternacht noch am Herde und sprachen über Jessie und deren Zukunft. In einem Augenblicke dankte die arme Mutter der Vorsehung für Jessie's Glück und dann schauderte sie, als sie an den Fluch dachte, der an den Reichthümern des alten Geizhalses klebte.

„O Richard!" sagte sie, „wenn seine Worte wahr werden sollten und unser Kind sich unserer schämen würde!"

„Sei still, Hannah!" sagte Richard ärgerlich; „das heißt wie ein Kind reden, wie können die Worte eines todten Mannes uns Schaden thun?"

Obgleich Richard anscheinend Gleichgültigkeit gegen seines Onkels Fluch zeigte, so war er doch lebhaft davon beunruhigt. Als er erwachte, waren die Worte des alten Geizhalses das Erste, dessen er sich erinnerte.

Richard war indeß ein entschlossener Mann, der wenig Worte machte, aber energisch handelte. War er einmal entschlossen etwas zu thun, so that er es auch gleich. Da er zu dem Entschlusse gekommen war, seinem Kinde eine Erziehung zu geben, die seinen veränderten Verhältnissen angemessen war, so verlor er keine Zeit den Vormündern seine Hilfe zu Ausführung der nothwendigen Maßregeln zu Theil werden zu lassen.

Ehe ein halbes Jahr verfloß, war Jessie die Inwohnerin eines schönen Hauses in Baton-Rouge, in einem berühmten Mädchen-Institute, und Richard Mallet nebst Hannah kehrten zu dem Leben zurück, das sie vor dem Tode von Zebedäus Peck geführt hatten.

Es war indeß doch nicht das alte Leben! Richard war so ruhig und thätig wie immer, ein wackerer Arbeiter und braver, zärtlicher Gatte, der seine beiden Söhne innig liebte, aber es war eine Veränderung in ihm vorgegangen. Es war nicht die neue Stellung, die er zu seinem Arbeitgeber und seinen Kameraden einnahm, welche ihn in Verlegenheit setzte. Er trug seinen Kopf so hoch wie sonst, arbeitete hart, nahm einen Scherz gut gelaunt auf, brachte jeden Sonnabend seinen Verdienst nach Hause und kümmerte sich nie, was seine Nachbarn über seine Angelegenheiten dachten oder sagten.

Es war in seinem Hause, wo man diesen Wechsel bemerken konnte, an seinem Herde, wenn er seinen Jungen die Buchstaben lehrte, und eine liebliche, zarte Stimme und eine kleine, weiche Hand in der seinen vermißte, und wo er oft sein Auge auf einem leeren Stuhl und einer daneben stehenden kleinen Krücke ruhen ließ. Zu solchen Zeiten wurde er hart und strenge. Onkel Zeb hätte nichts weiter zu prophezeien bedurft, er war bereits grausam gerächt! die Furcht, daß sein Fluch je in Erfüllung gehen sollte, war genug, um das Leben seines Neffen zu verbittern.

„Hannah!" sagte Richard Mallet zu seiner Frau an einem Freitage

Morgens, „ich werde heute Nacht nicht nach Hause kommen und vielleicht nicht für die nächsten drei Tage. Ich gehe, um sie zu sehen!“

Er küßte seine Frau, setzte seinen besten Hut auf, legte einen starken Stock mit einem Bündel auf seine Schulter und ging fort; Jessie war bereits seit neun Monaten im Institute zu Baton-Rouge.

Am Dienstag Nachts stand Hannah vor der Hausthür, ängstlich auf die Rückkehr ihres Mannes wartend. Es war eine warme schöne Juninacht; um neun Uhr sah sie einen ermüdeten Mann die Straße herabkommen. Eine Lampe, die seine Züge beleuchtete, ließ sie ihren Gatten erkennen. Er sah so ermüdet und matt aus, daß sie ihn kaum kannte.

„Gib mir einen Schluck zu trinken, Hannah,“ sagte Richard, als er in sein Zimmer trat und sich niederließ.

Der Staub auf seinen Kleidern sagte ihr, daß er die Reise zu Fuß zurückgelegt habe.

„Es ist ein langer Weg nach Baton-Rouge und ich glaube nicht, daß ich ihn so schnell zurückgelegt habe, als ich sonst zu thun pflegte.“ Er war ängstlich bemüht, seine Frau glauben zu machen, die Ursache seiner Ermattung rühre nur von seiner körperlichen Anstrengung her.

Er that einen langen Zug aus dem Bierkruge, setzte ihn wieder hin und sagte: „Ich kann noch nicht essen, ich bin noch zu sehr ermüdet. Ich werde Dir jetzt Alles von meiner Reise sagen und dann ist es genug!“ Er legte seinen Hut ab, machte sein Halstuch auf und seine Frau anblickend, fuhr er fort: „Hannah, ich habe unser Kind gesehen! Ich war in Baton-Rouge und sah das Haus, in dem sie wohnt und die Leute, die mit ihr sind. Ich habe sie gesehen, sie aber mich nicht, denn ich hatte nicht das Herz, mich ihr zu zeigen. Als ich am Montag Nachmittag dorthin kam und das schöne große Haus sah, worin sie wohnt, nahe bei der Kirche und die jungen Damen, die im Garten spazieren gingen, sagte ich zu mir selbst: „Es geht nicht an, daß Du Dich hier sehen lassest,“ und so beschloß ich ohne ein Wort oder einen Kuß von ihr zu erhalten, wieder zurückzugehen und zufrieden zu sein, wenn ich sie nur eine Minute lang gesehen hätte. Ich wartete daher neben dem Hause, bis sie Alle herauskamen, immer Zwei und Zwei, und nach der neben anliegenden schönen Kirche gingen. Als sie heraustraten, sah ich unser Kind, das mit einer Dame, die ein Seidenkleid trug, Hand in Hand an der Spitze des Zuges ging. Die Dame schien sehr freundlich und lieb mit ihr zu sein und Jessie sah zu ihr auf, als ob sie sie gern hätte und sich nicht vor ihr fürchtete. Ich folgte ihr mit meinen Augen bis an die Kirchenthür und als sie hineingingen, fühlte ich mich nachgezogen und ich ging hinein. Es war eine schöne Kirche und viel für einen Mann meiner Profession darin zu sehen; ich konnte aber nur auf einen Platz blicken und dies war der, auf dem Jessie

zwiſchen den jungen Damen ſaß, ſo ruhig und gut ausſehend, als wie ich ſie oft auf dem Stuhle dort ſitzen ſah."

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Du hätteſt ihre Augen ſehen ſollen, Hannah, als die Orgel ſpielte. Sie war glücklich dann, das weiß ich! Ich ſaß auf einer Bank, wo ſie mich nicht ſehen konnte und da betrachtete ich ſie, während ſie ſpielten und ſangen, bis ich mich plötzlich dem Erſticken nahe fühlte. Ich erhob mich, und verließ die Kirche. Ich hätte jetzt nach Hauſe gehen können, aber ich vermochte es nicht, mich von dem Orte fortzureißen. Darnach ſah ich ſie Alle aus der Kirche herauskommen und in das große Haus zurückgehen. Ich blieb bei dem eiſernen Gitter ſtehen in der Hoffnung, ſie im Garten oder am Fenſter zu erblicken, jedoch vergebens. Nun beabſichtigte ich die Glocke zu ziehen und hineinzugehen, aber wenn ich auf meinen Anzug und das Bündel ſah, fiel mir das Herz und ich kehrte zurück, ohne den Laut der Stimme meines theuren Kindes gehört zu haben! Vielleicht war ich ein Narr und hätte ohne Furcht und Scheu hineingehen ſollen, wie ein ehrlicher Mann es thun kann, aber der Herr weiß, ich kehrte lieber zurück, wie ich es gethan, als daß ich geſehen hätte, wie ſie ſich meiner ſchämte oder meinethalben erröthete. Ich hätte dies nicht zu ertragen vermocht, Hannah!"

Richard Mallet's Stimme ſank, als er dieſe Worte ausſprach und ſeine Hand zitterte, als er ſeinen Kopf über den Tiſch beugte. Der Geiſt dieſes Mannes ſchien gebrochen zu ſein. Er bereute lange Zeit das Opfer, welches er gebracht und tadelte ſich ſelbſt, daß er ſein Kind von ſich entfernt hatte.

„Warum haben wir dieſe unnatürliche Trennung erlaubt?" fragten ſich beide Eltern.

Richard war indeß der Erſte, der wieder zu einer richtigen Anſicht zurückkam.

„Hannah," ſagte er eines Tages, „wir haben nichts als unſere Pflicht gethan und es iſt vergebens, darüber zu reden. Jeſſie mußte ſo erzogen werden, wie es ſein ſollte und ich und Du ſollten die Letzten ſein, die ſich dagegen auflehnten. Ich verſprach ihren Vormündern, ſie nicht daran zu hindern und wir werden unſer Wort nicht brechen."

Als Richard ſo ſprach, ſah er heiterer aus, als lange Zeit vorher. Welche Befürchtungen er auch hegen mochte, ſie waren hinfort in ſeiner Bruſt verſchloſſen.

III.

Wie die Rache endete.

Treu ſeinem Verſprechen, miſchte ſich Richard Mallet nie wieder weder mit Wort noch That in die Verfügungen, welche die Vormünder zum Beſten ſeines Kindes trafen. Einige Jahre gingen vorüber und Richard Mallet war der Vormann in dem Geſchäfte ſeines Arbeitgebers geworden. Durch ver-

besserten Gehalt und sparsame Lebensweise war er in Stand gesetzt worden, die Nachbarschaft von Peck's Häusern zu verlassen und sich in der Vorstadt ein kleines Haus zu miethen. Frau Mallet wusch und bügelte wie zuvor und die beiden Jungen wurden nach einer guten Schule gesandt.

Die Leute sagten, Richard Mallet sei nicht mehr der Mann, der er gewesen. Er war grob mit seinen Freunden, stolz gegen die ihm Gleichstehenden, er hatte seine frühere Fröhlichkeit und gute Laune verloren und schien nur darauf bedacht zu sein, seinen Weg in der Welt zu machen. Seine Frau und Kinder jedoch konnten keinen Fehler an ihm finden. In ihrem tiefsten Herzen mochte Hannah wohl zuweilen fühlen, daß ihr Gatte nicht mehr derselbe war, aber sie würde eher gestorben sein, als daß sie hätte eine Klage gegen ihn laut werden lassen.

Und wo war seine Tochter die lange Zeit hindurch?

In diesen wenigen Jahren war Jessie Mallet, das einst krüppelhafte Kind, zu einem schlanken, wohl gebauten, schönen Mädchen herangewachsen, dessen Gegenwart jedes Empfangszimmer geziert haben würde. In allen ihren Bewegungen sprach sich eine Geschmeidigkeit, Grazie und Energie aus und ihre Schwäche war gänzlich verschwunden.

Es ist ein wichtiger Tag in dem Baton-Rouge-Institute, an dem wir sie jetzt wiedersehen. Es ist Jessie's siebzehnter Geburtstag und ihre Schulzeit ist hiemit beendigt. Sie schrieb an ihre Eltern und ihre Briefe waren die einzigen Bande, zwischen dem alten Leben und dem Neuen. Richard hat sie Alle, von dem ersten Gekritzel des Kindes bis zu dem letzten schön geschriebenen und gut abgefaßtem Briefe sorgsam aufbewahrt.

Jessie sitzt allein da und denkt an ihren Vater und ihre Mutter, mit Thränen in den Augen. Warum sind sie an *diesem* Tage nicht hier? Im Zimmer befinden sich auf zwei Tischen alle die kleinen Geschenke, die sie von ihren Schulgefährten als Abschiedsgeschenke erhalten. „Jedermann hier denkt an mich und ist freundlich und artig, nur meine Familie vergißt mich," dachte Jessie.

Jessie hat jetzt zahlreiche Freunde, und nach Allem was wir wissen, mag sie gelernt haben, auch ohne die Liebe ihrer Eltern zu leben. Es gibt gar manche warme Neigungen, die eine Abwesenheit von sechs Jahren erkalten würde und Briefwechsel, wie allbekannt, ist nur ein schwaches Band.

So mag vielleicht Jessi's Liebe weniger glühend sein, als sie einst war.

Sie hatte indeß nur wenig Zeit, um dies oder andere Dinge zu überlegen. Ein Geräusch von Rädern ertönt auf dem Sandwege und ein Wagen fährt vor das Thor. Er ist Mr. Hale, einer der Vormünder Jessie's, der gekommen ist, um sie von der Schule zu holen und nach seinem Hause zu Hale Fields zu bringen, wo an diesem Tage ein Schützenfest stattfinden soll, zur Feier ihres Geburtstages.

Jessie sagte ihren Gefährtinnen, mit denen sie sechs Jahre zusammen-

gelebt, Lebewohl. Im Wagen blickt sie traurig nach den Schulzimmern und sieht mit ihren thränenvollen Augen zum letzten Male die schöne Kirche mit ihrem schlanken Thurme.

„Hier sind wir!“ sagte Mr. Hale, als sie durch das Gitter von Hale Fields kamen, „hier sind wir, Alle bereit Sie zu empfangen!“

Jessie sah die Zelte und die Scheiben in der Allee, die umhereilenden Diener und die Gärtner, welche emsig die Hände an die Decorationen legten, um die letzten Arbeiten zu vollenden.

„Glauben Sie nicht, Miß Jessie, daß dies Alles nur für Sie berechnet ist. Andere Leute haben auch Geburtstage! Richard ist heute neunzehn Jahre alt und er wird an der Ehre dieses Tages Theil nehmen. Hier kommt er Er wird Sie hineinführen, um mit Frau Hale und den Mädchen zu sprechen.“ Richard Hale zog seinen Hut und begrüßte Jessie, als eine alte Bekannte. Er hatte sie an Feiertagen und Sonntagen reiten und fahren und Schachspielen gelehrt, so daß sie alte Freunde waren.

Mrs. Hale war eine stattliche Frau, die Jessie's Wangen küßte und sie mit höflicher Gönnermiene willkommen hieß. Geburtsstolz war der Fehler, den Mrs. Hale hatte. Sie hatte die Ehre, die Enkelin eines englischen Baronets zu sein und war daher für adeliges Blut sehr eingenommen, daher sprach sie auch mit Jessie nie so freundlich, wie die übrigen Mitglieder ihrer Familie. Ihr Gatte hatte mit dem ihm eigenem Zartgefühl es stets vermieden, irgend Jemand mit den Verhältnissen von Jessi's Familie bekannt zu machen, aber Mrs. Hale hegte schlaue Vermuthungen über diesen Gegenstand.

An diesem Tage jedoch entwickelte sie einen größeren Aufwand von Würde als je, da ein junger Lord ihr Gast sein sollte. Die ersten Familien in der Nachbarschaft und die auserwählte Gesellschaft von Baton-Rouge waren hiezu eingeladen.

Jessie zitterte beinahe, als sie hörte, welch' große Gesellschaft erwartet wurde. Ehe jedoch ihre Freunde mit ihren Mittheilungen fertig waren, war Richard Hale herbeigeeilt, um seine Schwestern zur Mutter zu rufen.

„Beeilt Euch, Mädchen! Die Mutter wird ganz starr vor Schrecken! Der Lord ist angekommen und Niemand da, um ihn zu empfangen. Eilt zu ihr, sie zu unterstützen, oder sie wird in fünf Minuten sprachlos werden.“

Die beiden Mädchen eilten nach dem Hause und ließen Jessie bei ihrem Bruder, der ihnen lächelnd nachsah.

„Miß Mallet! dieses Fest erweist uns Ehre, nicht wahr? Sie und ich sind glückliche Leute, so eine Geburtstagsfeier zu haben wie diese.“

„Ich bin glücklich, solche Freunde zu haben und an diesem Tage in einem solchen Hause zu sein. Hätte ich indeß gewußt, daß ich so große Gesellschaft finden würde, so wäre ich vielleicht —.“ Jessie zögerte den Satz zu vollenden.

„Vielleicht wären Sie dann noch nicht gekommen. Das ist sehr höflich.

Ich denke, ich thäte beſſer, meinem Vater zu ſagen, daß Sie die Pferde wieder haben wollen, um nach Baton-Rouge zurückzukehren. Er wird ſich Ihnen gewiß gefällig erzeigen."

Richard Hale ſah ſehr zornig aus, als er dieſe Worte ſprach.

„Nein, ſprechen Sie nicht ſolchen Unſinn! Ich meinte nicht, Richard —" Jeſſie ſtammelte und ſchwieg abermals.

„Nicht, meinen Vormund zu beleidigen, wollten Sie ſagen," ſagte Richard, der ſeine gute Laune ſofort wieder erhielt, als er ſah, daß Jeſſie in Verlegenheit war; „Sie thäten beſſer, meiner Mutter nicht mitzutheilen, daß Sie ſich nicht darum kümmern, Ihre Freunde zu ſehen. Nebenbei geſagt, ich wünſchte, die Geeſeman's wären ſämmtlich in Jericho. Es iſt ſicher nicht meine Schuld, daß ſie eingeladen wurden." Richard ſah ärgerlich aus.

„Warum?" fragte Jeſſie.

„Weil Niemand weiß, wer ſie ſind und was ſie ſind! Es heißt, er war ein Lichtzieher, dem durch Erbſchaft ein großes Vermögen zufiel. Die Familie ſieht ganz darnach aus. Er hat ein großes Haus neben uns gekauft. Ich kenne ſie nicht. Kennen Sie ſie vielleicht."

„Nein, ich kenne ſie nicht!"

„O das iſt recht! dieſe Art von Leuten erweckt immer Verdacht."

So ruhig auch Jeſſie ihre Bekanntſchaft mit den Geeſeman's verneinte, ſo war doch in ihrem Herzen eine plötzliche Unruhe entſtanden, daß ſie die nächſten fünf Minuten nicht hörte, was Richard Hale ſagte.

„Da iſt mein Vater," rief plötzlich Richard ſeine Rede unterbrechend. „Er ſucht Sie, ich weiß es. Laſſen Sie uns ihm folgen, Sie müſſen noch mit einer großen Zahl Leute bekannt gemacht werden."

Sie gingen nach der Allee hin. Dort herrſchte ein feſtliches Ausſehen; in einem der Zelte waren Erfriſchungen aller Art aufgeſtellt und unter den Maulbeerbäumen ſpielte die Muſikbande. Das ſtattfindende Schützenfeſt mit Pfeil und Bogen war ſeit vielen Tagen der Gegenſtand des Geſprächs in der ganzen Nachbarſchaft geweſen.

Die Feſtlichkeiten nahmen nun ihren Anfang. — Jeſſie war kein Schütze, weder mit der Flinte noch mit dem Bogen, aber ſie blieb dabei und ſah zu und war ſehr erfreut, als ihre alte Freundin Mary Hale den erſten Preis gewann.

Dann folgte das Frühſtück im Zelte und Mr. Hale's humoriſtiſche Rede, als er die Eichenlaubkrone ſeiner Tochter überreichte und ſie als die Schützenkönigin erklärte.

Dann kam ein Tanz auf der Lichtung, und die Bande von Baton-Rouge, meiſt aus Franzoſen beſtehend, ſpielte unter dem Einfluſſe heimiſcher Weine aus Burgund ſolche erheiternde Quadrillen, daß ſie ſelbſt die Kühe auf den benachbarten Feldern und Wieſen zu ſpringen veranlaßten.

So sehr auch die Musik Alle erheiterte und fröhlich machte, so war doch ein Ohr nicht sehr weit entfernt, in dem sie keine Heiterkeit erweckte. In der Lichtung, die nach Hale Fields führte, stand ein einsamer Mann mit einem finstern, niedergeschlagenen Aussehen. Es war Richard Mallet, der seit einer Stunde auf der Lichtung schweigend hin- und herging. Sechs Jahre waren vorübergegangen, ohne daß er während dieser Zeit mit seiner Tochter gesprochen hatte. Während all' dieser Zeit hatte er an seinem Vorsatze, den Vormündern bezüglich der Erziehung seiner Tochter freie Hand zu lassen, festgehalten. Er hatte aber einen Vorsatz im Auge, von dem er nie abgegangen war.

Er war mit der Abendpost nach Baton-Rouge gekommen und da er, wie er es erwartet hatte, hörte, daß seine Tochter an diesem Tage die Schule verlassen und mit ihrem Vormunde nach Hale Fields gegangen, so war er ihr dorthin gefolgt, um seinen Vorsatz auszuführen.

Obgleich Richard Mallet älter und ernster aussah, so war doch sein Herz dasselbe geblieben. Die Zeit hatte übrigens in seinem Aussehen eine Veränderung hervorgebracht und obgleich er noch in der Blüthenzeit seines Lebens stand, so war sein dunkles Haar doch schon mit grauen gemischt und sein Gesicht hatte ein schärferes Gepräge als zuvor. Er trug nun einen bessern Rock und ein schwarzseidenes Halstuch bedeckte nachläßig seinen Hals.

Die Geigen und Waldhörner ertönten bis zu der Lichtung, wo Richard Mallet stand und der Wind trug das Gesumme und Gelächter der Gäste zu seinen Ohren.

Er war wenigstens schon zwanzigmal bei dem Gitterthore gewesen, aber immer wieder zurückgegangen, als er endlich mit einem ärgerlichen Aufrufe über seine Unentschlossenheit die Thür öffnete und eintrat.

Der Thorhüter, der in einem kleinen Hause neben dem Thore wohnte, rief ihm zu: „Mr. Hale kann Sie heute nicht sehen, er ist beschäftigt und kann keinen Geschäften nachgehen."

„Mein Geschäft ist nicht mit Herrn Hale," sagte Richard, auf den Mann blickend, dessen geröthetes Gesicht deutlich bewies, daß er bei der allgemeinen Festlichkeit für sich Sorge getragen hatte. „O Sie wollen zum Hinterthor hinein. Gehen Sie diesen Weg, hier rechts!"

Richard blieb indeß auf dem breiten Fahrwege und ging ruhig vorwärts. Plötzlich blieb er jedoch stehen. Er hatte seinen Namen von Jemanden aussprechen hören, der hinter der hohen Lorbeerhecke stand.

„Mallet? dies ist ihr Name, ist er's. Sie ist jedenfalls sehr hübsch! Sie sagen aber, ihre Familie sei nicht gesellschaftsfähig, armes Ding! Ist es wahr?"

„Sehr wahr! Mrs. Hale hat mir deßhalb einen Wink gegeben. Sie

ſagen, ihr Vater ſei ein gemeiner Maurer, der noch am heutigen Tage den Mörteltrog auf ſeinen Schultern trägt. Wie dem auch ſein mag, es iſt gemeines Volk, ſo viel iſt gewiß."

Richards Lippen wurden todtenbleich.

„Was für ein Glück, daß ſie noch zu guter Zeit von ihrer Familie entfernt wurde!" fuhr der erſte Sprecher fort. „Niemand würde in der That glauben, daß ſie von gemeiner Herkunft ſei. Welch' ein Glück für ſie, daß ſie in die Hände von Hale kam. Hier kommt unſer Wirth."

Die Damen entfernten ſich und Richard ging in furchtbarer Aufregung nach dem Hauſe.

Eine oder zwei Perſonen ſahen auf ihn, als er ſich näherte, die Mehrzahl der Gäſte befand ſich jedoch auf der Seiten-Lichtung, wo die Tänzer verſammelt waren und das Zelt ſtand, ſo daß er nicht bemerkt wurde.

„Iſt meine Tochter im Hauſe?" fragte er einen der Diener, der an der Thür ſtand.

Richard Mallet war zu dem Frontthor gegangen. Der Bediente ſtarrte zuerſt erſtaunt Richard an und ſagte dann, mit einem ſpöttiſchen Lächeln auf den neben ihm ſtehenden Kameraden: „Nein, ſie iſt nicht im Hauſe, noch wird ſie heute oder morgen da ſein. Ihr Geſchäft iſt wohl nicht ſehr dringend."

„Sie werden gefälligſt eine höfliche Zunge in Ihrem Munde führen und meine Frage beantworten. Iſt Miß Mallet im Hauſe?"

„Miß Mallet? Ja, ſie iſt hier irgendwo; aber Sie können ſie nicht ſehen, denn Sie —" der Mann murmelte einige unverſtändliche Worte und ſchwieg dann.

„Sie werden ſo gefällig ſein, und mich nach einem Zimmer führen, wo ich ſie ſprechen kann und dann nach ihr ſenden."

Der Bediente führte ihn, ohne ein anderes Wort zu verlieren, durch die Vorhalle nach der Bibliothek.

Es war ein ſchönes Zimmer mit einem hohen Bogenfenſter, durch das man in den Garten gelangte. Richard konnte die fröhliche Geſellſchaft auf der Lichtung, ſowie das Zelt und die Muſikbande ſehen. Er war plötzlich wieder zu vollkommener Selbſtbeherrſchung gelangt und in ſeinen Zügen konnte man den Ausdruck unbeugſamer Entſchloſſenheit leſen.

Er ſtand vor einer Statue, Iphigenia vorſtellend, als er herannahende Fußtritte hörte. Er wandte ſich gegen das Fenſter und ſah eine junge Dame und einen Herrn eintreten.

Es waren Jeſſie und Richard Hale.

Einen Augenblick ſtarrten Beide erſtaunt auf den unerwarteten Beſucher, im nächſten Augenblick ſtieß Jeſſie einen leiſen Schrei aus und eilte auf ihn zu.

„Vater!“ rief ſie.

Richard Mallet's Arme waren auf ſeiner Bruſt gekreuzt und ſeine Züge kalt und unbewegt, als er jedoch dieſes Wort hörte, breitete er ſeine Arme aus und drückte ſie an ſein Herz.

„Du haſt mein Geſicht alſo nicht vergeſſen,“ ſagte Richard auf ſeine Tochter blickend. „Das iſt ſchön! Ich wußte nicht, ob Du mich noch kennen würdeſt.“

Obgleich er ruhig und kalt ſprach, ſo zitterten ſeine Lippen doch ſo, daß er kaum deutlich ſprechen konnte.

„Du haſt Dich ſehr verändert, Mädchen, ſeit wir uns zum letztenmale geſehen haben. Statt eines armen, lahmen Kindes finde ich eine erwachſene Dame!“ Er betrachtete ſie lange und dann fuhr er fort: „Ich möchte nun wiſſen, ob Du noch immer mein eigenes Kind biſt oder nicht, ich möchte nun wiſſen, ob ſie Dein Herz eben ſo geändert haben, wie Deinen Anzug. Warte — ſprich noch nicht, Du möchteſt es ſonſt bereuen. Ich muß Dich fragen: Ich will wiſſen, ob Du dieſe Leute verlaſſen und zu Deiner Mutter und zu mir heimkommen willſt. Das wird für mich die Löſung der Frage ſein, ob Du noch mein Kind biſt oder nicht?“

Jeſſie's Augen ſenkten ſich zu Boden. In ihres Vaters Stimme lag eine ſolche Kälte und Strenge, daß ſie ihr Herz erzittern machte.

„Bedenke, was Du ſagſt, ehe Du mir antworteſt, denn es hängt viel davon ab. Biſt Du bereit, dieſe Deine Freunde zu verlaſſen und bei mir zu bleiben? Biſt Du bereit, mit denen zu leben, die nicht ſo vornehm und gebildet, ſondern rauhe, unerzogene Leute ſind? Es iſt dabei ein Verluſt, aber wie ich denke, auch ein Gewinn. Wir können Dir eine Liebe geben, Jeſſie, wie Du ſie nie bei Andern finden kannſt, wir —;“ hier unterbrach er plötzlich ſeinen Satz und fügte hinzu: „Antworte mir, mein Kind, was ſoll es ſein, gehen oder bleiben?“

„Ich will mit Dir gehen, Vater!“

Er liebte ſie noch immer, ſeine letzten Worte hatten ſie augenblicklich zu dieſem Entſchluſſe gebracht.

„Du willſt gehen? Und wirſt Du auch gerne und zufrieden gehen? Willſt Du gehen, ohne zu fühlen, daß Du Dich derer ſchämſt, mit denen Du in Zukunft leben wirſt?“

„Vater! warum richteſt Du ſo grauſame Fragen an mich? Ich habe jede Nacht in dieſen ſechs Jahren Gott gebeten, uns wieder zu vereinen. Schämen! O Du vergißt daß ich Dein Kind bin!“

Jeſſie verbarg ihr Antlitz in ihren Händen und weinte.

„Du ſagſt, Du ſchämſt Dich meiner nicht? Dann will ich Deine Worte auf eine Probe ſtellen. Blicke auf dieſe Hand, ſie iſt rauh und hart von ſchwerer Arbeit; meine Stiefel ſind grob und häßlich, meine Wäſche grob,

mein Rock ist nicht nach der Mode, ich sehe nicht wie ein Gentleman aus und Jeder kann das auf den ersten Blick bemerken. Wenn Du Dich also meiner nicht schämst, so gehe mit mir durch diese Thüre auf die Lichtung, wo diese Leute sind und sage ihnen, ich sei Dein Vater. Wagst Du es zu thun? Wagst Du es, mich vor all diesen Menschen als Deinen Vater anzuerkennen? Sprich!"

Jessie wurde todtenblaß und ein Kampf zog über ihr Gesicht. Was war es, das ihr Vater verlangte? War es nicht zu viel, viel zu viel? Hundert Gründe sprachen dagegen. Der Stolz von Frau Hale, die gute Meinung ihrer Freunde und vor allem die Worte, die ihr Freund Richard Hale gesprochen. Sie stand stumm und erschrocken da und vermochte nicht zu antworten.

Ihr Vater sah ihre Unentschlossenheit und sein Athem wurde schneller. „Du hast Zeit gehabt zu denken. Wagst Du es zu thun?"

Es herrschte ein augenblickliches Schweigen und dann war der Kampf zu End. Sie hatte den Preis ihrer Aufopferung berechnet und war siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen. Sie fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte: „Ja, Vater, ich wage es. Komm!"

Als sie die Thüre erreichte, schwankte ihr Schritt. Vor ihr war die heitere, glänzende Versammlung. Sie stand wie gebannt bei diesem Anblicke und ein kalter Schauer lief über ihren Körper.

„Du kannst nicht, Du kannst also nicht," flüsterte ihr Vater heiser und ohne ein anderes Wort zu sprechen, trat er zurück und verließ sie.

Er war noch keine fünf Schritte gegangen, als Jessie wieder bei ihm stand. „Vater, verzeihe mir. Ich hege keine Furcht!"

Sie nahm seine Hand, blickte ihm strahlend vor Liebe in's Gesicht und führte ihn zu der Thüre. Im nächsten Augenblicke waren sie im Garten vor allen Leuten.

Jedes Auge richtete sich auf das junge Mädchen, als sie mit ihrem Begleiter über die Lichtung ging, geradezu auf das Zelt, in welchem Mrs. Hale, ein Theil ihrer ältern Freunde, und Notabilitäten von Baton-Rouge und alte Leute, die nicht tanzten, saßen.

„Wen hat Miß Mallet bei sich? Welch sonderbares Betragen! Geleitet sie einen der Gärtner nach dem Zelte?" fragten die jungen Leute auf der Lichtung.

Ohne sich um das Gerede der Menschen zu bekümmern, ging Jessie ruhig vorwärts, bis sie das Zelt erreicht hatte, in dem die Gattin ihres Vormundes saß.

Dortselbst machte sie mit wenigen Worten Mrs. Hale mit ihrem Vater bekannt.

Ein Murmeln des Erstaunens ging umher. Frau Hale sah verlegen

und bestürzt aus, aber ehe Jessie ihre Worte beendete, stand bereits Mr. Hale an ihrer Seite.

„Dies ist Ihr Vater, Jessie, ist er's? Dann bin ich sehr erfreut, seine Bekanntschaft zu machen." Hale gab Richard Mallet seine Hand. „Ich habe nur einmal das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, Mr. Mallet, zu der Zeit als Ihr Onkel starb, aber ich habe Ihr Benehmen bei dieser Veranlassung nicht vergessen."

Mr. Hale's Dazwischenkunft hatte Alles, was einem unangenehmen Auftritte hätte gleich sehen können, beseitigt und Jeden erleichtert.

„Sir, ich danke Ihnen. Erlauben Sie mir indeß, zu erklären, wie es kam, daß ich mich hier eindrängte."

Richard stand aufrecht, mit dem Hut in der Hand und ohne Verlegenheit da.

„Ich bin nicht der Mann," sagte er, „der sich irgendwo einzudrängen sucht, aber ich hatte einen wichtigen Grund hieherzukommen, und wenn er auch nicht passend sein mag, so konnte ich doch nicht umhin, meinen Vorsatz auszuführen. Ich habe seit sechs Jahren sehnsüchtig darauf gewartet, mein Kind zu sehen und während dieser, für mein Vaterherz ewig langen Zeit habe ich mich in alle die Maßregeln, welche ihre Vormünder behufs ihrer Erziehung, die sie erhalten mußte, für gut befanden, ohne Widerspruch gefügt. Ich komme heute hieher, um sie zu verlangen und zu sehen, ob sie mich noch immer so liebt, wie sie es gethan; ich fürchte indeß, ich bin mit einem Vorsatze hieher gekommen, der zu nichts Gutem führt. Ich war mißtrauisch geworden und hatte gedacht, sie hätte sich verändert und schämte sich meiner. Als sie in die Bibliothek kam, in der ich so eben auf sie wartete, stählte ich mein Herz gegen sie, so hübsch sie auch aussah und ich war eifersüchtig auf ihr schönes Kleid und ihre feinen, damengleichen Manieren. Sie sagte, sie sei bereit, mit mir zu gehen, aber sie sah so erschrocken aus, daß ich noch immer an ihr zweifelte. Deßhalb sagte ich zu ihr — ich weiß nicht woher mir der Gedanke so plötzlich kam — „wenn Du diese Lichtung Hand in Hand mit mir durchschreiten und mich vor Allen als Deinen Vater anerkennen willst, so will ich glauben, daß Du mich liebst wie Du es früher stets gethan." Und darauf, ehe ich noch Zeit hatte zu überlegen, was ich verlangte, nahm sie meine Hand, führte mich in Ihre Gegenwart ohne einen Laut des Widerspruchs und ohne zu erröthen. Gott segne sie dafür! Es war eine edle Handlung und es war Unrecht von mir, sie zu verlangen!"

Jessie legte ihr Antlitz auf des Vaters Arm und er schwieg.

Es herrschte ein allgemeines Schweigen. Der einfache und doch pathetische Ernst des Mannes, sein freimüthiges und dabei bescheidenes Benehmen hatten Alles zu seinen Gunsten gestimmt.

„Mr. Mallet," sagte ein alter Herr, vorwärts schreitend, „ich bewundere und sympathisire mit Ihrem Betragen. Möge Gott Ihre Tochter segnen!"

Der alte Prieſter, ein hoher Würdenträger der Kirche, legte ſeine Hand auf Jeſſie's Arm und führte ſie zu einem Sitze.

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken, Mr. Mallet, ich ehre Ihren Verſtand und Ihr Herz.“

Es war der junge Lord, der ſo ſprach. Mrs. Hale mochte erſtaunt auf die Scene hinſtarren, und dem Zeugniß ihrer Sinne mißtrauen; ihr hochadeliger Gaſt drückte in der That die Hand eines Mannes, der keine Handſchuhe trug. Da ein hochwürdiger Dechant und der Sohn eines engliſchen Pairs den Maurer öffentlich als Mitglied ihrer Geſellſchaft anerkannten, ſo durfte kein Anderer befürchten, ſich etwas zu vergeben, wenn er mit ihm ſprach.

Jeſſie und ihr Vater würden aller Wahrſcheinlichkeit nach die Helden des Tages geworden ſein, wenn ſie ſich nicht mit Richard Hale's Hilfe in ein abgelegenes Zimmer zurückgezogen hätten, wo ſie den Abend allein zubrachten.

Das Schützenfeſt zu Hale Fields war noch lange ein Gegenſtand des Geſpräches in der Nachbarſchaft und ein beſonderer Glanz ruhte auf ſelbem, durch das, was gewiſſe Damen das „romantiſche Zwiſſchenſpiel“ zu nennen beliebten.

An einem Sommerabend, einige Jahre ſpäter, ſaß eine Familiengruppe unter dem Schatten eines rieſigen Platanenbaums in Front eines hübſchen Landhauſes im Staate Louiſiana, etwa zwei Meilen von Baton-Rouge.

Es war Richard Mallet und ſeine Familie, die in dem Garten von „Mallet's Heimath“ verſammelt war.

Der Vater las eine Zeitung, ſeine Frau ſtrickte emſig und lauſchte auf die Worte ihres älteſten Sohnes, der zu ihren Füßen auf dem Raſen ſaß und ihr aus einem Buche vorlas. Der jüngere Sohn folgte mit einem Fernrohr den Bewegungen eines ſtattlichen Dampfers auf dem Vater der Gewäſſer, dem Miſſiſſippi-Strome. Jeſſie ſaß neben ihrem Vater, hatte die Hände auf ihrem Schooße und blickte träumeriſch auf den Strom. Sie ſah reizend in dieſer Stellung aus.

„Vater,“ ſagte ſie plötzlich, „ich dachte gerade, wie ſo viel Gutes aus Uebel in unſer beider Leben gekommen. Onkel Zeb's ſchlimme Abſichten ſcheinen den Keim ihrer Vereitlung in ſich getragen zu haben. Er gerade hat uns enger verbunden, als wir es je waren. Ich denke, ich hätte nie Gelegenheit gehabt, Dir zu zeigen, wie ſehr ich Dich liebte, wäre ich nicht ſo viele Jahre von meiner Heimath und den Meinen getrennt geweſen und eben ſo gewiß hätte ich nie erfahren können, wie lieb Du mich hatteſt.“

Jeſſie nahm ihres Vaters Hand, während ſie ſprach und ſah mit unausſprechlicher Zärtlichkeit zu ihm auf.

„Ja, Jeſſie, Gutes in unſerem Leben iſt aus Böſem entſprungen, wie Du ſagſt, und ich denke, die Leute würden oft weit weniger Macht haben, uns Unrecht zu thun, ſo lange wir uns ſelbſt treu bleiben. So lange als Du

und ich so blieben, konnte uns Onkel Zeb's Fluch nichts anhaben. Holla, was gibt's da. Philipp schreit wie ein Besessener."

In der Gruppe der Mutter und der Knaben herrschte offenbar große Aufregung.

„Da geht er, Vater! Da ist der Herr, der uns neulich zum Fischen mitnahm und über Bord sprang, als Eduard in's Wasser fiel.

Ein Fremder stand am Rande der Gartenmauer.

„O lauft und ladet ihn ein hereinzukommen," sagte die Mutter. „Ich habe ihn beinahe jede Nacht in der Woche dort gesehen und wunderte mich, wer er wohl sein möchte. Gehe auch Jessie, Du wirst wissen, wie man ihm danken muß. Hier ist Dein Hut."

Jessie nahm ihres Vaters Arm und sie gingen dahin, wo der Fremde stand. Als sie ihm näher kamen, faßte Jessie ihres Vaters Arm fester und sagte: „O bleib stehen, Vater! Sieh, er kommt hieher."

Jessie hatte die Gestalt vor ihr erkannt. Es war die von Richard Hale.

Er hatte sich seit einigen Tagen in der Nachbarschaft herumgetrieben und zwar ganz heimlich, was bei seinem sonstigen offenen und freimüthigen Wesen sehr ungewöhnlich war. Angeblich waren wilde Enten der Zweck seiner Wanderungen, wie denn auch seine Flinte auf der Schulter verkündete; die wilden Enten schienen indeß „Mallets Heimath" sich zu ihrem Lieblingsaufenthalt erkoren zu haben.

Es bedurfte keine lange Ueberredung von Mrs. Mallet, um den Gast zu bewegen, dazubleiben und später an ihrem Nachtessen Theil zu nehmen. Da er vor seiner Rückkehr in das Wirthshaus beschloß, noch eine Woche länger zu verweilen, so ist anzunehmen, daß er einen angenehmen Abend zubrachte.

Einige Jahre später und wir werfen abermals einen Blick auf den Landsitz „Mallets Heimath."

Diesmal sitzen sie bei einem hellen Kaminfeuer, während der Wintersturm wehklagt und die windgepeitschten Wogen des Mississippi an das Ufer schlagen.

Ein grauhaariger alter Mann ist im Begriff, seinen Enkeln eine Weihnachtsgeschichte zu erzählen. Der Großvater hat seltsame Dinge seit seiner Jugend erlebt und weiß also auch seltsame Geschichten.

„Erzähle irgend etwas Wahres, Großvater," sagte ein hübsches helläugiges Mädchen auf seinem Knie.

„Und laß die Geschichte einen schrecklichen Namen haben," sagte Richard, ein hübscher neunjähriger Knabe.

„Nehmt an, ich erzähle Euch die Geschichte Eurer Mutter," sagte der Großvater auf die neben ihrem Gatten sitzende junge Frau blickend.

„Aber die Geschichte der Mutter wird keine Erzählung sein," rief Richard.

„Es wird so gut sein wie eine Erzählung und da Du einen schrecklichen Namen dazu haben willst, so wollen wir sie nennen: „Die Rache des Todten."

Lied.

Von Emanuel Geibel.

Auf Gott wirf deine Sorgen
Und halt' an ihm dich feſt,
Wenn jeder neue Morgen
Auf's neu dich bangen läßt.
Gewiß, er kennt das Trauern,
Das Leid, das nun dein Theil,
Und läßt's nicht länger dauern,
Als noth zu deinem Heil.

Der Acker braucht auch Regen,
Nicht allzeit Sonnenſchein;
So ſoll auch dir zum Segen
Die Trübſal nur gedeihn;
Sie dämpft mit ihren Schmerzen
Der Sinne Luſtbegier
Und weckt im bangen Herzen
Ein himmliſch Heimweh dir.

Du ſollſt im Staub der Erden
Zu feſt nicht Hütten bau'n,
Demüthig ſollſt du werden
Und glauben ſonder Schaun.
Erſt wenn du ſchwer getroffen
Geduld übſt unverirrt,
Mag dir erblühn das Hoffen,
Das nicht zu Schanden wird.

Gott zieht aus bitterm Samen
Die Frucht, die dich erquickt;
Sprich Amen dann, ſprich Amen
Zu allem, was er ſchickt.
Gib nur in Seine Hände
Dich ganz zu jeder Friſt,
Und traun, er ſchafft ein Ende,
Das eitel Klarheit iſt.

Die Zauberlaterne.

Von Dr. Francis Place.

Unter den Gegenständen, die dem jüngsten Kinde Freude bereiten, und die auch noch für den größten Gelehrten ihr Interesse behalten, nimmt die Zauberlaterne einen der ersten Plätze ein.

Freudig klatscht das Kind in die Hände, wenn sich nach banger Erwartung in dem finstern Zimmer der schöne, leuchtende Kreis zeigt, der uns Menschen und Thiere, Bäume und Häuser in bunter Aufeinanderfolge vorführt. Leicht und spielend erlernt der Knabe dabei einige der wichtigsten Hauptgesetze über die Entfernung, Lage und Größe optischer Bilder, während der Gelehrte und Künstler auf den ersten Blick erkennen, daß nur einige geringe Abänderungen des Apparats erforderlich sind, um das unvollkommene Spielwerk in eins der gewaltigsten Hülfsmittel der Wissenschaft zu verwandeln.

Gewiß wird es Niemand für verlorene Zeit halten, wenn wir diesem Instrumente unsere Aufmerksamkeit widmen. Wir wählen dazu jene einfache Form, in welcher dasselbe in allen gut eingerichteten Spielwaaren-Handlungen im Preise von 1—12 Gulden zu haben ist.

Ein viereckiger Kasten von Weißblech enthält ein Oel-Lämpchen, dessen Licht durch zwei große Brenngläser aufgefangen und gesammelt wird. Diese Gläser befinden sich in einer Röhre, die in ein Loch in der einen Kastenwand eingeschoben wird. Zündet man das Lämpchen an, und bringt den Kasten in ein sonst völlig verfinstertes Zimmer, so bildet das Instrument eine vortreffliche Laterne, deren Leuchtkraft deshalb so bedeutend ist, weil die Strahlen der Lampe nicht nach allen Richtungen auseinanderfahren, sondern sämmtlich durch die erwähnten Gläser gesammelt und nach ein und derselben Richtung geleitet werden, wodurch an der Wand des Zimmers ein kreisrunder Lichtschein entsteht.

Zu jedem Instrumente gehört nun noch ein Kasten mit einer Anzahl Glasstreifen, auf die mit bunten Farben allerlei Bilder gemalt sind, deren Feinheit und künstlerischer Werth natürlich vom Preise des Instrumentes abhängt. Einen solchen Glasstreifen nimmt man, und schiebt ihn zwischen Lampe und Gläser in eine dazu bestimmte Oeffnung ein, und zwar verkehrt, so daß die gemalten Bilder auf dem Kopfe stehen. Es wird dabei an der Wand in dem erwähnten runden Lichtschein ein unbestimmter Schatten auftreten, der aber das auf dem Glasstreifen befindliche Bild in scharfen Umrissen hell und klar darstellt, sobald man die beiden genannten Gläser dadurch in die rechte Entfernung von einander gebracht hat, daß man die beiden Hälften der Röhre hinreichend weit auseinanderzieht. Damit das Bild recht deutlich

erſcheine, muß man es auf eine weiße Kalkwand fallen laſſen; an der Stubenthüre iſt es ſchon viel matter und an farbigen Tapeten kaum wahrzunehmen.

Das Bild an der Wand entſteht dadurch, daß nach optiſchen Geſetzen jedes Brennglas von allen Gegenſtänden, die auf der einen Seite deſſelben liegen, auf der andern Seite Bilder entwirft, die umgekehrt ſind, und deren Entfernung vom Glaſe um ſo größer iſt, je näher der Gegenſtand am Glaſe war *).

Man bemerkt bald, daß die Figuren an der Wand bedeutend größer ſind, als die Bilder auf dem Glasſtreifen, und daß dieſe Vergrößerung um ſo beträchtlicher wird, je weiter man die Laterne von der Wand des Zimmers entfernt. Da jedoch bei ſtärkerer Vergrößerung die dem Bilde zukommende Helligkeit auf eine ſehr große Fläche vertheilt wird, ſo erſcheint daſſelbe um ſo matter und ſchwächer, je ſtärker es vergrößert wird, ſo daß eine fünfzehnfache Vergrößerung der Bildhöhe ſchon nahe an der erreichbaren Gränze liegt.

Schon im Jahre 1646 wurde die Zauberlaterne (lateiniſch: laterna magica) vom Pater Kirchner erfunden, ſo daß ſie bereits über zwei Jahrhunderte hindurch bekannt iſt, in welcher Zeit ſie durch vielerlei Erfindungen einen außerordentlichen Grad der Vollkommenheit erlangt hat.

Im Kaſten des Inſtrumentes, der eigentlichen Laterne, brachte man einen hellpolirten Spiegel an und erſetzte die ordinären Brenngläſer durch gute, achromatiſche Doppellinſen, das heißt: durch mehrere Sammel-Linſen, deren jede aus Kronglas und Flintglas zuſammengeſetzt iſt **).

Die trübe Oellampe erſetzte man ebenfalls durch beſſere Lichtquellen. Am wirkſamſten iſt hier jedenfalls das Sonnenlicht, und wirklich hat ſchon der bereits genannte Pater Kirchner eine Einrichtung angewandt, bei der ein feiner Sonnenſtrahl durch einen Spiegel in ein übrigens finſteres Zimmer gelenkt wurde und dort einen kleinen Gegenſtand — etwa den Flügel einer Fliege — beleuchtete; das Bild des letzteren erſchien dann an der Wand, und zwar ungemein ſtark vergrößert. Nun nennt man jeden Apparat, durch welchen man kleine Dinge vergrößert ſieht, ein Mikroſkop (Klein-Seher, griechiſch: mikro-skop), und weil bei der zuletzt beſchriebenen Einrichtung das Sonnenlicht zur Beleuchtung dient, ſo nennt man ſie ein Sonnen-Mikroſkop. Um nicht von der Gunſt des Wetters abzuhängen, wendet man zur Beleuchtung jetzt vielfach das blendend ſonnenhelle Licht an, das ein Paar, durch den galvaniſchen (elektriſchen) Strom in's Glühen verſetzte, Kohlenſtücke ausſtrahlen. In dieſem Falle wird der Apparat ein Elektriſches Mikroſkop genannt, ein Name, der ſehr unpaſſend iſt, der aber nicht verfehlt, dem Unkundigen ungemein zu imponiren. Am häufigſten ſind aber gegenwärtig dieſe

*) Vergl. Jugendblätter, Jahrgang 1860, S. 418.

**) Vergl. Jugendblätter, Jahrgang 1860, S. 424.

Instrumente durch das sogenannte Drummond'sche Kalklicht erleuchtet. Dasselbe entsteht dadurch, daß durch zwei enge Röhren zwei Luftarten (Sauerstoffgas und Wasserstoffgas) gegen ein Stückchen Kreide getrieben werden, worauf man den vereinigten Luftstrom anzündet, und durch dessen unglaubliche Hitze das Kreidestück in ein strahlend helles Weißglühen versetzt. Man nennt alsdann das Instrument ein Gas-Mikroskop, pflegt auch wohl dieser Benennung mit Hülfe der griechischen Namen der Gase (Oxygen und Hydrogen) zu einem stattlichen Klange zu verhelfen, was namentlich diejenigen Künstler zu thun verstehen, welche mit einem solchen Instrumente von Stadt zu Stadt herumziehen.

Ich bin so eben auf dem Wege zu einem solchen Gasmikroskope, von dem ich mir sehr viel verspreche. Nicht dadurch ließ ich mich locken, daß die gedruckte Ankündigung an den Straßenecken dem Apparate einen majestätischen, achtsilbigen, griechischen Namen gab, nicht dadurch, daß mit den größten Ziffern, welche die Druckerei besaß, mir auf hundert Schritt Entfernung eine dreimillionfache Vergrößerung entgegenleuchtete, denn das ist Alles Marktschreierei, ebensowenig zog mich ein endloses Verzeichniß von Bienenflügeln, Mückenbeinen, Fliegenaugen u. s. w. an, deren dreimillionenfach vergrößerte Bilder sich an der Wand zeigen sollen, denn dazu gibt es viel wirksamere Mittel, wie wir das seinerzeit genauer besprechen wollen; sondern ich habe ganz am Ende des Zettels die bescheidenen Worte gelesen: „zum Schlusse Nebelbilder und Chromatropen." Das war der große Magnet, der mich zog, und wer mich auf ein Stündchen zu dem Glasmikroskope begleiten will, dem gebe ich die feste Versicherung: es soll ihn nicht gereuen. (Schluß folgt.)

Die Berufung des heil. Vincenz von Paul.

Von Dr. Friedrich Beck.

I.

Im Elternhause.

Im schönen Frankreich am Adour,
Der von der Pyrenäen Rande
Sich windet mit dem Silberbande
Hinab an's Meer zur Haideflur,
Liegt mit nur wen'gen Hütten Zahl
Das Dorf Ranquines im stillen Thal.

Es war um fünfzehnhundert faſt
Und achtundachzig, ſeit das Heil,
In Chriſto ward der Welt zu Theil,
Als Jean de Paul ein Bauersmann,
Der mühſam ſich ſein Brod gewann,
Nach ſchwerem Tagwerk hielt die Raſt,
Umgeben von der Kinder Schaar,
Die ſeines Ehſtands Segen war.
Zwei Mädchen ſah man, drei der Knaben;
Bald ſoll ein ſpärlich Mahl ſie laben,
Es ſtand auf niederm Heerd bereitet,
Wo ab und zu die Mutter ſchreitet.
Wie nun der Landmann überblickt
Den trauten Kreis, der ihn beglückt,
Da fehlt ihm Eines ſeiner Lieben.
„Wo iſt Vincenz nur heut geblieben?
Ich fand doch unſ're Ziegen alle,
Die er zum Waideplatz getrieben,
Wie immer wohlverſorgt im Stalle.
Bertranda, ſprich, wo ging er hin?“ —
„Zur Mühle, Vater, ſandt' ich ihn;
An Mehl gebrach es in der Hütte;
Bald iſt er da; ſchon hör' ich Tritte.“ —
Und freundlich grüßend trat Vincenz
(Er zählte kaum den zwölften Lenz)
In's Erdgeſchoß, wo bei dem Schein
Der Lampe die Geſchwiſter plaudern.
Der Alte prüfte ohne Zaudern
Den Sack, den ihm der Knabe reicht;
Er findet ſein Gewicht zu leicht;
„Haſt du das Mehl im Lauf verſchüttet?
Die Hälfte nur iſt übrig mehr.“
Schon will er ſchelten; doch es bittet
Vincenz: „O zürne nicht zu ſehr!
Entgegen auf dem Wege kamen
Drei Bettler mir; in Jeſu Namen
Erflehten jammernd ſie die Gabe.“
Der Vater ſprach: „Vincenz ei wie?,
Du haſt ja ſelbſt dir Geld erſpart
Und ſorglich dreißig Sou's bewahrt;
Warum nicht gabſt du von dem Deinen?“ —
Der Knabe fing nun an zu weinen:
„Die ſind ſchon fort! ein blinder Greis,
Am Stab gebückt und ſilberweiß,
Empfing ſie, als ich ging vom Haus;
Ich hatte nichts mehr, nichts zu ſchenken,

Da theilt' ich gleich mit offnen Händen
Von dem, was ich getragen, aus.
Ach, welche Noth iſt doch auf Erden;
Wie viel des Elends birgt das Leben;
O könnt' ich Allen hilfreich werden;
Wie ſelig iſt es Andern geben!" —
Und wieder auf die blühenden Wangen
Rollt Thrän' um Thräne, und er neigt
Das Lockenhaupt betrübt und ſchweigt.
Der Vater hat ihn warm umfangen
Und ſpricht: „Mein Kind, ich ſollte ſchmälen,
Weil du nicht rechnen kannſt und zählen,
Zum Schenken allzuraſch geneigt;
Doch beſſer iſt's, daß du dem Triebe
Nicht widerſtandſt der Nächſtenliebe,
Als wenn du herzlos dich gezeigt.
Auch ſind gar Viele, glaube mir,
An Habe ärmer noch als wir;
D'rum was du thateſt, nenn' ich gut;
Gib, wo du kannſt, mit frohem Muth;
Zur Freude warſt du mir geboren;
Wer weiß, wozu dich Gott erkoren!" — —

II.

Die Berathung.

Kind und Geſinde ging zur Ruh',
Das ganze Dörflein lag im Schlummer,
Und Mondlicht glänzte auf den Bäumen.
Der Bauer ſchloß die Hütte zu,
Doch hieß er noch die Mutter ſäumen;
Was will er nur? Drückt ihn ein Kummer?
Die Stirne legt ſich ihm in Falten;
Was treibt umher den guten Alten?
Er goß noch Oel der Lampe nach,
Indem er ſinnend alſo ſprach:
„Bertranda, höre, was ich ſage!
Gezählt vielleicht ſind unſ're Tage,
Mir macht der Kinder Zukunft bange;
Was hilft wohl unſer Müh'n und Sorgen?
Von Heute leben wir auf Morgen
In Dürftigkeit und harter Plage,
Und auf ein Mittel denk' ich lange,
Wie es mit uns ſich beſſer wende
Vor meinem und vor deinem Ende.
Stets werd' ich all' die Unſern lieben,
Doch wie in's Herz iſt mir geſchrieben

Vincenz! Ja gern ein beſſ'res Loos
Möcht' ich ihm ſchaffen auf der Erde,
Als daß, ein armer Hirte bloß,
Er pflege unſ're kleine Heerde!
Sieh nur in ſeine hellen Augen,
Die leuchten wie ein Strahlenblitz;
Gewiß, er hat Verſtand und Witz
Und wird zu etwas Höh'rem taugen.
Drum ſei's gewagt! Es iſt mein Plan,
In's nahe Städtlein ihn zu ſchicken;
Zur Kloſterſchule ſoll er wandern,
Und wird es ihm, wie manchem Andern,
Deß Beiſpiel wir geſehen, glücken,
So nährt ihn einſt der Kirche Gut;
Als Prieſter ſteigt er hoch in Würden
Und wird dann gern — ich zweifle nicht —
Den Seinen beiſteh'n, wo's gebricht
Und tragen helfen unſ're Bürden!" —
Er ſchwieg. Die Mutter hört mit Freude
Den Wunſch, der auch der ihre war.
Sie ſprach: „Du weißt es, wie wir Beide
In Eintracht leben immerdar,
Die Kinder chriſtlich auferzieh'n.
Wenn auch gedrückt von harten Müh'n.
Geſchehen ſoll auch jetzt dein Wille;
Gott gebe, daß er ſich erfülle!
Er, dem wir uns in Demuth neigen,
Er wird es lenken an das Ziel.
Doch Eines kann ich nicht verſchweigen:
Denk' nicht an uns, nicht an Gewinn,
Daß wir den Verſatz nicht beweinen!
Dem Herrn gehört des Prieſters Sinn,
Sein Gut den Armen, nicht den Seinen.
So laß uns flehen denn zum Herrn, —
Denn jeder Segen kommt von oben, —
Und einen Pilgergang geloben
Zum Wallfahrtsorte nicht zu fern,
Zu unſ'rer Frauen von Vaucluſe,
Daß einſt in wahrer Frömmigkeit
Vincenz erglänze wie ein Stern
Und blühe ſanft wie eine Roſe
Des Himmels mitten in dem Streit
Der argen, wildverworrnen Zeit!" —
„Wahr iſt's, es gäbe viel zu klagen," —
Sprach Vater Jean, „wahr iſt's, Bertrande, —
„Empörung rings und Noth im Lande,

Und ſicher trägt nicht mehr die Krone
Selbſt König Heinrich auf dem Throne;
Die Guiſen gleich den Hugenotten
Beſchworner Eide frevelnd ſpotten;
Wir leben in gar ſchlimmen Tagen,
Doch laß uns nimmer ganz verzagen,
Daß Recht und Ordnung wiederkehren;
Im Kleinſten ruht des Großen Heil,
Drum thue Jeder, was ſein Theil!
Beſchloſſen iſt's und ſtehet feſt:
Ein Sümmchen blieb uns noch als Reſt,
Wohl ſechzig Livres, blank und baar,
Dieß reicht dem Jungen für ein Jahr;
Er iſt gewohnt, viel zu entbehren
Und ſchlägt ſich durch, auch in der Noth,
Und lernt er brav, ſo kann er lehren
Bald Andre und verdient ſein Brod,
Und Gott wird weiter für ihn ſorgen.
Genug für heut! Sonſt graut der Morgen;
Der Wächter hält im Dorf die Runde,
Hörſt du? Er ruft die zwölfte Stunde." —

III.

Der Traum.

Zur Kammer ſchritt das Gattenpaar;
Dort lag Vincenz in tiefem Schlafe,
Es zeigt dem Hirtenkind ein Traum
Zerſtreute Lämmer, irre Schafe
Auf eines Berges ſteilem Saum,
Und andre lagen krank und wund,
Von Dornen blutend und zerriſſen;
Gleich gab ſein mildes Herz ſich kund,
Von Mitleid ward er tief gerührt;
Bald iſt's das eine, das er führt,
Bevor es fiel vom jähen Hang,
Bald iſt zu heilen er befliſſen
Ein andres, bis die Kraft ihm ſinkt.
Zu helfen Allen war ſein Drang,
Er kann es nicht; o herbe Pein!
Doch ſieh! In heller Glorie Schein
Naht eine Lichtgeſtalt und winkt;
Er blickt empor; mit einemmal
Fühlt er berührt aus Jeſu Herzen
Das ſeine von der Liebe Strahl,
Die Balſam hat für alle Schmerzen.

Und wie mit überird'scher Kraft
Beginnt er neu und wirkt und schafft
Und unterliegt nicht der Beschwerde,
Bis er gerettet ganz die Heerde.
Bertranda aber trat herzu
Zum Knaben, den sie innig liebt;
Sie sah ihn sich im Traume regen,
Der Mond beschien sein Angesicht;
Sie weckt ihn nicht aus sel'ger Ruh',
Er schlummert fort; doch leise gibt
Sie ihm zu seiner Zukunft Wegen
Den frommen, treuen Muttersegen.

Friedhofs Weihnacht.

Von Isabella Braun.

Es ist Weihnacht geworden. Am klaren, kalten Winterhimmel brennen unzählige Sterne. Sind es Lichtfunken vom himmlischen Christbaume? Sind's Engelein, welche mit blitzenden Augen herablächeln auf die freudige kleine und große Kinderwelt?

Ja, der Christbaum im Himmel muß wunderschön sein! Die Engel haben ihn aufgeputzt, für alle Kinder, welche die Weihnacht droben, statt auf der Erde feiern; sie haben in all die liebenden Mutterherzen hineingeschaut, in diese Herzen, welche zu solchen Zeiten in Ueberfülle der Liebe reich sein möchten, nur um auszutheilen, was schön und gut ist. Die liebe Muttergottes hat wohl den Engeln auch gesagt, was sie an den Baum hängen sollen und Gottes Vaterauge hat dazu das Ja und Amen genickt. Im Himmel ist ein Born unvergänglicher Gnaden und Freuden, aus dem die Engel schöpfen können, und sie thun's. Da liegen die goldenen Schalmeien bereit zum Einklang in die Sphärenmusik; da blühen die Rosen und Lilien mit ewigem Duft, da glitzert das diamantne Kreuz, welches auf der Erde so schwarz und so schwer zu tragen ist! da warten die Flügelein und zarten Gewänder für den himmlischen Leib. Die kleinen Todtenhemdlein werden umgetauscht für sie und es gibt Herrlichkeiten aller Art in Hülle und Fülle.

Ja, die Sterne und der Mond scheinen heute klarer, als je in einer Nacht und sie blinken und winken hernieder auch auf den stillen Friedhof, wo die Gräber der Kinder liegen. Manch vergoldetes Kreuz funkelt im Widerscheine und das ewige Licht der Kapelle wirft einen magischen Glanz auf den

Gottesacker. Mitten darinnen ist ein neues, schwarzes Bettlein erst heute Morgens aufgeschüttelt worden und zu ihm schleicht eine dunkelverhüllte, einsame Frau. Es ist die Mutter des kleinen Schläfers, der nicht mehr erwacht. Jetzt scheint der Mond auf sie, als wollte er herzinnig „Grüß Gott" sagen und blickt so recht wehmüthig und doch auch wieder verklärend und tröstend herab. „Gloria, Gloria" flüstert der zitternde Schein und weilet bei der trauernden Mutter am Grabe ihres erstandenen Engels.

Sie naht sich dem Hügel und tritt hinter das kleine Kreuz. Nun steckt sie in die aufgelockerte Erde einen Tannenbaum mit Kerzen voll geschmückt und er steht fest, wie eingewurzelt. Sie zündet das Licht an und damit die vielen Lichtlein am Baume. Leise, leise, du Luftzug, damit keines erlösche, denn die Liebe des Mutterherzens steht in Harmonie mit dem ewigen Lichte im Himmel, das aus Liebe ein Kind geworden ist in der Krippe.

Hell funkelt der Christbaum des Friedhofs und verbreitet seinen Glanz über alle Gräber. An den Zweigen hängt keine irdische Gabe, kein Zuckerwerk, kein Spielzeug, Licht, Licht ist das Einzige, was die Mutter noch dem Kinde zu spenden hat, nach dem frommen Spruche: „Gott geb dir die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte dir, Amen!" —

Die Bescherung ist vollendet. Die Mutter kniet daneben, Thräne um Thräne quillt aus dem Auge, Mond und Sterne funkeln darin zu wunderbarer Verklärung des Schmerzes. Und die Verklärung dringt bis in die Seele; sie fühlt: „da drunten liegt nur die irdische Hülle; droben schwebt der kleine, selige Geist." Nun flüstert sie: „Achtmal hab ich dir, mein Liebling, den irdischen Weihnachtsbaum mit Lichtern geziert; aber sie sind nach kurzer Zeit abgebrannt; nun aber brennen sie für dich fort in alle Ewigkeit. Ich hab dich beschützt auf Schritt und Tritt, mein süßes Erdenkleinod, aber es hat nur gereicht bis hieher. Du bist mir davongeflogen auf Engelsfittigen und nun bist du reicher als ich, nun kannst du mich beschützen. Thu es, mein Kind! Bring du mir ein Lichtlein vom himmlischen Christbaume, daß davon die Nacht meiner Schmerzen helle werde, wie diese Nacht durch Sterne und Mondenschein! Unsere Liebe endet ja nicht, denn sie entstammt aus dem Born der ewigen Liebe. Amen!" —

Das ist die Weihnacht auf dem Friedhofe. —

Ihr Mütter alle, die Ihr dieses leset und so einen Engel im Himmel habt, dessen Bettlein aus der Stube in den Friedhof gerückt wurde; ihr Geschwister alle, in deren Kreis Eines fehlt seit vorigem Jahre; ihr Menschen alle, die ihr ein irdisches und nun begrabenes Glück betrauert: — feiert mit mir in diesen Zeilen die Friedhofs-Weihnacht, damit die Lichter der Liebe in unsern Herzen flammen, daß wir mit dem unvergänglichen Gefühle die Kluft zwischen Einst und Jetzt, zwischen Erde und Himmel ausfüllen und uns umweht finden von dem Engelsfittig der süßen Erinnerung. Und Ihr, Kindlein,

die Ihr nunmehr droben das Gloria ſingt, ſingt's in unſere Herzen hinein, umſchwebt uns als Schutzgeiſter und zündet uns an in der Seele den echten Chriſtbaum.

Die Chriſtnacht.

Von Karl Samberger.

Mit Schnee bedeckt ſind Thal und Höhen,
Darüber kalte Lüfte wehen;
Die Nacht iſt ſtill, nur Brünnlein flüſtern,
Im Ofen helle Funken kniſtern.

Schon ruft der Wächter aus die Stunde
Und fröhlich klingt ſie in der Runde;
Da wird es rege, Thüren fallen,
Die Kinder jubeln durch die Hallen.

Das Jeſuskind liegt in der Krippe
Umgeben von der frommen Sippe;
Die Engel ſchweben auf und nieder
Und Hirten blaſen fromme Lieder.

O, kommet her, die Zeit iſt günſtig
Und betet zu dem Kindlein brünſtig,
Laßt ihm ein Wiegenlied erklingen,
Dann wird's am Grab euch eines ſingen.

Doch ſieh, was glitzert durch das Dunkel
Entgegen uns ein Goldgefunkel?
Es ſind des Chriſtbaums helle Lichter
Und jubelnd ſtrahlen die Geſichter.

Die Welt iſt heut zum Himmel worden
Und Freude herrſcht an allen Orten;
Vereint ſind Erd und Himmelswonnen
In denen ſich die Engel ſonnen.

Nun iſt es ſtill, nur Brünnlein flüſtern,
Erſtorben iſt des Feuers Kniſtern,
Die Sterne leuchten nur hernieder
Zum Schlafe ſenkten ſich die Lider.

Doch wacht der gute Hirt im Stalle
Für seine Schäflein alle, alle,
In seiner Hut sind sie geborgen
Selbst bis zum Auferstehungsmorgen.

Der Hase im Mond.

Die Indier behaupten, man sehe einen Hasen im Mond. Auch die Chinesen pflegen, wenn sie die Mondscheibe bildlich darstellen, in den Mittelpunkt dieses Gestirnes einen Hasen zu setzen. Möglicherweise schreibt sich diese Gewohnheit und Anschauung von einer alten Sage her, die aus Indien nach China gekommen ist. Im Königreich Benares steht mitten in einem Walde ein Denkmal, welches das Grabmal der drei Thiere heißt, und dessen Ursprung die Sage folgender Begebenheit zuschreibt: Drei Thiere, ein Fuchs, ein Affe und ein Hase lebten in jenem Walde als gute Freunde beisammen. Eines Tages erschien bei ihnen der König der Götter in der Gestalt eines armen alten Mannes und sagte zu ihnen: „Ich habe Hunger, könnt ihr mir etwas zu essen geben?“ Sofort machten sich die drei Thiere auf, um etwas für den alten Mann zu holen. Der Fuchs kam mit einem Karpfen zurück, den er aus einem Bach aufgeschnappt hatte, der Affe brachte köstliche Früchte von einigen Bäumen, die er erstiegen hatte. Nur der Hase kam zurück wie er gegangen war und hieß den Fuchs und den Affen einen Haufen von dürren Blättern aufrichten, und als dieses geschehen war, steckte der Hase den Holzstoß in Brand und sagte zu dem alten Manne: „Ich bin klein und schwach, darum konnte ich dir nichts bringen; dafür biete ich dir mich selbst zur Nahrung an.“ Und mit diesen Worten stürzte er sich in das Feuer und fand darin bald den Tod. Der verhüllte Gott nahm seine wahre Gestalt wieder an, sammelte die Gebeine des Hasen und sprach: „Ich bin gerührt von seinem Opfer und zur Belohnung will ich ihn in die Mondscheibe setzen, damit sein Andenken nie verlösche.“

Tannen und Birken.

Von Karl Samberger.

Das liebe Jesuskindchen
Ging einst zum nahen Walde,
Um Beeren sich zu pflücken;
Da naht ein kosend Windchen
Durch Busch und Flur und Halde
In's kindliche Entzücken.

Und wie es nun so lauschet,
Hört säuseln es im Streite
Die Tannen und die Birken.
Von Lust und Lieb berauschet
Sich wollten alle Beide
Den Vorrang nun erwirken.

Klein Jesus hat Behagen
An diesem Liebesstreiten
Und spricht darauf die Worte:
„Seid ohne Streit und Zagen.
Ihr sollt zu schönen Zeiten
Mir schmücken heilge Orte.

Das Krippiein sollen Aeste
Vom lieben Tannenbaume
Als frische Zier umfangen;
Und zum Frohnleichnamsfeste
Soll Birk im Kirchenraume
An allen Wänden prangen." —

Wo Menschen nun begehen
Die beiden, frohen Tage,
Da duften süß die Bäume;
Und wo sie schweigend stehen,
Erinnernd an die Sage,
Erwachen heilge Träume. —

Herzogin Maria von Bayern, Erzherzogin zu Oesterreich.

Lebensbild einer christlichen Fürstin. Von F. Arand.

I.

Heimath und Jugend.

Wer zu München in der königlichen Residenz aufmerksam die Corridore durchwandelt, wo die Ahnenbilder des Fürstenhauses lebensgroß an den Wänden hängen, ist gewiß einmal vor dem Bilde der fürstlichen Frau stehen geblieben, die durch ihre kräftige Haltung und durch die ausdrucksvollen Züge ihres Angesichtes mit den großen sprechenden Augen und dem hochblonden reichen Haar so eigenthümlich anzieht. Das ist das Porträt der Herzogin Maria von Bayern, die als Gemahlin des Erzherzogs Karl von Steyermark so segensreich für ihr Land wirkte und noch jetzt in ihren Werken fortlebt. Das ist die erlauchte Frau, die durch ihr ganzes Leben das erhebende Vorbild der Arbeitsamkeit, der christlichen Liebe und Frömmigkeit auf dem Throne darstellt. Das ist die hochsinnige Fürstin, die aus dem Spiegel ihrer zahlreich erhaltenen kostbaren Briefe uns als das Muster einer liebenden Tochter, einer vortrefflichen Gattin und einer bewunderungswürdigen Mutter erscheint — die Mutter eines Kaisers und dreier Königinnen *).

Ein Bayernkind vom ächten alten Schrot und Korn, offen, klar, kurz angebunden, fromm und ehrlich: so war die Fürstin, von der wir in diesen Blättern erzählen wollen. Man schrieb den 21. März 1551, als die Herzogin Maria in der Burg zu München das Licht der Welt erblickte. Maria war das vierte Kind Herzog Albrechts V. von Bayern, des großmüthigen Förderers der Künste und Wissenschaften; durch ihre Mutter, die goldlockige Erzherzogin Anna von Oesterreich, war sie mit dem habsburgischen Hause verwandt, dem sie später durch die Ehe wieder zugeführt wurde. Sie ist die Schwester Herzog Wilhelms V., jenes edlen Fürsten, der sich nicht unverdient den Beinamen des Frommen erwarb, und somit die Tante des in der Geschichte so berühmten Herzogs Maximilian, des nachmaligen ersten und großen Kurfürsten von Bayern. Mit diesen wenigen Strichen ist die Zeit, in welche das Leben der Herzogin Maria fiel, erkennbar mit den übersichtlichen Marken umgrenzt. Mit Zahlen ausgedrückt, füllt ihr Leben die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, genauer den Zeitraum von 1551 bis 1608.

---

*) Die Briefe der Erzherzogin Maria hat Friedrich v. Hurter mit Fleiß und Mühe aus den Archiven zu Wien und zu München, so wie aus den Familienarchiven hochadeliger Geschlechter in Oesterreich gesammelt und zu einem vortrefflichen historischen Gemälde zusammengestellt.

An dem Hofe zu München herrschte damals ein reger heiterer Geist, der sich in der Liebe zur Kunst, in der Freude an Verschönerungen, in Lust an der Jagd, im Geschmack und Eifer für glänzende Kirchenfeste offenbarte. Orlando di Lasso, der große Tonsetzer, die Maler Christoph Schwarz und Hans Mielich lebten an diesem Hof; gelehrte Männer, wie Wiguleus Hund, fanden Gunst und Förderung. In diesem Luftkreis wuchs die junge Fürstentochter auf, und es ging wohl von allen jenen Neigungen etwas in ihr Wesen über. Die Grundlage ihrer Erziehung aber war eine tiefe freudige Gottesfurcht, die den menschlichen Neigungen das rechte Maß aufdrückte. Ein heller Verstand und ein gesunder fröhlicher Sinn war ihr schon in die Wiege gelegt worden, und ihr späteres Leben zeigte, wie sehr sie die schönen Gaben durch die richtige Uebung nutzbar gemacht. Aus ihren Augen blickte aber nicht nur ein kluger Geist, sondern auch ein offenes, gerades, gutes Herz, in dem der Keim zu allen edlen Anregungen verborgen lag; und aus diesem Keime erwuchs denn auch ein wunderbar muthiges, willensklares, frohsinniges Wesen, das in harmonischer Mischung weibliche Anmuth mit männlicher Festigkeit verband.

Herzogin Maria hatte noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht, als der junge Erzherzog Karl von Steyermark, der dritte Sohn Kaiser Ferdinands I. um ihre Hand warb und in Kurzem auch mit ihr verlobt wurde. Der Tag der Vermählung wurde vom Kaiser auf den 26. August 1571 anberaumt. Der Erzbischof von Salzburg vollzog die Trauung. Glänzend und mannigfaltig waren die Festlichkeiten, welche zu Wien, wo das fürstliche Beilager stattfand, aus diesem Anlasse angeordnet wurden. Eine ganze Woche dauerte die Festfeier, bei der phantastische Schaustücke, Ringelrennen und Fußturnier mit einander abwechselten. Ein ehrsamer Gelegenheits-Poet hielt es sogar des Lohnes werth, sie in einem eigenen Büchlein und dazu noch in breiten Versen zu beschreiben: „Heinrich Wirrich, obrister Pritschenmeister in Oesterreich" nannte sich dieser biedere Hochzeitsbarde. Ein nicht minder feierlicher Einzug wurde sodann dem neuvermählten fürstlichen Paare zu Graz bereitet, in der Landeshauptstadt von Steyermark, die nun die bleibende Residenz der bayrischen Herzogstochter werden sollte.

Erzherzog Karl, der Erbe der innerösterreichischen Herzogthümer Steyermark, Kärnthen und Krain nebst der Grafschaft Görz, war ein mannlicher junger Herr von wohlgestaltem Wuchs und frischem Aussehen, in ritterlichen Uebungen hochgewandt von früher Jugend an und oft sieghaft im fröhlichen Kampfspiele. Gebührt ihm als Regent das Lob, daß er ein wohlwollender und väterlicher Herrscher der ihm anvertrauten Landestheile des habsburgischen Hauses war und seinen Unterthanen gegenüber Milde mit Gerechtigkeit vereinte, so war er nicht minder ein treuer, gütiger, theilnehmender Gatte, der bis an das Ende seiner Tage darauf bedacht war, das Leben seiner Gemahlin mit liebreicher Aufmerksamkeit zu verschönern. Der sonnige Frieden

ihrer Ehe ruhte in dem Einklang edler Gesinnungen. Maria war von Natur und Erziehung überaus fromm und in religiösen Dingen von innigem Seeleneifer erfüllt. Bei dem Erzherzog fand sie denselben Grundzug wieder. Jeden Tag hub er gewissenhaft mit einem Gottesdienste an und gewann so der Arbeit die rechte Weihe; auch auf Reisen und selbst unter den dringendsten Geschäften entzog er sich nie diesem ersten heiligenden Akt. Er pflegte in die Kirche nie anders als mit den Worten einzutreten: „In Deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist, Du hast mich erkauft." In der Wohlthätigkeit wetteiferte das fürstliche Paar gegenseitig. Karl war ein freigebiger Fürst, Maria eine Mutter der Armen. Der Erzherzog haßte die Schmeichler und Schleicher, die Erzherzogin war ein Muster deutscher Geradsinnigkeit. Daß Zucht und Sittsamkeit an ihrem Hofe herrsche, waren beide gleichmäßig besorgt; nie hörte man aus dem Munde des Erzherzogs ein Fluchwort, und gegen gotteslästerliche Reden setzte er strenge Strafen. Mit einem Worte: das fürstliche Paar lebte in solcher Harmonie, daß es nur die lautre Wahrheit ist, was ein Zeitgenosse zu ihrem Lobe sagte: „ein Sinn, ein Rathschluß, ein Wille, eine Lebensweise habe beide geeinigt." Durch diesen innersten Einklang der Gesinnungen wurde ihre Ehe eine wahrhaft glückliche und blieb es ununterbrochen während ihres neunzehnjährigen Bestandes.

Auch in andern Neigungen kamen sie überein, namentlich liebte Maria gleich ihrem Gemahle die Musik und die Jagd. Ihre Briefe sind reich an Stellen, welche die Musik und die gute Bestellung ihrer Hofkapelle betreffen, und noch reicher an solchen, welche auf das edle Waidwerk Bezug haben. Das Waidwerk war an dem Hofe ihres Vaters mit Vorliebe und Prunk gepflegt worden, und auch als Erzherzogin blieb Maria zeitlebens eine große Freundin der Jagd. Wie sie ihrem Vater häufig von den Jagden in Steyermark Meldung gibt, so läßt sie sich später gerne von ihren Söhnen über ihr Waidmannsglück berichten. Endlich behielt die Erzherzogin für die Bestrebungen ihres Gemahles zur Pflege der Wissenschaften ein offenes Auge und Herz. Erzherzog Karl war es, der die Universität zu Graz im Jahr 1586 stiftete. Maria bekräftigte ihren Beifall zu dem schönen Werke dadurch, daß ihr ältester Sohn Ferdinand sich als der erste in die Liste der Studirenden mit seinem Namen einzeichnen mußte, wobei sie zugleich das Verlangen aussprach, es solle auch Raum für die Namen ihrer jüngern Söhne gelassen werden.

Maria war dem Erzherzog eine so wahre unentbehrliche Lebensgefährtin, daß sie ihn fast auf allen seinen Reisen begleiten mußte; und nicht bloß zu fürstlichen Besuchen und festlichen Anlässen, auch gemeinsame Wallfahrten machten sie, wie zwei brave ehrbare Eheleute, zu Fuße mit einander. Nur selten, wenn es einmal dringende Umstände erheischten, entschließt sich der Erzherzog zu einer Reise ohne seine Gemahlin, und dann kommt ihn die Trennung hart genug an. Die Briefe gehen da sehr fleißig, und in allen kehrt die Versiche-

rung wieder, wie ihm die Zeit nach ihr gar so lange sei. Von Leoben aus schreibt der Erzherzog nach Graz: „Wie ich in das Haus getreten bin, bist Du mir halt abgegangen. Das Haus ist mir zu weit, schon ist mir die Weil nach dir zu lang.“ Ein andermal beklagt er sich lebhaft über den langsamen Gang der Geschäfte, die seine Heimkehr verzögern: „Denn mein Schatz! (fügte er bei) es ist Dir wohl die Weile so lang nach mir, als mir nach Dir.“ Mit der Abreise will er recht eilen; inzwischen empfiehlt er sich „zu tausendmal in ihr treues frommes Herz hinein, Beide in den Schutz und Schirm Gottes des Herrn.“

II.

Maria's Verkehr mit Eltern und Geschwistern.

So lange Mariens Vater, der Herzog Albrecht am Leben war, gingen ihre Besuche, wie man sich denken kann, am liebsten in die Heimath nach München. Aus ihrem brieflichen Verkehr aber tritt anschaulich an den Tag, welch ein rührend schönes Verhältniß zwischen den fürstlichen Eltern und Kindern bestand, eine herzliche schlichte Pietät, die bis zum Lebensende dauerte. Die Erzherzogin Maria blieb nach wie vor die liebende „unterthänige Tochter“ gegen ihren „gnädigsten Herrn und herzallerliebsten Herrn Vater,“ so wie gegen „die Frau Mutter,“ und eine nicht minder treue Schwester, insbesondere gegen ihren Bruder Herzog Wilhelm. Ihre kindliche Anhänglichkeit an den herzoglichen Vater offenbart sich in den tausend Kleinigkeiten, die sie ihm in ihren Briefen immerfort zu melden hat, in den Aufmerksamkeiten, womit sie ihn erfreut und seine Liebhabereien bedenkt, in den eigenen Anliegen, in denen sie sich stets an ihn wendet. Da ist kein Vorfall, von dem der Vater nicht unterrichtet wird; von Allem, was sie vorhat, gibt sie mit ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit zuerst ihm Kunde, selbst über kleine Ausflüge schickt sie getreulichen Bericht. Einen besonders häufigen Gegenstand bildet die Jagd, des erlauchten Herrn Vaters Liebhaberei. So meldet sie einmal gar vergnüglich von einem großen Hirschen, den sie geschossen, ein gewaltig Thier: „ich wollt Gott vom Himmel (ruft sie in ihrer Freude aus), daß ihn Eure fürstliche Gnaden gesehen hätt, es ist ein grausam groß Thier geweßt; ich hab Euer fürstliche Gnaden treulich dazu gewünscht.“

In der Liebe ihres kindlichen Herzens sinnt sie immer auf neue Ueberraschungen, womit sie ihn erfreuen will. Sie wußte, welchen Werth Herzog Albrecht auf seine Kunstsammlung legte, und so war sie denn jederzeit darauf bedacht, durch irgend einen seltenen oder werthvollen Gegenstand diese Sammlung zu bereichern. Einmal sendet sie ihm einen türkischen Schmuck, der aus Constantinopel gekommen; ein andermal beschenkt sie ihn mit Alterthümern, die sie auf einer Reise mit ihrem Gemahle an der adriatischen Küste erworben;

häufig hat ſie auch aus den Bergwerken ſchöne Erze und Metallſtufen zu ſchicken, nach denen der Herzog Verlangen hat, und überall hält ſie nach ſolchen Dingen fleißige Umfrage: „denn nichts (verſichert ſie) könne ihr ſo große Freude gewähren, als Seiner fürſtlichen Gnaden in Etwas zu dienen.“ Selbſt Geſchenke, die ſie von andern fürſtlichen Perſonen erhält, läßt ſie, wenn es kunſtreiche Kleinodien ſind, durch einen eigenen Boten nach München bringen, damit ſich der gnädigſte Herr Vater an deren Anblick ergötzen und ihr ſein Kunſturtheil darüber abgeben möge. Hinwieder wendet ſich die Tochter in allerlei Wünſchen mit dringlichen Bitten an den herzoglichen Vater, beſonders, wenn es Gegenſtände der Kunſt betrifft, die ja zu München in hohem Flor ſtand, und hier wieder vorzugsweiſe dann, wenn ſie etwas zur Ausſchmückung ihrer Kapelle bedarf, die ihr vornehmlich am Herzen liegt; der Herzog aber kömmt liebreich Allem entgegen, was der „freundlichen lieben Tochter“ angenehm ſein kann.

Dieſe ſchönen Züge kindlicher Vertraulichkeit und Ehrfurcht wiederholen ſich mannigfaltig bis zum Hinſcheid Herzog Albrechts im Jahre 1579. Daher denn auch nachmals die unendliche Trauer um den geliebten Vater, die ſich beſonders in einem Schreiben an ihren Bruder Wilhelm kundgibt, worin ſie dieſen flehentlich angeht: „ihr, wäre es auch das Geringſte, zuzuſchicken, was der Verſtorbene ſtets an ſich getragen; nur deſſen, daß er es wirklich getragen, müſſe ſie Verſicherung haben; Willfährigkeit hierin ſei die höchſte Gnade, die er ihr erweiſen könne, und die ſie wieder um ihn werde zu verdienen trachten. Die große Liebe, die ſie zu dem Vater trage, treibe ſie dazu.“ Gerne und in reichem Maße willfährt ihr ſofort der Bruder, worauf ſie ihm gar herzlich für die vielen überſendeten Andenken dankt: „es wäre an einem einzigen Stück genug geweſen, ſagt ſie beſcheiden, und es ſei ihr recht an's Herz gegangen, wie ſie die Sachen geſehen habe.“

Die gleiche Geſinnung bewährte Erzherzogin Maria gegen ihre Mutter, mit der ſie einen ebenſo fleißigen Briefwechſel unterhielt. Darin iſt zumeiſt von Dingen, welche in das Hausregiment gehören, und andern weiblichen Angelegenheiten die Rede; der Rath der Mutter wird in wichtigen Vorkommniſſen eingeholt, auch wird ihr umſtändlich von der Erziehung und von dem Gedeihen der Kinder berichtet, welche von der Großmutter bei allen üblichen Anläſſen freundlich beſchenkt werden. Blieb einmal ein Brief von München längere Zeit aus, ſo ängſtigte und kümmerte ſich die Tochter gar ſehr, und ſann darüber nach, ob ſie der Mutter vielleicht Grund zum Unwillen gegeben haben möchte. Einmal wendete ſie ſich geradezu an den herzoglichen Bruder Wilhelm, zu dem ſie immer in Vertrauensſachen ihre Zuflucht nahm, und als von dieſem bald eine beruhigende Aufklärung kam, ſchrieb ſie ihm fröhlich wie ein Kind zurück: „Mein Schatz! wie haſt Du mich erfreut, daß Du mir ſagſt, die Frau Mutter ſei nie ungnädig gegen mich. Gott dem Herrn ſei Lob und Dank geſagt: ich vermöchte es gar nicht zu ertragen.“ Wahrlich

eine ſolche Tochter verdiente, daß ſie ſelbſt als Mutter in ihren Kindern belohnt wurde und den Segen des vierten Gebotes erfuhr.

Nach dem Tode der fürſtlichen Eltern war es vorzüglich ihr Bruder, Herzog Wilhelm V., der Nachfolger des Vaters auf dem bayriſchen Herzogsthron, der fromme, kunſtſinnige, freigebige Fürſt des Friedens, mit dem Maria den lebhaften und vertraulichen Briefverkehr nach der Heimath fortſetzte. Aus den Briefen dieſer fürſtlichen Geſchwiſter klingt uns ein herzlicher offener Ton an, und lacht uns ein launig heiterer Sinn entgegen. Die unbedeutendſten Anläſſe geben ihrer harmloſen Laune Stoff. Wilhelm datirt einmal einen Brief „aus Landshut zu Venedig," weil er nämlich in Folge großen Regens daſelbſt auf einem Nachen in der Stadt habe herumfahren müſſen, was die Schweſter gar wohl ergötzt und ihr „ein Lachen abgewinnt." Maria ihrerſeits läßt ſich gegen ihn ſo recht in ihrer weiblich mittheilſamen Geſprächigkeit gehen. Der Bruder kann ihr nicht oft genug ſchreiben; gleich mahnt ſie ihn wieder daran, daß ſie nicht vergeſſen ſein wolle. Ohne Umſchweife ſetzt ſie ihm das auseinander, halb neckiſch, halb innig: „Ich muß wiſſen, ob Du lebendig oder todt biſt, daß Du mir ſo gar nicht ſchreibſt. Mein Schatz! ich weiß nicht, wie ich das verſtehen ſoll, daß ich keine Briefe von Dir erhalte; ſollteſt Du mir etwa Feind geworden ſein? Ich glaube wohl, Du werdeſt viele Geſchäfte haben, darüber aber ſollteſt Du meiner doch nicht ganz vergeſſen. Nicht wahr, Du gedenkſt meiner dann wenigſtens, wenn Du einen guten Hirſchen ſchießen wirſt?" Der herzogliche Bruder iſt es denn auch, an welchen jetzt mancherlei Aufträge gehen, wodurch ſie irgend einen Lieblingswunſch erfüllt ſehen möchte. Vor Allem gilt es wieder der Verzierung ihrer Kapelle; desgleichen läßt ſie durch ihn die Ausrüſtung einer Weihnachtskrippe, eines heiligen Grabes beſorgen, wie ſie auch am liebſten aus München, wo noch immer die Künſte blühten, Gemälde, Kirchenſchmuck, Altarbilder beſtellte und ſich jederzeit auf die verheißene Ankunft ſolcher Kunſtwerke von Herzen freute: „ſehe ſie Alles ſo ſchön in Farben dargeſtellt, ſo meine ſie, es ſtehe Alles in Wirklichkeit vor ihren Augen." Die bereitwillige Güte, womit Herzog Wilhelm den Wünſchen ſeiner geliebten Schweſter in allen Dingen nachkam, und überhaupt um ihre Familienangelegenheiten mit Rath und That ſich annahm, erfüllte ihr Herz mit unendlichem Dank gegen ihn. Als er einſt einer Tochter Mariens einen Dienſt erwieſen, ſchrieb ihm die dankbare Schweſter, ſicherlich aus dem Herzen heraus: „Du handelſt nicht allein wie ein Bruder an meinen Kindern, ſondern wie ein Vater." Darum iſt ſie aber auch ſo ſchweſterlich beſorgt um ihn und um ſein Wohlergehen, und in den wärmſten Worten redet ſie ihm zu, ſeine Geſundheit doch ja zu ſchonen und mit Arbeit ſich nicht allzuſehr anzuſtrengen: „O mein Schatz! werde mir nur nicht krank — ſchreibt ſie einmal — ich wüßte es nicht zu ertragen! In der That, Du arbeiteſt zu viel!" Nebenbei erfreut ſie ihn öfters

mit freundlichen Verehrungen, ſucht ihn durch Zartgefühl zu überbieten, und erweiſt ſich, Alles in Allem, als eine treue, hingebende, zärtliche Schweſter.

III.

Die Fürſtin in ihrer Häuslichkeit.

Ja, es war ein reiches, kerngeſundes Gemüth, das uns aus Maria's Zügen und Briefen ſo herzgewinnend anmuthet. Und wie beſcheiden war dieſes Gemüth in ſeinen eigenen Wünſchen! Sie führte zu Graz mit ihrem Gemahle ein geräuſchloſes Stillleben voll häuslicher Einfachheit, und ihr höchſtes Behagen fand ſie darin, das Gemach, welches ſie in der erzherzoglichen Burg bewohnte, recht freundlich und wohnlich auszuſtatten. Ihr „Stübel," wie ſie es nannte — das war die Lieblingsſtätte, in der ſie ſich am wohlſten fühlte, von der ſie in ihren Briefen oft und mit wohlbehaglicher Wonne redet. Auf dieſes ihr Stübel iſt denn auch alle ihre Sorge und Erfindung gerichtet, um es recht ſinnig und anmuthig auszuſchmücken. Zum Schmuck desſelben muß ſelbſt der herzogliche Bruder zu München mit einigen Arbeiten von ſeinen Künſtlern beitragen, und es iſt ihr theuerſtes Verlangen, daß nun der Bruder ſie recht bald heimſuche in ihrem feinen lieben Stübel.

Aber in dieſem fürſtlichen Stübchen mochte es mit der Zeit doch etwas geräuſchvoller hergehen, als nach und nach eine muntere Schaar Kinder um die glückliche Mutter heranwuchs. Die Ehe der Erzherzogin Maria wurde mit fünfzehn Kindern geſegnet, von denen jedoch drei frühzeitig ſtarben, ſo daß alſo noch zwölf am Leben blieben. Zwölf Kinder, ein rundes volles Dutzend — das gibt eine hübſche Stube voll, wenn auch Platz genug in einer Reſidenz, um die kleinen unruhigen Aermchen und Beinchen nach Herzensluſt und nach allen Himmelsgegenden ſich ſchlegeln und tummeln zu laſſen. Wir wollen dieſe zwölf Kinder einmal mit ihren Namen vorſtellen und hübſch artig in der Reihenfolge nach ihrem Alter auftreten laſſen. Das älteſte war eine Tochter und hieß Anna, ein Muſterbild von Sanftmuth und Gehorſam: ſie wußte damals noch nicht, die ſanfte Kleine, daß ſie ſpäter eine Königskrone tragen würde, die Krone von Polen und Schweden. Ihr folgten nach einander wieder zwei Mädchen, Maria Chriſtina, der im Leben eine herbe Erfahrung beſchieden war, und Renata, die ihr blühendes Alter nur auf zwanzig Jahre brachte. Dann kam Ferdinand, der Augapfel der Mutter, die wohl keine Ahnung davon hatte, daß dieſer theure Sohn, der Erbe der Habsburgiſchen Länder, nach ihrem Tode Kaiſer des deutſchen Reiches werden ſollte als Ferdinand II. Die übrigen acht heißen in Kürze: Maximilian, Eleonore, Max, Margaretha, Leopold, Magdalena, Conſtanze, und endlich das Neſthäckchen Karl.

Von einer so gewissenhaften Frau, wie Erzherzogin Maria, läßt sich denken, daß sie im vollen Umfang begriff, wie sehr ein so reicher Haussegen die strengste Kinderzucht zur Pflicht mache, und dieß um so mehr, wenn sie beherzigte, wie viel diesen Kindern einst im Leben anvertraut werden sollte. Maria war aber selbst in guter Schule groß gewachsen, und so lagen ihr die rechten leitenden Grundsätze nicht fern. Ihre Erziehungslehre bestand in den drei Worten: Gottesfurcht, Sittsamkeit, Arbeitsamkeit. In allen drei Tugenden ging sie mit ihrem fürstlichen Gemahle den Kindern als leuchtendes Beispiel voran.

Schon im zartesten Alter, als die Kinder kaum erst die kleinen Fingerchen zu bewegen verstanden, wurden sie gelehrt, die Händchen zu falten, das Kreuzeszeichen zu machen und demüthig beim Gebete niederzuknieen; sie wurden oft neben der Mutter in die Schloßkapelle getragen, später, als sie anfingen zu lernen, mußten sie täglich dort der heiligen Messe beiwohnen. Als eines derselben einst in einer üblen Laune sich weigerte, zu beten, wurde es von der Mutter unnachsichtlich gestraft, und der Erzherzog sagte hiebei zustimmend: „gegen jugendliche Verirrungen möge bisweilen Nachsicht eintreten; was aber der Frömmigkeit zuwiderlaufe, den Geist von Gott abziehen könnte, dergleichen dürfe niemals geduldet und übersehen werden.“ In Allem, was die Kinder betraf, wurde die Erzherzogin von dem frommen Gedanken geleitet: daß dieselben nicht ihr, sondern demjenigen angehören, der sie ihr als ein Gnadengeschenk anvertraut habe. Für den Herrn des Lebens sollten sie also auch erzogen werden.

Niemand konnte lebendiger als die Erzherzogin von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß Arbeitsamkeit am Throne so gut wie in der Hütte des Armen als Gebot gelte, und das Wort, das sie einst in diesem Sinne ihrem Sohne zur Mahnung schrieb, war ernst und wahrhaft gemeint: „unser Leben hienieden ist Mühe und Arbeit, bis wir einst zu der ewigen Ruhe kommen.“ Wie sie daher selbst unablässig thätig und emsig war, so wurden auch die fürstlichen Kinder frühzeitig an die Arbeit als eine allgemeine Menschenpflicht gewöhnt und angehalten. Verschmähte es doch die Erzherzogin selber nicht, sich mit Stricken zu beschäftigen, wie aus der bescheidenen Aeußerung hervorgeht, welche sie eines Tages dem schmeichlerischen Lobe eines Hofbeamten zur Erwiderung gab: „Des Hofkanzlers Schranz erste Hausfrau hat immer gesagt, man werde einst in ihrer Leichenpredigt von nichts Meldung thun können, als daß sie eine gute Köchin gewesen; ebenso wüßte auch ich nicht, weßhalb man mich nach meinem Hinscheid loben sollte, es wäre denn daß ich die Arbeit des Strickens wohl verstanden hätte.“ Den Lehrmeistern, welche den Unterricht der Kinder leiteten, war eine unumschränkte Gewalt eingeräumt, und nie gestattete die Mutter, daß den Kindern Vergnügungen auf Kosten des Unterrichts gewährt würden; die Ferien und Erholungstage wurden sogar mit den Jahren vermindert, und jede unnöthige Zerstreuung ferngehalten. Namentlich fand dieses bei den Knaben strenge Anwendung.

Bei Ferdinand, dem Erbprinzen der einen aufgeweckten Geist zeigte, bedurfte es jedoch kaum des Sporns; der Wetteifer des Lernens wurde durch die Fortschritte seiner ältern Schwester Anna noch besonders angeregt, deren Lehrstunden er anwohnen durfte. Er wollte es der vorgerückteren Schwester nachmachen, und so versuchte er schon mit vier Jahren einen Brief an seinen abwesenden Vater zu schreiben; der gute Wille war wohl das Beste an diesem Brief, im Uebrigen mag es darin noch ziemlich kritzelig ausgesehen haben, denn der Vater, der darüber erfreut ist, meint freilich, es wäre schier eine Kunst, ihn zu lesen: „bedorfft eine besondere Ziffer dazu, daß ich's lesen künt!" schrieb er launig an seine Gemahlin. Der strebsame Knabe wurde bald darauf mit einem kleinen Harnisch beglückt. Diese beiden Kinder, der Ferdinand und die Anna machten überhaupt der Mutter große Freude. „Die Andl," so wurde das Prinzeßlein gewöhnlich von der Mutter genannt, konnte schon im eilften Jahre einen lateinischen Brief an ihren Oheim, den Herzog Wilhelm in München, ihren „verehrteften Herrn Vetter" schreiben. Einen lateinischen? fragt ihr vielleicht. Ja, einen lateinischen; denn diese Sprache nahm im Verkehr der damaligen Zeit jene Stelle ein, welche man heute der französischen einräumt, und alle Töchter der Erzherzogin mußten sie lernen. Herzog Wilhelm machte seiner kleinen Nichte die Freude, und schrieb ihr die Antwort ebenfalls in lateinischer Sprache. Auch überraschte er sie häufig mit Geschenken; so hat die Erzherzogin einmal in einem Briefe nach München zu melden, wie die kleine Andl in einen Jubel ausgebrochen sei über Apostelbilder, welche der gute Oheim ihr übersendet hatte. Ueberhaupt ließ es der Herzog Wilhelm auch gegen die Kinder seiner geliebten Schwester nie an aufmunternden Freundlichkeiten fehlen. Den Ferdinand beschenkte er einmal auf Neujahr reichlich mit Spielsachen; darüber schreibt dann die Mutter dankend: „Der Topf ist ihm am liebsten, lieber als die Pferde. Ich bin es nicht im Stande zu schreiben, was er mir alles an dich aufgetragen hat. Er nennt Dich stets seinen frommen lieben Herrn Vetter. Immer wiederholt er, wie lieb Du ihm seiest, er wollte gern zu Dir nach München, denn Du habest gar schöne Sachen. Auch ich danke an seiner Statt für die Geschenke; in der That, es ist gar zu viel; Ferdinand kann's nie um Dich verdienen, er kann nichts weiter, als für Dich beten. Ich vermag es Dir gar nicht zu schreiben, wie der Bube beim Anblick der schönen Sachen gesprungen ist; er wird je länger desto närrischer; er singt und springt, daß ich oft aus vollem Herzen über ihn lachen muß. Gott behüte ihn mir."

Als Ferdinand in's neunte Lebensjahr trat, wurde er unter die Obhut eines eigenen Erziehers gegeben, wozu der feingebildete und brave Edelmann Jakob von Attimis ausersehen ward. Dieser verstand das Herz des guten Knaben vortrefflich zu bilden und zu lenken, und so konnte er der Mutter

nur Angenehmes von seinem Eifer und seinen Fortschritten, namentlich auch im Zeichnen und Malen, berichten. Das war immer eine gar willkommene Botschaft für die mütterlich besorgte Erzherzogin, die allen Fortgang ihrer Kinder genau überwachte. Aus Wien, wohin sie im Sommer 1588 verreist war, schrieb sie dem Hofmeister: „Ich sehe aus Eurem Schreiben, daß alle meine Kinder sich wohl befinden, daß mein Ferdinand zeichnet, höre ich gerne; grüßet mir denselben und saget ihm, daß er fromm und gehorsam sei, durchaus nie etwas von Euch begehre, was ihm nachtheilig wäre. Saget ihm, ich hätte sein Schreiben wohl empfangen."

In ähnlicher Weise wurden auch die jüngern Prinzen erzogen, von denen später noch mehr die Rede sein wird. Die Prinzessinnen wurden besonders mit Arbeiten für die Armen beschäftigt. Selbst in der Küche durften sie nicht unerfahren sein. Der Hofapotheker mußte die jungen Erzherzoginnen im Destilliren heilkräftiger Kräuter und in der Zubereitung nützlicher Bäckereien unterweisen.

Hatten die Kinder so das Lob und das Wohlgefallen ihrer Lehrer und Eltern erhalten, so blieben auch die Belohnungen zur rechten Zeit nicht aus; das merkten sich die fürstlichen Kinder wohl, und die bekannten Festtage der Bescheerungen wurden in der Residenz zu Graz immer mit großer Spannung erwartet. Besonders der Tag des heiligen Nikolaus erregte eine freudige Unruhe und Erwartung in der Kinderschaar, obwohl sie die Ruthe nicht wenig fürchteten, die er regelmäßig mitbrachte. Denn die Ruthe wurde an diesen Fürstenkindern, wenn es die leidigen Umstände erforderten, keineswegs gespart; die verständige Mutter betrachtete vielmehr eine ernste Züchtigung, wenn sie verdient war, für ein heilsames Mittel einer weisen Erziehung. Um so lieber und freigebiger belohnte sie dann, wenn Lob und Lohn am Platze war. Von dem kleinen Ferdinand schreibt die Mutter an den Bruder: „Wie wird der Bueb eine Freude haben! Er spricht unausgesetzt vom heil. Nikolaus; nur fürchtet er sich, derselbe könnte auch eine Ruthe einlegen. Das hör' ich von Herzen gern."

So erzog eine Fürstenmutter ihre zwölf Kinder, und sie hat Freude an ihnen erlebt.

IV.

Lebensordnung in den Wittwentagen.

In das schöne Glück dieses Familienkreises zog im Jahre 1590 das erste große Leid ein, der Tod des Erzherzog Karl, des braven Gemahls der Erzherzogin Maria. Er erkrankte auf der Reise an einem Fieber und konnte eben noch nach Graz in seine Residenz heimgeführt werden, um dort, von den Seinigen umgeben, friedlich und gottergeben (am 11. Juli 1590) zu sterben. Ergreifend war der Abschied von seinen Kindern, und seine letzten Worte und

ſein Teſtament zeigten, wie hoch er ſeine Gemahlin ehrte bis über das Grab hinaus. Zu ſeinen Söhnen und Töchtern ſagte er mit brechender Stimme: „Ich weiß, daß Eure Frau Mutter im Rath weiſe und verſtändig iſt; ſie wird fortan, wie Eure Mutter, ſo Eure Beſchützerin ſein. Ehret ſie in allen Dingen durch Gehorſam, folget ihren klugen Räthen.“ In ſeinem Teſtamente aber hatte er angeordnet, daß neben dem Kaiſer, ſeinem Bruder Ferdinand und ſeinem Schwager dem Herzog von Bayern, auch ſeine Gemahlin „als eine treue Mutter,“ Mitvormünderin und Landesverwalterin während der Minderjährigkeit der Kinder ſein ſollte.

Das Andenken an den verewigten Gemahl hielt die Erzherzogin Maria in frommen Ehren, und bekundete es mannigfach in ihrem ſtillen Wittwenleben. Sie ſtiftete zu Graz eine tägliche Meſſe für die Seele des dahingeſchiedenen Fürſten, welcher ſie immer perſönlich mit anwohnte; kein einziger Tag verging, an dem ſie ſich von der ſelbſtauferlegten Verpflichtung losgeſprochen hätte; traten äußere unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg, wie dies zu Schiffe auf dem Meere der Fall war, ſo ließ ſie ſich die Meſſe wenigſtens vorleſen. Auch dieſe ſchöne Beharrlichkeit bezeichnet den Charakter der fürſtlichen Frau. Der Todestag des Erzherzogs war auf einen Dienſtag gefallen: dieſen Wochentag pflegte ſie fortan zu ſeinem Gedächtniß als einen Faſttag zu beobachten. Merkwürdiger Weiſe ſollte dieſer Tag achtzehn Jahre ſpäter ihr eigener Todestag werden.

Die Lebensordnung, welche ſich die Erzherzogin ſelbſt vorgezeichnet und gewiſſenhaft einhielt, iſt geeignet, uns das Bild dieſer merkwürdigen Fürſtin noch ſinnfälliger zu veranſchaulichen. Jeden Morgen pflegte ſie ſchon ſehr frühzeitig, nie ſpäter als fünf Uhr, aufzuſtehen und ſich dann längere Zeit dem Gebet und der Betrachtung hinzugeben. Auch die Zwiſchenpauſen der Geſchäfte füllte ſie mit Leſung anregender geiſtlicher Bücher und Predigten aus; jeden Abend las ſie auch einen Abſchnitt im Evangelium und beſchloß den Tag mit einer ernſten Gewiſſenserforſchung. Am Montag ſtellte ſie die Austheilung der Geſchäfte für die Woche feſt. Jeder Stunde war ihre beſtimmte Thätigkeit zugewieſen.

In dem Kinds- und Frauen-Zimmer entfaltete ſich das lebendige Bild der Arbeitſamkeit. Hier befanden ſich ihre Töchter und Kammerfrauen und beſchäftigten ſich unter der Aufſicht der Erzherzogin mit den ihnen zugetheilten Arbeiten. Sie ſelber half emſig mit, nähte, klöppelte, ſtickte und fertigte Ornamente zum Schmucke von Kirchen. Unter der Arbeit mußten erbauende und belehrende Schriften vorgeleſen werden. Die Erzherzogin war ſo an allſeitige Thätigkeit gewöhnt, daß ſie oft ſogar unter dem Anhören von Eingaben und Vorträgen, welche an ſie gerichtet waren, Zwirn und Seide aufwand, um die Hände inzwiſchen nicht unbeſchäftigt zu laſſen. Ihr ſeltener Eifer leuchtet auch daraus hervor, daß ſie ſtets in ihren Wagen und Sänften

Arbeitszeug und Bücher mitnahm, um die Zeit während des Reisens auszunützen. Nach der Tafel pflegte die Fürstin Audienz zu ertheilen oder zu Kranken auszufahren. Jeden Samstag, zum Schluß der Woche, besuchte die Erzherzogin Maria die unfern von Graz gelegene Wallfahrtskirche zu Straßgang, zu Maria Elend genannt, wohin sie den Weg zur Erhöhung der allgemeinen Andacht mit den vierzehn Leidensstationen des Heilandes hatte ausstatten lassen. In der guten Jahreszeit machte sie den Gang dahin zu Fuß und pflegte auch ein paar ihrer Kinder mitzunehmen, denen sie unterwegs etwas von dem Leiden des Herrn erzählte.

Dieser frommen Gesinnung entsprach ihr übriges Handeln, den Grundsatz bestätigend: „Kirchengehen versäumt nicht, Almosengeben macht nicht arm.“ Groß war ihre Mildthätigkeit. Um von den zahlreichen andern gottesdienstlichen Stiftungen zu schweigen, wollen wir nur die Stiftung eines Nonnenklosters zu Graz erwähnen. Sie hatte für den Orden der heiligen Klara immer eine besondere Zuneigung empfunden, und nachdem nun die nothwendigen äußeren Vorbereitungen und Bedingungen alle erfüllt waren, ließ sie aus dem Angerkloster zu München fünf Klosterfrauen und fünf Novizen kommen, denen sie eine hinreichende Ausstattung verlieh, so daß die Zahl der Jungfrauen bis auf 36 unter einer Aebtissin erhöht werden konnte. Als die ersten Nonnen eintrafen, bezeigte die Erzherzogin eine solche Freude darüber, daß sie selbst für die Ankömmlinge den Tisch decken, die Betten zu richten half und mit den Jungfrauen gemeinschaftlich das erste Mittagsmahl einnahm.

Von der mildthätigen Hand der Erzherzogin wußten ihre Unterthanen, zumal die Bewohner von Graz, zu erzählen. Große Summen flossen jährlich aus ihrer Hand. Hausarme genoßen ihre stille Freigebigkeit; Pilger, die des Weges kamen, erhielten eine Reisezehrung; armen Studenten verschaffte sie auf ihre Kosten Freiplätze in Erziehungsanstalten, besonders fleißig suchte sie arme hilflose Mütter auf, um ihnen und ihren kleinen Kindern persönlichen Trost und Beistand zu bringen. Der Ruf ihrer Wohlthätigkeit zog die Hilfesuchenden in solcher Zahl heran, daß die Fürstin vor dem Gedränge oft kaum in den Wagen einsteigen oder aus demselben aussteigen konnte, und doch sah man sie bei solchen Anlässen niemals ungeduldig. Seit dem Hinscheid ihres Gemahles ließ sie jede Woche zwölf Arme ausspeisen, außerdem wurde in der Charwoche eine ganze Schaar an vielen Tischen zumal gespeist. Als einst bei einer Gabenaustheilung der Obersthofmeister die Bemerkung machte: der und jener hätte schon sein Almosen empfangen, erwiderte die Erzherzogin: „Gebt ihnen nochmals, wir geben es ja in den Armen Gott selbst.“ Es war nicht zu verwundern, daß unter solchen Umständen ihre Kasse bisweilen auf die Neige kam; aber Maria bemerkte öfters mit heiterem Antlitz: „wenn ich

vermeine, zum Geben gar nichts mehr zu beſitzen, ſchickt mir der Herr alsbald wieder etwas."

Gerade da, wo das menſchliche Elend in ſeinen vielgeſtaltigen Schrecken leibhaft vor das Auge tritt, im Spitale, erſchien die Erzherzogin Maria mit muthiger Ueberwindung ganz beſonders oft, und ſie, die Fürſtin, die auf der Höhe des Lebens geboren und geborgen war, ſtellte ſich die edle Aufgabe, mit perſönlicher Aufopferung in die oft ſo ſchauerlichen Tiefen und Niederungen dieſes Lebens ſorgend und helfend hinabzuſteigen. Nicht genug, daß ſie jedesmal, wenn die Armen im Spital das heilige Abendmahl empfingen, ihnen Speiſe und Geld ſpenden ließ, ſie trug ihnen die Speiſen häufig ſelbſt auf. Noch mehr. Die Fürſtin half den Kranken die Betten zurecht machen, ſie rücken, heben, wenden; ja man ſah ſie bisweilen bei Operationen den Kranken zur Seite ſtehen, ihnen die Wunden reinigen und verbinden, und noch andere ſchwere Liebesdienſte verrichten. Als die Spitalmeiſterin eines Tages die Erzherzogin vor einem Krankenzimmer zurückhalten wollte mit den Worten: „Gehen Euer Durchlaucht nicht hinein, es herrſcht da ſo ein übler Geruch!" da gab ihr die Fürſtin eine Erwiderung, die zwar derb lautet, aber ihre Geſinnung ehrt: „Was übler Geruch?" ſagte ſie; „meine und Deine Sünden ſtinken vor Gott weit ärger." So viel Selbſtverleugnung war wohl dazu angethan, jenen Kindern des Elends und der Marter Troſt und Ergebung einzuflößen. Sie that es aber auch in der rechten menſchenfreundlichen Weiſe. Wie eine theilnehmende Mutter ging ſie von einem Kranken zum andern, und fragte liebreich den Einen: „wo iſt Dir wehe?" ſagte zu dem Andern: „laß mich Deine Hand ſehen!" wobei ſie ihm wohl auch heimlich ein Stück Geld in die dargebotene Hand drückte. Dieſe ſchöne überwachende Fürſorge war endlich zugleich ein Beiſpiel und eine Mahnung für die Umgebung und insbeſondere für die Verwalter des Spitals. Ihre Meinung ſpricht aus den Worten, die ſie einmal an einen neuen Spitalmeiſter richtete. Sie ſagte: „Ich gebe Dir hiemit Himmel und Hölle auf Dein Gewiſſen. Wirſt Du den kranken Spitälern geben, was und wie Wir es geben, ſo wirſt Du den Himmel gewinnen; ſollteſt Du aber untreu an ihnen ſein, dann wird Dir gewißlich die Hölle nicht entgehen."

In dieſem hochherzigen Geiſte der Mildthätigkeit wurden auch die Kinder der Erzherzogin herangebildet, und in dem ſpätern Leben derſelben ſpiegelt ſich der Abglanz der mütterlichen Tugenden. Bevor wir jedoch des Weitern von dem Schickſal der Kinder berichten, mag noch ein Weniges über die öffentliche Thätigkeit der Erzherzogin als Mitglied der Vormundſchaft geſagt werden, um ſie auch von dieſer Seite kennen zu lernen.

Als Erzherzog Karl ſtarb, zählte der älteſte Sohn und Erbprinz Ferdinand nur zwölf Jahre, und es ſtand alſo noch eine geraume Zeitfriſt vor

ihm, bis er zur Uebernahme der Regierung fähig erklärt werden konnte. Die ersten Zeiten der Vormundschaft waren harte Prüfungstage für die Erzherzogin Maria. Ihre Stellung zwischen dem mißtrauischen und unentschlossenen Kaiser Rudolph II., zwischen den Erzherzogen als Landpflegern und zwischen den widerspänstigen Landständen von Steyermark war eine sehr schwierige, sorgenreiche; es gehörte die frische geistige Spannkraft dazu, wie sie die beherzte Maria besaß, um ihr gewachsen zu sein — und die Erzherzogin zeigte sich ihr gewachsen. Einer ihrer fürstlichen Zeitgenossen pflegte zu sagen: „Geradeaus gibt den besten Renner!" das schien auch das Losungswort der hohen Frau zu sein. Nicht ohne wachsende Hochachtung kann man ihrem durchgreifenden Handeln, ihren verständigen Maßregeln, dem sichern Blick ihres Urtheils und der Besonnenheit ihrer Rathschläge in der Landesverwaltung zusehen, und nicht ohne innere Genugthuung folgt man den Aeußerungen einer muthigen, unbestechlichen, offenherzigen Seele, wie sie aus ihren zahlreichen Briefen an Kaiser und Fürsten, an Kinder und Unterthanen spricht: überall rüstige wachsame Rührigkeit, furchtloser Sinn, ungebrochene Willenskraft. Wo es das Andenken ihres seligen Gemahles erheischte, wo es den Schutz des gefährdeten Glaubens, das Wohl des von Parteien aufgeregten Landes, die Aufrechthaltung ihrer mütterlichen und Vormundschaftsrechte galt, da entwickelte sie eine Festigkeit und einen Starkmuth, wie man es selten an Frauen so groß findet. War sie jederzeit billig und bereit, dem guten Rechte vor allem die Ehre zu geben, so konnte sie hinwieder gefährlichen Neuerungen und Umtrieben eine nicht minder durchgreifende Widerstandsfähigkeit entgegensetzen. Ein Wort, das sie über die Umtriebe friedhässiger Parteiungen einmal fallen ließ, bezeichnet ganz ihren Charakter: „Lieber wollte ich," sagte sie, „alle meine Kinder in einer Butte auf den Rücken nehmen und zu Fuß nach Bayern zurückwandern, als Solchem zusehen." Dagegen bestand sie nicht hartnäckig auf einer Meinung, wenn man ihr mit Gründen der Erfahrung beikam. Lebhaften Geistes, wie sie war, konnte sie wohl rasch aufwallen, aber ihr Gemüth war von zu edler Art, als daß sie sich besserer Einsicht und Belehrung verschlossen hätte. Unter dem Regiment einer Vormundschaft pflegen allerlei Ränke gesponnen zu werden: auch die Erzherzogin Maria hatte das zu befahren; man verschonte selbst ihre Person nicht mit Verleumdungen, die man böswillig ausstreute und sogar bis an den kaiserlichen Hof zu Prag einzuschwärzen wußte. Aber Mariens offene, franke, tapfere Antwort an den Kaiser und seine Räthe bei solchen Anlässen war einer hochherzigen Frau und Fürstin würdig.

Um die Sorgen voll zu machen, kam auch noch der Schrecken des Türkeneinfalls dazu, wodurch das Reich und in vorderster Linie Steyermark bedroht war. Die Festung Raab, das letzte Bollwerk in Ungarn, war verloren

worden, und die erschrockene Christenheit machte sich auf eine verheerende Ueberschwemmung durch die Türkenhorden gefaßt. Hier gönnt die Fürstin nun dem weiblichen Gefühl ungehinderten Lauf. Voll Bangigkeit schrieb sie nach dem Fall von Raab: „käme ihr ein Türke zu Gesicht, sie stürbe sicherlich vor Angst.“ Aber die beherzte Frau ließ es nicht beim Jammern bewenden. Sie bot vielmehr alle Energie auf, um die christlichen Fürsten zu einem Bund gegen den frechen Türken zu vereinigen und in Worten und Briefen den Kaiser, den König von Polen, die Erzherzoge zum kräftigen Handeln anzufeuern. Ja sie unternahm sogar eigene Reisen zu diesem Zweck. Ueberall sah sie Saumseligkeit und zwiespältige Unentschlossenheit in deutschen Landen — ein altes trauriges Lied — und sie klagt bitter darüber. „Es ist ja zum Erbarmen,“ schrieb sie an den kaiserlichen Hof nach Prag, „daß man so gar nichts thut. Auf diese Weise kann der Feind alle Tage vor Wien sein. Ich bitte Euch um Gottes willen, thut doch Ihr das Beste; denn nach Gott habe ich meine Hoffnung zu Euch; ich mag vor Betrübniß nicht mehr von diesem schreiben.“ Und weiter: „Mich dünkt, wenn ich Kaiser wäre, ich möchte weder schlafen noch essen, bis ich Raab wieder hätte.“ Und wieder mahnt sie: „Wird es nicht bald werden, so wird Euch der Türk gar von Prag wegjagen!“ Darum war sie es auch zuerst, welche der Graf Palffy, der heldenmüthige Eroberer von Raab, mit der frohen Botschaft von der Wiedereinnahme dieser wichtigen Festung unverweilt erfreute*).

Ja, sie war eine wahrhaft deutsche Frau, die Erzherzogin Maria. Als solche handelte sie, als solche sprach und schrieb sie; sie blieb es in der Fremde, wie in der Heimath. Auf ihren weiten Reisen bekam sie mancherlei Menschen und Sitten zu sehen, aber aus vollem Herzen ruft sie in einem Schreiben von Welschland aus: „Behüte uns halt Gott doch unsere Deutschen!“ Ein andermal: „Wohl dem, der bei der deutschen Einfalt bleibt!“ Und endlich zum guten Schlusse noch ein drittes Wort von ihr: „Behüte uns Gott Deutschland! ich habe nun Welschland, Frankreich und Spanien gesehen — aber Deutschland ist doch das beste.“ Helfen wir an unserm Theil, daß dies heute kein frommer Wunsch bleiben möge!

Soviel zur kurzen Charakteristik der öffentlichen Wirksamkeit Mariens, und nun zu ihren Kindern!

---

*) Ueber Raabs Eroberung kann nachgelesen werden Jahrgang 1857 der Jugendblätter S. 226: „Geschichte eines goldenen Bechers.“

Digitized by Google

Jacobs Kleid und Jacobs Stimme.

Aus dem Leben eines Ansiedlers.

Von Theodor West.

Unter den ersten Ansiedlern von New-Hampshire war ein Mann Namens John Dalton. Er ließ sich auf einem fruchtbaren hoch gelegenen Landstrich am Saco-Flusse nieder und erbaute für sich, seine Frau und drei Kinder ein hübsches Blockhaus. Er war ein kühner und kräftiger Mann und nichts weniger als sorglos. Er liebte seine Frau und Kinder zu sehr, als daß ihm sein Leben nicht theuer sein sollte und hätte gerne friedlich gelebt; aber Frieden war eben zu jener Zeit nichts weniger als bestehend.

Die Indianer in den Berggegenden zeigten sich grausam und raublustig und noch mehr jene, die an den Ufern der See'n und Flüsse ihren Wohnsitz hatten. Den weißen Mann zu plündern war das Hauptaugenmerk ihrer Unternehmungen. John Dalton's nächster Nachbar, Jeremias Cooper, wohnte zwei Meilen entfernt nahe dem westlichen Ufer des Lovel-Teiches.

An einem Abend, als John Dalton von Cooper's Hause, zu dem ihn eine Geschäftsangelegenheit geführt, nach seiner Heimath zurückkehrte, hörte er den Schrei eines Kindes nicht weit von seinem Wege. Zuerst dachte er, es sei ein Klagelaut irgend eines wilden Thieres, als er jedoch aufmerksamer lauschte, war er gewiß, es sei wirklich die Stimme eines Kindes, da er deutlich die schreckensvollen und flehenden Töne vernahm. Aber dieß war es nicht allein, denn er hatte die Stimme eines seiner eigenen Kinder — seiner kleinen Anna erkannt, die gewohnt war, ihm entgegen zu gehen. Er hörte, wie sie bat, sie nach Hause gehen zu lassen, er hörte, wie sie bat, sie nicht zu tödten und dann hörte er einen keuchenden, gurgelnden Laut, als wenn ihr Mund gewaltsam geschlossen würde. Jetzt wußte er, was geschehen. Er wußte, daß seine kleine Tochter sich in den Händen eines Indianers befand und sobald der erste Eindruck des Schreckens, den er empfand, vorüber war, fühlte er sich kräftig und entschlossen. Er neigte sein Ohr gegen die Erde und war bald sicher, daß es nur Ein Indianer sei, denn er hörte deutlich seine Schritte über das trockene Laub. Schnell und behutsam drängte er sich durch das Gebüsch und endlich sah er den rothen Mann, in kleiner Entfernung, gegen den dichten Wald eilend. Der Indianer war groß und kräftig und trug den leichten Körper des Kindes unter seinem Arm, als ob sie nicht schwerer als eine Feder sei. Das arme kleine Kind hatte aufgehört, Widerstand zu leisten und zu schreien, denn eine der

großen, rothen Hände lag schwer auf ihrem Munde und sie schien gänzlich erschöpft.

Es kostete John Dalton nur einen Augenblick, um zu überlegen, was er thun müsse. Sollte er dem Wilden folgen, bis er sich auf ihn stürzen und ihn niederschlagen konnte, oder sollte er seiner stäten Hand und scharfem Auge vertrauen und ihn niederschießen? Wenn er das Letztere that, so blieb immer die Möglichkeit, daß er sein Kind verletzen konnte; folgte er jedoch dem Wilden, und wurde derselbe dessen gewahr, so war es sicher, daß er das Kind tödten würde.

Er entschloß sich demnach, seiner Flinte zu vertrauen. Er eilte vorwärts, bis er einen Platz erreichte, von dem er sicher auf ihn zielen konnte. Er legte seine Flinte an, nahm des Indianers Kopf auf's Korn, sprach ein kurzes Gebet um Beistand und im nächsten Augenblick ertönte der scharfe Knall seines Gewehres in dem Wald. Ohne zu warten, bis sich der Pulverrauch verzogen, sprang Dalton vorwärts, und fand den Wilden in seinem Todeskampf begriffen und das Kind bewußtlos an seiner Seite.

Der Vater nahm die Kleine in seine Arme, und nach einigen Augenblicken sah er, daß sie lebte und daß sie nicht verletzt war. Sobald sie sich so weit erholt hatte, daß sie allein stehen konnte, setzte sie ihr Vater nieder, lud seine Flinte und betrachtete den gefallenen Indianer. Von seiner Kleidung und seinem Schmucke schloß er, daß es ein berühmter Krieger sei.

Anna war nun genügend erholt, und als er sie noch einmal an seine Brust gedrückt und sie ihre kleinen Arme zärtlich um seinen Hals geschlungen, erzählte sie ihm, wie sie gefangen worden.

Sie hatte das Haus verlassen, um ihm entgegen zu gehen, und als sie eine kurze Strecke gegangen war, sprang der Indianer, der sich hinter ein an dem Wege liegenden Gebüsch versteckt hatte, auf sie zu und bemächtigte sich ihrer. Sie sah ihn nicht früher, als bis er sie in seinen Armen hielt, und als sie schrie, legte er seine Hand auf ihren Mund und that sie nicht eher fort, bis er weit genug von dem Hause entfernt war, so daß man ihr Schreien nicht hören konnte.

Die Sonne war eben im Scheiden begriffen, als Dalton sein Haus betrat, in dem nicht geringe Bestürzung über das, was geschehen war, herrschte. Doch ihre Bestürzung verwandelte sich bald in Freude, als Frau Dalton ihren Gatten mit Anna in seinen Armen eintreten sah.

Wie sie schon früher gethan, bat sie ihn auch jetzt, seine bisherige Niederlassung aufzugeben und in der Nähe des Teiches eine neue Ansiedlung zu gründen, und ihr Gatte versprach ihr, ihren Wunsch zu berücksichtigen. Die Ernte war in kurzer Zeit, und dann wollte er eine nähere und bewohnbare Nachbarschaft suchen.

Am folgenden Morgen begab er sich nach dem Platze, wo er den todten Indianer verlassen und sah, daß der Leichnam weggebracht worden war. Er fand Spuren von Fußtritten, und nun wußte er, daß seine Freunde ihn aufgesucht und fortgeschafft, und so ging er nach Hause, entschlossen, seine Augen offen und sein Gewehr schußbereit zu halten.

Am nächsten Morgen fand John Dalton, als er sein Haus verließ, auf der Schwelle einen Pfeil, um den die Haut einer Klapperschlange gewunden war. Er wußte genug von den Zeichen der Indianer, um zu verstehen, daß dieß eine furchtbare Warnung sei. Der Indianer, der dieß auf seine Thürschwelle gelegt, hatte geschworen, ihn zu ermorden. Er dachte zuerst, es sei besser, diese Warnung seiner Frau zu verheimlichen, aber nach reiferer Ueberlegung beschloß er, es ihr mitzutheilen, da sie ihm nicht nur helfen konnte, Wache zu halten, sondern auch die Kinder verhindern würde, sich zu weit vom Hause zu entfernen. Er kehrte um und sagte seiner Frau, was er gefunden. Sobald sie dieß gehört, sprach sie sofort den Wunsch aus, sogleich nach der Ansiedlung am Teiche zu gehen.

„Dieß würde schwerlich gerathen sein," sagte Dalton, „denn der rachsüchtige Indianer möchte leicht jetzt schon in der Nachbarschaft des Hauses auf mich lauern, und wenn wir hinausgingen, so könnte mich eine Kugel niederstrecken."

Frau Dalton war nicht wenig erschrocken und verständig genug, um einzusehen, daß ihr Mann recht hatte und so sprach sie nicht mehr von der Flucht.

Während des ganzen Tages blieben sie im Hause, aber sie sahen keine Spur von Indianern. Die Kinder durften im Hofe des Hauses spielen, aber denselben nicht verlassen. Während der folgenden Nacht hielten Gatte und Gattin abwechselnd Wache und am Morgen wagte Dalton die Thüre des Hauses zu verlassen. Er sah auf der Schwelle einen andern Pfeil und an der Spitze desselben eine Rolle von Birkenrinde. Er hob den Pfeil auf und brachte ihn in das Haus. Als er die Rolle aufmachte, sah er drei verschiedene Zeichnungen auf selber.

Die Erste stellte einen todten Indianer vor, und aus den Hieroglyphen, von denen sie umgeben war, entnahm er, daß sie sagten, es sei Mattampa, ein tapferer Krieger des Bergstammes.

Die zweite Figur war die eines Indianers, der einen Pfeil abschießt, darunter war der Name „Kalarna".

Die dritte Figur war die eines weißen Mannes mit einem Pfeile in seinem Herzen.

Dalton war es nicht schwierig, sich die Meinung dieser Figuren zu erklären. Er hatte öfters von Kalarna und Mattampa als zwei tapfern Brüdern

gehört, und er wußte nun, daß es Mattampa war, den er erſchoſſen. Kalarna war entſchloſſen, ſeines Bruders Tod zu rächen, und Dalton kannte die Indianer und deren Charakter zu gut, als daß er nicht gewußt hätte, daß nichts ihn von ſeinem Racheplane abbringen würde, als bis er die blutige Rache genommen oder Kalarna in dem Kampfe gefallen ſein würde.

„Es mag wohl ein Haufe Indianer in der Nähe des Hauſes auf Dich lauern," ſagte Frau Dalton.

„Nein," erwiederte ihr Gatte. „Ein ſo tapferer Krieger wie Kalarna würde nie Anderer Hülfe ſuchen. Ich habe ſeinen Bruder getödtet und er allein will ſeinen Tod rächen. Ich kenne den Charakter dieſer Wilden zu genau, und was ich nicht mit eigenen Augen geſehen, weiß ich von Wahrnehmungen Anderer. Kalarna wird ſo lange auf mich lauern, bis er ſeine blutige Rache vollzogen, außer es gelingt mir, ihn zu täuſchen. Er hat mich gewarnt und Alles Andere wird im Dunkel geſchehen. Er denkt, er hat mich auf die Folterbank gebunden und will die erſte Gelegenheit benützen, um mir eine Kugel in's Herz zu ſenden."

„Können wir nicht zu Cooper um Hülfe ſenden?" fragte ſeine Frau.

„Nein," erwiederte Dalton, „wir können ſicher glauben, daß Niemanden geſtattet werden wird, von unſerem Hauſe nach den Anſiedlungen am Teiche zu gehen."

Es war eine unangenehme Lage für einen kühnen und unerſchrockenen Mann wie Dalton, in ſeinem eigenen Hauſe von einem unſichtbaren Feinde eingeſchloſſen zu ſein. Möglicher Weiſe befand ſich Kalarna noch nicht in der Nähe, aber es war nicht wahrſcheinlich. Der rachſüchtige Indianer konnte ſich in dem dichten Walde neben dem Blockhauſe ganz frei bewegen, während Dalton ſelbſt nicht in den Hof gehen konnte, ohne geſehen zu werden und ſich zur Zielſcheibe einer Kugel zu machen.

Es war ungefähr 9 Uhr Morgens, als Frau Dalton zu dem Brunnen im Hofe ging, der wenige Schritte von dem Blockhauſe entfernt lag, um Waſſer zu holen. Als ſie zurückkam, war ſie blaß, zitterte wie ein Eſpenlaub und konnte kaum den Krug halten. Dalton fragte ſie, was ihr fehle, und ſie ſagte ihm, ſie hätte das rothe Geſicht eines Indianers aus dem Gebüſche jenſeits des Brunnens geſehen; ſie irre ſich nicht, denn ſie hätte deutlich bemerkt, wie er, als ſie die Thüre verließ, ſeinen Kopf erhoben habe. Sie zeigte ihrem Gatten den Ort, wo er verborgen war und Dalton ſah durch eine der Schießſcharten, konnte aber keinen Indianer ſehen, wohl aber den Platz, wo ſich ein Indianer verbergen würde, und er zweifelte nicht, daß dieß der Fall war.

„Was willſt Du thun?" fragte die Frau ängſtlich. „Im Augenblicke, wo Du Dich vor die Thüre wagſt, wirſt Du erſchoſſen werden. O wenn wir nur —"

„Sei ruhig!“ ſagte Dalton, ſeine Hand auf den Arm ſeiner Frau legend. „Wenn ich hinausgehe, werde ich ſicher erſchoſſen, aber den Fall geſetzt, irgend etwas ginge hinaus, das mir gleich ſehen würde?“

Frau Dalton ſah ihren Mann an, denn ſie verſtand nicht, was er damit ſagen wollte.

„Wir wollen einen „Strohmann“ hinausſenden,“ fuhr Dalton fort, „und wenn der Indianer darauf feuert, ſo kann ich auf ihn feuern, denn ich weiß, daß er ſich zeigen wird, wenn er ſeinen Schuß gethan hat. Verſtehſt Du mich jetzt.“

Die Frau ſagte, daß ſie ihn zu verſtehen glaube.

„Dann laß uns den Strohmann ſo ſchnell wie möglich machen, ehe der Indianer ſein Verſteck verläßt.“

Dalton's Plan war nun klar ausgeſprochen und ſie gingen ſofort an's Werk, denſelben auszuführen. Die Kleider, die er gewöhnlich trug, wurden mit Bettzeug ausgefüllt und von einem kleinen Kiſſen wurde ein anſtändig ausſehender Kopf gemacht, deſſen obere Seite mit einem Stück Bärenfell bedeckt war, um die ſchwarzen Haare Dalton's darzuſtellen. Als der Hut auf dem Kopfe befeſtigt ſaß, ſo war der Strohmann eine ſo gelungene Figur, als mit den vorhandenen Mitteln herzuſtellen möglich ſchien. Unter dem rechten Arme war ein Beſenſtiel befeſtigt, um die Figur aufrecht zu erhalten, und Dalton zeigte ihr nun, wie ſie es machen müſſe, um derſelben das Ausſehen eines Lebenden zu verleihen. Sie zeigte ſich ſehr anſtellig und führte die Bewegungen des Strohmannes gewandt aus. Nun ſchüttete Dalton friſches Pulver auf die Pfanne ſeiner Flinte und ſtellte ſich zu der Schießſcharte, die eine Ausſicht auf das Verſteck des Indianers gewährte. Sobald er die Mündung der Flinte in der Schießſcharte hatte und er ſeines Zieles ſicher war, gab er ſeiner Frau das Zeichen, die Thüre zu öffnen.

Frau Dalton öffnete die Thüre ſehr langſam und brachte zur ſelben Zeit die Figur auf die Thorſchwelle, ihren Rücken gegen den lauernden Indianer gekehrt. Nach einem Augenblick ſah Dalton den rothen Kopf über dem Weißholzgebüſche. Er konnte das Geſicht der Rothhaut deutlich ſehen und er nahm deſſen rechtes Auge auf's Korn. Ein leichter kräuſelnder Rauch erhob ſich hinter dem Gebüſche und in demſelben Augenblicke feuerte Dalton ſeine Büchſe ab, ſo daß der Knall beider Schüſſe gleichzeitig ertönte. Er ſah den Rächer hoch in die Luft ſpringen und dann niederfallen; ſogleich eilte er zu ſeiner Frau, die den Strohmann fallen ließ und auf die Thürſchwelle niederſank. Er unterſuchte den Strohmann und ſah, daß die Kugel durch und durch gedrungen und gerade an der Stelle, wo das Herz gelegen haben würde.

John Dalton wartete einige Zeit und dann begab er ſich zu dem Weißholzgebüſche, wo er den rachſüchtigen Kalarna todt und mit einer Kugel in

ſeinem Gehirne fand. Er fühlte ſich für den Augenblick ſicher, da er glaubte, daß Kalarna allein ſeinen Tod beabſichtigte, aber er fand es nicht gerathen, länger auf ſeiner Anſiedlung zu bleiben, da er zwei berühmte Krieger des Stammes getödtet. Er verließ daher am nächſten Tage ſein Haus, alle ſeine Habſeligkeiten mit ſich nehmend, und es war nicht zu früh, daß er es verlaſſen, denn an dem darauf folgenden Tage erſchien der Indianerſtamm vor ſeinem Hauſe, das ſie in Brand ſteckten und die Ernte, ſo weit ſie konnten, verwüſteten. Der Anſiedler kümmerte ſich nicht ſehr darum, denn er hatte Frau und Kinder, ſeine koſtbarſten Schätze, gerettet und war damit zufrieden.

An der Oſtſee.

Von Emanuel Geibel.

Wo um das Grab des Hünen
Am Meer im Abendſchein
Die Buchen rauſchend grünen,
Da ſitz' ich gern allein.

Die weißen Segel gleiten
Da draußen hin und her;
Der alten Heldenzeiten
Gedenkt kein Schiffer mehr.

Und doch der im Gemache
Hier unter'm Hügel ruht
Wie glorreich hat ſein Drache *)
Wohl einſt durchfurcht die Flut!

Wie oft vielleicht am Steuer
Stand er gelehnt auf's Schwert,
Und ſah von griechiſchem Feuer
Des Feindes Schiff verzehrt!

Und wo mit Herrſcherworten
Sein rieſig Bild erſchien,
Wie bebten Wall und Pforten
Von Drontheim bis Julin!

Vielleicht um Königinnen
Warb er mit Schildgekrach,
Und tönend klang ſein Minnen
Des Skalden Harfe nach.

*) Drache = Schiff.

Er brach die schönste Blume,
Er sank im höchsten Glück, —
Und heut von all dem Ruhme
O sprich, was blieb zurück?

Ein Hügel, dem zu gatten
Kein Name sich gewußt,
Und eines Traumes Schatten
In eines Dichters Brust.

Der Wildheuer.

Von Gustav Tobler.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der über'm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen. —

Das Dorf E... liegt in einem schönen Alpenthal. Da wo sich der Boden der breiten Thalsohle etwas gegen den mächtigen Bergkegel erhebt, der einen Theil der Thalseite bildet, steht die stattliche Kirche, deren Thurm mit dem feinzugespitzten Helm weithin gesehen wird. Um sie herum breiten sich die Wohnungen der Dörfler aus.

Manch schönes Haus ragt stolz empor mit den blanken Fenstern und dem rothen Ziegeldach, während um sie herum die kleinen, freundlich braunen Holzhäuser mit ihren mit Stein beladenen Dächern dem ärmern Mann ein friedliches Obdach gewähren. Dort sind hübsche Bauernhäuser in Nußbaumgruppen halb verborgen und andere von Obstbäumen umgeben liegen mitten in den fetten Wiesen.

Zwischen dem Dorfe und dem kräftigen, jungen Strom, der schäumend und bäumend durch's Thal braust, liegen eine Menge kleiner, aber gleichgroße Stücke angebautes Land. Früher war es die „Allmand," eine der Gemeinde gehörige Sommerwaide. Die Neuzeit hat diese Allmand gleichmäßig unter alle Bürger vertheilt und sie so zum wahren Gemeingut gemacht. Früher gewährte sie nur den Vermöglichen Vortheil und zwar den größten demjenigen, der das meiste Vieh zu halten im Stande war, jetzt bepflanzt jede Haushaltung den ihr zugefallenen Antheil nach ihren Bedürfnissen. Da sind nun die Einen beschäftigt, die Kartoffeln zu häufeln; Andere reinigen die Gerste oder den Haber, die Oelpflanzen oder des Gemüse vom Unkraut.

Hinter dem Dorfe, bis hinauf an den Saum der wilden Steinwürfe

breiten ſich prächtige Wieſen aus. Manche der günſtig gelegenen ſind mit Obſtbäumen ſo beſetzt, daß ſie einem Obſtgarten gleichen. Dieſe Wieſen ſind Privateigenthum und durch Hecken oder niedrige Mauern von einander getrennt. Da wimmelt es heute von Arbeitenden, beſchäftigt den Segen Gottes unter Dach zu bringen. Jauchzen und Jodeln ertönt bald von da, bald von dort. Es iſt der Ausdruck des Jubels der Heuenden und ihres dankbaren Gefühls für den Geber aller guten Gaben.

Schon vor Tagesanbruch zogen kräftige Männer und Jünglinge hinaus mit ihren friſch bereiteten Senſen und als die Sonne einige Stunden ſpäter langſam und majeſtätiſch am hohen Saume der Berge emporſtieg und in das Thal herabſah, da lagen ſie ſchon alle die zarten Kinder des Frühlings, die bunten Blumen, die ſaftigen Kräuter und die ſtolzen Halme. Alle ſind abgeſchnitten von ihren nährenden Wurzeln und liegen in langen Reihen aufgehäuft. Mit einem Blicke überſieht das freundliche Tagesgeſtirn, welche Aufgabe ſeiner wartet und es macht ſich auch ohne Zögern an die Arbeit. Der Boden zwiſchen den Grasreihen iſt bald aufgetrocknet und Frauen und Mädchen zerſtreuten („zetteln") mit hölzernen Gabeln das Gras auf demſelben aus, damit auch die Sonne leichter trocknen könne. Von Zeit zu Zeit erſchien der Beſitzer der Wieſe und reichte den raſtlos, faſt im Takt mähenden Männern und den emſigen Frauen einen Trunk und Brod und Käſe. Nach dem nahrhaften Mittagsmahl gingen alle an's Umwenden des ſchon ganz welk gewordenen Graſes und trotz der brennenden Strahlen, welche die Sonne herabſendet, ermüdeten und ermatteten die Frauen nicht, ſondern ſetzten ihre Arbeit unter Jauchzen und Singen, unter Scherz und Lachen raſtlos fort. So wurde während des Nachmittags das Gras mehrmale gewendet, aufgelockert und dadurch der Sonne ihre Arbeit erleichtert. Jetzt gegen Abend hat man das geſtern abgemähte Gras, nun in rauſchend dürres Heu verwandelt, in große Haufen zuſammengeſtoßen; Männer machen vermittelſt langen Stricken („Heuſeile") ungeheure Bündel daraus. Die ſogenannten Träger kommen herbei, ſetzen ſich an den Boden, faſſen mit den Händen die Stricke feſt, ſpringen in einem Satz, die ſchwere Laſt auf den Nacken ſich ſchwingend auf die Füße und eilen jauchzend der Scheune zu. Hier geht es eine hohe Leiter hinan, oben angelangt wird dann der Bündel auf den Heuboden geworfen und dort gleichmäßig ausgebreitet und feſtgetreten. Während dem ſind die Frauen und die übrigen Heuenden bemüht, das noch herumliegende Heu mit dem Rechen ſorgfältig zuſammenzurechen. Es darf nichts verloren gehen von der köſtlich duftenden Nahrung für das liebe „Veh" (Vieh).

Der letzte Heubündel iſt auf dem Heuboden, die Weiber bringen in ihren Schürzen noch den Reſt des mit dem Rechen geſammelten Heues in die Scheune. Das Heuen iſt zu Ende und in Gruppen ſitzen die Arbeiter um das Haus des Wieſenbeſitzers herum, plaudernd und ſcherzend.

„Kommt in Gottesnamen herein zum Heuerwein!“ ruft der Hausvater, und wahrlich, er braucht seine freundliche Einladung nicht zu wiederholen. Im Vorhaus, oder in der geräumigen Wohnstube ist ein langer Tisch gedeckt und bald hat Alles Platz genommen. Züse, die Magd, trägt eine ungeheure Schüssel herein. Es ist die Suppe. Kaum auf dem Tisch, so zeigt das Geklapper der Löffel, daß alle tüchtig zulangen. Jetzt erscheint die Hausfrau und Züse mit einer ganzen Ladung Rindfleisch und Speck, dann mit Gemüse und Salat, während der Hausvater einen mächtigen Mostkrug (Apfelwein) auf den Tisch stellt. Man hört wenig reden, Alles ist mit dem Unterbringen der Speisen beschäftigt und erst nachdem der Hausvater noch zwei- oder dreimal den Krug gefüllt hat, werden Messer und Gabel weniger rüstig gehandhabt, bis man sie endlich ganz bei Seite legt. Sind die Leute nun satt? Man sollte es glauben nach dem, was alles schon versorgt wurde. Die Hausmutter tritt aber wieder unter die Stubenthür; sie hält einen großen Korb, in dem ein weißes Linnen ausgebreitet ist und in diesem hoch aufgehäuft die schönen, braunen köstlich riechenden „Küchli“ (in Butter gebackenes Teigwerk). Da geht es von neuem an, als ob die Küchli das erste Gericht wären. Die Heuer sind unermüdet und unverdrossen gewesen bei der Arbeit, nun freut sich der Hausvater und seine wackere Frau, daß sie fast unersättlich sind. Bis tief in die Nacht kreist der Becher, es wird bei muntern Erzählungen und Scherzen gelacht, hie und da ein heiteres Lied oder ein vaterländischer Gesang angestimmt, lustig gejodelt und alles das durch weitschallendes Jauchzen unterbrochen.

Am folgenden Morgen glänzten noch die freundlichen Sterne am dunkelblauen, reinen Himmel, als ich das Wirthshaus verließ, in welchem ich mein Hauptquartier aufgeschlagen und durch das stille Dorf hinschlenderte. Schon wird da und dort in einer kleinen Hütte ein Schiebladen herunter gelassen und nach dem Wetter gesehen. Aus dem Schornstein wirbelt ein feiner Rauch empor. Nun geht eine Thüre auf, dort wieder eine, dunkle Gestalten treten, von den Segenswünschen der Hausmutter begleitet, hinaus in die Gasse. Kräftigen Schrittes gehen sie das Dorf hinauf, durch die schmalen Wiesenwege und hinein in den dunkeln, steil ansteigenden Wald. Ich folge ihnen, steige aber — es ist ja noch so früh — ganz gemächlich den holperigen, steinigen Bergpfad hinan und bin um 4 Uhr schon oben auf der ersten Alp. Tief unter mir das Thal mit seinen Wiesen und Feldern, mit seinen freundlichen Dörfern und Weilern liegt es noch in der stillen Ruhe der Morgendämmerung, während da mir gegenüber die wilden Felskegel hell erleuchtet zwischen den sanft gerötheten Firnen emporragen.

Nach einem weitern, zweistündigen mühsamen Steigen habe ich endlich einen Punkt erreicht, wie kaum ein schönerer zu finden sein möchte. Die Fernsicht ist ausgebreitet und entzückend, die mich zunächst umgebende Landschaft wild, zerrissen großartig; zu meinen Füßen gähnt ein Abgrund

von nahe tausend Fuß Tiefe. Die Felswand fällt da senkrecht ab, hie und da Terrassen bildend und endigt endlich in eine grasreiche, schöne Alp. Dort waiden zahlreiche Heerden in der Nähe einfacher, kleiner Sennhütten. Die schmalen, abschüssigen Absätze der Felswand unter mir sind mit dem zarten Grün süßduftender Alpengräser bekleidet und geschmückt mit den lieblichen Blumen manch seltener Alpenpflanzen, sonst kein Baum, kein Strauch bis tief hinab an den Fuß der Wand.

„Das mußt du dir näher ansehen" und damit trete ich weiter hinaus an den Rand, mit der Hand an einer Felsenspalte mich festhaltend, den Leib etwas hinübergebückt. Mein Gott! was ist denn das da unten? Auf dem nur wenige Schritte breiten, sehr steil abfallenden Grassaume bewegt sich etwas, — Es ist ein Mensch! — Ja ich sehe es deutlich, es ist ein Mann! — Ist er denn da hinabgeflogen? Kein Pfad führt von da oben hinab, überall vor ihm und hinter ihm die senkrechte Felsenwand. — Nun geht er, vorsichtig sich an dem Felsen haltend, nach der rechten Seite. Wahrlich dort klettern noch zwei hinunter. Die verwegenen Männer! Auch die leicht kletternde Ziege würde es nicht wagen, da hinunterzusteigen, um das schöne Gras zu fressen. — Mir schwindelt vom bloßen Hinabsehen. Die Männer finden kaum Stellen, groß genug, den Fuß aufzusetzen. Jede Spalte, jeden Riß im Felsen müssen sie benutzen, sich festzuhalten. Ein einziger Fehltritt, das Ausgleiten eines Steines, auf den der Fuß sich stützt, das Loslassen einer Wurzel, eines Grasbüschels, an denen die Hand sich festklammert, bringen dem kühnen Kletterer den unvermeidlichen Tod. — Halt, um Gotteswillen! da werdet ihr doch nicht weiter wollen, kehrt doch um, die Wand ist ja so glatt als wäre sie geschliffen! Und doch, es geschieht. Wie geht denn das zu? Da rutscht einer ganz langsam hinab. Jetzt ist er unten. Ich sehe genauer hin. Sie haben an den Stumpf einer Zwergtanne ein Seil befestigt, an dem sie sich hinunterlassen. Was suchen denn die drei Männer an dieser Stelle, auf dem kaum 3—4 Schritte breiten, abschüssigen glatten Rasenboden, der von einem entsetzlichen Abgrund begrenzt ist? Ach, nun begreife ich alles. Mein Gott! das sind arme Wildheuer.

Mit beklommenem Herzen sehe ich hinab zu den Tollkühnen und ihrem Beginnen. Ich kann mein Auge nicht von ihnen abwenden. Da ist einer auf der linken Seite beschäftigt, das wahrscheinlich gestern schon abgemähte Gras zu wenden, damit es noch völlig trockne. Die beiden Andern nehmen ihre Sensen vom Rücken, wo sie dieselben festgebunden hatten und befestigten sie an einen kurzen Styl („den Worb"), den ich für einen Bergstock angesehen hatte. Nun wetzen sie die Sense und fangen an zu mähen und zwar an Stellen, auf welchen unter zehn nicht einer es wagen würde, selbst wenn er sich an der Felswand halten könnte, hinzustehen. Da wo sie stehend nicht weit genug hinauskönnen, knieen sie nieder und mähen in dieser Stellung.

Welche Verwegenheit, um ſich in den Beſitz einiger Handvoll Gras zu ſetzen, beugt ſich der Eine weit hinaus über den Rand! Der Andere rutſcht auf den Knieen bis hart an den entſetzlichen Abgrund und mäht auf einem ſchmalen kleinen Abſatz das Gras weg, das er mit bewunderungswürdiger Gewandtheit während dem Mähen zu ſich heraufſchleudert! Mir ſchaudert, ich darf nicht mehr hinſehen.

Ich trete zurück, und lege mich nieder. Wie ſtill, wie lieblich iſt meine Umgebung. Ueber mir der blaue Himmel, neben mir das duftende feine Alpengras und mitten darin der ſtolze Alpenmohn mit den zarten, fiederſpaltigen Blättern, dem haarigen Schaft und der großen, rein weißen, vierblättrigen Blumenkrone, die einen Kranz von feinen gelben Staubbeuteln umgibt. Neben ihr das dunkelblaue Glockenblümchen, das ſo ſchön von dem hochgelben Veilchen abſticht, an deſſen Seite es prangt. Dort iſt der Felſenkopf mit Moos und dem Azaleen mit ihren ſchönen Blättern und den fleiſchfarbnen Blumen ganz überzogen, zwiſchen dieſen guckt der Alpen Soldanelle glockenförmiges, zart gefranztes, blaues Blümchen hervor. Welch köſtlichen Geruch verbreitet aber das in der Felſenſpitze halb verborgene überaus zarte „Fluhblümli“ gelbe Aurikel, deren Blätter wie mit einem Puder überzogen ſind, während der kahle Schaft die 3 oder 4 ſchön gelben Blumen trägt, die als Mutter unſrer zahlloſen Spielarten von Garten-Aurikel bekannt genug iſt. Und alle dieſe Kinder der Flora wachſen auch dort unten, ſind unter der Senſe jener kühnen Männer gefallen, ſind nun verdorrt, vermengt unter den zarten Halmen des beſcheidenen Graſes, auf das ſie ſo ſtolz niederblickten; bald werden ſie als Heu hinabgeſchafft in's Thal, um im Winter den Ziegen der armen Leute als Futter zu dienen.

Die Neugierde, durch eine gewiſſe Angſt gemehrt, läßt mir keine Ruhe. Sie treibt mich wieder an meinen frühern Standpunkt. Da ſind die zwei Männer noch immer am gleichen Geſchäfte, noch immer mähen ſie, nähern ſich dem Rand, ſchweben in der entſetzlichſten Gefahr, treten dann wieder zurück, um .... Gott im Himmel! Barmherziger, ſei ihm gnädig! Da iſt der Dritte, welcher auf der linken Seite arbeitete, ausgeglitſcht. Schrecklich! er ſtürzt über eine 3—4 Kirchthurm hohe Felſenwand hinab. Entſetzt wende ich den Blick, klammre mich feſt an meinem Felſen. Mir iſt als wanke der Boden unter mir. Zitternd an allen Gliedern ziehe ich mich vorſichtig zurück. So wie ich mich aber etwas erholt habe, raffe ich mich auf, will auf einem Umweg hinab auf die Alp, um von dort an den Fuß der Felſenwand zu gelangen, wo der Unglückliche jämmerlich zerſchmettert liegen muß. Ihm wird nicht mehr zu helfen ſein; allein ich kann beiſtehen, um den Zerſchmetterten ſeiner armen, nun verwaisten Familie zurückzubringen.

Doch vorher trete ich nochmals an den Rand des Abgrunds; ich muß

ſehen, was ſeine Kameraden machen. Haben ſie ſich vom Schrecken erholt, ſich aufgemacht, um auch ihrerſeits hinabzueilen zu ihrem unglücklichen Freund? Sehe ich recht! Beide mähen ganz ruhig fort, als ob gar nichts geſchehen wäre. Und dort ſteht ja der Dritte, ganz munter, in voller Thätigkeit. Wie iſt das zugegangen; habe ich blos geträumt? Alle meine Sehkraft anſtrengend ſehe ich hinab, um irgend Aufſchluß zu erhalten über den ſeltſamen Vorfall. Der Mann, den ich herabgeſtürzt glaubte, hat eben Heu an einen Haufen gebracht. Jetzt ſpreitet er ein großes Garn am Boden aus, ähnlich einem Fiſchernetz, nur daß hier ein Seil benutzt wurde, ſtatt daß man für das Fiſchnetz nur Bindfaden verwendet. In dieſes Garn trägt er das zuſammengerechete Heu, ſchnürt mit einem Seil die Ränder des Garns zuſammen und ſtößt nun den feſten Bündel über den Rand des Abhanges hinaus. Das war der Mann geweſen, der mir ſo großen Schrecken verurſacht hatte. Wenn ich vorhin in namenloſem Entſetzen den Bewegungen des Heubündels gefolgt war, ſo ſah ich jetzt mit doppeltem Vergnügen den Purzelbäumen, den raſenden Sprüngen nach, den dieſer zweite überſchlagend, dann wieder an den Abſätzen der Felswand aufprallend machte, bis er unten anlangte, ohne den Kopf zerſchmettert, ohne Arme und Beine zerſchlagen zu haben. Es wird noch ein dritter Bündel zuſammengeſchnürt, zu gleichem Salto mortale verurtheilt und dann ſeinen Kameraden nachgeſandt. Und wirklich, bedenkt man, mit welcher Mühe und Gefahr die Wildheuer ſelbſt auf das Plätzchen gelangten, wo ſie das Heu ſammelten, ſo begreift man, daß ſie daſſelbe auf keine andere Weiſe wegbringen können. Müſſen ſie doch froh ſein, wenn ſie ſelbſt wieder glücklich wegkommen.

Nachdem das friſch gemähte Gras mit den Händen ausgebreitet worden, ſuchen die Männer eine geeignete Stelle, um ſich niederzulaſſen und von den Mühen und unſäglichen Anſtrengungen etwas auszuruhen. Es wird ein kleiner Trillichſack, den Jeder angehängt trägt, vorgenommen und deſſen Inhalt ausgepackt. Es iſt ihr Mittagsmahl, das, wie ich ſpäter erfuhr, aus gekochten Kartoffeln mit Salz beſteht. Etwas Waſſer, das aus den Felſenritzen träuft und das die armen Männer mit der hohlen Hand auffangen, iſt ihr Getränk. Nach dieſer glänzenden Mahlzeit ſtrecken ſie ſich nieder, um noch einige Zeit auszuruhen. Ich bin nicht furchtſam und das Leben in den Bergen, das Klettern auf Felſen und an Abgründen hin von Jugend auf gewohnt, allein der Gedanke, daß dieſe Männer auf dieſer ſchmalen, abſchüſſigen Stelle, ohne alle Vorſichtsmaßregel ſich zum Schlafen niederlegen, machte mich ſchaudern.

Ich hatte ebenfalls mein Mittagsmahl gehalten, dann noch einmal nach den Wildheuern geſehen. Dieſe ſchickten ſich eben an, am Seil hinaufzuklettern, um dann auf Umwegen zu ihren Heubündeln zu gelangen.

Gegen Abend, nachdem ich lange auf den Höhen, auf dem weiten Firn,

den schönen, saftigen Weiden herumgeschlendert und manche schöne Beute an seltenen Insekten und Steinen gemacht, gelangte ich an eine Stelle über dem Dorfe E., die mir eine überraschende Aussicht über das liebliche Alpenthal gewährte. Ein Kranz von Firsten und Kämmen, herrlich von der untergehenden Sonne erleuchtet, bildet den Rahmen um die reiche Thalsohle, wo die Dörfer und Weiler sich mit ihren Wiesen und Baumgärten, mit ihren Feldern und Straßen gleichsam die Hand reichen.

Da kommen meine drei Wildheuer dahergeschritten. Jeder trägt einen zentnerschweren Heubündel auf dem Nacken und hält ihn mit beiden Händen fest. Trotz der Last und trotz des holperigen, steinigen Weges, der oft 1 bis $1^1/_2$ Fuß hohe Absätze bildet, treten sie fest und sicher auf. Am Morgen um 1 Uhr verließen sie ihre Wohnung, stiegen einen steilen und beschwerlichen, 4—5 Stunden langen Weg hinauf, kletterten über entsetzliche Abgründe weg, mähten, arbeiteten den ganzen Tag und trugen nun die schwere, unbequeme Last bald aufwärts, bald abwärts wieder etwa 4—5 Stunden weit hinab in's Thal, wo sie erst Abends um 8 Uhr oder halb neun Uhr anlangen. Und alles das, um im Winter mit dem unter so großer Lebensgefahr, mit so unnennbarer Mühe gewonnene Heu zum Unterhalt ihrer lieben Familie einige Ziegen nähren zu können, welche im Sommer durch den Ziegenhirt in die Berge getrieben werden.

Und während nun der arme Wildheuer seine Bürde auf den Heuboden trägt und dort abwirft, den Bündel öffnet und das herrlich duftende Heu ausbreitet, wollen wir leise in die bescheidene Wohnung des arbeitsamen Mannes treten und uns dort umsehen. Die Hausthüre, zu welcher einige hölzerne Tritte führen, ist offen. Was bedarf es auch des Schließens? Die Armuth braucht nicht Schloß und Riegel, ihren Schatz zu wahren. Wir treten gleich in den ersten Raum. Es ist die Küche, arm an Geräthschaften, allein das Wenige rein und blank. Links ist eine Thür angelehnt, durch deren Spalte wir hineingucken können in die Stube. Ein mächtiger Ofen mit einer Bank umgeben, oben noch breit genug, um im Winter einen Theil der frierenden Kinder aufzunehmen und dessen Raum mit Stäben umgeben ist, an dem das ganze Jahr hindurch Wäsche aufgehängt wird. Längs der vordern Seite, gegen Mittag, zieht sich eine lange Reihe Fester hin, mit Schiebern, um nur einen Theil öffnen zu können. Es zeigt sich da wieder so wie in allen Anordnungen im einfachsten Mobiliar der klare praktische Sinn der Bewohner. Alles ist ihrer Lebensweise, ihrem Beruf, dem Klima angemessen. Der große plumpe Ofen braucht viel Holz, bis er einmal gehörig warm ist, allein von da an läßt sich die Wärme mitgeringem Brennmaterial in dem Grad erhalten, daß die Hausfrau im Ofen, oder im Ofenrohr, das gewöhnlich in der Stube angebracht ist, kochen kann. Wenn wir bedenken, wie sich der Hausvater bei seinen Arbeiten im Winter in tiefem Schnee, im Sommer bei jeglichen Wettern

beſtändig durchnäſſen muß, ohne ſeine Kleider wechſeln zu können, ſo begreift man auch das Zweckmäßige des Geländers um den Ofen. Ebenſo verhält es ſich während der rauhen Wintertage mit den Schiebfenſterchen. Im obern Winkel ſteht der Tiſch. Er iſt ſchwerfällig, von Hartholz, oft mit einer Schieferplatte, die als Rechentafel und auch zur Unterhaltung dient.

„Grüß Dich Gott, grüß Gott, lieber Vater!“ rufen die Kleinen und eilen dem lange Erwarteten entgegen. Das treue Weib reicht ihm die Hand. Sie weiß, welche Gefahren er beſtanden, ſie weiß, daß Gott ihr den Gatten, den Ernährer ihrer lieben Kleinen auf's Neue geſchenkt hat. Mit einem dankbaren Blick gen Himmel, der ein inniges, tiefgefühltes, darum Gott wohlgefälliges Dankgebet iſt, ladet ſie den müden Lebensgefährten ein, ſich zu ſetzen. Schon haben die Kleinen ihre Plätze eingenommen. Der Vater läßt ſich auf einen hölzernen Stuhl („Stabelle“) oben am Tiſche nieder. Das Abendeſſen iſt aufgetragen. Der Mond erſetzt die Lampe und ſieht zu den kleinen runden Scheiben hinein auf das Abendeſſen. Potz tauſend, was macht der für ein ſchief Geſicht! Es ſcheint, das höchſt frugale Mahl gefall ihm nicht. Er findet, der arme Mann, der geleiſtet, was unſer Wildheuer, könne nicht beſtehen. Doch nein, dem iſt nicht ſo. Die runde Scheibe mit der verdickten Stelle in der Mitte hat das runde Geſicht des Mondes ſo verzogen. Nein, nein, er ſieht im Gegentheil ganz vergnügt zu, wie dieſe Menſchen ſich ſo fromm in ihre von Gott ihnen angewieſene Lage fügen; er ſieht mit Vergnügen, daß auch nicht ein Schimmer von Neid ſich auf ihren Geſichtern zeigt, wenn der Jubel der Heuer aus dem Nachbarshauſe in ihre ſtille, friedliche Stube herübertönt; er freut ſich, daß ſie dem Herrn der Welt ſo innig für die Kartoffeln und den Kaffee, der auf ihrem Tiſche ſteht, ja inniger danken als tauſend Reiche, die bei ihrem Ueberfluß bei all dem Köſtlichen und Schönen, das ihnen der Reichthum verſchafft, gar nicht daran denken, daß Alles, was ihnen zu Theil wird, nur Gnade und Güte des Vaters im Himmel iſt.

Es wird als eine auffallende Erſcheinung großer Städte angeführt, wie oft in der Beletage unerhörter Luxus herrſcht, die Bewohner derſelben kaum wiſſen, wie ſie ihres Geldes loswerden, daſſelbe zu Tauſenden gleichſam wegwerfen, während einige Treppen höher oder einige Treppen tiefer die höchſte Armuth ihre Wohnung aufgeſchlagen hat, Eltern unter bittern Thränen das letzte Stückchen Brod unter ihre blaſſen, hohlaugigen, hungrigen Kinder vertheilen. — Solche Bilder weiſen aber nicht die Städte allein auf. Sie finden ſich auch auf dem Lande; nur hierdurch gemildert, daß ſich im Allgemeinen mehr natürliche Theilnahme zeigt. Die obigen beiden kleinen Schilderungen dienen als Beweis hiefür, wie heiter, wie angenehm das Heuen beim wohlhabenden Beſitzer, wie ſchwer, wie gefahrvoll das Leben des Wildheuers.

Bei Gott, ein Elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verschuldet haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.

Schillers Tell.

Und doch würde dieser Wildheuer, der sein Leben unter zahllosen Gefahren, Mühen und Beschwerden, bei der elendesten Nahrung kümmerlich durchbringt, seine Berge, sein Vaterland nicht vertauschen mit den schönsten, üppigsten Gegenden des Tieflandes. Er liebt das schöne Vaterland über alles, besitzt den wahren christlichen Sinn. Er betet, daß der Vater im Himmel ihm das tägliche Brod gebe; er vertraut seinem Schutze, weiß, daß der ihn hält und trägt, ohne dessen Wille kein Haar von seinem Haupte, kein Sperling vom Dache fällt. Dieses Gottvertrauen stärkt, ermuntert ihn, auszuharren in hingebender, opferfähiger Liebe für die Seinen; dieses Gottvertrauen schenkt ihm nicht nur Liebe zur Einfachheit und Genügsamkeit, sondern es ist das Fundament seines tief religiösen Sinnes: in Gott alles zu finden, mit Gott alles zu tragen. —

Die Tausendkünstler.

Von Dr. Saffenreuther.

Es blüht ein Königreich,
Seit Gott die Welt gegründet;
Da ist noch Alles gleich
Und bleibt sich treu verbündet.
Die Königin ist hoch geehrt,
Indeß das Volk den Segen mehrt.

Es ist ein Heldenstaat
Wie kaum auf Erden einer;
Ein Jeder ist Soldat
Und wahrlich kein gemeiner;
Er führt die Lanze stets bei sich
Und wehe, wen durchbohrt ihr Stich.

Ein jedes Bürgerlein
Ist auch im Bauen Meister;
Zwar braucht es keinen Stein
Und keinen Kalk als Kleister,
Und doch ist Stadt und Häuserzahl
Aus schönstem Baumaterial.

Ein Jeder iſt Juriſt,
Kennt alle Reichsgeſetze
Und ſorgt zu jeder Friſt,
Daß er ſie nicht verletze.
Sie halten oft geheimen Rath,
Sobald Gefahr dem Reiche naht.

Wenn wirklich ſie erſcheint,
So ſtürmen ſie in Maſſen
Auf den verhaßten Feind,
Den ſie mit Wuth erfaſſen
Und rings verwunden bis auf's Blut,
Ob auch ſie ſelbſt verzehrt ihr Muth.

Als Arzt tritt Jeder auf
Und macht gar ſüße Pillen,
Hemmt mancher Krankheit Lauf,
Weiß Bitterkeit zu ſtillen;
Nicht Apothek, Conditorei
Verfertigt ſolche Prachtarznei.

Doch Jeder iſt noch mehr,
Er zählt zum Prieſterthume
Und weiht zu Wachs das Heer
Der Blüthen und der Blume;
Ein glühend Opfer am Altar
Bringt dieſe reine Prieſterſchaar.

Das Hauptgeſetz iſt Fleiß,
Kein Tändeln wird geduldet;
Die Arbeit iſt der Preis,
Von der nur Tod entſchuldet.
Die Emſigkeit in dieſem Land
Iſt aller Welt gar wohl bekannt.

Zart wird das Kind gepflegt
Und muß Gehorſam üben;
Kein Trotz wird da gehegt
Und darf die Eintracht trüben.
So halten ſie gar ſtrenge Zucht,
Drum iſt ihr Lohn die ſüße Frucht.

Nur Einem folgen ſie,
Das iſt ihr Herr und König,
Drum bleibt die Colonie
Der Ordnung immer fröhnig,
Wird nicht von Uebermuth bethört,
Die Reichsverfaſſung nicht geſtört.

Auch Säuger sind sie all'
Und Keiner darf verstummen,
Voll Anmuth ist ihr Schall,
Wenn sie so traulich summen
Und Jeder unter frohem Lied
Aus Kelchen Wachs und Honig zieht.

Ihr Wundervögelein
Seid alles ja geworden,
Gehört zum Arztverein,
Zum Kriegs- und Priesterorden,
Zum Richter-, Künstler-, Handwerksstand,
Lebt' nur für Gott und Vaterland.

Wenn sich der Mensch bemüht,
Nur eines zu erringen,
So seid ihr stets erglüht,
Auch Alles zu vollbringen,
Ich bin vor euch ein fauler Knecht,
Drum, Bienlein, kommt und stecht mich recht!

Die Zauberlaterne.

Von Dr. Francis Place.

(Schluß.)

Da wir uns die Mückenbeine und Fliegenaugen und andere mikroskopische Wunderdinge ein andermal gründlich betrachten wollen, so brechen wir ziemlich spät auf und langen eine volle Stunde nach Anfang der Vorstellung in dem vom Ankündigungszettel bezeichneten Hause an. Neben der Treppe ist an der Wand ein Papierbogen angeheftet, auf dem eine riesige Hand die Treppe empordeutet, darunter die Worte: „Zu dem großen Hydro-Oxygen-Mikroskop.“ Wir ersteigen die mit weichen Decken belegte, hell erleuchtete Treppe, oben öffnet sich uns eine Thür, wir treten ein und — sind im Finstern! Völlig finster ist es zwar nicht, denn eine kreisförmige, gewiß 12—20 Fuß im Durchmesser haltende Lichtscheibe glänzt am anderen Ende des Saales und verbreitet ein mildes Licht; dennoch ist eine geraume Zeit

erforderlich, unſere Augen an dies ſchwache Dämmerlicht zu gewöhnen, und uns erkennen zu laſſen, wohin wir uns zu wenden haben, um dem Kreiſe etwas näher zu kommen. Endlich haben wir einen Platz gefunden, und gewahren nun bei etwas größerer Aufmerkſamkeit, daß ein großes Stück Leinwand wie eine Wand quer durch den Saal geſpannt iſt; wir befinden uns auf der einen — für die Zuſchauer beſtimmten — Seite, der Apparat iſt auf der anderen Seite aufgeſtellt und bringt auf die früher beſchriebene Weiſe auf der Leinwand die vergrößerten Bilder hervor, die auch auf der andern — uns zugewandten — Seite der Leinwand zu ſehen ſind. Jetzt eben erkennen wir eine Anzahl bunter Schattenbilder, die eine Länge von 2—3 Fuß haben, und ſehr großen Tulpen nicht unähnlich ſind. „Staub von den Flügeln eines Schmetterlinges" erſchallt jenſeit des Leinwandſchirmes die Stimme des Gehilfen des Künſtlers. Allerdings iſt die Vergrößerung ſehr beträchtlich, allein vergeblich würden wir nach jenen zarten Liniirungen ſuchen, welche dieſen Stäubchen oder Schüppchen ein ſo hohes Intereſſe verleihen, und die ein gutes dioptriſches *) Mikroskop ſchon bei ganz geringer Vergrößerung zeigt. Die nach Art der Zauberlaterne eingerichteten Mikroskope (alſo das Gas-Mikroskop, das electriſche Mikroskop und das Sonnen-Mikroskop) ſind daher auch zu feineren, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen völlig unbrauchbar und zeichnen ſich vor den dioptriſchen Mikroskopen nur durch den großen Vortheil aus, daß ſämmtliche Anweſende das vergrößerte Bild des Gegenſtandes gleichzeitig erblicken. Wir ſind daher keineswegs ungehalten, daß die genannte unſichtbare Stimme verkündet: „Ende der erſten Abtheilung, jetzt 15 Minuten Pauſe, alsdann Nebelbilder, zum Schluſſe der beliebte Chromatrop!" Der Kreis verliſcht (der Künſtler dreht nämlich die Hähne ſeiner Gasbehälter zu, weßhalb das Kreideſtück aufhört zu glühen), der Zuſchauerraum wird durch hereingebrachte Lampen erleuchtet, und jetzt erſt erkennt man ſeine Nachbarn.

Wir wollen die Pauſe dazu benützen, ein paar Worte über das zu reden, was die zweite Abtheilung der Vorſtellung uns bringen wird.

Daß der Apparat des Künſtlers aus einer ſehr vervollkommneten, vortrefflich gearbeiteten Zauberlaterne beſteht, wiſſen wir ſchon; zu einem ſo guten Inſtrumente gehören aber auch beſſere Bilder, als man in der Regel bei gewöhnlichen Zauberlaternen findet. Die Bilder des Künſtlers ſind vortreffliche Photographien, die ſich auf ſehr klaren Glasplatten befinden, eine Größe von 1—3 Zollen haben und ſoweit vergrößert werden, daß ſie auf

*) Das vergrößerte Bild erſcheint bei dioptriſchen Mikroskopen nicht an einer Wand, ſondern im Innern einer Röhre, in die man hineinſehen muß. Dieſe Inſtrumente werden den Gegenſtand unſerer nächſten Betrachtung bilden.

der Leinwand etwa 10—12 Fuß hoch erscheinen. Weil nun jede Photographie ein vollkommen treues Abbild des Originales ist, sowohl in Betreff der Gestalt als auch der Vertheilung von Licht und Schatten, so werden diese Bilder auf eine höchst überraschende (dem Stereoskope verwandte) Art nicht flach auf der Leinwand zu liegen, sondern beträchtlich aus derselben herauszutreten scheinen. Durch eine eigene Schraube kann der Künstler die Sammel-Linse (oder vielmehr das aus 3 übereinandergeschraubten achromatischen Doppel-Linsen zusammengesetzte Linsen-System) ganz genau in die geeignete Entfernung von der Photographie bringen; eine ganz geringe Drehung eben dieser Schraube genügt alsdann schon, das Bild auf dem Schirme völlig verwaschen und wie ein Nebel zerflossen erscheinen zu lassen. Durch dasselbe Mittel vermag der Künstler, aus einer kaum sichtbaren trüben Wolke plötzlich das Bild hell und klar mit den schärfsten Umrissen heraustreten zu lassen. Nun hat er zwei völlig gleiche Apparate, beide sind auf die Mitte der Leinwand gerichtet, in beide sind Glasbilder eingelegt; während aber der eine Apparat sein Bild klar und scharf hervorbringt, bewirkt der andere nur den eben erwähnten matten Nebel, der nicht wahrgenommen wird. Werden nun die oben genannten Schrauben beider Apparate gleichzeitig auf geeignete Weise gedreht, so zerfließt das bisher gesehene Bild in Nebel, während das vorher unsichtbare Bild plötzlich auf wunderbar überraschende Weise hell und bestimmt an die Stelle des soeben Verschwindenden tritt. Weil sich somit die Bilder in Nebel auflösen, so nennt man sie Nebelbilder, hört auch oft genug den englischen Namen Dissolving-views (sich auflösende Bilder). —

Der uns für den Schluß verheißene Chromatrop (Farben-Wechsler, griechisch: chroma-trop) hat seinen Namen von dem unaufhörlichen Farbenwechsel eines auf der Leinwand sichtbaren, prachtvollen Sternes oder Strahlenkranzes. Zu diesem Zwecke schiebt der Künstler an die Stelle des bisherigen Glasbildes in den einen seiner Apparate einen Holzrahmen ein, in dem zwei gleichgroße, kreisrunde, 1—2 Zoll im Durchmesser haltende Glasplatten so eingefaßt sind, daß sie flach aufeinander liegen und in dieser Lage durch ein Räderwerk in entgegengesetzten Richtungen herumgedreht werden können, so daß ihre Mittelpunkte dabei unverrückt bleiben und stets genau auf einander liegen. Auf diese Glasplatten sind bunte Sterne gemalt, die einigermaßen Rädern mit krummen Speichen ähnlich sind. Die Zusammenwirkung dieser beiden, sich gegeneinander drehenden Sterne ruft auf der Leinwand ein buntes Spiel wechselnder Gestalten und Farben hervor. Es ist vollkommen unmöglich, die Gestalt der auf die Glasplatten gemalten Sterne mit Worten zu beschreiben, man kann sich aber eine Vorstellung davon durch eine Zeichnung verschaffen, welche außerdem eine nette Unterhaltung bietet. Man verschafft sich hierzu ein kreisförmiges Stück Pappe, wozu der Deckel einer Pillenschachtel völlig geeignet ist, legt alsdann auf einen glatten Tisch ein

Blatt Papier, auf dieſes den Schachteldeckel (mit der Aufſchrift nach unten, ſo daß die Pappe flach auf dem Papiere liegt) und treibt durch ein paar leichte Hammerſchläge eine Stecknadel etwa einen Achtelzoll vom Rande des Deckels durch dieſen und das Papier in den Tiſch. Nun fährt man mit einem ſpitzen Bleiſtifte dem Umriſſe des Deckels nach, wodurch man natürlich einen Kreis bekommt, dreht hierauf den Deckel ein wenig weiter, zeichnet ihn wieder ab, dreht abermals weiter, und ſo fort bis man wieder in die alte Lage kommt; die Drehungen müſſen einander gleich und ſo klein ſein, daß man mindeſtens 100—200 Kreiſe erhält. Zieht man nun die Nadel heraus und betrachtet die Zeichnung (die mit der Rückſeite vieler Uhren große Aehnlichkeit hat), ſo bekommt man eine Ahnung vom Ausſehen einer der beiden bemalten Glasplatten, namentlich dann, wenn das Pappſtück kein einfacher Kreis war, ſondern eine aus geraden Linien und Kreiſen vielfach zuſammengeſetzte Geſtalt hatte. — Da der Künſtler zwei Apparate hat, ſo kann er zwei Chromatropen nach Art der Nebelbilder aufeinander folgen laſſen; er kann ſie auch gleichzeitig in Thätigkeit ſetzen, was das verwirrendſte Bild von der Welt gibt; ja er kann.... da ertönt ein heftiges Klingeln, der Lichtkreis erſcheint wieder an der Leinwand, die Lampen werden ſchleunig hinausgetragen, die zweite Abtheilung beginnt: Anfangs bewölkt ſich der Lichtkreis ein wenig, dann nimmt die Wolke die Geſtalt eines großen Dreieckes an, die Umriſſe werden ſchärfer, und plötzlich ſteht hell und klar in ihrer rieſigen Größe eine ägyptiſche Pyramide vor uns, grell beleuchtet von den Strahlen der Sonne, umgeben vom heißen Wüſtenſande; dabei nennt uns der Erklärer den Namen des Erbauers und macht uns auf die beinahe meilenlange Doppelreihen ſteinerner Widder aufmerkſam, welche dem Ammon-Rha geheiligt waren. Langſam und ſchwermüthig erklingen dabei jenſeit des Schirmes die bekannten Töne der „letzten Roſe," und wir fangen an, daran zu denken, daß auch dieſer rieſige Coloß ein ſolcher letzter Reſt iſt aus einer uralten Pracht und Größe, und daß auch er ſich vielleicht hinwegſehnt, weil ja — wie bei der Roſe, ſo auch bei ihm — „all' ſeine Lieben ſchon lange, lange ſchlafen gegangen ſind." — Da gleitet ein feines Wölkchen über das Bild hin, ein heller Fleck zeigt ſich mitten in der Pyramide, während alles übrige ſich raſch verdunkelt; es iſt Nacht, der Vollmond ſteht hoch und leuchtet hell, ſo hell, daß der Zuſchauerraum davon merklich erleuchtet wird, und dieſes grelle Mondlicht ergießt ſich über einen ſchönen Palaſt, der ſich an der Stelle der verſchwundenen Pyramide vor uns zeigt. Wir ſind dem Eingange ganz nahe und erkennen ganz genau den langen, gedrehten Schnurrbart des Soldaten, der mit ſeiner eckigen Pelzmütze und ſeinem ſichelförmigen Schwerte davor ſteht. „Der Kaiſerpalaſt von Zarskoje-Zeto" ruft die unſichtbare Stimme, während die ſchöne Melodie des Liedes: „Steh' ich in finſt'rer Mitternacht" uns die Gefühle andeuten ſoll, mit denen der junge Tartar Wache hält vor dem Palaſt ſeines Zaren.

— Und wiederum fliegt ein Schatten über das Bild, ein wogender Nebel nimmt es in sich auf, aber der Nebel zieht wieder ab, der Wechsel ist vollbracht. Wir sind mitten in einem Walde voll so herrlicher Bäume, wie sie unser nordisches Clima nicht kennt; uralte Bäume von colossaler Dicke und schlanke Palmen sind von gewaltigen Schlingpflanzen umrankt, deren breite Blätter ebenso sicher Kinder der heißen Zone sind, wie die seltsamen, stacheligen Gewächse am Boden. Doch der üppige Wald mit seiner tropischen Pracht liefert nur eine unscheinbare Hinterwand, gegen das wunderherrliche Bauwerk, das völlig körperlich aus der Leinwand hervortritt. Aus schneeweißem Marmor erhebt sich vor uns der prachtvollste Palast, den die reichste Schöpferkraft einer lebendigen Phantasie sich auszudenken vermag; im edelsten Styl und mit unsäglichem Fleiße vollendet, bildet er ein Meisterwerk indischer Baukunst, das jedwedem Werke Europa's stolz entgegentreten darf. „Grabdenkmal einer hindostanischen Königin," vernehmen wir, „bekannt unter dem Namen Tajeh-Mahâl." Und was der Erklärer uns noch erzählt von der treuen Liebe des alten Königs zu seiner verstorbenen Gemahlin, das ruft uns noch lauter jeder Zoll dieses Wunderpalastes zu, das tönt in diesem Augenblicke zu uns herüber mit den weichen Tönen eines Waldhornes in der feierlichen Melodie:

. . . . . .

Ich hab' Dich geliebet so manches Jahr;
Ich hab' Dich geliebet, ich lieb' Dich noch heut!
Und werde Dich lieben in Ewigkeit! —

Sieh, das waren die Nebelbilder! Und weißt Du, was der schöne, himmelblaue Ring bedeuten soll, der jetzt erscheint? Das wird der Chromatrop werden!

Wiederum erklingt Musik, dießmal eine jener modernen Einleitungen bringend, die uns im Ungewissen erhalten, ob ein Choral oder eine Polka folgen werde. Im blauen Ringe aber beginnt es, lebendig zu werden, rothe und weiße Kreuze erscheinen darin, drehen sich langsam, ziehen sich zusammen und verschwinden. Gelbe Kreise leuchten darin auf, drehen und winden sich, werfen bunte Strahlen von sich und verschwinden auch. Da ist die Ungewißheit zu Ende; wie die Sonne durch den überwundenen Nebel, so brechen silberhelle Glockenlaute durch das Chaos von Tönen hindurch, die Polka hat den Sieg errungen. Blitzschnell hat sich der blaue Ring mit langen, blutrothen Zacken umgeben, die um ihn herumlaufen, sich nach dem Takte der Musik drehend und biegend. Mitten auf der Leinwand aber hat sich inzwischen ein kleiner schwarzer Ring gebildet, der tausende von schwarzen und rothen Ringen ausspeit, die mit Windeseile auf uns zueilen; eine seltsame Täuschung findet statt: wir wähnen mit reißender, immer noch wachsender Schnelligkeit in einen unendlich langen Tunnel hineinzufahren; plötzlich werden wir mit derselben Geschwindigkeit zurückgerissen, was uns einen lähmenden Schreck in

alle Glieder jagt *). Doch der Tunnel zerfließt in Nebel, wir haben eine in bunter Pracht leuchtende Strahlenkrone vor uns. Die Mitte bildet ein etwa 6 Fuß im Durchmesser haltender, aus blauen und gelben Bändern geflochtener Kranz, umschlossen von einem etwas größerem, aus rothen und grünen Bändern zusammengesetztem Ring; die Einfassung besteht aus einer Strahlenkrone von roth und gelben Zacken, hinter der eine andere, aus blau und weißen Zacken gebildete, hervorblickt. Aber nur einen Augenblick lang steht das Bild stille, gleich darauf schlingen sich die Bänder auf tausend verschiedene Arten in einander, die Ringe drehen sich nach entgegengesetzten Richtungen, die Strahlen der beiden Kronen ziehen sich eng zusammen, schießen weit hervor, wechseln die Farbe, biegen, drehen, winden sich — alles genau nach dem Takte der Musik — und laufen nach entgegengesetzten Richtungen auf eine Weise herum, die sich mit nichts vergleichen läßt, als mit der Chaine anglaise beim Contretanz. Schneller und schneller wird der Takt, und immer geschwinder wirbeln die bunten Gestalten, immer seltsamer, immer verwirrender wird das Bild; neue Ringe und Pfauenaugen leuchten auf, verwandeln sich in Sterne und mischen sich in das bunte Gewimmel; tausende grüner Kugeln fliegen von außen her auf die Mitte zu, aber sobald sie den innern Kranz erreichen, prallen sie ab, werden glühroth und fliegen pfeilschnell wieder nach außen davon. Schwindel und Müdigkeit ergreifen das Auge, es sucht vergeblich einen Ort, auf dem es ausruhen könnte; aber toller und toller wird das sinnverwirrende Durcheinanderfahren der Kugeln, das eifrige Schlingen und Winden der Bänder, der unbegreifbare Tanz der Zackenkronen; mit Grauen sehen wir, daß das Bild von der Leinwand los **) gerade auf uns zufährt — da tönt ein liebliches Läuten herüber, während im selbigen Augenblicke ein friedliches Bildchen innerhalb des Kranzes erscheint. Einen schmalen Nachen sehen wir auf der Oberfläche eines See's, hinter dem sich majestätisch eine Bergwand erhebt, der Sohn des Hochlandes aber im Nachen hat die Ruderstange quer über den Rand desselben gelegt und steht gesenkten Hauptes und mit abgezogenem Hute da, und auch das freundliche Mädchen, das am andern Ende des Nachens sitzt, blickt ernst vor sich nieder; denn das Läuten, das sie und wir herüberklingen hören, ist das Gebetläuten aus dem nahen Heimathdorf. Mitten im Takte ist bei dem ersten Klange des Glöckchens die fieberhaft rasende Musik verstummt, regungslos liegt um das Bild herum die schimmernde Pracht der Ringe und Strahlen, die im Begriffe waren, unsere schwachen Sinne wie ein dämonisches Blendwerk zu verwirren. Mit einer

*) Diesen Eindruck bringt der Künstler hervor, indem er das erwähnte Räderwerk rückwärts dreht.

**) Dies geschieht, indem der Künstler seinen Apparat von der Leinwand weiter entfernt, wodurch das Bild plötzlich größer wird.

Wonne, die gar nicht in Worte gebracht werden kann, ruht das Auge auf dem Bilde aus, ruht lange darauf, bis die weichen Töne des Waldhorns mit der Melodie: »O Sanctissima« zu Ende sind. Und wie der letzte Ton verklingt, löst sich das liebliche Bild sammt der stolzen Farbenpracht in Nebel auf. Und damit: „Gute Nacht!“ —

Treu und furchtlos.

Von L. v. K.

Wer König Otto hoch zu Roß
Einst rasch des Weges sprengte,
Und um ihn her da drängte
Von Rittern sich ein stolzer Troß;
Manch Schild erglänzt, die Fahne weht,
Auf einem Wappen aber steht
Die Losung: Treu und furchtlos.

Da war ein armer Hirtenknab'
Der hütet seine Heerde;
Horch! Hufschlag naht der Pferde;
Vom Wege biegen sie schon ab
Und reiten achtlos querfeldein —
„Wer mag das thun? es darf nicht sein,
Das Feld gehört dem Vater!“

Der Knab' sich kühn entgegenstellt
Sein blaues Aug' blitzt Feuer,
Er ruft: „Der Weg ist Euer,
Doch meines Vaters ist das Feld,
Kehrt wieder um!“ Ein Reitersmann
Sprengt stolz und königlich heran,
Und staunt des muth'gen Knaben.

Er herrscht ihn an: „Wer bist Du, sprich?
Wie darfst Du Dich erfrechen
Mit Rittern so zu sprechen?“
„Man nennt des Billings*) Hermann mich —
Mein Vater ist zum Vogt gesetzt
Daß Keiner Recht und Pflicht verletzt,
Ihr dürft hier nimmer reiten!“

*) Billing heißt Gesetzeswächter und „Treu und furchtlos“ war die Losung des alten schwäbischen Reichswappens.

Da faßt der Ritter ſeinen Speer:
„So weiche denn zur Seite
Bis ich vorüberreite —
Ich ſtoß Dich nieder“ — „Nimmermehr!
Denn Recht bleibt Recht — ich weiche nicht!“
Der ſchwache Knabe furchtlos ſpricht
„Erſt reitet mich dann nieder!“

„So hör', daß Otto ich genannt,
Dein König — willſt Du's wagen
Und Dem den Weg verſagen?“
Der Knabe ſteht wie feſtgebannt:
„Ihr, Otto? Deutſchlands Hort und Schutz?
Ich glaub' es nicht, Ihr bietet Trutz
Dem Recht das Er behütet!“

Nein, länger hielt ſich Otto nicht,
Beugt ſich vom Roſſe nieder
Und huldreich glänzet wieder
Sein ernſtes, edles Angeſicht;
Bewundernd, freudig ruft er aus:
„Führ mich zum Vater denn nach Haus,
Du braver treuer Knabe!

Den Vater hätt' ich gern erſchaut
Der ſolchen Sohn erzeuget
Den keine Drohung beuget!“
Doch Hermann ſpricht: „Was mir vertraut,
Das darf ich nicht verlaſſen,
Ihr findet ſchon die Straßen —
Ich muß der Heerde hüten.“

Da blickt der König wohl umher
Nach ſeinen Rittern allen,
Die Fahnen ſieht er wallen —
Ergreift die Ein': „Bei meiner Ehr,
Die ſollſt Du künftig tragen,
Zum Ritter' ſei geſchlagen
Belehnt mit reichem Gute!

Und haſt, als Kind, Du heilig ſchon
Auch Recht und Pflicht gehalten,
Sollſt Du als Fürſt einſt walten,
Ob auch nur eines Bauern Sohn!
Den Spruch auf unſerm Wappenſchild,
Den haſt Du heute ſchon erfüllt,
So bleibe: Treu und furchtlos.“

Die goldene Hochzeit.

Von W. Herchenbach.

Die scheidende Abendsonne verherrlicht und glorifizirt mit ihren magischen Strahlen alle Gegenstände, die sie streift, so daß in ihrem rosigen Schimmer selbst unbedeutende Naturscenen etwas unwiderstehlich Anziehendes erhalten. Gießt sie sich aber über einen Ort aus, der auch im vollen Tageslichte dem Auge schön erscheint, so wird die Pracht und Herrlichkeit zu groß für unser Herz; es dehnt sich mit schmerzlich-wehmüthigem Entzücken aus, und eine stille, melancholische Sehnsucht nach den ewigen Freuden des Paradieses zieht auf und nieder in unserer Brust.

Eine solche Scene liegt eben vor uns. In einem weiten Halbkreise erhebt sich die stattliche Fronte eines fürstlichen Schlosses, an dessen beiden Enden, jenen Halbkreis schließend, die minder hohen Flügel als Beamtenwohnungen sich anschließen. Eine Steintreppe mit zierlich gemeißelten Stufen führt in fächerförmiger Abnahme, sanft ansteigend zu dem Portale empor. Auf jeder Stufe hält ein Löwe das Wappen des Fürsten, gleichsam um das Haus zu repräsentiren, während unten am Aufgange zwei wahre Riesenexemplare dieser Wüstenkönige jeden feindlichen Fuß zurückhalten. Das Schloß spiegelt sich mit seinen vielen Fenstern, die eben jetzt wie geschmolzenes Gold flackern und leuchten, in einem klaren See, dessen Wasser ein Schwarm schneeweißer Schwäne durchfurcht. Alles das macht einen gar feenhaften Eindruck auf den Beschauer. So, denke ich, muß es in dem geheimnißvollen Zauberlande sein, wovon uns die Märchen erzählen. Glaubt man doch, in der That, Alles in größern, majestätischern Formen, in glänzenderer Farbenpracht zu sehen; und selbst die gewöhnlichsten Dinge sind mit einem magischen Schimmer übergossen, der sie in das Reich des Ungewöhnlichen herüberzieht.

Aber, lieber Leser, wir wollen nicht hier, sondern im Schloßgarten, dessen prächtige Bäume eine dunkle Wand hinter der Fürstenwohnung bilden, unsern Abend verbringen; denn dort gibt es etwas, was noch weit schöner und anziehender ist, als die feenhafte Abenddämmerung.

Treten wir durch die hohen Gitterthore ein und gehen wir an dem steinernen, tempelartig gemeißelten Wachthause vorüber, so erblicken wir in einer Allee von dunkelfarbigen Rothbuchen ein einsames Pärchen lustwandeln. Arm in Arm schlendern sie dahin, der greise Gärtner Lorenz und seine Gattin Elisabeth, die würdige Siebenzigerin.

Lorenz stand stille, schaute in das dichte Blattwerk hinauf und sprach: „Sieh, Elisabeth, wie sie so prächtig gediehen sind. Weißt Du noch, wie

wenig Hoffnung wir damals für sie hegten, als wir sie gemeinschaftlich pflanzten?"

„Wohl weiß ich es," gab sie zur Antwort, „es war den Tag nach unserer Hochzeit; wir glaubten, den Ehestand nicht besser antreten zu können, als durch diese Pflanzung. Aber es hatte so lange nicht geregnet, und die Stämmchen waren fast vertrocknet. Wie groß auch unsere Sorgfalt für ihr Aufkommen war, so schien es doch, als sollten sie keinen zweiten Frühling erleben."

„Ganz so war's," fuhr Lorenz fort, „ich verlor den Muth; Du aber falteteſt die Hände und beteteſt über die Bäumchen ein inniges Vaterunſer und ſagteſt hinterher: Lieber Gott, laß ſie wachſen zur Freude des Fürſten, unſeres Herrn! Laß ſie unſerm Alter Schatten geben! — Sieh, wie Dein doppelter Wunſch ſo ſchön in Erfüllung gegangen! Morgen ſind es fünfzig Jahre, daß uns der Prieſter in der Kirche drüben traute. Fünfzig Jahre! — Es iſt eine lange Zeit; und doch iſt ſie uns wie im Fluge vorübergeeilt; denn niemals hat ein Mißton unſere Ehe geſtört. Ein halbes Jahrhundert floß uns wie ein ſchöner Maientag vorüber."

Das alte Pärchen wanderte weiter, ſie machten heute eine heilige Wallfahrt durch den Park, beſuchten die ſelbſtgeſetzten Denkmäler, welche die wichtigſten Epochen ihres Lebens bezeichneten. An einem großen Rondel, die Schildkröteninſel genannt, weil ſie rings von einem Bächlein umfloſſen war, das dieſe Thiere beherbergte, ſtanden ſie ſtille. In der Mitte dieſes Inſelchens prangte ein wilder Kaſtanienbaum, der eben jetzt ſeine Tauſende von Blüthenkerzen, wie ein gewaltiger Kirchenkandelaber dem Abendhimmel entgegenſtreckte. Dieſen Baum hatte der Gärtner gepflanzt, als ihm der Erſtgeborne geſchenkt wurde. Mit dankbarer Rührung ſchauten ſie in die reichen, blüthenüberſäten Wipfel hinauf und gedachten all der ſeligen Stunden, die ihnen dieſer Erſtgeborne bereitet. Sie ſahen ihn wieder als lächelndes, ſtrampelndes Knäblein, als lernbegierigen Knaben, dann als rüſtigen, frommen, ſtrebenden Jüngling, und zuletzt als Mann, welcher die Bürde der Arbeit von ihren Schultern genommen, um ihr Werk fortzuſetzen.

O, dieſen Stamm hatten damals, als er noch nicht dicker war, wie ein Stock, Thränen der Wonne begoſſen, und das Entzücken eines glücklichen Vaterherzens hatte ihm ein fröhliches Wachsthum verheißen, während es für das Söhnlein geiſtiges und leibliches Gedeihen vom Himmel erflehte. — Daß auch dieſes ſo wohl eingetroffen, erfüllte ſie mit innigſter Rührung. So heiß der Vater damals gefleht, ſo warm dankten heute die Gatten dem Allvater, der ſchützend ſeine Hand über den Baum und das Kind gehalten.

Die Wanderung dauerte noch lange, denn mit zwölf Kindern hatte der Herr ſie beſchenkt und jedem war ein grünendes Denkmal geworden. Beim

letzten knieten sie nieder und beteten lange unter den wallenden Zweigen einer Trauerweide, denn dieses wehmüthige Denkmal galt einem lieblichen Töchterchen, welches in die Freuden des Himmels eingegangen war, ehe es die Leiden der Erde gekostet hatte.

Sie boten einen rührenden Anblick, diese beiden Alten, wie sie da knieten, und ihr graues Haar wurde von den Strahlen des sanften Mondlichtes noch bleicher.

Endlich standen sie auf und wandelten über eine Brücke, deren Geländer von duftenden Blumen durch- und überrankt war, einem Dickicht von blühenden Zierhölzern zu. Dort hatten die zahlreichen Enkel ihre Stämmchen. Sie waren noch jung, wie die Kinder, denen sie gewidmet worden, aber die kräftigen Sprossen verriethen ein fröhliches Gedeihen.

Plötzlich stand der Greis stille, legte seine Hand auf die Schulter der Gattin und fragte: „Elisabeth, warum haben wir ihm keinen Baum gepflanzt, ihm, den wir doch lieben, wie unsere eigenen Kinder?“

Die Matrone fuhr fast erschrocken zusammen. „Es ist nicht recht, Lorenz, daß wir es unterließen,“ gab sie zur Antwort; „aber er steht fest gewurzelt in unsern Herzen, wie wir in dem seinigen.“

Dort war es, sprach Lorenz und zeigte mit dem Finger auf eine Gruppe dunkler Tannen. „Ja,“ antwortete Elisabeth, „dort lag das zarte Würmchen in dürftige Lumpen gehüllt. Der Schnee, der in dicken Flocken herabfiel, hatte sein zartes Körperchen fast ganz verhüllt und sein klägliches Geschrei hallte gedämpft durch die Winternacht, als ob der Todesengel schon neben seinem Weidenkörbchen stünde.“

„Ich meine es noch zu hören,“ ergänzte Lorenz. „Und als Du hinausliefest, wiederkamst und das halberfrorne Kind aus Schnee und Eis herausschältest, wie baten da die unsrigen, das Brüderchen zu behalten.“

„Wir hätten es auch wohl ohne ihr Bitten gethan, Lorenz. Freilich, damals waren die Bissen schmal, aber wir brachten ihn doch mit auf.“

„Es hat Dich manche schlaflose Nacht gekostet, gute Elisabeth, aber der Erfolg hat Deine Mühe reichlich gelohnt.“

„Und die Deinige nicht minder, Lorenz. Sitzt er doch jetzt als wohlbestellter Gärtner drüben auf dem Gute des Grafen und macht viel Redens von sich wegen seiner gründlichen Kenntnisse und seiner practischen Tüchtigkeit.“

„Lassen wir es gut sein,“ entgegnete Lorenz, „wir haben Beide gethan, was wir dem armen Findelkinde schuldig waren. Der liebe Gott wußte am besten, wo er es hinlegen ließ, damit es gefunden würde und nicht umkam. Uebrigens hat uns Balthasar wahrlich alle Mühen

und Sorgen gelohnt, als wenn er unser eigen gewesen wäre. Ich segne noch heute die Stunde, welche ihn uns schickte und die Hand, welche ihn an diesen Platz legte."

Die Nacht war nun vollends hereingebrochen und die beiden Alten verfügten sich in das trauliche Stübchen, wo sie für den morgigen Tag noch mancherlei vorzubereiten hatten, denn in der Frühe wollten sie die goldene Hochzeit begehen. Alles sollte in der Stille mit einer kirchlichen Feier abgemacht werden; denn beide waren allem äußern Gepränge und Aufsehen abhold.

Elisabeth suchte das schwere Brokatkleid heraus, in welchem sie von dem alten Pfarrer, der sie auch morgen wieder einsegnen sollte, vor fünfzig Jahren war getraut worden. Es hatte freilich nicht den modischen Schnitt, wie er in unserer Zeit gefordert wird, aber an Unverwüstlichkeit konnte es sich mit mit dem Besten messen, was unsere moderne Fabrikation hervorzubringen im Stande ist. Es hatte ein halbes Jahrhundert hinter sich und glänzte wahrlich noch in voller Farbenpracht; auch war nirgends ein Riß oder ein Flick zu sehen. Nur in den Falten hatte die Schwere des Zeugen kleine Schäden erzeugt.

Lorenzens dreieckiger Hut, die kurzen Hosen, die Schuhe mit den silbernen Schnallen und die bauschigen Hemdkräuseln waren freilich auch nicht nach der neuesten Mode, aber das Brautpaar hätte in seiner frommen Einfalt doch keinen bessern Anzug wählen können, als diesen, welchen sie so viele Jahre in Ehren gehalten, den sie nur, weil's sonst doch zu Schade gewesen, an den höchsten Festtagen angezogen.

„Es ist mir eigentlich ganz recht, Mutter," hob Lorenz an, „daß Peter, unser ältester, so plötzlich weg mußte, die neue Anlage für den Fürsten zu machen; wäre er hier geblieben, so hätte er's doch nicht unterlassen können, allerlei anzustellen. So aber wird's ohne Geräusch hergehen; wir werden ganz allein sein, wie damals, als wir's mit einer Tasse Kaffee und einem Herzen voll Seligkeit abmachten."

Elisabeth nickte bloß; eigentlich aber dachte sie, es müßte doch auch schön sein, wenn die weit umherzerstreuten Kinder morgen alle gesund und fröhlich um sie versammelt wären.

Nach einem kräftigen Abendgebete gingen sie zu Bette und kümmerten sich wenig um das Auf- und Abwandern im Schlosse, wo man, der Angabe nach, Anstalten zum Empfange des Fürsten machte, der schon seit acht Tagen erwartet wurde. „Er wird auch in acht Tagen noch nicht kommen," sprach Lorenz, „es ist nicht das Erstemal, daß da oben Alles zurechtgesetzt, geklopft und gebürstet wird; aber jedesmal kam etwas dazwischen. Er wird nicht kommen — und doch möchte ich ihn gern noch einmal sehen, ehe ich für immer hinweg muß!" —

Am andern Morgen waren sie bei Zeiten zur Hand und schickten sich an,

den feierlichen Gang anzutreten. In der Kirche war's feierlich stille, nur der Pfarrer betete schon vor dem Altare. Das alte Paar sank auf den Betstuhl nieder, und merkte unter der heißen Andacht nicht, daß Peter, der Erstgeborne, den sie so weit wegwähnten, hinter ihnen hereintrat; daß seine zehn Geschwister ihm folgten und eine lange Schaar blühender Enkel in großer Stille die Bänke füllten. Sie merkten es nicht, daß ein stattlicher Mann hinter ihnen kniete und Freudenthränen weinte. Das aber war der Balthasar, den die Elisabeth einst aus dem Schnee herausgelesen und unter die Zahl ihrer Kinder gereiht hatte.

So waren sie denn alle beisammen, die drinnen im großen Schloßgarten ihre Geburts- und Taufzeugnisse stehen hatten. Keines fehlte, als das Kind der Trauerweide. Aber sicherlich nahm es vom Himmel herab Theil an dieser Feier, wie seine Neffen und Nichten, welche den Athem anzuhalten schienen, um ihre Gegenwart nicht zu verrathen.

Als die Trauung vorüber war, intonirte die Orgel das Brautlied, wie es bei Hochzeiten üblich. „Heute müssen wir uns das Lied selbst singen," sagte Lorenz leise zu Elisabeth, „weil doch Niemand mit in der Messe ist. Aber kaum hatten ihre zitternden Stimmen den ersten Ton angeschlagen, als ein Chor von Männer-, Frauen- und Kinderstimmen einfiel.

Sie wunderten sich zwar ein wenig, daß die Dorfbewohner, wofür sie die Sänger hielten, an ihrem Feste Theil nahmen, waren aber übrigens viel zu sehr mit Gott beschäftigt, als daß sie viel Zeit zum Nachdenken verwendet hätten. Desto größer aber war das Erstaunen und die Ueberraschung, als sie sich zum Heimwege umwandten und nun der Peter mit seiner Gratulation herantrat, nach ihm die übrigen Kinder, die vielen Enkel, zuletzt gar auch der Balthasar.

Das war fast zu viel für das Mutter- und Vaterherz. Elisabeth schwankte aus einer Hand in die andere und wußte vor Freude und Wehmuth kaum, wie sie aus der Kirche nach Hause kam, merkte es auch schier nicht einmal, daß man sie die große Steintreppe hinauf in's Schloß statt in die Gärtnerwohnung führte. Dort aber war nach des Anordnung des Fürsten die lange Tafel im großen Speisesaale gedeckt und das Frühstück aufgetischt. Die gepolsterten Stühle, auf denen sonst nur vornehme Personen zu sitzen pflegten, waren heute von den Mitgliedern der ausgedehnten Gärtnerfamilie besetzt.

Der guten Elisabeth und auch dem braven Lorenz wollte es gar nicht in den Kopf, daß ihretwegen so viele Anstalten gemacht wurden; sie meinten, es passe sich doch ganz und gar nicht für sie.

Aber heute reihte sich eine Ueberraschung an die andere; Groß und Klein hatte ein Geschenk in Bereitschaft, Jeder wie er glaubte, daß es die Brautleute am meisten freuen würde.

Als sie alle fertig waren und die gerührten Alten das erste Wort noch nicht finden konnten, um zu danken, und nur eine Thräne die andere über die gefurchten Wangen jagte, da trat auch der Balthasar heran. In seiner Hand trug er einen alten Korb, denselben, in dem er einst als Findelkind gelegen. In dem Korbe aber stand eine seltene Blume, das erste Exemplar, welches in Deutschland in die Blüthe gekommen. Weil es das Kostbarste war, was der Balthasar in seinem Vermögen hatte und weil er wohl wußte, daß diese Blume seinem Pflegevater über einen Haufen Goldes ging, darum hatte er sie als Hochzeitsgeschenk gewählt.

Er hätte viel Geld daraus machen können, und es hatte nicht an Liebhabern gefehlt, welche sie um jeden Preis haben wollten, aber Balthasar lachte sie alle aus und sprach: „Da ihr so viel Geld dafür geben wollt, so muß sie sehr werthvoll sein. Nun eben deßhalb aber verkaufe ich sie nicht. Sie ist für Jemanden bestimmt, der 20 Jahre lang eine große Summe im Voraus dafür bezahlte. Er soll sie auch haben und kein Anderer."

Beim Anblicke dieses Schatzes vergaß Lorenz Alles um sich her und beugte sich darüber. „Das ist sie! Das ist sie!" rief er einmal über das andere! „O, welch ein Glück, daß ich sie noch vor meinem Tode sehe. Diese indische Orchide, die bisher noch kein Fürst sein eigen nennen konnte! Und Du hast sie gezogen, Balthasar, für mich gezogen, Du Goldherz!" —

Elisabeth's Augen aber hafteten an dem alten Korbe und von dem Korbe eilte ihr Auge auf den stattlichen Mann. Balthasar verstand sie und drückte einen zärtlichen Kuß auf die weiße Stirne. Dann legte er einen Kranz um das würdige Haupt seines Pflegvaters und sprach mit voller wohltönender Stimme:

Laß auch mich in dieser Stunde nahn,
Mich, dem du als Vater einst gethan!
Laß mich einen Kranz um deinen Scheitel winden
Und den frommen Wunsch in meine Blüthen binden,
Daß der Blumenvater jener Welt
Dich noch lange hier auf Erden hält.

Die Schlußworte fanden einen aufrichtigen Nachhall in jedem Herzen; nur der Gefeierte meinte, nach all diesen Freuden werde ihm die Erde doch nichts Schöneres mehr bieten können, und er sei schon zufrieden, wenn ihm der Herr in Gemeinschaft mit seiner treuen Elisabeth recht bald die Pforten zu den Rosengärten des Paradieses öffne.

Der heutige Tag sollte aber auch noch andere Ueberraschungen und Freuden bringen.

Mitten unter den Jubel der Enkel ertönte ein Horn, und sechsspännig herangefahren kam der Fürst, der leutselige Mann. Zu Ehren des Braut-

paares hatte er in Galla aufzäumen lassen, denn er liebte und achtete den alten Gärtner, der ihn als Kind so oft auf den Knieen geschaukelt hatte.

Schlicht, bieder, ein Freund mit den Freunden brachte er dem gerührten Paare seine Glückwünsche dar und winkte dann dem Kammerdiener, welcher für die gute Alte ein prachtvolles Service aus gediegenem Silber niedersetzte, worauf neben des Fürsten Wappen und Wahlspruch eine innige Widmung stand, die noch mehr werth war, als das kostbare Metall.

„Für Dich habe ich auch etwas, Lorenz," sprach er lächelnd und zog ein Papier mit einem großen Siegel aus der Tasche, worauf geschrieben stand, daß sein treuer Gärtner vom heutigen Tage an eine Gehaltserhöhung von hundert Thalern beziehe, der Letztlebende aber außer einem Gnadengehalte jährlich die doppelte Summe erheben dürfe.

Das war nicht allein für Lorenz und Elisabeth, sondern auch für Kinder und Enkel eine Ueberraschung, an die Niemand im Entferntesten gedacht hatte. Der Fürst, den viele meiner Leser von Angesicht zu Angesicht kennen, der mir aber grollen würde, wenn ich hier seinen Namen ausspräche, blieb bis zum Abende, dann galloppirte er mit seinem Sechsspänner von dannen, froh, wiederum ein paar Herzen glücklich und froh gemacht zu haben.

Lassen wir nun die Glücklichen ausjubeln. Noch sind sie alle beisammen, noch hat der Herr keinen von ihnen genommen, und will er's, so wandeln Lorenz und Elisabeth noch lange in den Parkanlagen umher.

Altfranzösisch.

Daß gleich Dein Herz der Blume werde,
Mein süßes Kindlein, achte drauf:
Geschlossen ist sie nach der Erde,
Doch für den Himmel geht sie auf.

Die Elendkapelle zu Embach.

Von A. J. Hammerle.

Im Salzburgiſchen Pinzgau auf einer hochliegenden Gegend ſteht am Eingange in das ſchöne Thal Nauris und Bucheben das Dörfchen Embach. An die dortige Wallfahrtskapelle, — recht bedeutungsvoll Elendkapelle genannt, — knüpft ſich eine recht liebliche Volksſage, die in jene Zeiten gehört, wo die Menſchen noch glaubten, daß ein inniger, ja der lebendige Verkehr zwiſchen dem Dieß- und Jenſeits ſtattfände; zwar iſt dieſer Glaube bei vielen oberflächlichen Geiſtern jetzt tief erſchüttert, aber die Wahrheit bleibt ewig. Wir huldigen Allem, was vom Lichte ſtammt, und bringen dieſe ſchöne Volksſage, ſei es nun Wahrheit, oder ſei es das herrliche Erzeugniß eines tiefen religiöſen Gemüthes, obwohl Pfarrſchriften und ein an der Mauerwand der Kapelle ſtehender Grabſtein vom Jahr 1550 mit dem Namen Urſula Penninger zu Penningberg, geb. Heilin, die hiſtoriſche Wahrheit derſelben außer allem Zweifel zu ſtellen ſcheint.

Um dieſe Zeit lebte alſo auf dem ſogenannten Penninghofe, der noch heute am Geſchwandnerberge zu Taxenbach ſteht, die Wittwe Urſula Penning. Ihr Mann Ulrich, ſalzburgiſcher Kammerbauer, mit dem ſie eine lange Reihe von Jahren in friedlicher Ehe gelebt hatte, ſtarb vor einiger Zeit, und hinterließ ihr ein einziges Kind, eine von Geburt an blinde blödſinnige Tochter. Dieſes war für die Eltern freilich ein großes Kreuz, aber ſie nahmen es in Gottes Namen ſo an, wie es ihnen der Herr auferlegt hatte; und das, was man im Leben ſo häufig findet, daß ein Kind, je mangelhafter und dürftiger es von der Natur ausgeſtattet iſt, deſto mehr von den Eltern geliebt wird, dieſes war auch bei Urſula's Kind der Fall. Denn die Eltern liebten und pflegten es wie ihren Augapfel. Die Zeit, ſeit dem Tode ihres Mannes lebte die Wittwe ganz zurückgezogen auf ihrem Hofe, that im Stillen ſehr viel Gutes, und diente nun ihrem Gotte mit ungetheiltem Sinne. Daher belohnte der Herr dieſe Tugend auch ſchon in dieſem Leben; denn als die Mutter einſt eines dringenden Geſchäftes wegen in ein benachbartes Dorf gehen mußte, und erſt nach mehreren Stunden zurückkam, war das Mädchen nirgends anzutreffen. Aengſtlich ſuchte die Mutter in allen Kammern, auf allen Plätzen, wo ſich das Kind ſonſt aufzuhalten pflegte, aber umſonſt, es war nirgends zu finden. In höchſter Beklommenheit ſchickte nun die Frau nach allen Richtungen Boten, und nahm in dieſer großen Noth, wie gewöhnlich, ihre Zuflucht zu der ſchmerzhaften Mutter Gottes, die auch

furchtbarer Herzensangſt ihren göttlichen Sohn drei Tage lang geſucht

hatte, und gelobte, ihr zu Ehren an jener Stelle, wo das Kind gefunden würde, eine Kapelle zu erbauen. Und sieh! bald kam Einer von den ausgeschickten Leuten mit der frohen Botschaft zurück, das Mädchen sei glücklich im Walde bei einer Hirtenkapelle (wo sich jetzt noch eine gemauerte Kapelle befindet) aufgefunden worden; — es habe jetzt wunderbarer Weise die schönsten klaren Augen, spreche mit großer Verständigkeit und werde gleich nachkommen. Da öffnete sich die Thüre und die Tochter stürzte sich vor Freude laut schluchzend in die mütterlichen Arme; diese erblickte voll innerer Seligkeit die hellen blauen Augen des Mädchens, gewahrte den Verstand, der sich auf allen ihren Zügen, aus jedem ihrer Worte kundgab, und pries laut die mächtige Himmelsmutter, die von Gott so wunderbare Dinge an ihrem Kinde erbeten hatte. Darauf fieng das Mädchen an zu erzählen, wie dieses zugegangen war. „Mich trieb, liebe Mutter," sprach das Mädchen, „als Du fort warst, ein unerklärliches Etwas fort aus dem Hause, immer weiter und weiter in den Wald hinaus, bis ich an eine Stelle kam, wo mich der Schlaf überwältigte, ich mich niedersetzte und auch sogleich fest einschlief. Da erschien mir im Schlafe eine Frau in blauem sternbesätem Mantel, eine Krone auf dem Haupte, lächelte mich mit unendlicher Freundlichkeit an, und gab mir mit aufgehobener Rechte ihren Segen. Darauf erwachte ich, es zog sich etwas wie ein Flor von meinen Augen und von meinem Geiste weg, und ich sah zum ersten Male in meinem Leben den grünen Wald, die herrliche Sonne, die hohen Berge und das anmuthige Thal; erblickte dann vor mir in einer einfachen Kapelle das Bild meiner Erscheinung, stürzte mich in unnennbarer Entzückung vor ihr nieder, und sang laut schluchzend das Salve Regina. Während dessen nun kamen Deine Boten, und nun bin ich da, um Dir, liebe Mutter, diese große Freude zu verkünden und Dir zu sagen, wie unendlich glücklich ich mich fühle." So sprach das Mädchen; nochmals sanken alle Anwesenden voll Andacht auf die Kniee und dankten mit lauter Stimme dem allmächtigen Gott und der göttlichen Gnadenmutter für das Wunder, so an dem Kinde geschehen war. Bald nach jener wunderbaren Begebenheit erhob sich dem Gelübde gemäß unweit jener Stelle, wo dieses Mädchen geheilt worden war, die heute noch stehende herrliche „Elendkapelle" mit dem Bildnisse der schmerzhaften Mutter Gottes, und Tausende und abermals Tausende wanderten schon seit Jahrhunderten hin, fanden Hilfe und es fielen ihnen die Schuppen von ihren Geistesaugen, daß sie erkannten, das Christenthum sei allein die wahre Religion und unser gegenwärtiges Leben nur dazu bestimmt, unseren Geist und unsere Gefühle nach den christlichen Wahrheiten heranzubilden, um dann im Jenseits, in einem besseren Leben die ewige Herrlichkeit zu schauen.

Der Blumen Weiſe.

Von Katharina Diez.

Will ich lernen, was Geduld
Und ein treues Ringen heiße,
Schau ich an der Blumen Weiſe,
Die mir hat der Liebe Huld
An mein Fenſter hingeſtellt,
Freuden meiner kleinen Welt.

Lauſche, wie ſo allgemach
Wird die kleine Knoſpe wach,
Wie ſie hoch empor ſich windet
Und den Weg zum Lichte findet;
Wie ſie Wochen, Monde braucht,
Eh' ſie Duft und Farben haucht,
Immer zart und ſtill und rein
Anmuthsvoll ihr Köpfchen trägt,
Ob der Sturm an's Fenſter ſchlägt
Und der graue, kalte Regen;
Wie der heiße Sonnenſchein
Drängend nicht ſie kann bewegen,
Daß ſie auf zu ſeinem Licht
Vor der Zeit die Hülle bricht.
Wie der Blätter zarte Falten
Feſt und treu zuſammen halten,
Bis ſie leis und züchtiglich
Löſen aus einander ſich.

Ach mir däucht' es oft zu lang
Und mein Auge ſchaute bang,
Zagend fragt ich und beklommen:
Ob auch wird die Blume kommen?
Aber kaum daß ich's gedacht,
Hatte ſie in ſtiller Nacht
Sich auf einmal aufgeſchloſſen,
Stand von Duft und Glanz umgoſſen.
Und dann ſchaut ich wie im Traum,
Auf ſie hin und faßt es kaum,
Daß erſchloß ſo kurze Zeit
Solche reiche Herrlichkeit,
Solche liebliche Vollendung,
Die auf jedem Blatte zart,
Mir wie eine Engelsſendung
Das Geheimniß offenbart,

Das der Schönheit hehre Pracht
Bildend pfleget und bewacht.

O wie leg ich oft voll Schmerz
Meine Hand benetzt mit Thränen
Auf dieß unruhvolle Herz,
Auf sein Wünschen und sein Sehnen!
Und ich spreche: „Leise, leise!
Achte auf der Blumen Weise,
Ihre Zucht und ihre Stille,
Ihren frommen, sanften Brauch,
Halte Leidenschaft und Wille,
Jedes drängende Verlangen
Unter heil'gem Schloß gefangen;
Doch kein falscher Windeshauch
Lösche dir das stille Licht,
Das im Innern schaffend glühet,
Bis es einmal funkelnd sprühet,
Und die zarte Hülle bricht.

Blicke still zu Gott empor,
Bis dein Stündlein bricht hervor,
Wo du darfst mit reinen Händen
Deines Werkes Segen spenden,
Scheuche fort der Sehnsucht Wehmuth,
Bete um Geduld und Demuth,
Daß auch du wie eine Blume
Blühst zu deines Schöpfers Ruhme.“

Der Theestrauch und sein Vaterland.

Von Rey.

Treten wir in den erleuchteten Ballsaal ein. Prachtvolle Lustres spenden ein Meer von Licht, das die Riesenspiegel und der glänzend gebohnte Fußboden zurückwerfen. Da rauscht der erste Accord der Tanzmusik durch den Ballsaal. Die Herrn eilen zu ihren Tänzerinnen, die nun durch den Saal dahinfliegen. Die Musik schweigt. Erschöpft und erhitzt sinken die Damen auf die rothdamastnen Divans, die sich rings an den Wänden hinziehen. Das Fest tritt nun in eine zweite Phase. Ein Bedienter erscheint. Auf einem großen Präsentirteller trägt er eine Menge Tassen, aus denen kleine Rauchwölkchen aufwirbeln, während ein anderer mit einem Teller voll

ſeinen Backwerks ihm folgt. Sie präſentiren den Trank aus „dem Reiche der Mitte“ und mit Wohlgefallen ſchlürft man den Blätteraufguß, der unter der Bezeichnung „grüner Thee“ neben dem Tanz die zweite wichtige Rolle bei dieſer Feſtlichkeit ſpielt. In eine Sophaecke zurückgelehnt, verſank ich in ein träumeriſches Far niente. Bunte Bilder umgaukelten mich; meine Phantaſie, durch das ſüße Aroma des Thee's, das ſelbſt das Nebenzimmer durchduftete, angeregt, trug mich auf den Flügeln des Gedankens hoch über Deutſchlands Wälder und Felder, über Ungarns weite Puſten, über den im Mondſchein wie flüſſiges Silber glänzenden Pontus euxinus, über die weiten, graswogenden Steppen der Kirgiſen und Tartaren und über die ſchneeumhüllten Kämme des tibetaniſchen Hochgebirges hinweg nach dem Vaterlande des Theeſtrauchs, dem uralten Kulturlande China, über das aber noch das Bambusrohr als Geſetz herrſcht. Ich erſuche die Leſer und Leſerinnen dieſer Blätter freundlichſt, mich auf meinem nächtlichen Ritte zu begleiten und mit mir einige kleine Excurſionen in dem himmliſchen Reiche zu unternehmen.

Der Himmel röthet ſich, der Tag bricht an, wir laſſen uns in einem chineſiſchen Dorfe nieder und ſehen uns von Lehm- und Backſteinhäuſern umgeben, welche mit Rohr gedeckt und fenſterlos ſind. Aus einer der niedrigen Thüren tritt ein Bauer mit einer Nankingjacke, das langbezopfte Haupt mit einem Reisſtrohhute bedeckt, deſſen breiter Rand ſein breitnaſiges Geſicht, mit den ſchief geſchlitzten Augen, hervorſtehenden Backenknochen und abſtehenden Ohren beſchattet. Folgen wir ihm, er ſoll unſer Führer nach der nächſten Stadt ſein. Wir gehen auf einem Trottoirwege, von dem ſich hie und da ähnliche Wege nach den Dörfern oder nach den Düngergruben auf den Feldern abzweigen. Reisfelder und ein Kanal, von Cypreſſen eingefaßt, ſind unſere Begleiter, bis ſich unſerm Blicke hohe, zinnenreiche Backſteinmauern zeigen, welche mit ihren Schießſchartenaugen die Fremdlinge neugierig anſtaunen. Wir haben die Stadt erreicht. Durch ein feſtes Thor gelangen wir in das Innere derſelben. Eine große, an 100 Fuß breite Hauptſtraße dehnt ſich vor uns aus, zu beiden Seiten mit Bäumen garnirt. Die in dieſelbe einmündenden Nebenſtraßen ſind ſo ſchmal, daß ſich zwei begegnende Karriolen einander nicht ausweichen können, weßhalb der Kutſcher erſt in die Straße hereinrufen muß, ob ihm nicht Jemand entgegenkomme. Des Nachts werden dieſe Gaſſen mit Ketten geſperrt und mit Polizeiwachen beſetzt, welche als Attribut ihrer Würde eine lange Peitſche tragen. Im höchſten Grade einförmig ziehen ſich zu beiden Seiten der Straße die einſtöckigen Häuſer hin, von denen jedoch nur die ſpitzigen, ausgeſchweiften Dächer zu ſehen ſind, da hohe, aus halbgebrannten, grauen Backſteinen aufgeführte Einſchließungsmauern die Wohnungen umgeben. Ein hoher und breiter Erddamm in der Mitte der Straße führt uns nun weiter in das Innere der Stadt. Rechts und links ſehen die ſchmalen Fahrſtraßen hin, auf denen die Wagen nur hinter einan-

der fahren können, daher die geringste Störung des Verkehrs eine Stockung in der Wagenreihe herbeiführt. Erkundigte man sich jedesmal nach der Ursache, so würde man finden, daß häufig nur die Bekomplimentirungssucht der Chinesen die Schuld an dieser Stockung trägt. Begegnet nämlich ein gehender Chinese einem fahrenden Bekannten, so verlangt das chinesische Höflichkeitsgesetz, daß letzterer trotz Wetter und Schmutz aussteige, sich nach der Gesundheit des erstern erkundige und ihn einlade, sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Der Fußgänger ersucht nun den Fahrenden, um demselben nicht in der Höflichkeit nachzustehen, seinen Weg doch fortzusetzen und will warten, bis dieser sich in den Wagen gesetzt habe, während dieser nicht eher einsteigen will, bis sein Bekannter weiter gehe. Diese Höflichkeitsceremonie, eben so aus nichtssagenden Phrasen zusammengesetzt, wie unsere Gratulations-Feierlichkeiten, dauert manchmal eine halbe Stunde. Geduldig warten die Wagen, bis die vorgeschriebenen Formeln ausgetauscht sind, besonders wenn die sich Grüßenden Beamte sind. Ist aber der Störenfried ein Armer, so wird er mit Geschrei und Drohungen zur Abkürzung seiner Begrüßung gezwungen.

Das Straßenleben beginnt im Sommer schon um vier Uhr, im Winter um sechs Uhr. Die Ersten, die sich auf der Straße zeigen, sind die mit Akten beladenen Beamten und die Krämer mit ihren Eßwaaren. Der Lärm und die Bewegung steigern sich nun von Stunde zu Stunde, bis gegen sieben Uhr Morgens die Straßen mit einer bedeutenden Menschenmenge bedeckt sind. Gegen neun Uhr nimmt der Menschenstrom wieder ab, da um diese Zeit der Chinese sein Mittagsmahl verzehrt. Gegen zwei Uhr erblickt man die Beamten wieder, die ihre Bureaux verlassen, um in's Theater zu gehen oder Besuche zu machen. Um fünf Uhr speist man zu Abend und nun nimmt das Straßenleben immer mehr ab, bis gegen zehn Uhr, der Schlafenszeit, die Straßen verödet und still sind. An einzelnen niedern Säulen brennt nun das trübe Licht einer Papierlaterne, die Wächter schlafen in ihren Wachtstuben und rufen nur, wenn sie zufällig aufwachen, einem verspäteten Fußgänger zu: Na—erl? (Wohin gehst du?), der dann mit den Worten: Zjä—ka! (Nach Hause!) ungehindert seinen Weg fortsetzt, und doch kommen, trotz dieser schlechten, nächtlichen Straßenpolizei, Raubanfälle nie vor, dagegen sind Diebstähle vermittelst Einsteigens durch die Fenster sehr häufig.

Unter den Gebäulichkeiten einer Stadt sind nur die hochroth bemalten Tempel bemerkenswerth. Die Tempel sind hinsichtlich ihrer Größe sehr verschieden. Einige sind kaum so groß, wie eine Kapelle, andere dagegen bestehen aus mehreren Hofräumen, an deren Ecken sich zweistöckige, mit hohen Thürmen versehene Pavillons, in welchen die Götzenbilder stehen, befinden. Gebet, Musik und Opfer bilden die Hauptbestandtheile des chinesischen Cultus. Dazu gesellen sich von den zahlreichen Festen öffentliche Prozessionen, durch die besonders im Juli und August Regen erfleht werden soll. Betritt man außer solchen Festtagen

die Tempel, so findet man nur wenige Beter in denselben. Wenn ein Beamter eine einträgliche Stelle erhalten hat, hält er es für seine Pflicht, sämmtliche Tempel der Stadt zu besuchen, wobei er vor jedem Götzenbilde ein Bündel Kerzen, die aus Baumrinde und wohlriechendem Holze gemacht sind, anzündet und das Bild in zahlreichen Verbeugungen bis zur Erde verehrt. Ueberhaupt besucht der Chinese nur bei besondern Veranlassungen den Tempel, z. B. bei Trockenheit, oder wenn er eine Reise unternehmen, sich verheirathen, ein Haus bauen oder irgend etwas thun will, wovon der Erfolg ungewiß ist. Dann sieht man ihn nach allen den unzähligen Tempeln in der Stadt, in den umliegenden Dörfern, auf den Bergen, in den Wäldern 2c. eilen, um sein Schicksal zu erforschen. Dieses geschieht, indem er einen hölzernen, mit Stäbchen angefüllten Becher, der gewöhnlich auf dem Altare steht, so lange schüttelt, bis ein Stäbchen zur Erde fällt, dessen Schriftzeichen an beiden Enden dann mit den correspondirenden Zeichen eines im Tempel hängenden Buches, das die Deutung der Zeichen enthält, verglichen werden. Entspricht der Erfolg der Auslegung, so kehrt der Chinese in den Tempel zurück und verbrennt aus Dankbarkeit einige Bogen buntes Papier.

Während die Tempel fast immer leer stehen, sind die Gasthäuser vom Morgen bis zum Abend mit Menschen angefüllt. Für das gemeine Volk sind in einem großen Raume Tische und Schemel aufgestellt, für die reichern Besucher stehen dagegen besondere Zimmer bereit, in denen namentlich von der chinesischen Jugend ungeheure Summen verschwendet werden. Das Weintrinken ist unbekannt. Als ein Leckerbissen wird gebratenes Eis servirt, wovon ein kleiner Teller 6 Lan (24 Gulden) kostet. Gebratenes Eis? wird manche Leserin erstaunt fragen. Ja, gebratenes Eis, wenn auch nicht in der wörtlichen Bedeutung. Hier ist das Rezept: Man nehme kleine Stückchen Eis, lege dieselben in ein aus Stäbchen gemachtes Sieb und tauche dieses in einen zähflüssigen, aus Zucker, Eiern und scharfen Sachen gemischten Teig und stoße es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefett gefüllte Pfanne. Die ganze Kunst besteht nun darin, das Gericht früher auf den Tisch zu bringen, als das Eis in dem Teighäutchen geschmolzen ist. Bringt man es nach dem Munde, so verbrennt man sich die Lippen, zerbeißt man es, so schreckt die Kälte uns vom Genuß zurück. Schweinefett, Ingwer und Knoblauch sind die Ingredienzen, durch welche man die Speisen schmackhaft zu machen sucht und daher sind nur wenige Gerichte den Europäern genießbar.

Traiteur und Theater sind die beiden Angelpunkte, um die sich die Vergnügungen der Chinesen bewegen. Seltener finden Gastereien im eigenen Hause statt. Der gute Ton verlangt, daß man den dazu Geladenen drei Mal schriftlich einlade. Folgen auch wir einer solchen Einladung, um das Innere eines chinesischen Hauses und ein Gastmahl im Reiche der Mitte kennen zu lernen. Der Wirth empfängt uns im großen Costüm, d. h. in einem langen

Gewande von blau brochirter Seide, in das ein sich ringelnder Drache eingestickt ist, und den regelförmigen Strohhut mit einer Quaste von Seidenblüsch auf dem Kopfe. Im Vorsaal steht in einer Nische ein unförmliches Götzenbild, vor welchem eine Sandelholzkerze brennt. Das Gastzimmer ist zu ebener Erde, die Fenster bestehen aus kleinen Oeffnungen, die mit geöltem Papiere, in dessen Mitte sich ein Stück Perlmutter befindet, geschlossen sind, so daß nur ein dämmerndes Licht in das Zimmer fällt. Bunte Papierlaternen schmücken die Zimmerdecke, eingerahmte Denksprüche in Goldschrift die Säulen und bunte Tapeten und Spiegel die Wände. Ein prachtvoller Teppich bedeckt den Boden; die grüngefirnißten Holzstühle sind mit blauem Tuche überzogen, auf welchem Blumen mit Seide eingestickt sind. Anrichtetische zum Daraufstellen der Teller und um die Braten zu zerschneiden, so wie drei bis vier getrennt stehende Tische in der Mitte des Zimmers bilden das übrige Meublement. Das Mahl beginnt. Jeder Gast findet auf seinem Platze eine porzellainene Untertasse, zwei kleine, silberverzierte Stäbchen von Ebenholz, welche Messer und Gabel ersetzen, einen Zahnstocher aus einem Flügelgliede der Fledermaus, eine kleine Tasse zum Trinken des Kamschu, eines süßsauern weißen Weines, der aus gegohrenem Reis und andern Ingredienzen bereitet wird, und eine kleine Untertasse voll schwarzer Saucé, aus Asseln (cloportes) gewonnen. Nach langen Ceremonien ergreift nun der Wirth ein Glas oder vielmehr eine Tasse Reiswein, verneigt sich gegen die Gäste, wendet dann das Gesicht ab und gießt den Wein mit emporgehobenen Augen und Händen aus. Dieses ist das Zeichen, die Speisen auf den Dutzend blaubeblumten Porzellainschüsseln einer gastronomischen Kritik zu unterwerfen, während eine Parthie Schüsseln voll Blumen, Früchte und Kuchen, mit Orangenkernen künstlich und in bizarren Formen bespickt, nur zum Reiz für das Auge aufgestellt sind. Hat der Europäer seine ersten, ungeschickten Versuche mit den Eßstäbchen überwunden, so kann er mit Muse die Zusammensetzung der seltsamen Gerichte studiren. Unter anderm wird gewöhnlich ein Ragout aufgetragen, dessen Bestandtheile geräucherte Haifischflossen, Gurkenschnitte, Wurst ꝛc. sind. Schwalbenbraten und Vogelnester fehlen bei keinem anständigen Gastmahle. Aber alle diese Gerichte, so delikat sie auch nach der chinesischen Kochkunst zubereitet sein mögen, erregen bald den Ekel des Europäers, da sie förmlich in Ricinusöl schwimmen. Wie gern würde „der rothaarige Barbar" nur Brod und Wasser genießen, aber beides sind auf einer chinesischen Tafel verbotene Dinge. Dazu gesellt sich als eine Plage das fortwährende Gesundheitstrinken, wobei man jedesmal die Tasse mit Kamschu leeren und zum Beweise der Nagelprobe umstürzen muß, worauf sie der Mundschenk augenblicklich wieder füllt. Kaum haben die Gäste Platz genommen, so treten Schauspieler unter viermaligen, die Erde berührenden Verbeugungen ein, und überreichen dem vornehmsten Gaste ein mit Gold geschriebenes Schauspielrepertoir, mit der Bitte, ein Stück auszu-

wählen. Die Wahl überläßt dieſer jedoch aus Artigkeit dem Nachbar, der dieſelbe gleichfalls ablehnt, bis die Liſte die Reihe ſämmtlicher Gäſte paſſirt hat und beim erſten Gaſte wieder anlangt, der nun erſt ein Stück beſtimmt. Eine wilde Muſik leitet gewöhnlich das Schauſpiel ein, in welchen Knaben in den Mädchen- und Frauenrollen auftreten und das in endloſen Monologen und Dialogen, ohne jede Decoration und Handlung, gewöhnlich einen Stoff aus der Götterlehre oder der Kaiſergeſchichte behandelt. Die Frauen ſind während der Aufführung hinter Bambusgittern ſtumme Zuſchauer. Das Mahl ſchließt mit den unvermeidlichen Trinkgeldern, die in rothes Papier eingewickelt, dem Koch, den Schauſpielern und Dienern überreicht werden.

Schon in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes im Reiche der Mitte fühlt der Europäer das Unbequeme ſeiner europäiſchen Kleidung und es iſt daher eine Nothwendigkeit, will er ſich dem Geſpötte und hie und da auch den Mißhandlungen der niedrigen Volksklaſſen entziehen, ſich in chineſiſche Gewänder zu ſtecken. Dieſes iſt jedoch leichter geſagt, als gethan, da wohl wenige Reiſende über ſo bedeutende Geldmittel verfügen können, um ſich anſtändig und ächt chineſiſch zu kleiden, denn der Chineſe trägt außer ſeinen Hauskleidern Ausgehkleider von den theuerſten Stoffen. Dazu kommt der in jeder Jahreszeit ſtattfindende Wechſel der Garderobe. Zwar bleibt der Kleiderſchnitt unverändert, wie ihn eine vieljährige Gewohnheit ſanctionirt hat, und nur die Façon der Mützen und Schuhe wechſelt jährlich, aber der auf kaiſerlichen Befehl ſtattfindende Wechſel des Frühjahrs- mit dem Sommer- und dieſes mit dem Herbſtcoſtüm erfordert ſo viele Ober- und Unterabtheilungen in der chineſiſchen Garderobe, daß die Ausgabe für Kleider bedeutender iſt, als die unſerer Modedamen, die ſich vom Modejournal beherrſchen laſſen. Die Hauskleidung beſteht aus leinenen, genähten Strümpfen mit geſtopften Sohlen, aus ſchwarzen Atlasſchuhen mit weißer, zolldicker Sohle, ſeidenen Knieſtücken, die durch ein Knieband befeſtiget werden, aus einem ſeidenen Ueberrocke, welcher in den nördlichen Gegenden mit Hammelfell gefüttert iſt und durch einen blauen Kreppgürtel gebunden wird, aus einem Biberkragen und einer runden, kleinen Atlasmütze mit einem rothen ſeidenen Knopf und einer dicken, nach hinten hinabhängenden Trodbel. Zur Wintergarderobe für das Ausgehen gehören ein blauer Krepprock, ein hinten und vorn geſchlitzter Rock von Eichhornfellen, überzogen mit einem blauſeidenen Stoffe, ein Biberkragen, ein kurzes Oberkleid mit breiten, kleinen Aermeln, ein ſeidener Gürtel, an dem verſchiedene Beutelchen hängen, in welchen die Uhr, die ſteinerne Doſe mit ihrem beinernen Löffel, beißende, zum Kauen beſtimmte Sachen, Geld ꝛc. aufbewahrt werden, eine Mütze von violettem Atlas mit ponceaurother ſeidener Quaſte, und ſchwarze Atlasſchuhe mit zwei Zoll dicken und mit weißer Leinwand beſetzten Fußſohlen. Wird die Kälte anhaltender, ſo wird der Eichhornpelz mit einem Fuchspelze und der Oberrock mit einem Zobel-

oder Biberpelz vertauscht. Aehnlich sind die Kleider für die wärmern Jahreszeiten, nur daß statt der wärmern leichtere Stoffe gewählt werden.

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln, in deren Vorhöfen jährlich mehrere Jahrmärkte abgehalten werden, sieht man Frauen, aber auf den Straßen begegnet man ihnen sehr häufig. Fürstliche Damen erscheinen in Sänften, Frauen aus den wohlhabenderen Klassen fahren in Karriolen, arme Frauen gehen zu Fuß. Das Gesicht ist unverhüllt, das Haar ungekünstelt mit schönen künstlichen Blumen durchflochten, welche selbst bei den zerlumptesten und schmutzigsten Frauen nicht fehlen. Die chinesischen Damen lieben die hellen Farben. Daher wählen sie am liebsten rothe oder grüne Hosen, die mit verschiedenfarbiger Seide gestickt sind, hellfarbig gestickte Jacken und gleichfalls gestickte Oberkleider. Eine barbarische Sitte, an der die Frauen ihr ganzes Leben hindurch leiden müssen, ist die Verstümmelung der Füße. In China bindet man nämlich dem Mädchen vom fünften Jahre an die Füße mit Bändern so ein, daß die Zehen hinabgebogen werden und die große Zehe darüber gebogen wird. Die Nägel dringen in das Fleisch ein und verursachen oft schmerzhafte Entzündungen. Ein solcher Damenfuß gleicht einem Pferdefuße, welcher in ein seidenes Pantöffelchen gesteckt ist. Daher ist der Gang einer Chinesin unschön, indem sie von einer Seite zur andern schwankt. Reichere Frauen bedienen sich daher, wie schon erwähnt, bei dem Ausgehen der Sänfte oder eines zweiräderigen Karrens, der von einem Maulthiere gezogen wird. Der Wagen ist mit blauem Tuche verhängt und wird rechts und links von Dienern begleitet, welche ihn am Umfallen hindern sollen. Vor und hinter dem Wagen zeigt sich ein berittener Diener. Man steigt von vorn in und aus der Equipage, daher im letztern Falle stets das Maulthier ausgespannt werden muß.

Doch es wird Zeit, daß wir den Hauptzweck unserer Reise verfolgen und eine Theeplantage besuchen. Wir haben nicht weit zu gehen, um eine solche zu finden. Vor uns liegt ein sonniger Hügel, dessen Fuß ein murmelnder Bach bespült. Aestige, ungefähr drei Fuß hohe Sträucher mit graubraunen Stämmen und dunkelgrünen, 2—3 Zoll langen und $^1/_2$—$^3/_4$ Zoll breiten Blättern klettern an seinen Abhängen empor. Tausende von weißen Rosen schimmern auf dem dunkelgrünen Blättermeere und schaukeln sich im Herbstwinde, der den würzigen Geruch der Blüthen bis zu uns herüberträgt.

Der Theestrauch wird meistens aus Samen gezogen, indem man 6—12 Samenkapseln, die birnförmig und lederartig sind und einen nußartigen Kern umschließen, in eine Grube legt. Bald zeigen sich ein oder zwei Sprößlinge, welche man sorgfältig mit Oelkuchen, getrockneten Sardellen, Senf ꝛc. düngt. Im ersten Jahre bricht man den Haupttrieb ab, damit der Strauch mehr Aeste treibe, die man nicht über fünf Fuß hoch werden läßt, während der wilde Theestrauch eine Höhe von 20 Fuß erreicht. Im dritten Jahre wird

er nutzbar und man pflückt nun seine Blätter bis zum siebenten Jahre, wo der Theestrauch an der Wurzel abgehauen wird, um von den jungen Trieben zartere Blätter einzuernten. Der Theestrauch gestattet eine dreimalige Ernte, nämlich die erste im Februar und März, welche in den weichsten Blättern die beste Theesorte liefert, die zweite im April und die letzte im Juni. Die Blätterernten gestalten sich zu den heitersten Festen, an denen sich das ganze Dorf betheiligt. Während zarte Frauenhände von den Theesträuchern die Blätter pflücken, welche bequem zu erreichen sind, sendet man abgerichtete Affen auf die steilen Felsenklippen, die dort die Aeste der Theepflanze abbrechen und zum Abblättern herabwerfen. Wie manche Dame schlürft wohlbehaglich eine Tasse Thee, zu der haarige Affenhände die Blätter gepflückt haben. Die schwere Arbeit beginnt nach der Ernte, wenn die Blätter geröstet werden. Trocken geröstete geben den grünen, durch Wasserdämpfe geröstete den schwarzen Thee. Ersteres geschieht auf eisernen Ofenplatten, die mäßig erhitzt sind. Die mit den Händen mehreremal umgewendeten Blätter werden einzeln, so lange sie warm sind, gerollt. Dieses geschieht so lange, bis sie die öligen Substanzen ausgeschwitzt und die erforderliche Trockenheit erlangt haben. Der schwarze Thee dagegen wird durch Wasserdämpfe erzeugt, welche durch ein mit Blättern gefülltes Sieb streichen. Hierauf werden die feuchten Blätter getrocknet und wie der grüne Thee gerollt. Man unterscheidet an 50 Sorten Thee. Unverfälschter Thee ist selbst in China selten, indem der Chinese, um den Duft des Thee's zu veredeln, Blumen, z. B. Kamelienblüthen und Blätter beimischt. Noch mehr geschieht aber eine solche Vermischung, und zwar aus gewinnsüchtiger Absicht, in England, wo jährlich an fünf Millionen Pfund Eschen- und Schlehdornblätter als chinesischer Thee in den Handel kommen. Nach dem Rösten folgt das Sortiren und Verpacken. Der schwarze Thee wird in Kisten, die feinern Sorten in Theebüchsen, welche mit Papier und Blei ausgelegt sind, oder in dunkellakirte und vergoldete Holzkästchen eingestampft.

Die geringste Theesorte ist der sogenannte Ziegelthee, der sich zu den feinern Sorten wie eine zerlumpte Bettlerin zu einer Hofdame verhält, nicht nur die Blätter, sondern auch die zermalmten Zweige der schlechtesten Theesträucher enthält und mit Lammblut zu einem drei Pfund schweren, einem Mauersteine ähnelnden Klumpen zusammengebacken wird. Der Ziegelthee ist den Mongolen, Tartaren, Buräten, Tungusen ꝛc. das, was dem Orientalen der Kaffee und dem Europäer die Kartoffel ist, indem er nicht allein mit Mehl, Fett und Salz gekocht, zu den täglichen Mittags- und Abendessen verwendet, sondern auch dazu benutzt wird, das unreine Steppenwasser genießbar zu machen.

Die zwei wichtigsten Handelsplätze für die Theeausfuhr sind Kanton und Kjächta. Jenes enthält in seinen Niederlagen eine ungeheure Menge Thee, indem es den Stapelplatz für diesen Handelsartikel bildet. Auf den zahlrei-

chen Kanälen, die das Land durchschneiden, sieht man die schwerfälligen, chinesischen Dschunken mit den hohen Schnäbeln die Theeernten nach den Magazinen Kantons bringen, wo der europäische Kaufmann schon die grünen Blätter erwartet, um sie dem fernen Europa zuzusenden. Die größten Geschäfte werden gewöhnlich im Februar abgeschlossen, weil in diesem Monate das chinesische Neujahr gefeiert wird und der Chinese sich nach dem Gebrauche seines Landes gezwungen sieht, an diesem Tage seine Schulden abzuzahlen und daher seine Waaren oft um den geringsten Preis verkauft, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können. Doch gehört für den Käufer große Vorsicht und Sachkenntniß dazu, will er nicht von dem schlauen Chinesen betrogen werden, da dieser den Thee häufig mit Eisenstaub vermischt, oder schon gekochten Thee, der durch giftige Färbungsmittel seine frühere dunkelgrüne Farbe wieder erhalten hat, noch einmal zum Verkaufe ausstellt.

Der Karavanenhandel mit Thee findet seinen Ausgangspunkt in Kjächta, einer russischen Grenzstadt, gegenüber dem chinesischen Städtchen Maimatschin. Letzteres, in Viereck gebaut, hat zwei sich kreuzende Hauptstraßen und einen prächtigen, achteckigen Thurm, dessen Glasglöckchen und Metallstäbchen herrlich im Winde erklingen. Die einstöckigen, fensterlosen Häuser, über deren Thüren mit Goldschrift der Name des Besitzers prangt, wechseln mit kapellenartigen Hallen ab, in denen die grellbemalten Götzenbilder dem christlichen Reisenden das tiefe Elend des Heidenthums vergegenwärtigen. Die unvermeidlichen Papierlaternen, an Schnüren über den Straßen hängend, schwanken über unsern Häuptern. Drei Thore, von denen eines mit großen, goldenen Buchstaben die vielsagende Inschrift trägt: Heil und Glück, führen aus der Stadt. Eine Wiese dehnt sich vor uns aus, wenn wir Maimatschin verlassen haben, und wir sehen uns plötzlich in das Gewühl versetzt. Brüllende Viehheerden aus der Mongolei und sibirische Bauern auf ihren Karren ziehen an uns vorüber. Hier schaut aus einem schwarzen Filzzelte ein gelbes Mongolengesicht, dort wanken Kalmücken und Tungusen aus einer Branntweinschenke und dort lagern Bucharen um einen Theekessel, vergnügt mit den Lippen schmatzend, die so eben den fettigen Ziegelthee geschlürft haben. Neben den langen Seidengewändern des Chinesen, den Pelzen und Thierhäuten der Steppenbewohner, erblickt man die Uniformen und Costüme der russischen Offiziere, Steuerbeamten, Grenzkosaken und Kaufleute. Das ist ein Feilschen und Bieten, ein Loben und Tadeln, ein Untersuchen der Waaren, ein Kaufen und Verkaufen, ein Schmausen und Leben, wovon unsere europäischen Märkte nur schwache Abbilder sind. Kaum aber dröhnt der Zapfenstreich durch Kjächta's Straßen und kaum zischt die Feuerkugel in Maimatschin gegen den Abendhimmel empor, zum Zeichen, daß die Thore geschlossen werden, so strömt die Menge nach den beiden Städten, das Getümmel des Verkehrs schweigt, das Gebrause der zahlreichen Sprachidiome verstummt und auf der

Wiese herrscht nun nächtliche Stille und Ruhe. Von Kjächta aus zieht nun die Karavane, die Lastthiere mit Theeballen beladen, vorüber an den Felsenufern des Baikalsee's, durch die Wälder und Steppen Sibiriens, über Eis- und Schneefelder, über riesige Ströme, durch die Schluchten unwegsamer Gebirge, über verschneiete Hochebenen bis zum prächtigen Petersburg, dem fernen Knotenpunkte russischen Kulturlebens.

Der Gebrauch, den Aufguß auf die Theeblätter als Getränk zu genießen, reicht bis in's graue Alterthum hinauf. Eine japanische Sage erzählt Folgendes: Darma, ein Indier, wanderte (etwa um's Jahr 500 n. Ch.) nach China aus, um dort als ein Schüler Brahmas die Lehre von dem dreiköpfigen und dreifarbigen Gotte zu verkündigen. Er hatte feierlich gelobt, um für seine Unternehmung Glück und Erfolg zu erlangen, Tag und Nacht ununterbrochen zu beten und Bußübungen auszuführen. Nach mehreren Tagen überwältigte ihn jedoch der Schlaf. Verzweiflungsvoll schnitt er sich die Augenlider ab und warf sie von sich. Und siehe, aus den Augenlidern ließ der indische Gott den Theestrauch hervorsprossen, um das Andenken an die Frömmigkeit Darma's zu verewigen. Trotz dieses Wunders verbreitete sich jedoch der Theestrauch nur langsam über die benachbarten Länder und erst durch einen Kopfschmerz „des Sohnes des Himmels" brach sich der Theestrauch in China Bahn. Ein Kaiser des himmlischen Reiches hatte nämlich vergebens die Medicamente seiner Hofdoctoren, die Formeln seiner Zauberer und Geisterbeschwörer angewendet, um einen hartnäckigen Schmerz aus seinem allerhöchsten Haupte auszutreiben, bis ihm ein Priester eine Tasse Thee, welcher damals noch als ein schüchterner Fremdling in China auftrat, reichte und siehe, seine kaiserliche Majestät ward gesund. Aus Dankbarkeit befahl der Kaiser den Anbau des Theestrauches und seine 400 Mill. Unterthanen beeiferten sich, den kaiserlichen Befehl auszuführen. Ueberall entstanden Theepflanzungen, der Theegenuß bürgerte sich immer mehr ein und der Tscha, wie der Chinese den Thee bezeichnet, bildet jetzt die Hauptquelle des Nationalreichthums, so daß jetzt außer den Hecken und Zäunen an 1,372,450 Quadr. Morgen zu Theeplantagen benutzt werden. Von China wanderte der Theestrauch nach der Halbinsel Korea und wurde nun auch in den Ländern, in welchen er wild wachsend angetroffen wird, z. B. in Cochinchina, Lonkin, Ava, Birmanien, Assam, Bengalien ꝛc. in eigenen Plantagen cultivirt. Die Europäer lernten den duftigen Trank erst seit Entdeckung des Seeweges um Afrika kennen und die Holländer brachten 1600 die erste Theeprobe nach Amsterdam. Der Trank des gelben Ostasiaten fand in den Augen der Kaufherrn Gnade und die Speculation sah in den grünen Blättern einen gewinnreichen Handelsartikel. Deßhalb beluden die Holländer ihre Schiffe mit Salbei, welcher damals in dem unverdienten Rufe eines Universalmittels stand, und tauschten für dieses Arzneikraut Theeblätter ein, die in Europa

einen lebhaften Markt fanden. Aber der Salbei blieb nur eine Zeit lang Günstling des bezopften Chinesen, er fiel in Ungnade, und die Holländer sahen sich jetzt genöthigt, den Thee für baares Geld zu kaufen. In Frankreich fand der Thee anfangs wenig Freunde, weil man nicht verstand, ihn zuzubereiten. Als einer französischen Hofdame 1635 ein galanter Engländer ein Kistchen Theeblätter übersandte, glaubte der Pariser Kochkünstler, dem die große Aufgabe wurde, den Thee zuzubereiten, die gerollten Blätter wie Salat behandeln zu müssen. Er kochte sie daher, goß das überflüssige Theewasser vorsichtig ab und brachte sie als Blattsalat auf den Tisch. Natürlich machte dieses erste Debut des Thee's vollständig Fiasko. Auch die spätern Versuche, den Thee genießbar zu machen, mißglückten, bis ein Recept aus London das Geheimniß seiner Zubereitung aufklärte. In Rußland fand der Thee schon im Jahre 1638 Eingang, indem moskowitische Kaufleute zu ihrem großen Verdrusse für ihre schönen Pelzwaaren in China Theekisten als Tauschwaaren erhielten. Sie überreichten dieselben als ein Geschenk dem Zaren Michael Romanzow und seit diesem Tage wurde der Thee ein Lieblingsgetränk der russischen Haute volée. Welchen Luxus entfaltet nicht jetzt ein Theeladen der russischen Meteropole. Ein herrliches Aroma strömt dem Eintretenden entgegen, bunte Papierlaternen erhellen, wie im Reiche der Mitte, mit heimlichem Dämmerlichte den Saal, chinesische Tapeten schmücken die Wände und auf den Gardinen und in Wandgemälden treten uns chinesische Landschaften und Scenen aus dem bürgerlichen Leben entgegen. In langen Reihen stehen rings Büchsen, Kisten und Schachteln mit den verschiedenen Theesorten aufgespeichert. Da findet man den bläulich grünen Karavanenthee, den grünlich grauen Perlthee, den beliebten Hayſanthee, den veilchenartig riechenden Peccathee, den gelblichen Sanchaythee und die japanischen Falkenkrallen, die beste Theesorte jenes Landes. — England bezog anfänglich seinen Thee aus Holland. Derselbe wurde aber im Jahre 1660 schon so häufig getrunken, daß ihn das Parlament mit einer Steuer belegte. Im Jahre 1665 nahm die englisch-ostindische Compagnie die Theeeinfuhr selbst in die Hand und brachte an 100 Pfund Thee auf den Markt, der für 3000 Gulden verkauft wurde. Der Theeverbrauch steigerte sich nun immer mehr, so daß im Jahre 1700 schon 142,000 Pfund, im Jahre 1789 — 3 Mill. Pfd., 1785 — 13 Mill. Pfd., 1802 — 20 Mill. Pfd. eingeführt wurden. Der Theeverkauf lieferte, als Monopol der ostindischen Compagnie, an 300 Procent in den Seckel dieser reichen Handelsgesellschaft und der Gewinn deckte alle Verluste, welche die Compagnie in den asiatischen Gewässern erlitt, bis ihr durch eine Parlamentsacte das Monopal entzogen wurde. Ein großer Verehrer des duftigen Trankes war auch der dänische König Friedrich III., welcher deßhalb in beständiger Opposition mit seinem Leibarzte lebte, der gegen den Theegenuß gewaltig eiferte, während der Arzt des großen Kurfürsten

von Brandenburg, der Holländer Cornelius Bentekoe, nur den für recht gesund erklärte, welcher täglich Thee trinke. Auch französische Aerzte wurden eifrige Lobredner des Thee's und schrieben ihm die wunderbarsten Eigenschaften zu. Der Eine behauptete, der Thee schärfe den Verstand, ein Anderer, er sei ein Radicalmittel gegen Podogra und Magenschwäche, ein Dritter versicherte, der Thee lehre sogar dem Handwerker seine Arbeiten besser verrichten. Die erste Theepflanze brachte 1763 der schwedische Schiffscapitän Eckeberg nach Gothenburg. Er hatte sie aus Samen, den er in China in ein Gefäß gesäet hatte, gezogen. Von Gothenburg wanderte der Strauch nach Upsala zum großen Botaniker Linné. Seitdem findet man den Theestrauch in mehreren botanischen Gärten. Der Anbau des Theestrauches wurde 1828 von den Holländern auf Java und Sumatra mit Glück versucht und man erntet jetzt bereits an zwei Mill. Pfund. Dagegen mißglückten die Versuche bei Rio de Janeiro, in Süd-Karolina, am Cap der guten Hoffnung und auf St. Helena. Auch in das Rad der Weltgeschichte hat der Thee mittelbar eingegriffen. Wer kennt nicht die Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskrieges, durch den sich ein Theil der überseeischen Colonien Englands vom Mutterlande losriß und einen republikanischen Staat, die sogenannten vereinigten Staaten Nordamerika's, bildeten! Und was war der Impuls zu diesem nationalen Kampfe? Der Eingangszoll, den England 1767 auf den Thee legte. Die Amerikaner kauften, um Repressalien zu üben, ihren Theebedarf nur von holländischen und französischen Schmugglern, griffen sogar die Theeschiffe im Hafen an und schütteten die Ladungen in's Meer. Das war eine Kriegserklärung dem stolzen England gegenüber. Ein englisches Heer, aus 15,000 Engländern, 12,000 Hessen, 1600 Hannoveranern und 1000 Waldeckern bestehend, landeten 1775 auf amerikanischen Boden. Doch das Genie eines Georg Washington verstand es nicht nur ein freiheitsmuthiges Heer zu schaffen, sondern auch, durch Spanien und Frankreich unterstützt, nach einem achtjährigen Kampfe die Unabhängigigkeit der nordamerikanischen Colonien zu erringen.

So hat der Thee sich nach und nach die Freundschaft der alten und neuen Welt zu erwerben verstanden. Der Mongole in seinem Schaffelle, der armselige Tunguse, der chinesische Lastträger, der verschmitzte Japanese, der gelbbraune Malaie, so wie der englische Fabrikarbeiter, der schwerfällige Holländer, der bedächtige Norddeutsche, der amerikanische Pflanzer und der russische Fürst, alle huldigen dem duftigen Tranke China's. Europa ist durch den Theeverbrauch dem Reiche der Mitte gleichsam tributpflichtig geworden und durch dieses grüne Blatt so innig mit dem Osten Asiens verkettet, daß Regengüsse und Stürme, welche in China die Theeernten vernichten, in Moskau, London, Amsterdam Kaufleute schon gezwungen haben, ihre Zahlungen einzustellen.

Gedichte von Franz Pocci.

1.

Weihnacht.

Das ist die rechte Weihnachtzeit,
Wenn's weiße Flocken niederschnei't
Und wenn, als wär's ein Zaubertraum,
Hell schimmert jeder Tannenbaum.

Das ist die rechte Weihnachtzeit,
Wenn Liebe und Barmherzigkeit
Mit Gaben kommen Hand in Hand,
Wo immer sich die Armuth fand.

Das ist die rechte Weihnachtzeit,
Wenn jedes Herz ist wohl bereit,
Das heil'ge Kindlein zu empfah'n,
Will sich's mit seinen Engeln nah'n.

Das ist die rechte Weihnachtzeit,
Wenn in der ganzen Christenheit
Es dankbar Groß und Klein bedenkt,
Daß Gott den Menschen sich geschenkt.

2.

Ostern.

Das ist der rechte Ostertag,
Wenn Alles auferstehen mag,
Gleichwie der Heiland aus dem Tod
Sich hob zum ew'gen Morgenroth.

Das ist der rechte Ostertag,
Wenn aus dem dunklen Waldeshag
Die stillen Veilchen aufersteh'n
Und aus den Zweigen Knospen seh'n.

Das ist der rechte Ostertag,
Wenn keine Seele trauern mag,
Weil frei sie von der Sünden Last
Den Auferstand'nen hat zu Gast.

Das ist der rechte Ostertag,
Wenn's von den Thürmen hallen mag
Weithin und dieser Glockenklang
In aller Christen Herzen drang.

3.

Pfingsten.

Das ist die rechte Pfingstenzeit,
Wenn Alles blühend strahlet weit
Und wenn in süßem Waldesduft
Des Herren Lob jed' Vöglein ruft.

Das ist die rechte Pfingstenzeit,
Wenn sich der Geist der Heiligkeit
Zu einem Freudenflammenfest
In alle Herzen niederläßt.

Das ist die rechte Pfingstenzeit,
Wenn sich mit Engelsreinigkeit,
Der lilienweißen Taube gleich,
Die Seel' erhebt in's Himmelreich.

Anekdote.

Ein Pfarrer, welcher in der Nähe von Basel lebte, katechesirte eines Tages die Mädchen seiner Dorf-Gemeinde. „Nun Ihr Töchter, Ihr geht wohl oft nach Basel zu Markte. Sagt mir, an welchem Wochentage gefällt Euch Basel am besten?" Als die Mädchen nicht zu antworten wußten, fuhr er fort: „Nun so will ich es Euch sagen, wenn es in Basel am schönsten ist, nämlich am Samstag. Denn habt Ihr wohl bemerkt, was dann die Leute dort thun?" — „Ja, sagte ein Mädchen, da säubern sie und kehren den Unrath weg." — „Aber, fragte der Pfarrer, wo kehrt denn ein Jeder?" — „O, eben vor seiner Thür und seinem Hause." — „Also, forschte der Pfarrer weiter, nicht vor des Nachbars Thüre?" — „Nein, sagten die Mädchen, ein Jeder findet genug vor der seinigen, und ist froh, wenn er damit fertig ist." — „Nun schloß der Pfarrer, so müßt Ihr, so müssen es alle Leute in geistlicher Hinsicht auch machen, dann wird's sauber." — „Wie heißt das Sprichwort?"

Herzogin Maria von Bayern, Erzherzogin zu Oesterreich.

Lebensbild einer christlichen Fürstin. Von F. Arand.

V. Erzherzogin Maria und ihr Sohn Ferdinand.

Maria's oberste und lebhafteste Sorge war es, dem Erstgebornen unter ihren Söhnen eine seiner großen Zukunft ebenmäßige Bildung zukommen zu lassen. Wie wäre es auch von einer so treuen Mutter anders zu erwarten gewesen? Der Erbe dreier schöner Herzogthümer, der Nachfolger ihres edlen Gemahles in der Regierung, derjenige, dem einst das Wohl und Wehe von Millionen Menschen überantwortet, das Steuerruder einer machtvollen Herrschaft in sturmbewegter Zeit in die Hand gelegt werden sollte — ihm vor Allem mußte die ganze liebende Obsorge der Mutter zugewendet sein. Was bei jedem Menschen im Kleinen gilt, war hier im Großen zu betrachten. Ihr klarer Blick erkannte wohl: in seiner Erziehung war ein Volk zu erziehen, in seiner Hut und Führung ein Land zu behüten. Um Ferdinand bewegen sich denn auch die vornehmsten Gedanken, Pläne, Wünsche und Aengsten der Mutter nach dem Ableben des erzherzoglichen Gemahls, und an Ferdinand oder durch seine Hand gehen fast alle die zahl- und lehrreichen Briefe, welche die emsige Erzherzogin geschrieben.

Als Ferdinand in's dreizehnte Jahr eingetreten war, wurde er nach Ingolstadt geschickt, um dort, im Heimathlande der Mutter, ungestört den Studien obzuliegen und unter der Leitung tüchtiger Lehrer die weitberufene hohe Schule zu besuchen. Gleichzeitig mit ihm — im März 1590 — begann auch Herzog Maximilian, der nachmalige erste Kurfürst von Bayern, nebst seinem jüngern Bruder die Studien an derselben Anstalt. Die beiden Vettern schloßen hier in jugendlichem Feuer einen innigen Freundschaftsbund, der auch noch in den Herzen der gereiften Männer fortdauerte und in wichtigen Regierungshandlungen späterhin sich bewährte. Im Uebrigen aber bezeigten beide einen löblichen Wetteifer im Lernen. Der alte Bayernherzog Wilhelm schrieb einmal von München aus an einen seiner Söhne nach Ingolstadt: „Studire, daß es kracht, und daß man's bis gen München hören kunt!" Das Wort war nicht umsonst geschrieben, es hatte gute Kraft, und der junge Herzog Max sowohl als sein Vetter Erzherzog Ferdinand studirten, daß es krachte und daß das Lob und die Frucht ihrer schönen Strebnisse bald über München und über Graz hinausdrang.

Die erzherzogliche Mutter ihrerseits ließ es ebenfalls nicht an Ermahnungen fehlen, um den dreizehnjährigen Sohn in der beharrlichen Ausdauer seines Fleißes zu bestärken. Der erste Brief an Ferdinand, der uns von ihr aus dieser Zeit erhalten blieb, ist im Herbst des Jahres 1590 geschrieben; einige

Zeilen daraus mögen zeigen, in welcher schlichten Einfachheit eine Fürstin ihre mütterliche Treue zu erkennen gibt. Er beginnt:

„Lieber Ferdinand!

„Ich habe Dein Schreiben sammt dem Ringlein wohl empfangen und sage Dir Dank dafür, daß Du meiner nicht vergißt. Auch habe ich aus Deinem Schreiben vernommen, daß Du wohlauf bist, was ich denn gerne höre. Unser Herr wolle Dich lange erhalten. Ich will Dich auch ganz mütterlich ermahnt haben, Du wollest fromm, gottesfürchtig und in Deinem Studiren fleißig sein, damit ich meines größten Leides, das mir der ewige Gott mit Hinwegnehmung Deines frommen Herrn Vaters seligen gethan hat, an Dir möge ergötzt werden; und wollest Deinem Hofmeister und Deinem Präceptor gehorsam sein, insonderheit aber meinem Herrn Bruder, der jetzt Dein Vater ist, in Allem, was sie Dir sagen; dann sie nichts als in Allem Deinen Nutzen suchen. Wärest Du dieses nicht, so bedenke, wie hoch Du mich damit betrüben, eine Ursache meines Todes sein würdest, was Du gegen Gott nimmermehr verantworten könntest. Du glaubst nicht, wie hoch es mich erfreut, wenn mir Dein Hofmeister schreibt, daß Du fromm, gottesfürchtig, gehorsam und fleißig in Deinem Studiren seiest.... Schreib auch dem Doctor Schranzen (Hofkanzler in Graz) einen lateinischen Brief, damit ich sehe, was Du kannst, aus Deinem Kopf, und daß der Präceptor nichts daran mache, sondern allein Du. Sag auch dem Präceptor, daß er mir schreibe, wie Du Dich im Studiren hältst und was Du jetzt lernst. Grüße mir Deinen Herrn Vetter Maximilian; auch den Georg (Ferdinands Kammerdiener). Wenn Dich der Hofmeister und der Präceptor loben, so will ich Dir etwas schicken.

Deine treue Mutter, so lang ich lebe.

Datum Graz, den 19. Oktober Anno 1590. Maria."

Daß diese mütterlichen Mahnungen bei Ferdinand fruchteten, ließ sich von einem so gehorsamen Sohne erwarten, auch wenn wir sonst keine Zeugnisse besäßen. Aber es sind noch mancherlei ehrende Zeugnisse von seinem Fleiße vorhanden. Bereits im ersten Jahre seines Aufenthalts zu Ingolstadt hielt er sich so wacker, daß er zu Weihnachten ein langes lateinisches Gedicht auf die Geburt des Heilandes frei vortragen konnte und am Ende des Schuljahres eines Preises für würdig erachtet wurde. Auch sein Oheim, Herzog Wilhelm zu München, der seine Studien väterlich überwachte, rühmte damals von dem Neffen, wie es an Beweisen nicht fehle, „daß er fleißig bei seinen Sachen sei." In den folgenden Klassen erweiterten sich die Fortschritte, so daß Ferdinand schon an verschiedenen Festtagen öffentliche Vorträge halten konnte, ja als vierzehnjähriger Student es wagte, an einer feierlichen Disputation persönlich sich zu betheiligen und wirklich in dem gelehrten Redege-

fecht gegen seinen ungleich ältern Widerpart auch geraume Zeit weidlich Stand hielt, zum allgemeinen Beifall der Zuhörer. Andere Uebungen wurden neben den Büchern nicht vernachläßigt. Er tummelte sich mannlich in ritterlichen Spielen, war ein junger Rossebändiger, trug meist den Harnisch und übte sich in Allem, womit er einst seinem Lande zu Schutz und Schirm dienen konnte. Denn ein Fürst, dessen Land täglicher Kriegsgefahr durch Türkeneinfall ausgesetzt war, durfte auch die Feldtüchtigkeit nicht außer Augen lassen, und Ferdinand begriff gar wohl, „daß man den Feind nicht mit Büchern schlage."

Sowohl der Hofmeister als die Lehrer Ferdinands mußten der Erzherzogin von Zeit zu Zeit Bericht erstatten, und befreundete Männer hatten noch außerdem besonderen Auftrag, ihre Beobachtungen über Ferdinand der Mutter getreulich mitzutheilen. So bekam der Geheimschreiber der Erzherzogin die Weisung, auf seiner Reise nach Mergentheim in Ingolstadt Rast zu machen, um aus eigenem Augenschein sein prüfendes Urtheil über den jungen Prinzen abgeben zu können. Derselbe schrieb sofort: „er habe, um ein richtiges Urtheil zu fällen, bei der Unterredung Mancherlei auf die Bahn gebracht; nun könne er mit Gott bezeugen, daß er bei dem jungen Herrn Gottesfurcht, große Bescheidenheit, eine wahrhaft fürstliche Gesinnung gefunden habe, also daß er an demselben nichts auszusetzen wüßte." Das war Labsal für ein getreues Mutterherz. Nicht minder erfreulich, wie im ersten Jahre, lautete daher auch im zweiten wieder der Bericht Herzog Wilhelms an die Schwester über Ferdinand. Er komme, heißt es in seinem Schreiben, gerade von Ingolstadt, wo er sich bei seinem lieben Neffen zu Gast geladen habe, und nun könne er sagen: „Ferdinand zeige ein recht feines Wesen, und er finde nichts an ihm auszusetzen; nicht allein habe der Neffe ihn wohl gehalten, sondern sich selbst als sehr anständig bewährt; er hätte nur gewünscht, sie, die Mutter, möchte zugegen gewesen sein." Was konnte der mütterlich sorgenden Erzherzogin Lieberes berichtet werden? Sie war nun unabläßig bedacht, den schönen Eifer des Sohnes nicht erkalten zu lassen. Freundlich belohnte sie ihn durch kleine Geschenke und erneuerte von Zeit zu Zeit die spornenden Zusprüche, aus denen allen der gleiche gemüthvolle Ton spricht, wie das folgende kleine Briefchen zeigt:

„Lieber Ferdinand!

„Ich schicke Dir hiemit ein Schreiben von dem König von Spanien (Philipp II.). Du wolleſt es fleißig lesen und wohl im Herzen behalten, denn es gar ein väterliches Schreiben ist. Laß es abschreiben und schicke den ächten Brief mir wieder zurück, damit ich ihn behalten kann. Sonst weiß ich nichts, als daß ich und Deine Geschwister wohl auf sind. Jetzt ist Erzherzog Ernst hier bei dem Landtag. Ich kann noch nicht wissen, wie er abgehen wird, denn er fängt erst an. Bete fleißig, damit er zu

einem guten Ende komme, Gott und der Religion zu Lob und Ehre. Grüße mir den Bischof (Jakob Wagenring, Ferdinands Präceptor, damals eben zum Bischof von Triest ernannt), Offenheim (des Prinzen Kammerherr) und den Jörg (des Prinzen Kammerdiener). Halte Dich wohl, studire fleißig, sei gottesfürchtig. Was Du höreſt und sieheſt, daß es Andern nicht wohl anstehe und nicht gut sei, dessen maße Dich nicht an, hüte Dich davor. Hältſt Du Dich wohl, so sollſt Du allezeit eine treue Mutter an mir haben.

Deine treue Mutter, weil ich lebe,

Datum Graz, den 22. Febr. Anno 1592. Maria".

N. S. „Ich schicke Dir hiemit zwei Brieflein (Bildchen); behalte dieſelben von meinetwegen in Deinem Betbüchlein, was Du alle Tage brauchſt; sie schmecken (riechen) schön."

Ferdinand hob Briefe und Bildchen gar sorgfältig auf und schrieb außen hin: „Von der Frau Mutter." Denn was von ihr kam, hielt er hoch in Ehren. Sie aber ließ dem braven Sohne gute Weine aus den österreichiſchen Landen zukommen, beſchenkte ihn ein andermal mit schönen Reitpferden, und wieder einmal schickte sie ihm zur Ueberraſchung einen prächtigen türkiſchen Säbel. Größere Schenkungen verwendete der gutgeartete Sohn zu edlen Zwecken; so bat er die Mutter um Erlaubniß, die tausend Dukaten, welche er zu einem fröhlichen Faſching erhalten, an eine Kirche Ingolſtadts zum Bau eines neuen Altares vergaben zu dürfen, was ihm gerne erlaubt ward.

So vergingen drei Jahre zu Ingolſtadt, und in der Mutter wuchs das Verlangen immer größer, einmal wieder den geliebten Sohn zu sehen. Der Hofmeiſter hatte ihr bereits das Maß von Ferdinands Leibesgröße schicken müſſen und sie freute sich darnach, daß er so wacker in die Höhe ſtrebe. Endlich zu Anfang des Jahres 1593 machte sie sich ſelber auf, um die Freude des Wiederſehens zu genießen. Sie reiste nach München und berief Ferdinand von Ingolſtadt ebendahin. Das war wohl ein frohwillkommener Ruf! Zu München hatte die Mutter nun auch Gelegenheit, sich durch eigene Prüfung von des Sohnes Bildung und Charakterentwicklung zu überzeugen, und sie konnte demgemäß dem Kaiſer, als dem Haupt des Hauſes und der Vormundſchaft, mit gutem Gewiſſen melden: daß ihr Sohn Ferdinand dieſe drei Jahre, ſo er zu Ingolſtadt geweſen und dem Studiren obgelegen, die Hauptſätze und Fundamente des Wiſſens wohl begriffen und gelernt habe, darneben auch in Geſittung und andern Tugenden löblich fortgeſchritten ſei. Deßhalb fand ſie es für gerathen, denſelben noch nicht von der Univerſität wegzunehmen, ſondern noch ein oder zwei Jahre zuzugeben.

Hinlänglich von Ferdinands Ernſt und Eifer überzeugt, konnte die Erzherzogin nun um ſo williger geneigt ſein, ihm von Zeit zu Zeit auch kleine Vergünſtigungen, Tage des Vergnügens und der Erholung zu gewähren. Kleine Ausflüge von Ingolſtadt, namentlich nach München, kamen öfters vor,

und die Mutter sah es gerne, wenn der freundliche Bruder den Neffen an seinen Hof einlud. Sie schrieb es diesem selbst: „Daß mein Ferdinand bei Dir ist, höre ich gar gerne; er kann nirgends besser sein, denn bei Dir.“ Ein andermal nahm ihn der herzogliche Oheim mit nach Eichstädt; auch bis nach Innsbruck durfte der Jüngling seine Ausflüge ausdehnen, der dann nie versäumte, der Mutter darüber eine getreuliche Beschreibung nach Graz zu senden. Mit umständlicher Behaglichkeit beschreibt er ihr ferner das Vergnügen einer Bärenjagd, zu der er eingeladen worden; von einem Bären, den er selbst erbeutet, legte er der jagdkundigen Mutter ein genaues Maß seiner Größe bei. — Als der Kaiser 1594 auf den Reichstag nach Regensburg zog, erhielt Ferdinand sofort die Weisung, ebenfalls sich dahin zu verfügen und dem kaiserlichen Herrn seine Aufwartung zu machen. Es bangte der Mutter ein wenig, wie der sechzehnjährige Jüngling bei seinem ersten Auftreten am kaiserlichen Hoflager sich benehmen werde. Aus diesem Grunde schrieb sie dem Oberstkämmerer des Kaisers, Freiherrn von Rumpf, einem ihrer vertrauten Rathgeber, ein Briefchen, worin sie demselben ihren Sohn, den sie zu dem Kaiser als einen gehorsamen jungen Diener schicke, besonders anempfiehlt und sagt: „Sollte er sich nicht verhalten, wie es billig ist, so bitte ich Euch, Ihr wollet ihn bei Ihrer Majestät entschuldigen. Er ist noch jung und nirgends gewesen. Ich habe ihm auch befohlen, daß er sich jederzeit bei Euch erkundigen solle, wann und wie er Ihrer Majestät aufwarten sollte, damit er nicht unrecht thue. Ich bitte Euch, Ihr wollet ihm alle gute Unterweisung geben. Ich will gern hören, ob Euch nicht auch bedünkt, wie mich, daß er ganz wie sein Herr Vater, hochseligster Gedächtniß, ist.“ Ferdinand benahm sich vortrefflich und mit fürstlichem Anstand. Er traf am 5. September in Regensburg ein und fand beim Kaiser eine überaus huldreiche Aufnahme. Er wohnte bei demselben und blieb drei Tage lang um ihn; Kaiser Rudolf unterhielt sich mit dem jugendlichen Studenten besonders über Mathematik, eine Lieblingswissenschaft von Beiden, und Ferdinand wußte durch sein natürliches und verständiges Auftreten den Hof wie den Kaiser für sich einzunehmen. Nach seiner Rückkehr schrieb er der erwartungsvollen Mutter: der Kaiser habe ihn mit so großer Liebe und Gnade empfangen, daß er es nicht genugsam zu verdienen wisse; auch habe er ihn mit ein paar Pferden beschenkt.

Wieder waren zwei Jahre vergangen. Jetzt nahte endlich Ferdinands akademische Zeit ihrem Schlusse. Weihnachten 1594 brachte er noch am Hofe zu München zu. Dann rüstete er sich fröhlich zur Abreise. Diese mußte jedoch vom Kaiser zuvor genehmigt sein, und da am Hofe zu Prag die Dinge einen sehr langsamen, saumseligen Gang gingen, so wurde auch die Erlaubniß zur Heimkehr verzögert und noch um zwei lange Monate hingehalten. Es war eine schwere Geduldprobe: Mutter und Sohn sehnten sich unaus-

ſprechlich nach einander. Wie mag er geflogen ſein, als die Erlaubniß endlich eintraf, und wie mag das Herz der Mutter gezittert haben, als ſie nach fünfjähriger Trennung den Sohn wieder mit ihren Armen umfing!

Nun kamen beſſere Tage für die mit Sorgen beladene Erzherzogin. Im Sommer des Jahres 1595 erreichte Ferdinand ſeine Volljährigkeit und damit das Recht zur perſönlichen Uebernahme der Regierung. Nachdem der Kaiſer dieſes Ereigniß in den Herzogthümern verkündet, empfing der junge Erzherzog die Huldigung ſeiner Erblande. Ein Freudentag für die glückliche Mutter! Jedoch auch jetzt entſchlug ſich die Erzherzogin keineswegs ganz der Sorge um das Landeswohl, ſondern folgte mit wachſamem Auge dem Gang der Geſchäfte und ging überall dem Sohne mit Rath und Mahnung an die Hand, wie faſt aus jedem ihrer Briefe erhellt. Der Sohn hinwieder war ſo durchdrungen von dem Gefühle inniger Hochachtung für die Weisheit der Mutter, daß er nichts Wichtiges anfing und keinen Beſchluß faßte, ohne zuvor ihre Billigung eingeholt zu haben. Mit friſchem Muthe und jugendlichem Feuer griff Ferdinand in die Zügel der Regierung, und ſein Handeln war um ſo zuverſichtlicher, weil er den ſichern Blick der Mutter hinter ſich hatte. Sie war auch allezeit wohl zufrieden mit ihm und bezeigte ihre unverholene Freude an ſeiner männlichen Standhaftigkeit. Wenn die Erzherzogin auf Reiſen abweſend war, ſo übertrug ſie dem Sohne die Obſorge über ihre jüngeren Kinder; er mußte Vaterſtelle an ihnen vertreten und über jedes einzelne der fernen Mutter regelmäßige Mittheilungen nachſenden. Hierin nahm es die Erzherzogin gar genau, und wenn Ferdinand ſich einmal beigehen ließ, im Schreiben nicht pünktlich zu ſein oder etwas zu vergeſſen, ſo wurde ihm alſogleich ein kurzes, aber kräftiges Kapitel geleſen. Das kam jedoch nur als Ausnahme vor und die Verweiſe ſind ſo ernſtlich nicht gemeint, da die Mutter das Herz des Sohnes kannte; deßhalb heißt es zum Schluß einer ſolchen mütterlichen Lektion: „Für eine Buße gebe ich Dir auf, daß Du einen großen Hirſchen ſchießeſt.“ Dagegen kam es auch vor, daß die Mutter dem Uebereifer des Sohnes einen milden Zügel anlegen mußte. Wie er nämlich von häuslichen Verhältniſſen fleißig Meldung gab, von dem Verhalten und den Fortſchritten der Geſchwiſter, von Lerchenfang und Rephühnerjagd, von kleinen Luſtbarkeiten am Hofe, und ſelbſt über eine harmloſe Mummerei, die er ohne eingeholte Erlaubniß der abweſenden Mutter mit ſeinen Schweſtern angeſtellt, bei ihr ſich entſchuldigte — ſo pflegte er nicht minder gewiſſenhaft über ſein Thun und Schalten in Landesſachen Bericht zu erſtatten, und zwar oft ſo ausführlich und gründlich, daß die Erzherzogin ein Bangen ankam, er möchte ſich mit Arbeiten überbürden, und ihn deßhalb zu größerer Schonung ſeiner Kräfte ermahnte.

Damals hatte man es noch nicht ſo gut und bequem mit den Briefen, heutzutage im Jahrhundert der Eiſenbahnen und Telegraphen. Die

Beschwerlichkeit des Reisens hielt Briefe die oft lange unterweges auf; daher war auch die Erwartung und das Verlangen der Reisenden nach Nachrichten aus der Heimath viel ängstlicher. Wie oft kommen in den Briefen der Erzherzogin, welche sie auf ihrer Reise nach Spanien schrieb, Worte vor wie diese: „Es ist mir meine Weile gar lang nach Briefen von Euch; wir sind halt weit von einander!" oder: „Mich dünkt, ich sei schon ein Jahr von Euch weg!" Dem Sohne aber ergeht es gerade so, und er sähe es am liebsten, wenn die Mutter gleich auf halbem Wege wieder umkehrte; besonders lebhaft sprach er das während der langwierigen spanischen Reise aus. Darauf antwortet die Mutter mit freundlichem Trost: „Daß Du schreibst, es würde Niemand froher sein als Du und Deine Geschwister, wenn ich die Deichsel zu Genua wieder umkehrte, glaube ich es gar gerne. Aber es kann nun nicht mehr sein; ich habe mich mit meinem Versprechen zu weit hinausgelassen. Die Freude aber, hoffe ich, werde alsdann größer sein, wenn mir unser Herr seine göttliche Gnade gibt, daß ich wieder heimkomme." — Und gewiß, freudenvoll war jedesmal das Wiedersehen; Ferdinand eilte mit den kleinen Geschwistern der geliebten heimkehrenden Mutter entgegen, und ein solcher Tag war in der ganzen steyrischen Residenz ein Festtag.

So blieb Ferdinand auch als regierender Herr seines Landes immerwährend der liebevolle unterthänige Sohn seiner durchlauchtigen Mutter, in Allem ihrem einsichtigeren Willen gehorsam und selbst in geringfügigeren Dingen aufrichtig bereit, wie er selbst betheuerte, „ihrem gnädigsten Willen nachzuleben." Es war ihm ein Herzensbedürfniß, der Mutter seine kindliche Ehrerbietung überall, ungesehen und öffentlich, an den Tag zu legen; jeder seiner Unterthanen konnte sich hievon überzeugen. Wenn die Erzherzogin zu Wagen stieg, so war es immer der Sohn, der ihr den Arm bot; bei der Rückkehr öffnete er häufig selbst den Wagen, um dann die Mutter die Treppe der Burg hinaufzuführen. Und so in Allem. Erzherzogin Maria war eine glückliche Mutter und Ferdinand ein musterhafter Sohn.

VI. Erzherzogin Maria und ihre Tochter Anna.

Nächst dem Erbprinzen Ferdinand ist es zumeist der Erzherzogin älteste Tochter Anna, welche unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Wenn von allen Kindern Mariens gilt, was oben gesagt worden, daß in ihrem späteren Leben sich der Abglanz der mütterlichen Tugenden spiegle, so gilt dies von Anna in ganz vorzüglichem Grade. Die junge Erzherzogin Anna, oder die „Andl," wie wir sie in einem vorausgegangenen Kapitel kennen gelernt haben, erscheint nach den hinterlassenen Zeugnissen und Denkmalen als das vollkommene verjüngte Ebenbild der trefflichen Mutter, und obgleich sie ihr blühendes Leben nur auf fünfundzwanzig Jahre gebracht hat, so ist es doch so reich an schönen Zügen und lieblichen Einzelnheiten, daß es wohl des Versuches

lohnt, ihr anmuthiges Bild mit wenigen Strichen festzuhalten. Es ist ein ganz einziges Beispiel des innigsten Verhältnisses zwischen Mutter und Tochter, und wenn je eine Mutter, die selbst eine brave Tochter gewesen, in der Liebe und dem Gehorsam ihrer Kinder belohnt worden ist, so hat es die Erzherzogin Maria an ihren Kindern Ferdinand und Anna erfahren.

Anna's äußere Erscheinung hatte etwas Zierliches. Sie war klein von Gestalt und zarten Wuchses. Ihr rundes weißes Gesicht war von einer lieblichen Röthe angehaucht; eine heitere hohe Stirne und helle lebhafte Augen gaben ihr ein freundliches Aussehen, welches, wenn sie sprach, durch eine klare klangvolle Stimme gehoben ward. Sie besaß einen aufgeweckten Geist und das reine adelige Gemüth der Mutter. Von früh auf suchte die junge Anna eine Freude darin, die Mutter auf ihren Gängen zu den Armen und Kranken zu begleiten, und was die Mutter liebte, liebte auch sie. Ihr Denken und Sinnen ging ganz in der Mutter auf. Eine Aeußerung, die sie später als Königin von Polen gethan, bezeichnet klarer als jede Beschreibung dieses ihr Wesen. Als nämlich einige Hofleute ihr riethen, den Kummer über den Tod ihrer Schwester Maximiliane durch Theilnahme an Lustbarkeiten zu lindern, gab sie diesen die merkwürdige Antwort: „Niemals haben weltliche Vergnügungen einen Reiz für mich gehabt. Gastmählern, Hochzeitsfesten, selbst den vornehmsten ähnlichen Ergötzlichkeiten mochte ich mit Lust niemals beiwohnen, Tänzen nur dann, wenn es Wille der Mutter war. Jederzeit liebte ich die häusliche Stille; den Verkehr mit Männern habe ich gemieden, so weit es mir möglich war. Nichts ging mir über die Ruhe innerhalb der Wände der Wohnung, über den Umgang mit der Mutter. Oeffentlich habe ich mich nur gezeigt, wenn es Gottes oder des Wohls der Nächsten wegen geschehen mußte, auch dann jederzeit in Begleit der Mutter." Daher denn auch die besondere Vorliebe der Erzherzogin für Anna und der unerschöpfliche Aufwand mütterlicher Zärtlichkeit, womit sie die gute Tochter umfing.

Prinz Sigismund aus dem Hause Wasa, durch Erbrecht König von Schweden und durch Wahl des Reichsraths König von Polen, erkor die achtzehnjährige Erzherzogin Anna im Jahr 1591 zu seiner Gemahlin, und nie hat ein Fürst eine glücklichere Wahl getroffen.

Zwar ward es der guten Tochter schwer genug, eine so zärtlich geliebte Mutter zu verlassen, und ihr Herz wurde etwas verzagt bei dem Gedanken, in ein fremdes, unruhiges Land fortzuziehen; aber sie erfüllte damit einen Wunsch ihrer Mutter, und das war ihr genug: der Gehorsam ging ihr über Alles, und was that sie nicht der Mutter zu Liebe! Denn Gehorsam und Liebe sind Geschwister.

Auf ihr inständiges Bitten gewährte ihr die Mutter den Trost, sie bis in die Residenzstadt der Polen zu begleiten. Unter glänzendem Gefolge, in einem stattlichen neuen Brautwagen fuhr die jugendliche Königsbraut an der

Seite ihrer Mutter aus der theuren steyrischen Heimath, und am 1. Juni 1592 wurde Anna zu Krakau dem König Sigismund angetraut und gekrönt. Im Herbst des folgenden Jahres schiffte dann der König mit seiner lieblichen Gemahlin nach Stockholm über, um sich auch die Krone von Schweden auf's Haupt setzen zu lassen. Am 1. März 1594 fand daselbst die Krönung des Königspaares statt, worauf sie Beide im Juli wieder zu Schiffe gingen und nach Polen zurückkehrten. Hier nahm Anna fortan ihren bleibenden Aufenthalt.

Das Leben der Königin Anna an der Seite ihres edlen Gemahls war ein glückliches und ihr Wandel unter den Polen wie unter den Schweden ein rührend schönes Abbild des mütterlichen Beispiels. Wie eine eilig über die Erde schwebende Engelserscheinung — so stellt sie sich in ihrem kurzen Leben dar. Gleich der Mutter war eine ächte, ihr ganzes Sein erfüllende Frömmigkeit die Seele ihres Handelns. Sie trug in sich jene erhöhte Auffassung des Lebens, die dem heutigen Geschlecht so fremd geworden und wie sie uns vorzüglich von den frommen Gemeinden der christlichen Urzeit geschildert wird: „Das stete Streben und Begehren des menschlichen Herzens nach der ewigen Gerechtigkeit, die Richtung des Verstandes und des Willens auf Gott, das Emporheben des Geistes aus den engen Schranken des Daseins in den Verkehr mit jenem Wesen, welchem alles Böse ein Greuel, dessen Gesetz der Heiligkeit unwandelbar ist, das nur unsere Vervollkommnung will — dies war das Beten ohne Unterlaß, welches Christus und die Apostel empfahlen und selbst übten. Was die Philosophie in ihrer edleren Gestalt den Hellenen (den heidnischen Griechen) gewähren sollte: Ruhe des Geistes, Mäßigung der Affekte, Besänftigung der aufgeregten Leidenschaften, ethische Reinigung, das schöpften die ersten Christen aus dem Gebete." So schildert ein geistvoller Forscher der Gegenwart, Döllinger, das Leben der christlichen Urzeit, und in diesem Sinne faßte es die Königin Anna auf. Beten war für ihr Geistesleben, was das Athmen für das Körperleben ist. In Gebet und Kirchenbesuch begann sie ihre Tagesweihe; unter Gebet ließ sie sich ankleiden; vor und nach Tisch zog sie sich zu einer kurzen Sammlung und Danksagung zurück; öfters unter Tages und unter der Arbeit richtete sie durch kurze Sprüche und Erhebungen Geist und Gemüth empor; sie verfaßte auch selbst einige geistliche Lieder zu ihrem eigenen Gebrauch. Das Gebet war ihr nicht eine frömmelnde Gewohnheit, sondern das fortdauernde Werk sittlicher Erneuerung.

Eine geräuschlose friedliche Heiterkeit herrschte am Hofe, die wohl den Lärm der Spaßmacher und Spieler verbannte, aber der reinen geselligen Freude immer offenen Zutritt ließ. Die Königin selber liebte die Einfachheit im äußern Erscheinen, Bescheidenheit im Reden, Geradsinnigkeit im Benehmen. Glanz in Gold und Geschmeide verschmähte sie; ihre Kleidung war schlicht: sittsame Würde war ihr königlicher Schmuck. Dem entsprechend gestaltete sich

auch der gesammte Hof der Königin, der als ein seltenes Muster von Zucht und edler Sitte gerühmt wird. Mit mütterlicher Obsorge überwachte sie Alles, und leitete, lehrte und gebot durch den Zauber ihrer Sanftmuth.

Gleich der Mutter übte Anna einen wahrhaft christlichen Armendienst. Allwöchentlich speiste sie zwölf Arme, denen sie die Speisen selber auftrug, ja bisweilen sogar mit eigener Hand kochte, was besonders in der schwedischen Hauptstadt eine bisher unerhörte Erscheinung war. Sie band sich zu diesem Dienst eine Schürze um und theilte mit einem großen Küchenlöffel die Portionen unter die dasitzenden Armen aus; nach dem Essen ging sie unter ihnen leutselig herum und legte dann noch einem Jeden ein Almosen in die Hand. In der Leidenswoche des Herrn nahm sie gemeinschaftlich mit ihrem Gemahle an bejahrten Personen die Fußwaschung vor. Jeden Morgen schickte sie ihren Gewissensrath nach den Krankenhäusern und in die Wohnungen dürftiger Leute aus, um das Elend der Einen und den Kummer der Andern zu erforschen, Rath und Hilfe und Linderung zu schaffen. Wo sie erschien, da kehrte ein Sonnenblick der Freude ein, und wenn sie fortging, so hinterließ sie die Spuren ihrer Milde, ihres Wohlwollens, ihrer Herzensgüte.

Der König wußte auch, welch eine holde Glücksgabe ihm in seiner Gemahlin anvertraut sei und hielt sie wie ein theures Kleinod. Er ahmte ihr in manchen Stücken bewundernd nach, und bekundete durch sein ganzes Benehmen, daß die Uebereinstimmung ihrer Gemüther eine wahre und wolkenlose war. In rührender Dankbarkeit anerkannte das Anna. Zwei Worte von ihr, ebenso ehrenvoll für sie selbst wie für den königlichen Gemahl, öffnen uns einen Blick in dieses schöne friedliche Fürstenglück. Kurze Zeit vor ihrem Ende, aber noch in gesunden Tagen sagte sie: „Niemals kann ich meinem Schöpfer genug danken für die hohe und unverdiente Gnade, daß er mir einen so frommen, tugendhaften, gottesfürchtigen Gemahl zugeführt hat, der mit solcher Freudigkeit den Herrn anruft, so oft denselben empfängt, durch seine Tugend und Frömmigkeit auch mich zu jeglicher Art der Gottesverehrung anspornt.“ Das andere Wort ist dieses: „Ich bin fest versichert,“ sagte sie später, „daß unter dem Himmel kein reineres und rechtschaffeneres Herz kann gefunden werden, als das meines Königs. Könnte ich alle seine Gedanken wissen und die geheimsten Falten seines Gemüthes erforschen oder merken, ich würde dies mit der größten Bereitwilligkeit vollführen, gänzlich nach seinem Sinn und Gefallen mich richten.“

Dieser Anhänglichkeit kam ihre Entschlossenheit gleich. Als einst der König zu einem gefahrvollen Unternehmen eine Fahrt nach Schweden vorbereitete, erklärte die Königin muthig, ihren Gemahl in allen Gefahren treulich begleiten zu wollen, und keine Vorstellung ihrer Räthe über ein solches Wagniß, keine Schilderung der bevorstehenden Mühsale und Bedrängnisse vermochte ihren Entschluß zu erschüttern. Allen Einreden begegnete sie mit dem ruhigen

Worte, daß ihr Platz da sei, wo ihr Herr und Gemahl sei. „Spart Eure Reden!“ fügte sie hinzu, „sie können mich doch nicht eines Daumens breit von meinem König trennen. Wo der König sein wird, da will auch ich sein; sein Loos soll das meinige werden. Ich will ihm folgen, wie der Schatten dem Menschen. Wohin er gehe, ich will, ob Leib und Leben darob Gefahr laufen, seiner glücklichen oder seiner widerwärtigen Begegnisse Genossin bleiben. Nur der Tod soll mich von meinem Könige trennen. So lange ich lebe, kann von diesem Vorsatz mich Niemand zurückdrängen. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“

Indeß ihre Tage waren gezählt; es sollte ihr nicht mehr vergönnt sein, jenen Entschluß zu Ende zu führen und durch die Probe zu bewähren. Gleichsam im Vorgefühl eines frühen Todes hatte sie mit dem königlichen Gemahle noch eine Wallfahrt nach Czenstochau (ein altgefeierter Wallfahrtsort der Polen) angetreten, um dort ihre beiden kleinen Kinder durch die fromme Fahrt dem besondern Schutze Gottes und der Fürbitte der Gottesmutter anzuempfehlen. In ahnungsvoller Wehmuth sagte sie damals zu König Sigismund: „Wir werden nicht lange beisammen sein; mein Weilen auf Erden wird kurz dauern; bald müssen wir uns trennen.“ Als der König ihr so trübe Gedanken auszureden versuchte, antwortete Anna: „Wie Gott will; aber ich fühle wohl, daß ich nicht lange mehr leben werde.“ Seit dem sprach sie täglich nach ihrer Andacht noch das alte kirchliche Klagelied: Dies irae (Tag des Zornes und Gerichtes), gleichsam zu einer gottergebenen Vorbereitung.

War ihr Leben ein frommes gewesen, so war es ihr Sterben nicht minder. In der Nacht vor dem 9. Februar 1598 erkrankte sie plötzlich. Doch glaubte sie selbst noch nicht, daß ihr Ende so nahe sei. Denn in der Frühe des andern Morgens, der ein Donnerstag war, sagte sie zu ihrem Beichtvater noch voll tröstlicher Hoffnung: „Ihr wißt, daß heute der Tag wäre, an welchem ich die Armen speisen sollte. Ich fürchte, meine Mattigkeit werde es mir nicht gestatten; ich möchte es daher gerne auf den folgenden Tag verschieben und, so Gott will, was ich heute nicht vermag, morgen durch größern Fleiß gut machen.“ Aber schon in der folgenden Nacht verschlimmerte sich das Uebel, und gegen Anbruch des neuen Tages erschien ihre Rettung hoffnungslos. Wie eine gute Christin bereitete Anna sich zum Sterben vor und empfing die letzte Oelung aus der Hand des Nuntius. Als sie hierauf nach dem anwesenden Könige sich umsah und bemerkte, wie er ganz in Thränen aufgelöst dastand, da winkte sie ihn freundlich zu sich an den Lehnstuhl, in welchem sie saß, und lispelte ihm liebevolle Worte zu. „Müssen wir uns trennen?“ sagte sie, ihn zärtlich anblickend. „Nun,“ fuhr sie zum Abschied milde fort, „da es dem Herrn der Welt gefällt, daß wir auf eine Zeit von einander scheiden sollen (wiewohl ich hoffe, daß wir in seinem Haus bald wieder uns vereinigen werden), empfehle ich vor Allem mich und meine Seele

in Euer frommes Gebet; ſodann Eurer väterlichen Treue und Liebe meine theuren Kinder; endlich meine Hausgenoſſen, die, wie Ihr wohl wiſſet, größtentheils Waiſen ohne Eltern und Vaterland ſind. In Eure Hände, Eurem Schutze empfehle ich ſie."

Der König war nicht im Stande, anders als mit Thränen zu antworten; er war ſo überwältigt von Schmerz, daß die gute ſterbende Königin ſelber ihn tröſtete und bat, ſeinen Kummer zu mildern, auch ihm zuredete, ſich einige Ruhe und Nahrung zu gönnen. Aber er wich nicht mehr von ihrer Seite und wandte keinen Blick mehr von dem milden ſchönen Antlitz, aus dem die Seele ſchon die Flügel zum Scheiden ſchwang. Er ſah, wie die geliebte Gemahlin ihr Haupt nach der rechten Schulter neigte, wie ſie die Arme ausbreitete, und unter dem lautloſen Lauſchen der Umſtehenden und Knieenden rief: „Flehet zu Gott für mich!" Dann ſchlummerte ſie ein, ruhig, friedlich, und ſchlummerte hinüber in's ewige Leben. Es war um Mittag des 10. Februar. In dem Blüthenalter von 25 Jahren hatte ſie der Tod hinweggeholt. Zwei Jahre ſpäter ſtarb ihr ſiebenjähriges Töchterlein an dem gleichen Tage.

Schweigen wir von dem Schmerz der Mutter! Die Lieblingstochter, ein Kleinod von Tugendhaftigkeit, das Ebenbild ihres Herzens und ihrer Geſinnung vor ſich in ein frühzeitiges Grab legen zu müſſen — es iſt ein unausſprechliches Leid für eine treue Mutter, das empfunden, aber nicht geſchildert werden mag. Sie ſelber antwortete auf ein Troſtſchreiben mit den Worten: „Was ihr mir zur Beruhigung und zur Stillung meiner Thränen ſchreibet, iſt Alles wahr und dient mir zur Erleichterung; aber meine Thränen ſind doch gewaltiger, und ich kann ihrem Lauf nicht Einhalt gebieten. Was ich gehabt und nun verloren habe, das weiß nur ich zu ermeſſen. Wie ſehr wünſchte ich aufgelöst und bei ihr zu ſein! Ich bitte unſern Herrn Chriſtum um die einzige Gnade, daß er die Bande dieſes elenden Leibes trennen und zu meiner heißgeliebten Tochter mich möchte aufſchwingen laſſen." Später, als ſie wieder die Faſſung errungen, ſagte ſie der theuren Tochter das ſchöne Lob nach, das als das würdigſte Denkmal ihres Lebens gelten darf: „Darum habe ſie an ihr mit beſonderer Innigkeit gehangen, weil ſie ſolche Freudigkeit in der Gottesfurcht, ſolche Hingebung in den Gehorſam, ſolche Beſcheidenheit und Demuth, ſolche kindliche Ehrerbietung während ihrer ganzen Lebenszeit bewieſen."

Der König bewährte auch nach dem Hingang ſeiner jugendlichen Gemahlin der Erzherzogin Maria eine ehrerbietige Anhänglichkeit; er hielt und berieth ſich mit ihr wie mit einer Mutter und blieb hinfort in ſeinen Briefen wie in ſeinem Verhalten unwandelbar Maria's „getreuer Sohn." Gleicherweiſe hing die Erzherzogin an dem Manne ihrer ſeligen Tochter mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit; ſie ſchätzte ihn überaus hoch und ſagte zu Ferdinand, er habe einen treuen Bruder an dem König. Sigismund hat ſchließlich dieſes

mütterliche Vertrauen dadurch gerechtfertigt, daß er nach Verfluß von mehreren Jahren eine Schweſter ſeiner geliebten Anna, die jüngſte Tochter der Erzherzogin, Conſtanze, zu ſeiner zweiten Gemahlin erwählte.

Schatten und Licht.

Von Katharina Diz.

Der Allerſeelentag.

Als Kind war es eine meiner liebſten Unterhaltungen, im Gras einer Wieſe oder dem Mooſe einer freien Heide zu liegen und dem Spiele des Lichtes und des Schattens auf den Gegenſtänden um mich her zuzuſehen. Wer von Euch wird Sieger ſein? fragte ich oft in kindiſcher Neugierde, indem ich zum Himmel aufblickte, wo die ſchwebenden Wolken hin und her zogen, bald wie mit einem leiſen Schleier die Sonne verdeckten, als wollten ſie nur ihr ſengendes Feuer mildern, bald aber auch ſich wie ein drohendes Heer zuſammenzogen, als ob ſie auf immer das freundliche Licht der Erde entziehen könnten. Wie konnte ich freudig in die Hände ſchlagen, wenn dann oft plötzlich ſo ein recht heller Strahl durch die dunkle Hülle brach gleich einem blitzenden Siegesſchwerte oder einem Auge voll Liebe und göttlicher Freude, vor deſſen Blick Alles rings umher wieder einſtürzte wie mit einem Zauberſchlage. — Ich wußte es wohl, daß die Sonne Herrſcher bleiben würde, jauchzte ich dann und doch konnte ich auch den Wolken nicht gram ſein, und wenn ſie fortzogen, ihnen nachſehen, als wären es ſcheidende Freunde. Und vollends wenn ſie niederfielen in friſchen Tropfen und die dürſtende Erde tränkten; wenn der ſiebenfarbige Bogen ſich ſo leuchtend auf ihrem dunklen Grunde ausbreitete, wie war ich ihnen dann ſo dankbar und hatte ſie ſo lieb, daß ich ſie nimmer hätte miſſen mögen auf dem hohen freien Raum dort oben, dem liebſten Spielplatze meiner kindiſchen Phanthaſie!

Jetzt, wo ich kein Kind mehr bin, betrachte ich zwar noch immer die verſchiedenen Erſcheinungen in der Natur; aber mehr noch beſchäftigt mich doch der Wechſel von Schatten und Licht in dem Leben der Menſchen. Ja, auch hier iſt derſelbe Wechſel, derſelbe Kampf, die dunklen und die hellen Tage gehen durcheinander und machen das Herz bald freudig und friſch, bald traurig und bang. Wohl uns, daß es ſo iſt! Ein ſtetes Glück würden wir eben ſowenig im Leben ertragen wie die Natur lauter Sonnenſchein.

Wie dunkel und öd mir oft das Leben der Armen erſchienen iſt! Wie kam's mir manchmal vor, wenn ich aus meinem hellen, mit Blumen und Bildern

geſchmückten Stübchen in eine ihrer engen dumpfen Hütten trat, als mangle ihnen alle Schönheit, alle Anmuth und Freundlichkeit, welche dem Daſein des Menſchen Werth geben und es über das der andern Geſchöpfe des Erdbodens erheben. — Und doch iſt dem nicht ſo! Wie der Himmel mit ſeiner Sonne und ſeinen Wolken die ganze Erde überwölbt und Licht und Schatten ausgießt über die arme Haide, wo das dürftige Grashälmchen mühſam emporſprießt, wie über die reichſte Flur, auf der das Korn in vollen Wogen rauſcht und die Blumen blühen in Fülle und Farbenpracht, ſo ſteht auch über dem Leben der Armen wie der Reichen das gleiche Geſchick im Wechſel von Freud und Leid. Wie hat mich oft geſchauert vor dem bleichen Schatten, den ich durch glänzende Prunkgemächer ſchleichen ſah und wie freudig hat oft ein Sonnenſtrahl mein Herz berührt, der durch das Fenſter einer verfallnen Hütte brach und ſie traulich und freundlich erſcheinen ließ, wie manche Wohnung der Reichen! —

Da drüben ſteht mein armes, kleines Nachbarhaus! Ich könnte Euch eine ganze Reihe von Schatten und Lichtbildern vorführen, welche ich im Laufe weniger Jahre dort ſchon betrachtet habe. — Zwar eine lange Zeit her iſt es dunkel darinnen geweſen und noch vor Kurzem, da hingen die Wolken des Unglücks ſo ſchwer und ſchwarz über ſeinem Dache, daß mein Herz beklemmt wurde, ſo oft ich hinüberſah und meine Hände ſich ängſtlich falteten zu Gott mit der Bitte: er möge aufhören, ſeine Blitze zu werfen. —

Zwei Monate ſind verfloſſen, da wurde der Vater des Hauſes, ein braver, fleißiger Gärtner, auf den Kirchhof getragen. Er hatte lange gekränkelt und nur mit mühſamer Anſtrengung ſeinen kärglichen Tagelohn verdient. Ein Leid zehrte an ſeinem Leben, das kein Arzt zu heben vermochte. Es war der Harm um ſeinen älteſten Sohn, der ihm ein Jahr vorher im Rhein beim Baden ertrunken war. Der zwölfjährige Knabe war ſo recht der Liebling ſeines Herzens, der Sonnenſchein ſeines Lebens geweſen. Man konnt's ihm nicht verdenken, es war ein herziges Kind! Ein Geſicht hatte es wie Milch und Blut ſo weiß und roſig und Augen ſo hell und heiter wie zwei klare Sterne, Güte und Treue ſprachen aus jedem Zuge. Dabei war er ſtets friſch und flink bei jeder Arbeit und konnte ſchon manche mit dem Vater theilen und ihm oft einen Gang erſparen mit ſeinen flinken Füßen. Und Abends, wenn die müden Eltern nach Hauſe kamen, gebeugt von der Laſt der Arbeit und Sorgen, dann wußte das helle, fröhliche Kind immer etwas Luſtiges zu erzählen und ſo anmuthig zu plaudern, daß die Leiden des Tages mit den Rauchwölkchen des Heerdes hinauszogen und die helle Flamme der Freude den kleinen Kreis erwärmte und belebte.

Der zweite Sohn, der arme, kleine Karl ſtand neben dem friſchen, geſunden Niklas ſo ſtill und trüb, daß es war, als zöge ein dunkles Wölkchen neben einem hellen Stern einher. Er war das Schmerzens- und Sorgenkind ſeiner Eltern, wie der Bruder der Augentroſt und das Herzblatt war. Seit

seiner Geburt schwach und kränklich, hätte er einer besonders sorgfältigen Pflege bedurft, doch da die Armuth sein Erdenloos war, so konnte ihm diese nicht gegeben werden und in der engen feuchten Wohnung gedieh die kleine zarte Menschenpflanze nur in kümmerlicher Weise. Wenn der frische Niklas und sein Schwesterchen, das kleine Gretchen, ebenfalls ein gesundes, rosiges Geschöpfchen, lachend und jauchzend durch Sturm und Regen sprangen, saß der bleiche zarte Knabe oft zusammengekauert in einer Ecke des Zimmers von Schmerzen aller Art gepeinigt und versunken in jenes träumerische Vorsichhinstarren, an welches sich die armen Kleinen so leicht gewöhnen, die man unbeschäftigt und sich selbst überlassen oft und lang im Zimmer einsperren muß. — Die Kränklichkeit des Kindes war durch einige schauerliche Unglücksfälle vermehrt worden. In seinem vierten Jahre hatte ihn einmal, als er am Wege spielte, ein Wagen überfahren und wenn er auch wunderbarer Weise keine Verletzung an seinen Gliedern davongetragen, so war ihm doch seit dieser Zeit eine große Reizbarkeit der Nerven und ein von Zeit zu Zeit wiederkehrender Brustschmerz zurückgeblieben.

Ein paar Jahre später brach in einer kalten Winternacht Feuer aus in dem Hause der Eltern, gerade an der Wand, wo sein Bettchen stand. Er war also der Erste, der das Unglück entdeckte und den größten Schrecken davontrug. Halbnackt rettete er sich mit den Geschwistern in das Nachbarhaus und die Armen hatten lange noch an den Folgen dieses Unglücks zu leiden und umherzusuchen, bis eine andere, noch kleinere Wohnung als die bisherige sie aufnahm.

Karl war auch zugegen, als der Bruder im Rhein ertrank. Gegen seine Bitte hatte der Knabe sich von muthwilligen Buben verlocken lassen, an einer gefährlichen Stelle des Stromes sich zu baden. Er sah ihn, von einem Strudel ergriffen, hinabtauchen, sah ihn hülfeflehend die Arme emporrecken aus den Wellen, umsonst war sein Geschrei, kein Retter ließ sich sehen; vor seinen Augen ward der Liebling der Eltern, der schöne frische Niklas eine Beute des blassen Todes und er mußte als Unglücksbote nach Hause eilen und das Schreckliche verkünden!

So viel Unglück hatte der Knabe schon erlebt und er war kaum zehn Jahre alt! — War es ein Wunder, daß es schien, als liege ein bleicher Schatten auf dem jungen Gesichtchen, aus dem die großen Augen so dunkel fragend umherschauen, als wäre ihm das Leben schon ein schweres Räthsel und kein leichtes Spiel mehr wie andern Kindern seines Alters? — Dazu war es ihm nicht entgangen, daß die gesunden, heitern Geschwister den Eltern mehr Freude gaben wie er, und besonders nach dem Tode des Bruders mußte er erfahren, welch eine unersetzliche Stelle derselbe besonders bei dem Vater hinterlassen. Bauersleute pflegen nicht immer zart und vorsichtig in Gegenwart ihrer Kinder sich zu äußern, sie lassen das Herz überlaufen, wohin es

will und der arme Karl hörte aus den heftigen Ausbrüchen des Schmerzes, in welchen sich die Eltern so rücksichtslos vergaßen, oft die Klage heraus: mußte es gerade das frische gesunde Kind, unsre Hoffnung und baldige Stütze sein, das der Tod uns nahm, während er das kränkliche, das uns nur Sorge und Kummer macht, zurückließ! — Sagten sie das auch gerade nicht mit klaren deutlichen Worten, so merkte der Knabe, der eine feine Beobachtungsgabe empfangen, doch nur allzu gut den Sinn ihres Gebahrens und empfand tagtäglich den üblen Einfluß dieser ungerechten Trauer um Etwas, das nicht mehr da war, während das Gegenwärtige der Liebe und Pflege so bedürftig blieb. Ein stiller, verschweigender Trotz, ihm schon angeboren, fing stärker an zu treiben in dieser Zeit und er entfernte sich, so oft er konnte, von den Seinen. In dem großen, vornehmen Nachbarshause war es ja so viel schöner als in der armen dunklen Hütte der Eltern. Dort waren freundliche Frauen, die sich gern mit dem geschcidten Kinde beschäftigten, er bekam besser zu essen und sah und hörte eine Menge Dinge, die ihm unbekannt waren. Er durfte sich die Bilder an den Wänden betrachten und aus den Bücherschränken sich schöne Geschichten und Lieder zum Lesen aussuchen. Das Alles gefiel ihm wenigstens zeitweise besser, als zu Hause der Mutter helfen Gemüse zu reinigen, das sie nach dem Markte trug, oder für den Vater einen Gang zu machen und ihm irgend ein leichtes Geschäft abzunehmen. Wenn man ihn fragte, was er werden wolle, so antwortete er kurzweg mit einem etwas hochmüthigen Zurückwerfen des Kopfes: ein Maler! Er sah nämlich viele Künstler in dem Hause seiner Gönner aus- und eingehen, die sich auch mit ihm zuweilen unterhielten und ihm Bilder zeigten und vorzeichneten. Es war ihm auch ein gewisses Talent für Zeichnen und Coloriren nicht abzusprechen; dennoch wurde er des Pinsels bald müde und zeigte gerade nicht allzuviel Geduld in dem Ausführen eines kleinen Kunstwerkes, das man ihm vorlegte. Und so war denn jener Vorsatz wohl weniger der Wunsch eines innerlichen künstlerischen Bedürfnisses als das Verlangen, etwas Besseres und Vornehmeres werden zu wollen als die Seinigen. Er sah, daß die Maler feinere Röcke trugen als die Bauersleute und hörte, daß sie manchmal für ein Bild einige 100 Thaler bekämen. Das gefiel ihm über die Maaßen und er dachte es sich gar schön, wenn er einmal so ein reicher, vornehmer Herr wäre und mehr verdienen könne, als die, welche ihm so oft von den Eltern vorgezogen waren! —

Doch der Ernst des Lebens sollte noch einmal und stärker denn je an das junge Kinderherz pochen und ihm die rechte Stelle zeigen, wo sein Leben und Streben hingehörte. —

Als der Vater immer mehr dahin kränkelte, da schlang er wie in vorsorgender Sorge und bereuender Liebe seine Arme inniger um das zurückgebliebene Kind und das Herz des Vernachlässigten fing wunderbar an auf-

zuthauen von der Wärme, die ihm so lange gefehlt hatte. Jetzt konnte man ihn nur mit Mühe aus dem Hause von dem Krankenbett des Vaters bringen, wo er Stundenlang saß, ein kleiner kluger Wächter, und auf den Schlag der Uhr Acht gab, damit er zur rechten Zeit dem Leidenden die Medizin reichen konnte.

Der Tod läßt sich nicht fortweisen, nicht erbitten durch Klagen und Thränen, er ist ein strenger Vollstrecker des ewigen Willens, er darf nicht fragen nach der Noth, die er zurückläßt, nach den Wunden, die seine Sense schneidet, er darf nur thun, was sein Herr ihm befiehlt und auch die kleine Hütte mußte er auf's Neue in eine Stätte des Jammers und der Noth verwandeln. — Ja! es war recht dunkel dort in diesen Tagen und es konnte Einem schauern, wenn man eintrat und hörte die trostlose Mutter klagen und sah den bleichen Knaben und das kleine Mädchen, über dessen rosiges Gesichtchen Thränen strömten, deren Bedeutung für das Leben sein Herzchen noch nicht einmal ahnen konnte. Aber der verständige, frühreife Karl hatte schon einen klaren Begriff von dem Leid, das der Tod des Vaters über das Haus gebracht und er ging so ernst und nachdenklich das Köpfchen gebeugt, hinter dem Sarge des Vaters, in dem Leichenzuge der Nachbarn und Verwandten, die ihn zum Grab geleiteten, als wäre er kein Kind mehr, sondern schon ein Erwachsener, der die Würde und Bürde des Platzes fühlte, den man ihm angewiesen. Heute wollte er auch nicht mit der lieben Fräulein Marie gehen die gekommen, um ihn nach dem freundlichen Hause, in dem er sonst so gern war, mitzunehmen. Fast ängstlich hielt er sich an der Hand der Mutter fest, als fühle er, daß er heute bei ihr sein muß und in dem Kreise der armen Verwandten bleiben, welche die Trauer seines Hauses theilten. In diesen Tagen schien auch der Mutter eine Ahnung zu kommen, daß der schwache kränkliche Knabe wohl nicht so unnütz auf der Welt sei, als sie geglaubt. Er wußte sie oft wunderbar zu trösten mit verständigen Worten und aufzurichten mit Sprüchen und Liedern, die er aus den Büchern in der Schule und dem Hause seiner Freunde hatte auswendig gelernt. Sie mußte sich oft sagen: so hätte der Niklas nicht zu mir sprechen können und das Gretchen wird es auch nimmer können. Aber oft noch fiel sie doch unwillkührlich in ihren alten Ton und der arme Karl hörte sie manchmal zu den Nachbarn und Bekannten sagen: ich arme Frau! lebte jetzt nur der Niklas noch! an dem könnte ich nun schon eine Stütze haben; er war so stark und gesund; aber was kann ich mit dem kränklichen, schwachen Kind da machen!

Es war ein Glück, daß die Blume der Liebe in den Gewitterstürmen und Thränengüssen der letzten Zeit so schnell und hoch in dem Herzen des Kindes emporgewachsen war. Er wurde nicht trotzig wie sonst, wenn er solche Worte hörte, er schlang zärtlich seinen kleinen Arm um den Hals der Mutter und sagte: „Sei nur still! der Lehrer hat mich gern, ich werde bald zur Com-

munion gehen dürfen und da brauch ich nicht mehr den ganzen Tag in der Schule zu sein und Du sollst sehen, was ich Dir da Alles zusammen verdienen will!" — Dann wurde die Mutter sehr weich und gerührt, sie drückt den kleinen Tröster an ihr Herz, sagte aber doch mit einem tiefen Seufzer: „Du armer Wurm! was könnteſt Du wohl ausrichten!"

II.

Die Zeit der ersten Trauer ging vorüber, der Schmerz hatte seinen grausamsten Stachel gebrochen; aber die Tage der Noth reihten sich desto dichter und finsterer zusammen. Der kleine Taglohn, welchen die Mutter durch Verkaufen der Gemüse auf dem Markte nach Hause brachte, reichte oft kaum aus für das Schwarzbrod, welches die kleinen Waisen zur Stillung ihres Hungers bedurften. Der Winter kam heran; es mußte für Brod gesorgt werden und die Unterstützung aus der Armenkasse war so gering, daß sie für die Bedürfnisse dreier lebender Wesen kaum anzuschlagen war. Das Betteln war ihrem Manne stets ein Greuel gewesen und sie hätte auch gern nach seinem Tode noch seine Gesinnung geehrt und ihre Kinder vor dieser Schmach des Lebens bewahrt. Dazu mußte die Hausmiethe bezahlt werden und leider hatte sie sich mit der Hauswirthin überworfen und sie in einem unbesonnenen Wortwechsel gereizt, so daß sie sich wohl schwerlich wie sonst bei Lebzeiten ihres Mannes zuweilen geneigt zeigen würde, ihr auf ein paar Monate die Bezahlung der Schuld hinaus zu schieben.

Karl theilte seit dem Tod des Vaters die Sorgen der Mutter, er sah sie in ihren Augen, er las sie auf ihrer Stirne und hörte sie aus jedem Seufzer heraus.

„Mutter! sei nicht bang!" sagte er eines Tages, „weißt Du was? künftige Woche ist Allerseelentag, da machen wir Kränze auf den Kirchhof und da bekommen wir viel Geld dafür."

„Ach ja!" seufzte die Mutter, „wenn Dein Vater noch lebte! der hat oft viel verdient an diesem Tag, die vornehmsten Herrschaften bestellten sich Kränze bei ihm; aber ich verstehe keine zu machen und Du auch nicht. Das ist auch vorbei! es ist alles aus mit uns!" —

Der Knabe schwieg; aber in seinem Herzen dachte er: die Mutter weiß es nicht, ich kann schon Kränze machen, ich hab's dem Vater abgesehn und dem Fräulein Maria drüben, die auch so schöne Sträuße und Kränze machen kann, habe ich oft geholfen und sie hat gesagt, ich könne ihr so schöne Blumen finden wie kein anderes Kind.

Das hatte seine Richtigkeit; der Knabe unterschied sich von den meisten Kindern, welche stets das Erste, Beste, was ihnen vor den Füßen steht, abreißen. Er hatte ein feines Auge erhalten, er *ſuchte* und *wählte* und fand wirklich stets das Schönste und Beste, was an Blumen und Gräsern im Garten oder auf der Wiese ist.

Er kannte die Stellen, wo gewiſſe Pflanzen am beſten zu gedeihen pflegen und wußte, welche Blumen und Ranken ſich am ſchönſten in Sträußen und Kränzen ausnehmen. Zum Theil hatte er es vom Vater und von Fräulein Maria erfahren, das Meiſte aber hatte er doch, wie man zu ſagen pflegt, aus ſich ſelbſt gelernt. Er war wirklich ein kleiner, geborner Naturforſcher. Es waren daher auch immer die hellſten Freudentage für ihn geweſen, wenn der Vater, um Maikräuter zu ſuchen und Blumen und Grün zu Feſtkränzen, die bei ihm beſtellt waren, zu holen, mit ihm und dem Bruder in „den Buſch" hinaus ging. So hieß nämlich ein kleines Wäldchen, das eine Stunde von der Stadt entfernt, mit ſeinen grünen Büſchen und Bäumen, ſeinem rieſelnden Bach, ſeinem weichen Mooſe, Gräſer und Waldbeere wie eine erquickende Oaſe in der Gegend lag.

Die Drei zogen ſtets ſchon früh am Morgen, wenn ſie die erſte Meſſe beſucht hatten, vom Hauſe fort. Sie wählten immer den Sonntag zu dieſem Ausflug, weil dann der Vater nicht an die Arbeit und die Knaben nicht zur Schule brauchten. Die Mutter packte ihnen ein ſelbſt gebackenes Weißbrod, „Platz" geheißen in den Sack und wenn es hoch her ging, auch einige Loth Kaffee, den ſie ſich in einem nahliegenden Bauernhauſe kochen konnten. Das war ihre Koſt für den ganzen Tag; aber es war ein wahres Königsmahl, wenn ſie hungrig von dem weiten Weg unter einem Baum auf dem weichen Mooſe oder einem umgeworfenen Aſt ſaßen, während die volle Luſt und Seligkeit des Waldlebens ſie umſpielte und umfluthete in der Luft die durch die Büſche zog und in den Blättern rauſchte und ſäuſelte. Da rief der Kukuk, da hackte der Specht, da ſummten die Bienen und Käfer, da flötete die Goldammer, trillerte der Finke, da blühte, rankte, ſproßte und trieb der Reichthum des Frühlings, die Pracht des Sommers in tauſend Farben, Blumen und Blättern um ſie her und ſie hatten nicht Augen und Ohren genug zum Sehen und Hören. —

„Halt nur Vater! da fliegt ein Rothbrüſtchen aus dem Neſt," ruft Karl — „ſieh! da ſpringt ein Eichkätzchen!" jauchzt Niklas, — ein Haſe! — ein Haſe!" jubeln Beide in einem Laut und ſpringen in einem Sprung auf, ihm nachzulaufen und der Vater lacht ihnen nach und ruft: „der kann es beſſer als Ihr!"

Dann ging es an ein Suchen in den Büſchen und dem Gras umher und hier war es, wo der kleine Karl ſich hervorthun und geltend machen konnte. Er fand immer die beſten Kräuter und die ſchönſten Blumen und viel mehr wie Niklas. Der Vater klopfte ihm zuweilen auf die Schulter und ſagte: „Du verſtehſt es beſſer wie wir Beide, Du haſt ſo feine Fingerchen, die das feinſte Hälmchen brechen können und Deine großen Augen ſehen, glaub ich, jedes Gräschen wachſen." — Er war alſo ein unentbehrlicher Geſelle an dieſen Waldtagen, aber ohne den Niklas wären ſie doch auch nicht

ſo ſchön geweſen. Er trug ſtets den Proviantſack und während der kleine Bruder ſtill neben den Pfaden einherſchritt und mit ſeinen ſchwarzen Augen jeden Winkel zu durchſpähen ſchien, warf er luſtig und keck den friſchen Krauskopf in den Nacken und ſang und plauderte mit ſo heller Stimme, als wäre er ſelber eines der fröhlichen Waldvögelchen, die ihn umflatterten und des Vaters Augen ſtrahlten, ſo oft ſie nach ihm ſchauten.

Das waren die Sonnentage in dem Leben der armen Hüttenbewohner, da waren ſie reich, da waren ſie frei von jeder Laſt und Sorge und durften keinen König beneiden. — Sie waren dem armen vaterloſen Waiſen treu im Gedächtniß geblieben, und er wußte wohl, daß ſie nicht wiederkehren konnten. Dennoch überredete er ein paar Kameraden, daß ſie mit ihm eine kleine Herbſtfahrt nach dem lieben Buſch machen wollten. An einem milden Octobermorgen ſpannten ſie einen Hund vor einen kleinen leichten Wagen, den ſie mit Körben und Säcken für Blumen und Heu beladen hatten und fuhren friſch und wohlgemuth über die leeren Stoppelfelder dem Walde zu.

Seit dem ſchauerlichen Tode des Niklas war Karl nur noch ein einzigesmal mit dem Vater hingegangen, um Maikräuter zu ſuchen, und dieſer Tag war eine traurige Erinnerung für ihn. Da war der Vater nicht heiter und geſprächig geweſen wie in früherer Zeit, er hatte ihn ganz allein die Kräuter ſuchen laſſen und hatte ſich auf einen Baumſtamm geſetzt und die ganze Zeit vor ſich hingeſtarrt und zuweilen laut auf geweint und geſtöhnt. — Ich weiß, ſagte Karl vor ſich hin, woran der Vater denkt! wäre der Niklas jetzt bei uns, ſo wäre er froh wie ſonſt; aber mit mir allein kann er es nicht ſein.

Alles Frohe und Traurige, was er hier erlebt, ging jetzt dem Knaben wieder durch die Seele, als er mit den Kameraden in den Wald kam und während dieſe allerlei Kurzweil und Muthwillen trieben, ging er eine Zeitlang ganz ſtill und in ſich verſenkt auf den Pfaden einher, wo er ſo oft mit Vater und Bruder gewandelt hatte. Wo waren ſie hingekommen die Beiden? Unwillkührlich ſah er um ſich, als müſſe der Eine oder Andere aus einem Buſch hervortreten, hervorſpringen und ihm helfen wie ſonſt. Am meiſten dachte er an das letzte Zuſammenſein mit dem Vater und es war ihm, als höre er ihn wieder durch den Wald weinen und die troſtloſen Worte ſagen: mit mir iſt es aus! Das Beſte iſt fort und es geht zu Ende mit uns!“ — Wie ein harter Schlag waren dieſe Worte auf die zarte Seele des Kindes gefallen und heute fühlte er noch einmal ihre ſchmerzende Schwere. — Aber es iſt ein Glück, daß die Kinder einen Schutzengel haben, der ſpielend ſolche harten Schläge von ihnen ablenkt. Das iſt der leichte, fröhliche Sinn, der noch ſchnell vergißt, der jedem neuen Augenblick ſich hingibt und dem vergangenen Schmerz nicht lange nachhängen kann. Auch die bleichen Wangen des armen Karls fingen nach und nach an ſich heller zu färben in der friſchen Herbſtluft, ſeine Augen glänzten, als rief ihm eine Stimme zu: „nein! es iſt noch

nicht zu Ende mit Dir und den Deinen, ſieh nicht rückwärts; ſieh um Dich, ſieh vorwärts!“ — Die Sonne brach ſich mit hellem Lichte durch die jagenden Herbſtwolken, durch die flüſternden Zweige des Waldes und wie von ihrem Gruß ermuntert blickte der Knabe um ſich und ſah viel, viel Schönes um ſich her, ſogar jetzt noch wo Regen und Sturm recht mörderiſch in den Büſchen gehaust hatten und faſt nur welkes Laub mehr an den Bäumen hing. —

„Es iſt doch nichts mehr hier zu ſuchen!“ meinten die beiden Kameraden, die viel mehr Luſt hatten, ſich in irgend einem Spiel zu vergnügen, als dem Geſchäft nachzugehen, das ſie hergeführt hatte. Doch Karl ſagte: „Ihr ſeid mir die Rechten! es wäre hier nichts mehr zu finden? da müßte man doch keine Augen haben, wenn man das meinen wollte!“ — Und damit zeigte er die weiche Moosdecke, die ſo grün goldig und glänzend wie ein ſammtner Teppich ſich vor ihnen ausbreitete, zeigte ihnen das üppige Wintergrün, das noch ſo friſch ſeine Ranken am Boden hinzog, den treuen Epheu, welcher ſich ſo hoch und ſchlank um die Stämme der Eichen ſchlang, die Stechpalme mit ihren prächtigen, arabeskenartigen Blättern, zwiſchen deren Stengeln dicke Beeren wie Perlen glänzten, die dichten Wachholderſträuche und die lieblichen rothen Marienbeerchen, die ſich ſo hübſch in Kränzen ausnehmen. Wie in einer köſtlichen Schatzkammer ſuchte und kramte der kleine Gärtnersſohn umher und ein Kleinod nach dem andern wanderte in die mitgenommenen Körbe und Säcke zur größten Verwunderung der beiden andern Knaben, die eigentlich nur das ſahen und pflückten, was Karl ihnen zeigte. Karl aber wurde immer glücklicher, je mehr er fand und einſammelte, es war ihm oft, als biege die Hand des Vaters die Zweige und Sträuche auseinander und zeigte ihm die verſteckten Herrlichkeiten des Waldes, als hüpfe der Niklas in einem hellen, ſonnigglänzenden Engelskleidchen durch die Büſche und riefe ihm zu: „Sieh Dich um! es iſt noch nicht Alles am Ende!“ —

Schwerbeladen kamen die drei Kameraden am Abend nach Hauſe und die Beiden überließen gern dem Karl den ganzen Plunder für das Verſprechen, ihnen dafür ein paar Kränze zum Allerſeelentage widmen zu wollen. Hatte er doch auch das Meiſte geſucht und ſie hatten genug an dem ſchönen Spieltage im Walde. Der Karl aber dünkte ſich reich wie ein Kröſus und führte mit triumphirendem Blick die Mutter in den Hof, um ihr den vollgepackten Wagen zu zeigen. Dieſe ſchlug verwundert die Hände zuſammen; denn ſie war den ganzen Tag außer dem Hauſe geweſen und hatte nichts gewußt von der kleinen Waldreiſe, die der Knabe ſo auf gut Glück gemacht hatte. Halb lachend und halb ſchmollend ſagte ſie: „Da haſt Du mal was zuſammengepoſſelt! das liegt ja wie Kraut und Rüben durcheinander! mich ſoll's wundern, was Du aus dem Zeug herauskriegen wirſt. Ich wette, Du haſt Dir gewiß wieder ein tüchtiges Loch dabei in die Hoſen geriſſen.“

Das war nicht falſch gewettet; einige Riſſe hatten die Hoſen wirklich

davongetragen; indeß die ließen sich wieder zusammenziehn und viel zu verderben war ohnedieß nicht an den dünnen Läppchen. Er war noch bei guter Garderobe, er hatte eine Sonntagshose von Niklas geerbt, auch noch eine nicht ganz zerrissene für die Schule dahängen. Er hatte sich klug auf die Gefahr vorgesehn und am Morgen das schlechteste, was er besaß, angezogen, obgleich ihn anfangs darin abscheulich gefroren hatte.

III.

Den andern Tag ging Karl ganz früh zum Schulmeister und bat um Erlaubniß, diese Woche aus der Schule bleiben zu dürfen, damit er Kränze für den Allerseelentag binden und damit Geld für die Mutter verdienen könne. Anfangs wollte der Lehrer nicht recht daran; aber er wußte, der Karl war gescheidt und fleißig und konnte schon ein paar versäumte Tage wieder einbringen. Er gab also den gewünschten Urlaub und ermahnte zu guter Benutzung desselben. — Wer war froher als der Knabe! — Er that ein paar Luftsprünge über die Straße und dann eilte er zu seiner Herzensfreundin, zu Fräulein Maria, um ihr seinen Vorsatz mitzutheilen und ihre Fürbitte bei der Tante vorzusprechen, daß sie ihm noch einige Blumen und Grün aus dem schönen Park ihres Hauses abgebe. Natürlich that er auch hier keine Felhbitte. Die gute Frau ging selbst mit ihm in den Garten und schnitt ihm einen hohen Korb voll Bux und Tannenzweigen ab und Maria suchte ihm einen dicken Strauß von Georginen, Astern und Malven zusammen. Sogar noch einige verspätete Rosen blühten am Geländer und in den Gebüschen hingen die prächtigen Beeren der Berberitzen wie rothe Korallen und die weißen Glöckchen der Schneebeeren. Die Augen des Knaben funkelten vor Lust, als die schlanke, schöne Maria wie eine freundliche Fee durch die bunten Laubgänge schwebte und all diese Herrlichkeiten für ihn sammelte, während sie ihm Unterweisungen gab, wie er dieselben in den Kränzen zu verwenden habe. „Es ist gut" sagte sie, „daß Du so früh gekommen bist, in dieser Zeit werden wir von allen Seiten angesprochen und in wenigen Tagen wird der Garten ganz geplündert sein. Wenn sie uns nur nichts stehlen, wir gäben gern Allen; aber das ist zu häßlich und kann gewiß den lieben Todten keinen Segen bringen. — Ich weiß gewiß," sagte sie, indem sie freundlich ihr weißes Händchen auf des Knaben Schulter legte, „so Etwas wirst Du nimmer thun und immer dran denken, welch ein braver redlicher Mann Dein Vater war. Du machst doch einen Kranz auf sein Grab?" —

„Gewiß!" sagte Karl und sah mit festem Blick zu dem jungen Mädchen auf; „den allerschönsten soll er haben!" —

Nun ging er heim und begab sich frisch an sein Geschäft. Das Haus, in welchem er mit der Mutter und Gretchen ein kleines Stübchen bewohnte, hatte den Vortheil vor vielen andern Wohnungen, daß es einen hübschen geräumigen Hof besaß, an welchen sich ein großer Gemüsegarten mit einigen

Obstbäumen anschloß. Dieser beneidenswerthe Raum war so recht ein Spielplatz für die zahlreiche Kinderschaar, welche sich in dem von vielen armen Familien bewohnten Winkel des kleinen Vorstädtchens befand. Es wurde daher unserm Karl nicht leicht, sich ein ruhiges, freies Plätzchen zu erobern, wo er ungehindert seine Wald- und Gartenschätze ausbreiten und seine Kränze winden konnte, ein Geschäft, für das man mehr Ruhe, Zeit und Sammlung braucht, als Mancher denken mag beim Anblick des leichten, flüchtigen Kunstwerkes. Es gelang ihm indeß mit Bitten und Drohen, wobei ihm seine großen, schwarzen Augen, die man mehr fürchtete als seine kleinen, feinen Fäuste zu Hilfe kamen, die übermüthige Schaar zu zügeln, daß sie ihm nicht allzusehr in sein farbiges Gehege kam und seine zarten Ranken und Blüthen zertrat. Sie lagen anfangs allerdings wie Kraut und Rüben durcheinander; aber bald war alles geordnet und zurecht gelegt. In dem kleinen Stübchen war ihm das unmöglich gewesen und es war ein Glück für ihn, daß es viele Tage hinter einander so wunderschönes Wetter war. Die Sonne schien so hell und warm, als wolle sie zum Abschied für den nassen, kühlen Sommer Abbitte thun und wie ein Versöhnungskuß ruhte ihr Licht auf dem welken Laub der Bäume und spiegelte sich in den kleinen Fensterscheiben der ärmlichen Häuserreihe. O die Sonne, die gute Sonne! — welch eine freundliche Helferin und Trösterin ist sie doch den Armen! Es ist mir stets ein rührender Volksglaube gewesen, daß am Samstag die Sonne scheinen muß, damit sie den armen Leuten ihre Sonntagswäsche trockne und in den schönen Legenden der heil. Elisabeth spiegelt sich wie auf das Lieblichste der Wunderstrahl des himmlischen Lichtes, wenn es über dem Haupte der frommen Frau die Regenwolken auf ihren Wegen zu den Hütten der Armen durchbricht und die Eisrinde der Brunnen schmilzt, aus welchen sie Wasser schöpft für die Kranken und Dürstenden.

Seht, wie ihre Strahlen so freundlich über die Dächer der armen Hütten schweben zu dem bleichen Knaben, der in seinem grauen, zerrissenen Kittelchen dort so geduldig vom frühen Morgen bis zum späten Abend sitzt und Kränze windet, um den Tod zu schmücken, der in diesem Jahre so schaurig seine Flügel um sein Vaterhaus gebreitet hat! — Wie hilft sie ihm so lieblich bei seiner Arbeit, wärmt ihm die fleißigen Hände und streichelt ihm die bleichen Wangen! Mit ihren goldnen Fingern zeigt sie ihm die Farben der Blumen, wie sie zu einander passen und läßt sie erglänzen im hellsten Schein zur Aufmunterung seiner Augen! — Würde er ohne sie zu Stande gekommen sein? Er scheint ihre freundliche Hilfe zu fühlen; denn er sieht manchmal mit frohem Blick zum Himmel auf und sagt: „Was ist das doch ein Glück für mich, daß die Sonne jetzt immer so warm scheint!“ —

Das kleine Schwesterchen hat sich zwar auch neben ihn gesetzt um ihm zu helfen; aber es versteht nicht viel nach des kleinen Künstlers Meinung.

Höchſtens kann es die langen Stiele ein wenig abbrechen und den Staub von den Blättern wiſchen; aber das Kränzchen, das es anfängt zu winden, das ſieht, wie er ſagt, gerad aus wie eine dicke Wurſt und — pautz dich! da fällt es ſchon wieder auseinander. „Ja! es iſt nicht ſo leicht wie Ihr denkt!“ ſagt er zu der neugierigen kleinen Schaar, die ihn umſteht. „Mir hat es der Vater gezeigt, ſeht! ſo machte er die Kränze! in der Mitte liegen die großen Blumen und an den Seiten ſtehn die Blätter eins dicht an dem andern, das ſieht ſo recht feſt und ordentlich aus. Fräulein Maria macht es anders und das iſt auch ſchön. Sie mengt die Blätter und Blumen durcheinander in lauter kleine Sträußchen und bindet ſie dann rund herum zum Kranz zuſammen; das muß man auch feſt und ordentlich machen und muß ſehr acht geben, daß man die Blumen zueinander bringt wie ſie zuſammen paſſen und daß keine große die kleine verſteckt. Seht her! ſo! und ſie thut immer ſo viele kleine Grashälmchen und feine Zweigelchen hinein, ſie ſagt, das ſähe ſo leicht und duftig aus.“ —

„So duftig! ſo duftig!“ rief der kleine Kreis und brach in ein lautes Gelächter aus.

„So ſprechen die Vornehmen!“ belehrte ein naſeweiſes, ſchon etwas älteres Mädchen, „wir Bauersleute ſagen: es riecht und ſtinkt! Aber Du ſchnappſt gern was auf von den Vornehmen und es iſt oft recht dumm! wie kann denn ein Kranz duftig ausſehn?“

Der Knabe ward feuerroth und ſah mit zornfunkelnden Augen umher. „Hört mit dem Lachen auf!“ rief er, Fräulein Maria ſagt nichts Dummes! Ihr ſeid dumm! Damit hub er ſeinen Kranz in die Höhe und betrachtete ihn mit leuchtenden Blicken. Die Abendſonne warf gerade ihr glühendes, verklärendes Licht darauf und die kleinen, ätheriſchen Hälmchen ſchwebten wirklich wie roſiger Duft aus ſeinem dunklen Blättergewinde. Die kleinen Baſen waren ganz ſtill geworden und ſahen auf das glänzende Kränzlein, als ginge ihnen ein Verſtändniß des ſonderbaren Vergleiches auf. — Für den Augenblick hatte der Kranzkünſtler ohne viele Erklärungen den Sieg davon getragen; aber das Wort: „duftig“ ging doch ſeitdem eine Zeitlang wie ein Spottlaut auf dem Hofe herum.

Indeß, wer etwas leiſten will, darf den Spott nicht ſcheuen, der auch dem allerbeſcheidenſten Streben nachſchleicht. Unſer Karl ließ ſich nicht irre machen und wand feſte und duftige Kränze, einen nach dem andern in dem warmen Glanze der Herbſtſonne und ſonnig und warm wurde es auch dabei in ſeinem Herzen. Welch eine freundliche Sprache haben die Blumen für ein Kinderherz! Eine doppelt rührende aber hatten ſie für den armen Karl; denn faſt jede, die durch ſeine Hände ging, erinnerte ihn an den hingeſchiedenen Vater, der die Blumen ſo ſchön und treulich pflegte. Und dann fiel ihm der Wunſch ein, welchen der Vater ſo oft geäußert, daß doch einer ſeiner

Söhne auch ein Gärtner werden möchte. Auch die gute Frau Rath, seine Gönnerin, hatte manchmal zu ihm gesagt: „Ich wollte doch, Karl, daß Du ein Gärtner würdest, das wäre doch besser wie ein Maler, zu dem Du gewiß nicht Talent genug hast und das Malen ist auch lang nicht so gesund für Dich wie das Arbeiten in der freien Luft, unter den lieben Blumen.“ — „Ja!“ sagte er vor sich hin, während sein Blick fest in dem Kelch einer Blume haftete, „die liebe Maria hat doch recht, so schön kann kein Maler eine Blume machen wie der liebe Gott, wenn man sie ihm pflegen hilft, sagte sie einmal, sie hat recht und ich will es der Mutter sagen, daß ich jetzt ganz bestimmt ein Gärtner werden will und nichts Anderes. Dann kann ich schon im Frühjahr zu dem Herrn gehen, dem der Vater immer half und kann gleich der Mutter was verdienen helfen.“ — So träumte der Knabe und während seine Hände die Blumen zu lieblichen Kränzen zusammenflochten, flochten auch seine Gedanken aus den Tagen seines künftigen Lebens eine blühende Liebeskette, die er um das einsame Alter der Mutter schlang. — Seid gesegnet, ihr freundlichen Sonnenstrahlen auf der Hausflur des Armen! —

Wie war die Mutter verwundert, wenn sie nach Hause kam und die schönen Kränze erblickte, welche die zarte Hand ihres armen Karlchens gewunden hatte! „Wahrhaftig! man sollte meinen, der Vater habe sie gemacht,“ rief sie oftmals, „und ich glaube fast, manche sind noch schöner als er es konnte!“ — Eine neue Lebenshoffnung blickte sie an aus der duftigen Blumenfülle, unter welcher ihr bleiches Kind saß und sie so freudig anlächelte.

Wer weiß, dachte sie, läßt mich Gott noch Freude erleben, wo ich es am wenigsten vermuthet habe.

Ein Tag nach dem andern war so dem Knaben in unausgesetztem Fleiße dahingegangen und es war ihm, als ob er so das ganze Jahr sitzen und Kränze machen könne. Blumen und Blätter haben etwas so Mannigfaltiges, daß sie Einem nicht leicht ermüden und dem Auge immer neue Unterhaltung geben.

Abends trug er seine lieblichen Gewinde in das feuchte Kellergewölbe unten im Hause und des Tages besprengte er sie mehrmals mit Wasser, damit sie bis zum bestimmten Tage recht frisch bleiben sollten. Vierzig volle blühende Kränze waren jetzt fertig und übermorgen war Allerheiligentag. Da saß der Knabe noch auf dem Hofe und wand den letzten, den liebsten Kranz, den Kranz auf des Vaters Grab, zu dem er sich die schönsten Blumen aufgespart hatte, die er selbst gepflegt auf dem kleinen Beetchen, das ihm die Miethsleute in einer Ecke des Gemüsegartens zu benützen erlaubten. Jeden Tag, wenn er aus der Schule kam, ging der Kleine zu diesem Beetchen, wo er Bohnen gepflanzt hatte und ein paar Stöcke Georginen. Die Bohnen hatte er schon eingesammelt und ein ganzes Körbchen voll bekommen; aber auch die Georginen waren ihm wohl gerathen und standen in der lieblichsten

Blüthe. Es waren die Lieblingsblumen des Vaters und deshalb freute er sich ihrer Entfaltung doppelt; sie waren weiß wie Schnee und hatten so volle zierlich geordnete Blätterkronen, wie sie kaum in den Gärten der vornehmsten Leute gesehen wurden. Als er sie pflanzte, da lebte der Vater noch und er hatte ihm zugesehen und ihm gesagt, wie tief er sie in die Erde legen und wie er sie pflegen müsse. Damals dachte er nicht, daß er ihre Blüthe als Herbstesopfer auf sein Grab legen würde.

So sorgfältig wie diesen Kranz hatte er keinen gewunden; oben fing er ihn an mit ganz feinen Hälmchen und zierlichen Feldblümchen, dann ließ er voller und dichter das breitere Laub folgen mit rothen Berberitzen vermischt und unten bildeten drei weiße, glänzende Georginen eine volle, breite Krone mit einem ganzen Duftkreis von schlanken Grashälmchen umgeben, wie sie im Herbst noch so lieblich zwischen feuchten Hecken zu finden sind. Dazwischen hatte er an feine Drathstielchen befestigte Glasperlen hier und da eingeflochten, die schimmerten wie helle Thautropfen aus den grünen Blättern und den bunten Farben hervor. Es war wirklich ein wunderschöner Kranz, gerade so wie Fräulein Maria die Kränze zu machen pflegte, so genau wie diesen hatte er ihr noch keinen nachgemacht und er wunderte sich selbst, daß es ihm so wohl gerathen war. Das sämmtliche Kinderpersonal des Hofes stand diesmal ohne Spott und Lärm, ein andächtiges, bewunderndes Publikum um ihn her und selbst die Hauswirthin, welche ihm aus einem Fenster zugesehen, vergaß ihre böse Laune gegen die armen Miethsleute und rief ihm zu: „Das hast Du einmal brav gemacht, Karlchen! wenn Du den Kranz verkaufen wolltest, so bekämst Du gewiß das Doppelte dafür!“

„Aber der ist mir für kein Geld in der Welt feil!“ entgegnete der Knabe, „der ist für meines Vaters Grab bestimmt! Seht her, da hab ich auch einen für den Niklas, aus grünem Bux und rothen Beeren, nicht wahr, der ist auch recht schön? Aber freilich, der Vater mußte doch den größten und schönsten haben, das gehört sich.“

Das Gretchen hatte indeß die Mutter von ferne kommen sehen, es nahm den Kranz aus Karlchens Schooß und sprang der Heimkehrenden damit entgegen, indem es ihn so jauchzend in die Höhe hielt, als wäre es eine Krone für ein Freudenfest.

„Sieh, Mutter!“ rief es, „der soll auf des Vaters Grab! so schön hat gewiß auf dem ganzen Kirchhof Keiner einen Kranz.“

Die müde Frau nahm den lieblichen Schmuck mit trübem Lächeln in ihre Hand, die Perlen mochten ihr wie Thränen entgegenblinken. Aber sie sagte doch: „Ja! der ist mal schön!“ und dabei winkte sie freundlich dem Karl, der ebenfalls erwartungsvoll ihr entgegengeeilt war, noch aus einem andern Grunde, als um ihr Urtheil über sein Kunstwerk zu vernehmen. Die Mutter hatte nämlich schon am Morgen den größten Theil seiner Kränze mit

nach dem Markte genommen, um sie dort für die Feiertage zu verkaufen und natürlich war er sehr neugierig, zu erfahren, welchen Erlös diese erste Arbeit seiner Hände eingebracht habe.

Die Mutter bedeutete ihn, daß er ihr in's Stübchen folgen solle und gab dem Gretchen einen Auftrag, den es noch draußen hielt. „Hör!" sagte sie zu Karl, der sie mit erwartungsvollen Blicken ansah, „Du hast mir wirklich einen guten Dienst mit Deinen Kränzen gethan, ich hätte es mein Lebtag nicht geglaubt, sie haben sich auf dem Markt darum gerissen und ich habe für die meisten über 6 bis 8 Groschen gekriegt. Der ganze Korb voll ist verkauft und ich habe drei baare, blanke Thaler dafür erhalten! So reich bin ich lange nicht gewesen."

Karl drehte sich auf dem Absatz seiner Holzklumpen herum und rief: „Siehst Du nun, Mutter?!"

Aber die Mutter faßte ihn am Arm und hielt ihm den Mund zu. „Still, still!" sagte sie leise, „sie brauchen es draußen nicht zu hören und dem Gretchen sollst Du es auch nicht sagen, das schwätzt gleich Alles heraus, Du bist aber klug und kannst schweigen wie ein Stein. Sag Niemand, daß wir so viel aus den Kränzen verdient haben, man frägt Dich wohl nicht und wenn sie's thun, so sage, Du wüßtest es nicht. Ich bin gleich gegangen und hab uns einigen Vorrath in's Haus geholt, es war ja kein Krümchen mehr drin, zwei volle Thaler sind mir draufgegangen für Brod, Mehl, Butter, Kartoffeln und auch ein Pfund Fleisch hab ich für den Sonntag gekauft, damit Ihr armen Würmer endlich doch einmal eine gute kräftige Suppe in den Leib bekommt, Ihr seid ja ganz ausgehungert. Ich bin so froh darüber; aber wenn die da drüben," sie deutete nach der Stube ihrer Hauswirthin, „erfährt, daß ich so viel eingenommen und mir das Alles eingekauft habe, so wird sie wieder frech und fängt von der Miethe an. Ich hoffe, sie läßt sie mir jetzt noch die nächsten Monate stehen, wenigstens zur Hälfte, sie ist wieder ziemlich gut; aber man kann sich nicht auf sie verlassen und ein gutes Wort gäb ich ihr nicht mehr und will sie nicht anbetteln, dafür laß ich mich lieber aus dem Haus werfen und krieche in den elendesten Schuppen."

„Nein Mutter! das solltest Du nicht!" fiel ihr ganz erschrocken der Kleine in's Wort, „Du sagtest mir, es wären nur drei Thaler, die Du zu bezahlen hättest, nun hast Du ja noch einen und sollst sehn, morgen an der Kirchhofthüre bekomme ich gewiß für die andern Kränze auch noch zwei Thaler, dann hast Du alles zusammen und kannst die Miethe bezahlen."

„Ja, das wär freilich schön," meinte die Mutter, „aber es ist kaum zu denken; denn die schönsten sind fort, auch behielt ich gern noch ein wenig Geld für den Nothfall im Hause, da kommen wieder die zwei Feiertage, wo ich nicht auf den Markt gehen kann und Morgen blieb ich auch gern einmal

im Hauſe, um zu ſcheuern und zu waſchen, es ſieht ja Alles aus wie in einem Stall. Alſo hörſt Du! ſei klug und ſchweig ſtill!“

Und Karl ſchwieg und hielt ſich den ganzen Abend abſeits von ſeinen Geſpielen und ſogar von Gretchen, gerad als hätt er ein böſes Gewiſſen. Wie gern hätte er ſich ſo recht von Herzen über den reichen Verdienſt ſeiner Arbeit gefreut; aber es war ein unklares, unverſtandenes Gefühl in ihm, was dieſe Freude nicht aufkommen ließ. War es, weil er ſie Niemanden mittheilen konnte, weil er lügen ſollte, wenn man ihn darnach frug? oder drückte ihn die Schuld, die unbezahlt bleiben ſollte, während ſie ſich auch einmal einen guten Tag machen wollten? Ach der guten Tage kamen ihnen freilich nicht viele; aber er mußte an den Vater denken, der immer ſo ſtreng darauf hielt, daß Alles bezahlt wurde, er hatte ihn manchmal zu der Mutter ſagen hören: „ich will lieber meinen Sonntagsrock hergeben als betteln und Schulden machen!“ — Auch traute er dem Landfrieden zwiſchen der Mutter und der Hauswirthin nicht. Er wußte, wie leicht zwiſchen ihnen ein Streit ausbrach und dann mußte ja die arme Mutter ſich doppelt gedrückt fühlen von der unbezahlten Schuld. — Das Kind war früh verſtändig und umſichtig geworden durch das Unglück, es war, als habe es ſchon die Sorgen eines Hausvaters auf ſeinen kleinen Schultern liegen, als es ſich ſchlaflos in ſeinem Bettchen hin- und herwarf. Zuletzt aber löste ſich Alles in den Wunſch bei ihm auf: wenn ich doch morgen ſo viel durch meine Kränze verdienen könnte, als die Mutter braucht! und mit der Hoffnung, welche dieſen Wunſch begleitete, ſchlief er endlich ein. —

IV.

Kaum war der Knabe am andern Morgen aufgeſtanden und hatte ſein kleines Frühſtück verzehrt, als er das Schweſterchen antrieb, mit ihm zu gehn und das Grab des Vaters für die kommenden Feſttage zu ſchmücken. Das Gretchen war ſchnell bei der Hand, das Kind, das die Bedeutung des Todes noch nicht kannte, freute ſich auf dieſen Gang, wo ſie dem Vater ein ſo blinkendes Krönlein bringen ſollte. Die Kinder legten die Kränze zuſammen in einen Korb und oben darauf die Krone derſelben, den Kranz für den Vater. Auch einen Spaten und eine Gießkanne nahmen ſie mit und wanderten dem nahen Kirchhof zu, der zwiſchen Gärten und Kornfeldern ſtill und friedlich lag, ſelbſt ein Feld, das eine reiche Saat für die himmliſche Ernte in ſeinem Schooße birgt.

Obgleich es noch früh am Tage war, ſo war der Kirchhof doch ſchon belebt mit den verſchiedenartigſten Gruppen von Kindern, Jünglingen und Mädchen, Frauen und Männern und durch das Thor zogen von allen Seiten die Bewohner der nächſten Umgebung heran, um die letzten Gaben des Jahres zum Schmuck der Gräber herbeizubringen. Iſt doch nicht leicht ein Haus

an welches nicht schon der Tod gepocht und ein geliebtes Leben mit hinausgenommen, dahin, wo die letzten Häuser liegen, aus deren Keiner mehr heraustritt. O wie gern gehen wir noch zu diesen Häusern, wenn wir auch wissen, daß kein freundlicher Blick mehr zu uns herausschaut und kein Willkommen mehr aus ihnen uns entgegenklingt, und daß wir nichts dort können als die verschlossenen Thüren mit Blumenkränzen zieren als Zeichen unserer Liebe und unsers Gedenkens. —

Mit Mühe drängten sich die Kinder zu den Gräbern des Vaters und des Bruders, die nahe beieinander lagen. Sie packten ihr Geräthe aus und begannen mit großer Emsigkeit ihr Liebeswerk. Sorgfältig reinigten sie zuerst das Grab des Vaters von allem Unkraut, lockerten die Erde auf und rieben sie ganz fein mit ihren Händchen. Dann umstellten sie den ganzen Hügel mit grünen Buxzweiglein und Tannenreisern und dazwischen befestigten sie weiße und rothe Wachslichtchen, welche sie sich von dem Christbaum verwahrt hatten, den sie am letzten Weihnachtsabend von der Frau Rath erhalten. In der Mitte des Grabes aber legte Karl sehr geschickt aus rothen und weißen Beeren den Namenszug des Vaters mit einem Kreuz darüber und dann nahm er seinen schönen Kranz, um ihn als Hauptschmuck hinzulegen, da wo er wußte, daß das Haupt des Vaters ruhte. In diesem Augenblick hörte er eine sanfte Stimme neben sich sprechen und das kleine Gretchen fühlte eine weiche Hand auf sein blondes Köpfchen sich legen. Eine junge Frau mit einem bleichen, schönen Gesicht, aus welchem blaue, verweinte Augen traurig herausblickten, hatte schon lange neben den Kindern gestanden und ihrem Treiben zugesehen. Sie hatte noch kein Grab hier zu schmücken; aber sie war gekommen, um sich eines auszusuchen; gestern war ihr kleines Töchterchen gestorben und sie hatte ihren Schmerz hinausgetragen unter die Vielen, die hier wandelten und trauerten wie sie; Viele, über deren Schmerz freilich schon hohes Gras sproßte. Wie vereinigt doch dieses Fest die Herzen der Menschen in einem Schmerz, dem Keiner entrinnen kann, in dem Alle sich gleich fühlen und sich beugen vor dem Herrn des Lebens und des Todes! —

Der Anblick der beiden lieblichen Kinder hatte die junge, traurige Mutter tief ergriffen und jetzt sah sie den schönen Kranz in der Hand des Knaben und es erwachte der Wunsch in ihr, ihrem Liebling einen ähnlichen Schmuck noch für sein letztes Bettchen zu weihen.

„Wer hat Dir den schönen Kranz gemacht?“ fragte sie, indem sie ihn anfaßte und mit schmerzlichem Lächeln betrachtete.

„Das hab ich selbst gethan,“ erwiederte Karl, „ich bin ein Gärtnerssohn, mein Vater hat es mich gelehrt.“

„Dein Vater? lebt er noch?“

„Nein!“ antwortete traurig das Kind, „da liegt er begraben!“

Die bleiche Frau legte voll Mitleid ihre feine Hand auf den Kopf des Kindes, „Ach so!“ sprach sie weiter, „ich hab es mir fast gedacht! Ihr armen Kinder! so früh habt Ihr schon verloren, was Euch lieb war über Alles! — Nun freilich, da darfst Du mir den Kranz wohl nicht verkaufen, wie ich gewünscht hatte; aber könntest Du mir nicht einen ganz ähnlichen bis morgen besorgen? — Morgen um 10 Uhr etwa — dann wird mein kleines Töchterchen auch hieher gelangen!“

„Ja! ich denke, daß ich es kann,“ meinte Karl nach einigem Besinnen; „aber muß er denn gerade so sein? seht her! ich hab hier noch einen ganzen Korb voll, die ich heute verkaufen will.“

„Ich sehe,“ erwiederte die Dame; „aber so schön wie der Deine da ist doch keiner und ich möchte gern so weiße Blumen hineingebunden haben wie diese da! Solch eine weiße Georgine war das Letzte, womit mein kleiner Engel gespielt hat, als ich zum Letztenmal mit ihm im Garten war. Bitte! lieber Kleiner! mache mir einen solchen Kranz, gerade so wenn's möglich ist! ich wohne mitten in der Stadt“ — sie sagte ihm Straße und Hausnumer. „Kein Gärtner ist in der Nähe und ich hab keine Zeit! — ich gebe Dir mit Freuden 10 Silbergroschen dafür, warte!“ — Sie suchte in der Tasche; aber sie hatte kein Geld bei sich. „Nun, so mußt Du warten, bis Du mir den Kranz bringst. Also bis Morgen um 10 Uhr!“ — Die Wehmuth schien sie bei den letzten Worten zu übermannen, sie drückte das Tuch in die Augen und schritt eilig weg.

Karl und Gretchen aber gingen nun auch zu Niklas Grab und schmückten es in gleicher Weise wie das des Vaters, und das Gretchen meinte: „Wenn es der Niklas wüßte, wie wir ihm hier sein Bettchen so schön gemacht haben, er lachte vor lauter Freud.“

„Ja! wenn er es wüßte!“ sagte Karl mit nachdenklicher Miene. „Aber weißt Du, Fräulein Maria sagte: die Schutzengel gingen hin und her zwischen der Erde und dem Himmel und erzählten den Gestorbenen Alles, was wir hier auf der Welt thun; wir wollen morgen die Schutzheiligen bitten, daß sie dem Vater und dem Niklas die Freude machen und ihnen erzählen, was wir für schöne Kränze auf ihr Grab gelegt haben. Aber jetzt geh Du nach Haus zur Mutter, ich muß mich nun mit meinen Kränzen an die Kirchhofsthüre setzen, es ist die höchste Zeit, sieh nur, wie viel Menschen schon ein- und ausgehen!“

Das Gretchen wanderte heim und Karl schritt zur Kirchhofsthüre, an deren Eingang er sich ein bequemes Plätzchen aussuchte, wo er sich mit seinen Kränzen niederließ. — Die Sonne stieg immer heller und wärmer am Himmel auf und streute ihren goldnen Glanz auf die Menge der Pilger, die mit Kränzen und Sträußern beladen zu den Gräbern ihrer Lieben zogen. Die Landschaft glich einem wandelnden Garten, es war als ob all die letzten

Blumen des Jahres auszögen, um den Tod als einen Sieger zu bekränzen, als ob sie es schöner fänden, als Schmuck der Liebe auf dem letzten Schlachtfeld des Lebens zu verwehen, statt von dem eisigen Hauche des Winters geknickt zu werden. —

Die rührende Gestalt des kleinen Knaben am Thor, aus dessen bleichem Gesicht die dunklen Augen so bittend über die Kränze blickten, welche seine Händchen emporhielten, fesselte Manchen der Einziehenden. Ein Kranz nach dem andern verschwand aus seinem Korbe und wurde hie und da über seinen Werth bezahlt. Sein Muth wuchs, er hatte sich nur ein kleines Brödchen zum Mittagsmahl eingesteckt und der Hunger fing im Laufe des Tages an ihn zu quälen; aber er blieb standhaft auf seinem Posten, damit ihm kein Augenblick verloren gehe, er hatte sich vorgenommen, ihn nicht eher zu verlassen, bis er den letzten Kranz verkauft und so Alles gethan habe, was in seinen Kräften lag, der Mutter zu helfen, daß die böse Schuld getilgt werde. Er mußte oft an den traurigen Morgen denken, wo vor zwei Monaten der Sarg des Vaters durch dieses Thor getragen wurde, wie es ihm da so traurig um's Herz gewesen, daß er meinte, er möchte auch sterben und sich neben den Vater einsenken lassen und wie nachher am Ausgange der Kirche, wo die Messe für den Vater gebetet wurde, der Herr Pfarrer ihn bei der Hand nahm und ihn ermahnte, brav und redlich zu werden wie sein Vater, er sei jetzt seiner Mutter größte Hoffnung und müsse sorgen, ihr bald eine Stütze für ihr einsames Alter zu werden. — Das Alles bewegte den Knaben auf seinem Sitze noch einmal im Herzen und es war ihm oft, als ob in dem leisen, goldigen Herbstdufte der Geist des Vaters zu ihm heraus vom Friedhofe schwebe und liebkosend seine Stirne berühre.

Der Abend fing schon an zu dunkeln, als er noch immer müd und frierend am Thor stand und die beiden letzten Kränze in der Hand hielt. Endlich kaufte sie ihm eine mitleidige Dame, welche das bleiche dünngekleidete Kind in der kühlen Herbstluft dauerte, für 6 Slbgr. ab und nun war der Korb leer und der Knabe zog sein Beutelchen aus der Tasche und überzählte seinen Gewinn. Wie wunderbar! es fehlten nur noch gerad 10 Slbgr. — dann hatte er zwei volle Thaler zusammen und diese waren ihm ja auch schon zugesagt und dann konnten sie morgen auf den *ersten* ihre Schuld bei Heller und Pfenning bezahlen. Freilich mußte er nun noch für einen Kranz sorgen und das war nicht so leicht; denn es war schon spät und er wußte keinen Ort, wo er Blumen bekommen konnte, als den Garten der Frau Rath, die ihm schon so viel geschenkt hatte und ihn gewiß für sehr unbescheiden hielt, wenn er noch einmal käme. Doch er nahm sich vor, der Fräulein Maria Alles zu erzählen und meinte, in diesem Falle würde sie ihm schon noch einmal helfen, wie sie es schon oft gethan; sie hatte ihn ja noch in keiner Noth verlassen, die er ihr geklagt, obgleich er auch daran dachte, daß ihm oft der Vater

gesagt, gerade bei so guten Menschen dürfe man nicht unbescheiden sein und sie nicht allzuoft belästigen. Aber dennoch sprangen all seine Gedanken schon in den Garten der Freunde hinein und von ihnen getrieben eilte er, so schnell er konnte, nach Hause, um die Mutter zuerst mit seinem Gewinnst zu überraschen und sie für den kommenden Tag zu beruhigen.

Aber o weh! hier war schon der Sturm, den er in seinem verständigen Kopfe befürchtet hatte, zum völligen Ausbruche gekommen. Die Wände der armen Bauersleute sind dünn und verbergen nicht leicht etwas den Blicken und Ohren der Nebeneinanderwohnenden. Auch die Hauswirthin unseres Karlchens hatte schon die kleinen Vorräthe in dem dürftigen Haushalt ihrer Bewohner gewittert und daraus auf irgend einen ungewöhnlichen Gewinn geschlossen. Vielleicht nur gereizt durch das Verlangen desselben hatte sie nicht umhin gekonnt, im Vorbeigehen Karlchens Mutter auf eine etwas scharfe Weise abermals zu mahnen, an die Miethe zu denken, die sie morgen abzutragen habe, ehe sie ein Festtagstractament veranstalte. Die arme, bestürzte Frau hatte eben nicht vorsichtig geantwortet, ein Wort gab wie gewöhnlich das andere und Karl fand die beiden Weiber in der größten Aufregung und dem heftigsten Streite, als er in seiner schönen Freude zum Haus herein sprang. Ganz erschrocken duckte er sich anfangs neben das Gretchen in eine Ecke; aber so bald er merkte, um was es sich handle, kam er herbei und in der Hoffnung, als Friedensstifter eintreten zu können, schüttete er sein Beutelchen auf den Tisch vor die Streitenden aus indem er sagte: „Hier ist Geld, Mutter! es fehlen uns nur mehr 10 Silbgr., aber die sollen Morgen auch herbeigeschafft werden und eher brauchen wir ja die Miethe nicht zu bezahlen!“ —

Aber der arme kleine Vermittler kam schlecht an, der Mutter war die Enthüllung ihres großen Reichthums nicht ganz recht und die erzürnte Hauswirthin fühlte sich durch die Worte des Knaben nur noch mehr in ihrem Stolze gekränkt und ließ sich deshalb durch die unverhoffte Bezahlung im Augenblick nicht beschwichtigen. „Ja Du vornehmer Windmacher!“ fuhr sie das Kind an, „Du meinst, mit Deinen duftigen Kränzen könntest Du Alles gut machen, und thust schon, als wenn Du der Hausherr wärst. Aber so haben wir nicht gewettet! — Nichts soll fehlen! keinen Heller erlaß ich Euch und nicht eher, als bis Ihr mir die drei Thaler blank und ganz auf den Tisch legt, steh ich von meinem Recht ab, Euch vor die Thür zu setzen! Wäret Ihr ehrlich und aufrichtig gewesen und hättet mich sanftmüthig, wie es sich gehört, gebeten, so hätte ich still geschwiegen; aber nun ist es zu End!“ — Somit gingen die bösen Reden noch eine Weile fort; Karl aber schlich sich aus dem Haus, seinen Körper rüttelte es wie Fieberfrost und mehr als alle Strapazen dieses Tages griffen ihn die rohen Worte an, welche der Mutter gesagt wurden. Er dachte, wie der Vater nun nicht mehr als ihr Beschützer da stünde und wie er noch so gar klein sei! — Aber,

dachte er wieder, ich kann doch schon helfen, ich kann morgen die 3 Thaler ganz auf den Tisch vor sie hinlegen; wenn ich nur Blumen hätte! — Doch da schauten ja Mariens liebe Augen wie Trostessterne zu ihm durch die Nacht und es war ihm, als winkten sie ihm dahin, wo Hülfe und Rath zu finden sei. Bald stand er am Hause seiner Freunde und zog herzhaft die Klingel. Aber diesmal schien wirklich ein Unstern über ihm zu walten und das Ende seiner Glückstage trüben zu wollen. Die Magd, welche ihm öffnete, gab ihm den schlimmen Bescheid, es wäre Niemand zu Hause, die Herrschaft sei in's Concert gefahren und würde vor Mitternacht nicht zurückkommen. Etwas unwillig über sein spätes Eindringen schlug sie rasch die Thüre hinter sich zu und der arme Knabe stand wie aus dem Himmel gefallen! — Was sollte er nun beginnen? — Langsam und traurig schlich er durch die Laubgänge des Parks, welche das eben aufgehende Mondlicht beleuchtete. In der schönen grünen Buxlaube stand er eine Weile still, sie war die Lieblingsstelle der guten Frau Rath und sie litt nicht, daß eine andere Hand als die ihrige etwas daraus abschnitt. Karl sah, sie hatte in diesen Tagen viel daraus geschnitten; aber es waren doch noch wunderschöne Zweiglein da, welche sich flüsternd im Abendwinde bewegten; seine Hand fuhr leise darüber, sie streifte hier und da ein kleines Blättchen ab und fuhr erschrocken zurück, wenn es herunterfiel. Und drüben auf dem Beete da glänzten eine ganze Reihe schöner, weißer Georginen wie lockende Sterne herüber, er mußte sie näher betrachten, sie sahen fast geisterhaft schön aus im goldnen Mondlichte. Der Knabe stand vor ihnen und hielt mit zitternden Händen einen der schlanken Stengel gefaßt, während er sich mit scheuen Blicken umsah. Kein Mensch war fern und nah — Alles todtenstill; aber dennoch war es Karl, als hörte er laut und deutlich sprechen und es war Mariens Stimme, welche wieder zu ihm sagte: „Du wirst niemals stehlen und wirst stets daran denken, welch ein braver, ehrlicher Mann Dein Vater war!“ — Und wollte er jetzt nicht stehlen? den guten Menschen, die ihm so Vieles gegeben, wollte er den letzten Schmuck ihres Gartens rauben, mit dem sie vielleicht auch morgen irgend ein liebes Grab kränzen konnten? — Das Alles hörte und dachte der Knabe ganz deutlich; aber er konnte doch noch nicht gleich fort, der Geist der Versuchung flüsterte allzu schmeichelnd in den rauschenden Zweigen der stillen Garteneinsamkeit. Der Vater hatte einmal zu ihm gesagt: „Karl! Deine Zunge ist Dir nicht gefährlich, Du bist nicht naschhaft; aber Deine großen Augen sind Deine Verführer, was denen gefällt, dem kannst Du nicht widerstehen.“ Ja, er hatte schon manchmal was genommen, was er nicht gedurft und mehrmals schon die züchtigende Hand des Vaters erfahren. Jetzt konnte sie ihn nicht mehr erreichen, aber es war, als ob die kalte leblose, welche jetzt im Grabe lag, eine stärkere Macht auf ihn ausübte als die lebende, die ihn so schmerzhaft oft berührt hatte; es war ihm, als ob sie sich drohend

aus dem bekränzten Grabe emporhub und als ob die geschlossenen, bleichen Lippen ihm zuriefen: „Hüte Dich selbst, denn ich kann es nicht mehr!“ — Wer kann ermessen, an welche kleine Dinge oft wichtige Lebensfolgen geknüpft sind! wie oft ist nicht aus einem leichten Blumenkelch eine Schlange gekrochen, die unser Herz vergiftete; doch ist uns nicht manchmal schon ein Engel daraus entgegengestiegen, der den Sieg des Guten über das Böse auf immer in uns entschieden hat? — Plötzlich ließ der Knabe den schlanken Blumenstengel fahren und rannte aus dem Garten, als ob es hinter ihm brenne. Athemlos kam er zu Hause an, wo er sich auf einen Stuhl warf und den Angstschweiß von der kleinen Stirne trocknete. Das war die erste Versuchung seines Lebens, die er allein, ohne die helfende Furcht vor dem Vater überwunden hatte!

Die Mutter ging wortkarg, mit rothgeweinten Augen, noch mit kleinen Arbeiten beschäftigt umher; sie beachtete den Knaben nicht weiter und ahnte nicht, was in dem kleinen Herzen klopfte und stürmte; das Gretchen lag schon im festen Schlaf und Karl aß ein paar kalte Kartoffeln, die noch auf dem Tisch standen und warf sich dann todtmüd auf sein Bett. „Hätt ich doch Blumen!“ Das war der Seufzer, mit dem er einschlief; freundliche Traumesengel senkten sich nieder auf das Lager des Kindes und schenkten ihm Blumen, welche die Erde ihm versagte. Er sah den Vater in einem weißen Himmelskleide, so weiß und glänzend wie die Georginen dort im Garten im Mondschein geschimmert hatten; er reichte ihm ein Kränzlein, das blitzte wie von lauter Perlen und Edelsteinen und als er es nahm und der Mutter brachte, da fiel ein ganzer Regen von Gold und Silber in ihren Schooß, so, daß er einen lauten Freudenschrei im Schlafe that. Die Mutter sah ganz erschrocken nach ihm, doch als sie sein Gesichtchen so freundlich lächeln sah, dachte sie: er muß wohl was Schönes geträumt haben, und ließ ihn ruhig weiter schlafen.

V.

Der Morgennebel umgab noch den stillen Friedhof und lag wie ein feuchter Schleier über den blumengeschmückten Gräbern, als der kleine Karl schon wieder mit eiligen Schritten durch das eiserne Gitterthor schritt. Es war ein Gedanke in ihm aufgestiegen, der hatte ihn so früh aus dem Haus getrieben, noch eh die Mutter und Gretchen aufgestanden waren. Kein Mensch war noch auf dem großen, so belebten Kirchhof und den Knaben schauerte, als er so einsam durch das nasse Gras schritt neben den stillen Gräbern der Todten vorbei. Jetzt stand er am Grab des Vaters, sein Kranz lag noch frisch da, als ob er eben erst gewunden sei; er hatte ihn gestern einigemal begossen, damit er recht am Feste blühen und grünen solle, und jetzt lag auch der Morgenthau so glänzend auf seinen Blättern, daß es ihm war, als sähe er wieder das Kränzlein, das sein Vater ihm heute Nacht im Traum gereicht

hatte. Ja, diese Blumen durfte er nehmen, die stahl er nicht, die hatte der Geist des Vaters ihm gehütet und reichte sie ihm entgegen, damit er mit ihnen der armen Mutter helfen solle. „Lieber den Sonntagsrock hergeben, als betteln und Schulden machen!“ — so hörte er ihn wieder sagen und er fiel auf seine Kniee und betete, daß der Vater ihm helfen möge, brav und redlich zu werden wie er sein Lebenlang gewesen.

Der Knabe war schnell den weiten Weg bis zur Stadt gelaufen; aber der Wagen stund doch schon vor der Thüre, der die kleine Leiche aus dem Elternhause führen sollte, als er mit seinem Kränzlein ankam. Auf der Hausflur lag der Sarg und die Eltern knieeten noch daneben im stillen Gebete. — Karl wartete still an der Thüre und dachte an den Sarg des Niklas, der auch einmal so dagestanden hatte. Jetzt erhuben sich die Weinenden und der Sarg wurde hinausgetragen. Da bemerkte die bleiche Mutter den kleinen Kranzträger. „Ach!“ sagte sie, während sie unter Thränen ihn anlächelte, „da kommst Du ja und bringst mir den letzten Schmuck für meinen Liebling! wie schön ist der Kranz! so frisch und lieb! o ich danke Dir! — Gib dem Knaben etwas!“ flüsterte sie ihrem Manne zu und dann eilte sie hinaus an den Wagen und befestigte unter strömenden Thränen das Kränzlein auf das schwarze silbergestickte Tuch, das auf dem Sarge lag. Der Herr aber griff in seine Tasche und reichte dem Knaben einen blinkenden Thaler hin und als dieser zögernd stammelte: „Ihr habt Euch gewiß vergriffen, ich sollt nur 10 Slbgr. bekommen!“ nickte dieser freundlich mit den weinenden Augen und sagte: „Behalt es nur, mein Knabe! Du brachtest die letzte Zierde für unsern Liebling, der Kranz ist nicht zu theuer bezahlt!“ —

Nein, er war nicht zu theuer bezahlt, obgleich der Mann nicht wußte, warum das Auge des Knaben so düster dem Sarge des reichen Kindes folgte, auf dem der Kranz ruhte, der die bittere Noth des nackten Daseins von dem Hügel seines Vaters gerissen hatte. — Sie wußten es nicht, die guten Reichen, welche in diesem Augenblick so arm waren wie der Knabe und noch betrübter, weil ihre Thränen aus frischer, eben geschlagener Wunde strömten.

„Mutter! da bring ich Dir Geld!“ rief der Knabe, als er hastig, aber mit todtbleichem Gesicht in die Stube trat und den schmerzlich errungenen Gewinn vor sie auf den Tisch legte. Die Mutter war eben aus der Kirche gekommen, wo sie die Heiligen um Schutz und Fürbitte angerufen, ihr Herz war weich gestimmt und hatte den Trost des Herrn empfangen. Aber fast erschrocken sah sie auf das blinkende Geld in des Kindes Hand und fragte: „Woher hast Du das? ich will nicht hoffen — hast Du gebettelt oder“ —

„Nein! nein!“ rief hastig der Knabe, gebettelt hab ich nicht und auch nicht gestohlen, ich hab den Kranz von des Vaters Grab verkauft, ich wollte nur 10 Slbgr. dafür haben; aber der Herr gab mir den Thaler und sagte, der Kranz sei nicht zu theuer bezahlt! — Und als versagte ihm plötzlich die

Wahrheit dieser Worte und der Schmerz, daß nun das Grab des Vaters ungeschmückt stehe an den heiligen Festtagen, brach er in ein heftiges Weinen aus.

Auf das Tiefste erschüttert riß die Mutter das Kind an ihr Herz; sie fühlt auf einmal, was es alles in diesen Tagen gethan, gekämpft und gelitten hatte, sie fühlte, welch ein Schatz ihr geblieben; Schmerz und Freude strömten in heftiger Bewegung durch ihre Seele. — „Du! o Du!" — das war alles, was sie sagen konnte; aber der Knabe fühlte die Liebe und den Dank dieser stammelnden Laute, er fühlte das Mutterherz klopfen und aller Schmerz war vergessen, den er ausgestanden. „Nicht wahr, jetzt trägst Du auch das Geld gleich fort," sagte er nach einer Weile, „damit die Miethe bezahlt wird und die böse Frau Dich nicht mehr ausschimpft und daß wir wohnen bleiben können hier in dem lieben Stübchen, wo wir den Vater zum Letztenmal gesehen haben." —

„Ja! gleich auf der Stelle!" rief die Mutter und hastig, als fürchte sie, es könne wieder etwas sie abhalten, zählte sie das Geld und trug es zu ihrer Wirthin hinüber.

Bei dem armen Karl aber machten sich endlich die Mühseligkeiten der letzten Tage geltend und als die Mutter zurückkam, fand sie ihn ganz zusammengesunken auf dem Stuhle sitzen. Sie labte ihn mit etwas Speise und Trank und beredete ihn, daß er sich in das Bett lege, während sie mit Gretchen hinaus mit der Procession gehen wolle. Er blieb nicht gern zurück, er wäre auch gern mitgegangen; aber er konnte wirklich nicht mehr auf seinen Füßen stehen. So blieb er denn allein, wie schon oft geschehen war und hörte von seinem einsamen Lager die Glocken läuten und die Procession singen. Im Geiste zog er mit hinaus, es war ihm, als ob die Heiligen ihn auf sanften Armen zu dem Grabe des Vaters trugen und wie von lieblichen Himmelsmelodieen eingewiegt, sank er in einen langen tiefen Schlaf.

Als er wieder erwachte, sah die Abendsonne schon zu dem kleinen Fenster herein und vergoldete das Stübchen mit ihrem scheidenden Lichte. Lieblicher Blumenduft umwehte ihn und eine schöne, sanfte Engelsgestalt neigte sich über ihn und legte einen vollen, herrlichen Kranz auf sein Bett. Ganz geblendet schaute er um sich, als ob ihm noch immer träume; da erkannte er den schönen Engel, es war die liebe Fräulein Marie, die ihm ja schon oft wie eine Freuden- und Engelsbotin in seinem dunklen Leben erschienen war und auch jetzt in diesem schönen Amt zu ihm eintrat. Sie hatte auf dem Kirchhof von seiner Mutter erfahren, was er gethan und hatte ihm den Kranz gebracht, damit er ihn an die Stelle des verkauften auf das Grab des Vaters legen sollte.

Wie glücklich war jetzt der Knabe; ja das war ein Kranz! so schön hatte doch keinen Einzigen zu Stande gebracht, Fräulein Maria konnte es doch

noch immer beſſer wie er, und wo hatte ſie nur all die ſchönen Blumen her? Da waren Roſen voll und glänzend, wie ſie nur im wärmſten Sommer blühen, duftende Reſeden, Heliotrop und Myrthen, Lorbeer und Orangenzweige; Karl meinte, ſolche Kränze müßten die Könige auf ihre Särge bekommen, aber ſein Vater verdiente ihn doch eben ſo gut wie ein König und er blickte zu der lieben Maria empor, als wäre ſie eine Heilige, die aus dem Himmel ihm dieſen Kranz gebracht hätte.

VI.

Wie ſchön lag der volle blühende Kranz am Morgen des Allerſeelenfeſtes auf dem Grabe, an welchem die arme Wittwe zwiſchen ihren beiden vaterloſen Waiſen kniete! Es war ein wunderbar ſchöner Tag, deſſen ſtille Luft nur von frommem Glockenklang und dem Geſange der betenden Prozeſſion bewegt wurde; die Kerzen brannten um die geſchmückten Gräber, der Himmel breitete ſich ſo blau und licht darüber, als ob die Seligen mit tauſend liebenden Augen herabſchauten und die Sonne ſchien ſo warm, als ob ſie all ihre letzten Strahlen geſammelt hätte zu einem Opferfeuer für das wehmüthige ſchöne Feſt des Todes und der Liebe.

Der kleine Karl erlebte an dieſem Tage noch die beſondere Freude, daß die Hauswirthin ihn heimlich zu ſich winkte und zu ihm ſprach: „Karlchen, da geb ich Dir auch die 10 Silbergroſchen wieder, die Du für den Kranz des Vaters gelöst und mir gebracht haſt. Ich hab's gehört, ich ſtand hinter einem Strauch, als Deine Mutter es der Fräulein Maria erzählte. Ich bin eigentlich nicht bös, wenn man mich nicht bös macht und Dir bin ich ganz gut geworden, ich weiß nun, daß Du ein braver ehrlicher Junge biſt, der arbeiten kann und weiß, was unſre Schuldigkeit iſt."

Karl wollte anfangs das Geld nicht nehmen; aber die Frau redete ihm ſo freundlich zu, daß er es doch that und es voller Freude zu ſeiner Mutter brachte als ein Friedenszeichen der verſöhnten Feindin.

Ja, nun war Friede und Reichthum im Hauſe und Fräulein Maria mußte am Nachmittag, als ſie nach dem kleinen Patienten zu ſehen kam, den Kaffee mittrinken und von dem Kuchen eſſen, den die Mutter aus dem Mehl für Karlchens Gewinnſt gebacken hatte.

Es ſah Alles ſo hell, ſo reinlich aus, die Kinder plauderten fröhlich und die Mutter ſagte mit einem ſtolzen Blick auf ihren kleinen Sohn: „Ja, der da! der hat geſorgt, es wäre mir ſonſt ſchlimm gegangen in dieſen Tagen!" Maria ſah, das Sorgenwölkchen des Hauſes war zu einem Troſtesſternchen darin aufgegangen, die Sonne des Allerſeelentages hatte ein Licht durch die Nacht des Schmerzes geworfen und aus den Blumen, welche die Stätten des Todes ſchmückten, war der Keim zu einem neuen, friſchen Leben gedrungen. Walte Gott mit ſeinem Segen darüber! —

Der Flößer.

Von Gustav Tobler.

Es war im Jahr 185., als ich meine Ferien wieder in den Alpen zuzubringen beschloß. Ohne bestimmten Reiseplan wollte ich mich dem Zufall oder meiner Laune überlassen.

Ein heißer Sommertag hatte mich bestimmt, im Schatten eines großen Nußbaumes die Abendkühle, die sich in Alpenthälern früh einstellt, abzuwarten. Allein auch jetzt noch war es sehr warm und ich betrat schweißtriefend ein stilles Dörflein in einem hochgelegenen Thale. Das einzige Wirthshaus war bald gefunden. Ich war der erste Reisende, der in diesem Sommer dasselbe betrat. Das Dörflein mit seinen reichbewaldeten Umgebungen, hinter denen die schöngeformten Felsenhörner hervorragen, war trotz der prächtigen Wasserfälle und der tausend Reize, die das Thal bietet, von den Reisenden bis jetzt unbeachtet geblieben.

Ich benutzte den schönen Abend zu einem Spaziergange, gelangte an den Fluß, der ruhig durch's Thal schlängelt und sah eine Menge Holz in Form kleiner, runder Baumstücke herabschwimmen. Etwas unterhalb dem Dorfe ist schief und quer über den Fluß ein Rechen gebaut. Es sind Balken, in welche wie in einem Rechen starke, lange Pfähle eingebohrt sind und die an Holzböcke angelehnt die herabschwimmenden Holzstücke aufhalten und in einen besonders gegrabenen Kanal leiten. Der Kanal mündet in eine Wiese, die gegenwärtig in einen kleinen See verwandelt ist und wo sich viel tausend Holzstücke herumtummeln, bis endlich die bis an den Gürtel im Wasser stehenden Männer sie ergreifen und an's Ufer werfen, wo sie aufgeschichtet werden.

Abends traf ich im Wirthshaus 6—8 starke, kräftige Männer mit gebräunten Gesichtern und schwieligen Händen. Die nassen Kleider ließen mich leicht in ihnen „Flößer" erkennen. Vor ihnen stand geräuchertes Fleisch, das aber so hart war, daß nur eine kräftige Hand, mit scharfem Messer bewaffnet, dasselbe zu durchschneiden vermochte. Allein es wurde verzehrt mit einer Leichtigkeit und Befriedigung, als wäre es Kalbsbraten. Nach der Arbeit im kalten Schnee- und Eiswasser begriff ich wohl, daß diese Leute Branntwein tranken, statt dem theuren Wein.

Im Verlauf des Gespräches, das bald angeknüpft war, erfuhr ich, daß in einem bedeutenden Seitenthal große Waldstrecken von Holzspekulanten angekauft worden, dort umgeschlagen und mit Benutzung des Flusses herabgeführt wurden. Eine andere Transportweise wäre bei den schlechten Wegen fast unmöglich, jedenfalls zu kostspielig gewesen.

Das mußt du dir ansehen, dachte ich. Am folgenden Morgen früh war ich schon im Seitenthal, kletterte in schattigen Waldwegen aufwärts, bis end-

lich das Krachen der Bäume mir verkündete, daß ich dem Orte der Zerstörung mich nähere. Ein prächtiger Wald! Ich möchte ihn Urwald der Alpen nennen. Seit hunderten von Jahren wurde hier kein Axtschlag gehört. Gewaltige Baumstämme, vom Sturm oder aus Altersschwäche gestürzt, liegen modernd am Boden und geben tausend kleinen Pflanzen Nahrung. Dicke, weiche Moosdecken sind über die Steine und Wurzeln ausgebreitet. Schlank, aber in üppigem Wachsthum begriffen strebt das junge Bäumchen empor und sucht die alten bemoosten Tannen mit ihren von den Aesten herabhängenden Flechten zu durchbrechen, um auch etwas von dem Lichtmeer zu erhaschen, das so selten hinabdringt in die Waldeshallen.

Je näher ich der Stelle kam, wo der Urwald vom Boden vertilgt werden soll, desto größer wird der Lärm. Dreißig bis vierzig Holzhauer sind beschäftigt, die schönen Bäume, diese stillen Kinder des Waldes, von der Erde zu vertilgen. Alle, ohne Ausnahme, große und kleine, alte und junge stürzen sie über einander hin. Ein wahres Schlachtfeld!

Da fällt mit 2—3 Axtstreichen wimmernd eine zarte Tanne, die sich erst wenige Jahrzehnte ihres Daseins erfreute. Dort steht ein kräftiger, hoch aufgewachsener Baum, seit einem Jahrhundert trotzt er der Hitze und dem Frost, dem Regen und dem Sturm. Zwei Holzhauer treten heran, besehen ihn einen Augenblick und rasch erkennend, nach welcher Seite er fallen soll, wird auf der entgegengesetzten Stelle die Holzsäge angelegt und gesägt. Zuerst durch die harzige Rinde, dann in den lebenbringenden Bast und endlich tief, tief hinein in's Holz, daß er erzittert bis hinauf in den zum Himmel emporragenden Gipfel. So wie der Schnitt etwas über Dreiviertel tief in den Stamm eingedrungen, greifen die Männer zur Axt und hauen auf der andern Seite ein, bis sich ein leises Krachen hören läßt. Keile, in den gesägten Spalt getrieben, bringen den Riesen aus seinem Gleichgewicht und langsam, majestätisch wie sein Wachsthum, wie sein Leben war, fällt er unter entsetzlichem Krachen hin auf die Leichen seiner Brüder. Wenn aber einer dieser, dem Tode geweihter Bäume im Moment des Umstürzens ganz unerwartet und trotz der Keile im Fallen eine andere Richtung nimmt als die, welche die Holzfäller sich gedacht hatten, so geschieht es oft, daß er großes Unglück anrichtet. Arm- und Beinbrüche sind nicht selten und mancher Arbeiter wurde in den Abgrund geschleudert.

Kaum liegt der Riese am Boden, so machen sich sogleich die unermüdlichen Baumfäller über ihn her, berauben ihn zunächst seines schönsten Schmuckes, der prächtigen Aeste, dann des stolzen Wipfels. Mit Geringschätzung wird dieses Alles bei Seite geschafft als ganz unnütz. Der ungeheure Stamm aber, welcher über hundert Fuß Länge und am untern Theil 4—5′ Durchmesser hat, wird am dicken Theile in Klötze von 16—20′ Länge, der obere aber, noch 1—1½′ dicke Theil des Stammes in kleine Stücke von 4′ Länge

zersägt. Nun aber müssen diese Klötze und Stücke aus dem Walde hinabgeschafft werden in das mehrere Stunden entfernte Hauptthal, oder wenn man den Waldstrom benutzen will, doch bis an das Ufer des Baches selbst.

Das scheint nun eine sehr beschwerliche Arbeit zu sein. Dem ist aber nicht so, wenn nun erst die Holzleitung gemacht ist, so gelangt das Holz mit außerordentlicher Schnelligkeit hinunter. Eine solche Leitung besteht aus langen, wenig dicken, geschälten Tannenstämmen und zwar sind immer zwei so nahe zusammengestellt, daß nun ein Raum von kaum einem Fuß zwischen ihnen bleibt. Sie erhalten möglichst gleichmäßigen Fall mit Vermeidung scharfer Kurven. Oft gehen sie über Anhöhen, Abgründe und Tobel. In diese Leitung wirft man die kleinern und größern Holzstücke und nun schießen sie mit der Schnelligkeit eines Pfeiles herab, so daß sie den Weg von zwei Stunden in zehn Minuten zurücklegen. Ich trete an die Holzleitung, in der Absicht, eines der großen und dicken Holzstücke, die vor mir vorbeischießen, mit dem Stocke zu berühren. Vergebliche Mühe! Sie sausen wie eine Büchsenkugel vorbei und wenn mein Stock niederfällt, so ist das Holzstück schon einige hundert Fuß unter mir, und wenn's gut geht, treffe ich statt des ersten Klotzes den zweiten oder dritten.

„Fort, Herr! fort von da!" ruft plötzlich eine Stimme hinter mir und als ich erstaunt mich umsehe, reißt ein Holzhauer mich beim Arm weg von der Leitung. „„Was gibt es denn?"" frage ich ganz erstaunt. — „Sie stehen da gerade an einer sehr gefährlichen Stelle. Da sehen Sie!" Und in diesem Augenblick springt ein gewaltiger Holzblock mit einem ungeheuren Satz aus der Holzleitung heraus und in einem Bogen hinaus in den Wald. Hätte mich der gute Mann nicht weggerissen, das Holzstück würde in seiner Wucht mir den Kopf zerschmettert haben. Es stieß an der nicht ganz genau zusammenpassenden Stelle der Leitung an dem vorstehenden Ende eines Stammes an und wurde dann hinabgeschleudert wie eine Bombe.

Ich gehe nun der Holzleitung entlang, immer in sehr ehrerbietiger Entfernung mich haltend, abwärts dem Fluß zu. An manchen Stellen springen alle Augenblicke Holzstücke heraus. Wie die Funken bei einer Esse werden sie hoch in die Luft geschleudert und fallen oft in ziemlicher Entfernung von der Leitung zu Boden.

Das gleiche schöne Schauspiel erneuert sich am Ende der Holzleitung, die etwa 40—50′ über dem Flußspiegel mündet. Hier schießen die Hölzer hinaus und springen in weiten Bogen in den Bach, oder auf den haushohen Haufen von vorangegangenen Holzstücken. Dabei purzeln sie übereinander weg, oder zerschellen und zerschmettern an den Felswänden, die das jenseitige Ufer bilden. Glücklich diejenigen, welche gerade in's Wasser stürzen. Sie tauchen unter, springen wieder empor, schütteln das Wasser ab und schwimmen munter weiter. Einige unter ihnen setzen ihren Weg ruhig fort. Sie stoßen

auf kein Hinderniß, für sie ist kein Fels im Weg, kein Strudel zieht sie ab. Sie finden immer das tiefe Fahrwasser, den Menschen gleich, für welche keine Mühen, keine Sorgen und Leiden auf der Welt zu sein scheinen. Die Andern im Gegentheil stoßen gleich anfangs gegen einen Baumstrunk, daß ein Splitter abfliegt, dort rutschen sie über ein untiefes Steinbett hin, daß ihre untere Seite ganz geschält, tief aufgeritzt ist; dann fahren sie in ihrem Ungestüm mit aller Macht gegen einen Felsen, daß sie entzwei spalten. Und was treiben denn diese da? Sie haben große Eile, schwimmen einander nach als gälte es eine Wette und doch kommen sie nicht vorwärts. Planlos, zielos treiben sie im Strudel, im Kreis herum. Eines ermannt sich, es will hinaus, ist dieses nutzlosen Herumtreibens müde. Allein sein Anlauf ist zu schwach, es sinkt der Muth und der Strudel erfaßt es von Neuem und ärger als vorher läßt es sich planlos vom Wasser herumtreiben, daß ihm selbst schwindlicht wird, untertaucht und für einige Zeit ganz verschwindet.

Wie friedlich ziehen diese Beiden neben einander hin; fast als wären sie zusammengebunden, so nahe sind sie einander, so unzertrennlich! Ein Bild stiller, liebender Eintracht. Wie ganz anders jene, die jeden Augenblick aneinander stoßen. Zieht das Eine rechts, so macht das Andere links, um gleich darauf sich gegenseitig Püffe zu versetzen. Sie sind vom gleichen Stamme genommen, hatten am gleichen Tage das gleiche Schicksal und doch können sie keine 10 Schritte zurücklegen, ohne hinter einander zu gerathen. — Eile nun, eile damit du vorauskommst, dein Bruder ist etwas zurückgeblieben. Benütze diesen günstigen Moment! Warum hältst du an? Vorwärts! Meinst — das Plätzchen sei gar zu köstlich, kannst es nicht verlassen. Wohl sehe ich da am Fuß des Steines eine stille, liebliche Stelle. Das Wasser plätschert so lustig über den Felsen herab, stürzt erfrischend über dich hin, daß du untertauchest, gleich aber wieder hervorspringst. — Paff, da hast eins! ruft das andere Holz, das schnell das Plätzchen erforscht und mit erneuter Wuth auf seine Beute losstürzte. So geht es, wenn man Zeit und Gelegenheit vertändelt. Sind das nicht lauter Bilder aus dem Leben der Menschen?

Dort unter dichtem Laubdach hat sich der Bach ein traulich Plätzchen im Felsen ausgehöhlt. Eine bedeutende Zahl Holzklötze haben die schattige Stelle gefunden, und wollen nun im lieblichen Halbdunkel des überhängenden Gebüsches der Ruhe genießen. Andere haben sich behaglich auf der Sandbank, auf der Geröll-Insel ausgestreckt. Es ist gar so köstlich nach dem kalten unwillkührlichen Bade hier an der warmen Sonne zu liegen und sich trocknend zu erwärmen. Man lebt ja nur einmal; warum sollten wir die Gelegenheit nicht benutzen, die sich uns selten genug darbietet. Die Narren eilen, als ob sie nicht frühe genug am Ziele ankommen könnten. Wir ruhen lieber noch ein bischen, nachher sind wir bald wieder nach. — Oh, ihr armen Dinger, macht es ja gerade wie gewisse Kinder und manche Erwachsene!

Ach, der ſchöne Waſſerfall! Das Bett hatte ſich etwas verengt, wird aber gleich wieder breiter, der Fluß ſpaltet ſich, ein großer Stein iſt dort ſtehen geblieben, den das Waſſer nicht durchzufreſſen vermochte und von ihm hat ſich ein Haufen Geröll geſammelt. Auf beiden Seiten nun braust das Waſſer in zwei luſtigen Fällen in die Tiefe in einen weiten, ſelbſt ausgefreſſenen Felſenkeſſel. Was machen nun hier unſere Stücke Flößholz? Da ſind ſolche, die friſch, ohne Zögern, ohne Furcht ſich vom Strom des Waſſers fortreißen laſſen. Mit Gewalt ſtürzen ſie hinab, tauchen unter, ſpringen empor, und ihr Ziel immer vor Augen, eilen ſie ohne Aufenthalt weiter. Andere zaudern, halten da an einer Baumwurzel, dort an einem Felſenecke an, ſuchen in jeder Weiſe den entſetzlichen Sprung zu vermeiden. Allein alles iſt vergeblich. Sie werden vom aufgeregten Waſſer erfaßt und wie ſie ſich winden und drehen, in den Abgrund fortgeriſſen. — Was thut denn ihr da, ihr tollkühnen Burſche? Euch war der ungeheure Sprung nur eine Luſt. Untergetaucht ſpringt ihr hoch auf, als wolltet ihr noch einmal hinauf, um das Spiel von vorne zu beginnen.

So, das dachte ich! das Waſſer erfaßt euch mit neuer Gewalt und ſchleudert euch wieder in die Tiefe. Und wenn ihr das Ding noch hundertmal verſucht, es hilft Alles nichts. Wahrlich, da iſt es Einigen geglückt, den Fall zu vermeiden. Klug wählten ſie oben den Haufen Geröll, ſchwangen ſich hinauf und ſahen nun lachend und höhnend auf ihre Kameraden herab, die vom Strom fortgeriſſen wurden.

Was hat es gegeben? Was geht denn da vor? Da kommen ganze Schaaren von Flößhölzern daher und mit einer Eile, einer Haſt, als hätten ſie Angſt. Ein Thier kann es nicht ſein, vor dem ſie fliehen. Wären es Schüler, ſo würde ich denken, der Lehrer habe die Saumſeligen, die Tändelnden, die Trägen aufgeſchreckt. Doch nun begreife ich. Da kommen 5—6 ſtarke hochgewachſene Männer in Zwilchkleidern, bewaffnet mit einer langen Stange, an deren Ende eine eiſerne Spitze mit einem Haken iſt. Nachdem ſie nun den ganzen Holzhaufen am Ende der Leitung flott gemacht, weil dieſe Abtheilung an Ort und Stelle gebracht werden ſoll, bis eine andere bereit ſein wird, treiben ſie nun alles Zurückgebliebene ohne Erbarmen vorwärts. Jene leichtſinnigen Träumer, die im Strudel herumtaumeln, die Flößer bringen ſie zur Beſinnung. Nicht beſſer geht es den im Waſſerfall luſtig herumtanzenden, die ſich von jeder neuen Sturzwelle überſchütten laſſen. Die Spitze des Flößerhakens ſteckt ihnen in der Seite, ſie werden mit Gewalt herausgeführt und ihnen der Weg, den ſie zu ziehen haben, angewieſen.

Nun nähern ſich die Flößer der Sandbank, auf welcher eine große Zahl herumlungern. Zwei, drei von den Männern ſtrecken ihre Stangen nach ihnen aus. „Ha, ha," höhnen dieſe, „da ſind wir ſicher genug; die Stange reicht nicht bis zu uns!" — „Ja, aber wenn die Flößer in's Waſſer gehen?" —

„Oh, das werden sie wohl bleiben lassen! Das Wasser ist eben dem Gletscherthor dort oben entsprungen und so kalt wie das Eis selbst."

Wir Holzstücke halten es kaum aus und zudem ist hier gerade das Loch sehr tief und reißend. Da sind wir sicher, ganz sicher! Ja, ja, seht nur nach uns, ihr erreicht uns nicht! Patsch, da liegt die Stange im Wasser. So ist's recht! — „Wart, ich will euch!" rufen die Flößer, springen in ihren Kleidern in's Wasser, waten bis an's Knie, bis über den Gürtel, bis unter die Arme im eiskalten Fluß und gelangen kämpfend mit dem reißenden Wasser auf die Insel. Da erhält nun der nächste Klotz Eins mit den schweren, mit großen Eisennägeln beschlagenen Bergschuhen, daß er taumelnd in's Wasser fällt; dort werden andere gepackt und mit kräftigen Armen weit in den Strom geschleudert; wieder Andere reißt der entsetzliche Haken herunter in's nasse Element. Alle müssen die trocknen, warmen Steine verlassen, auf denen es sich so köstlich ruhte.

Weiter unten verengt sich das Thal. Die steilen Seiten treten immer näher zusammen. Das Wasser, mehr und mehr eingeengt, stürzt bei gleichzeitig vermehrtem Falle unter Brausen und Tosen über die Felsstücke weg, welche demselben den Weg zu versperren suchen. Manches Holzstück, die früheren Erfahrungen in den Wind schlagend, sucht auf's Neue einen Zufluchtsort. Einigen gelingt es mit der Wucht des tobenden, schäumenden Wassers, sich auf ein Felsenstück hinaufzuschwingen. — „Kommt zu uns herauf, hier ist noch Platz!" — „Nein, nein, hier nicht! Seht dort unten die Schlucht, dort wollen wir es versuchen." — „Pah! da herunter kommen sie nicht, die fürchterlichen Männer mit ihren Stangen. Die Wände sind sehr steil, fast nackt, kaum hie und da steht ein wenig schwaches Gestrüpp." — „Sieh, dort oben steht schon einer." — „Ach, guter Freund, das laß nur bleiben, brauchst den Versuch nicht zu machen, nützt Alles nichts! Und doch, wahrlich da kommt er, ein Anderer folgt ihm und ein Dritter. Jetzt rasselt die Stange herab. Eine glitscht aus! So ist es recht, das ist der Lohn Deines verwegenen Unternehmens; wirst wohl bald selbst mit unsern Kameraden schwimmen lernen! Nein, ich täusche mich, es geschah absichtlich. Er rutschte nur herunter bis zu jenem Gebüsch, das ihn aufhalten sollte. Das Ding wird ernst. Wahrhaftig er macht das Unglaubliche möglich. Die schmale Felsenspalte, die kaum handbreit ist, dient ihm als Weg. Wie wird er aber um jene Felsenecke kommen? Sieh! er hält sich mit der linken Hand in eine Felsenspalte, mit der rechten erfaßt er einen Grasbüschel, schlechte Stütze das! Nun schwebt er 50—60′ über dem Abgrund auf einem Fuß stehend. Glücklich ist er herum. Nun geht es leichter. Bald ist er hier unten. — Und wer jetzt kann, der macht sich los; die Andern müssen warten, bis ihnen wieder das fatale Eisen im Leibe sitzt und sie mit Gewalt in's Wasser geschleudert werden,

das sie mit Macht erfaßt, mit Wuth gegen die immer näher tretenden Felsenwände schleudert und dann in die Schlucht fortreißt. —

Hier sind die Thalseiten zu senkrechten, oft überhängenden Felsenwänden geworden. Sie sind bald oben, bald unten, bald in der Mitte so nahe zusammengetreten, daß sie einander beinahe berühren. Ein schauerlicher Felsenspalt von $^1/_4$ Stund Länge und 200—300′ Tiefe. Das Flußwasser, unten in Schaum aufgelöst, tobt und wüthet vergeblich gegen die engen Schranken. Hie und da hat es versucht, den Fels zu unterhöhlen, und ist ihm auch bei Jahrhunderte dauernder Arbeit gelungen, eine kleine Bucht auszuwaschen, während es an andern Stellen nicht im Stande war, das große Felsstück fortzuschaffen, welches seinen Lauf unterbricht. Und blickst du voll Bangen hinauf nach dem schönen Himmel und seiner herrlichen Sonne, so siehst du nur einen schmalen blauen Streifen und nur hie und da wagt es ein erwärmender Sonnenstrahl neugierig hinabzugucken, um dem Kampf des empörten Elementes, dem Kampf zwischen Wasser und Fels zuzusehen. Da sieht er dann einzelne wenige Holzklötze, die sich in die Höhle verborgen, und 2 oder 3 die ein rettend Plätzchen auf dem Felsen gefunden haben. Kommt, kommt, rufen ihnen die vorn überschießenden zu, die Flößer scheuen keine Mühe, trotzen jeder Gefahr, überwinden jedes Hinderniß. Verbergt euch wo ihr wollt, sie finden euch dennoch! Allein die Stimme verhallt im Donner des wüthenden Wassers.

Und schon zeigt sich der gefürchtete Mensch. Langsam, als schwebe er hernieder, kommt er immer tiefer und tiefer in die grausige Schlucht hinab, mit der langen Flößerstange sich von den Felskanten fern haltend. Jetzt ist er nur noch wenige Klafter über dem Wasser. Das Wunder klärt sich auf. Der Flößer hat einen Prügel am Ende eines langen, starken Seiles eingebunden, auf diesen setzt er sich so, daß die Beine das Seil in der Mitte haben, während seine Gefährten oben das Seil um einen Baum geschlungen langsam herablassen. Unten angelangt gibt er ein Zeichen zum Halten. Ist das nicht ein entsetzliches tollkühnes Unternehmen! Wie leicht konnte das Seil auf den scharfen Kanten am Rand des Abgrundes sich aufreiben und entzwei gehen; wie leicht könnte der Mann das Gleichgewicht verlieren, während er mit der Stange den scharfen vorragenden Felsenparthien ausweicht, oder nach einem unter ihm liegenden Holze sticht. Dann ist er ein verlorener Mann! das reißende Wasser würde ihn gleich den leblosen Hölzern mit unglaublicher Schnelligkeit davontragen, ihn hundert und hundertmal an die Felsen schleudern und ihn zerschellen.

Und was verdienen denn diese Männer mit all der Mühe und Arbeit, mit all der Kraftanstrengung, der Todesgefahr, die sie in hundert Gestalten angrinst? Armselige 1 fl. 18 kr. im Tag. Und damit soll er sich und die Seinigen nähren, kleiden und noch Etwas einbringen für die Zeit, wo nicht geflößt wird.

Zwar ist diese Beschäftigung an keine Zeit besonders gebunden. Man flößt eben, wenn Holz gefällt wird. Wenn nun das gerade im Winter stattfindet, so sind die Beschwerden und Gefahren gleichsam verzehnfacht. Das dem Gefrieren nahe Wasser, die eiskalte Luft, in welcher die armen Leute in ganz durchnäßten Schuhen und Kleidern tagelang arbeiten müssen, das Eis, welches alle Steine und das Ufer bedeckt und das Fortschreiten ohne Fußeisen unmöglich macht, die Eiszapfen, welche von den Felsvorsprüngen oft 10—15' lang und mannsdick herabhängen und welche bei der leisesten Erschütterung, durch wenige warme Sonnenblicke schmelzend herabstürzen und den Flößer zu erschlagen drohen, sind lauter Dinge, welche die gewöhnlichen Gefahren verdoppeln.

Und in der Stadt, wo man dann das Holz brennt, das weit weg aus den Wäldern hoher Berge geholt wurde, da denken wohl Wenige daran, welche Gefahren, welcher Muth, welche Ausdauer das Herschaffen dieses Holzes verlangte. Wenn doch das Holz seine Lebensgeschichte erzählen könnte!

Aus dem Leben eines Künstlers.

Das Haus des Rath N. war immer eines der gastfreundlichsten, die man finden konnte. Nirgends wurden mit mehr Liebe und Herzlichkeit Freunde und Bekannte empfangen und aufgenommen und nirgends fühlte man sich leichter und schneller heimisch. Rath N., der als junger Offizier einige Feldzüge mitgemacht und nach Napoleons Sturz und dem darauf erfolgten Frieden sich in den Civildienst begeben hatte, war ein ungemein geistreicher und gründlich gebildeter Mann, der sich mit feinem Anstande zu bewegen wußte und überall gerne gesehen wurde. Seine edle Denkungsart hatte ihm längst aller guten Menschen Achtung gesichert, seine uneigennützige Güte verschaffte und erhielt ihm zahlreiche Freunde. Diese suchten ihn stets gerne auf, und seine Frau schien nie im mindesten gestört oder überrascht zu sein, mochten noch so viele und noch so unerwartete Besuche eintreffen, was namentlich im Sommer oft der Fall war, da der Ort, den die Familie damals bewohnte, in der Nähe von Kissingen, einem der besuchtesten Badeorte Deutschlands, lag. Sie verstand es, mit Herzlichkeit einem Jeden bald zu zeigen, daß er in der That willkommen sei, so daß sich Jedermann bald heimisch fühlte im Kreise dieser Häuslichkeit. Im Sommer des Jahres 183— waltete ein besonders reges Leben in diesem gastfreien Hause, was Jedermann begreiflich fand, der den Gast kannte, welcher auf die Dauer dieses Sommers dort eingekehrt war und einen Theil der Familie ausmachte. Es war dieses Margaretha S., eine Nichte des Raths und Schwestertochter seiner Frau. Als einziges Kind wohlhabender Eltern, die selbst keine niedere Bildungsstufe eingenommen, hatte sie von frühester Jugend an die sorgfältigste Erziehung genossen, durch welche sich die schönsten Eigenschaften des Geistes und Herzens zur edelsten Blüthe entfalten mußten.

Wer sie kannte, war über die Fülle von herrlichen Talenten erstaunt, die alle sorglich gepflegt, jetzt, da sie sich im Alter von etwa 17 Jahren befand, sich in erfreulichster Weise entwickelt hatten. Sie war immer heiter, immer freundlich mit Jedermann, immer bereit, Anderen Freude zu machen, so daß man trotz der Bewunderung, die ihre seltene Bildung erregte, sich vor Allem genöthigt sah, sie zu lieben. Selten mag Jemand so allgemein beliebt gewesen sein wie sie, es gab über Margaretha keine getheilten Meinungen, Alle waren ihr gut und schätzten sie hoch. Sie selbst schien gar nie zu denken, daß sie sich vor Andern auszeichne, sondern war und blieb anspruchslos. So eifrig und ernstlich sie auch an der Aus- und Fortbildung ihrer Talente arbeitete, so hingebend sie sich auch ernsten Studien widmete, sie that und betrieb das Alles aus Liebe zur Sache, um sich und Anderen Freude zu machen und sich zu veredeln, ohne nach Auszeichnung und Lob zu geizen, ja sie hatte dafür gar nicht einmal Sinn. Ihr tief religiöses Gemüth, der Segen einer christlich frommen Erziehung durch ihre brave Mutter, gab Allem, was sie that, Weihe und Bedeutung und schützte sie vor Eitelkeit und Verflachung. Kein Wunder, daß Gretchen, so wurde sie gewöhnlich vertraulich genannt, gerne gesehen war im Hause ihres Oheims, der ihrem schon verstorbenen Vater nahe befreundet gewesen und alle seine Freundschaft nun auf die Tochter übertrug. — Vor allen andern schönen Künsten hatte Margaretha die Musik gepflegt, und ihr Lehrer hatte ihr Geschmack an der besten klassischen Musik gegeben, die sie bald besser als irgend Jemand zu verstehen und auszuführen im Stande war. So liebte Margaretha vorzugsweise die schönen Compositionen Hummels und hatte, wenn sie dieselben mit Meisterschaft ausführte, oft schon den lebhaften Wunsch geäußert, den großen Meister persönlich zu kennen und ihm ihre Bewunderung ausdrücken zu können, ein Wunsch, an den, so oft er auch ausgesprochen wurde, sich nie der Gedanke an die Möglichkeit seiner Erfüllung knüpfte, denn Hummel lebte damals schon ältlich und leidend in einer sächsischen Stadt, und Gretchen konnte nie daran denken, dorthin zu gelangen. — Da traf's sich wieder einmal in jenem Sommer, daß Rath N., wie das oft zu geschehen pflegte, in Geschäften nach dem Badeort Kissingen fuhr und dort einige Stunden verweilte. Er begegnete mehreren Bekannten, die er freundlich begrüßte, unter andern einem lange nicht gesehenen, der in Sachsen lebte. Nach den ersten Begrüßungen stellte ihm dieser einen in seiner Gesellschaft befindlichen Herrn als den berühmten Componisten Hummel vor. Man denke sich die angenehme Ueberraschung des Raths, der sich im Moment dieser Begegnung alsbald die Möglichkeit vorstellte, seiner lieben Nichte wider all ihr Erwarten eine große Freude machen zu können durch die endlich unverhoffte Realisirung ihres Wunsches. Er schloß sich an beide Herren und ward bald bekannt mit Hummel, auf den seine anziehende Erscheinung einen sehr guten Eindruck machte. Nun theilte er ihm den Wunsch mit, ihn bei sich in N. zu sehen, um dort seiner Nichte, von der er in kurzen Zügen eine Schilderung entwarf, eine überaus

große Freude zu bereiten. Hummel, hiedurch angenehm überrascht, ging gleich auf diesen Vorschlag ein, und sie kamen überein, auf zwei Tage später den Besuch in N. festzusetzen. „Aber," fügte Hummel bei, „Ihre Nichte darf nicht erfahren, wer ich bin, Sie müssen mich unter falschem Namen bei ihr einführen, ich verspreche mir davon viel Vergnügen." — Als Rath N. nach Hause kam, kündete er seiner Frau einen Besuch an, der zum Mittagessen kommen werde.

Am bestimmten Tage war das Mittagessen gerichtet, und Hummel, der mit seinem Freunde von Kissingen aus rechtzeitig eintraf, wurde gastlich empfangen. Rath N. stellte Hummel verabredetermaßen als Hofrath Kern aus Jena vor. Man setzte sich zu Tisch, und der Rath hatte Sorge getragen, daß Gretchen ihren Platz neben Hummel einnahm. Das Gespräch kam in Gang, und Hummel unterhielt sich bald mit seiner Nachbarin, die, wie immer den Gästen ihres Oheims, auch ihm freundlich entgegenkam. Es ward Hummel nicht schwer das Gespräch auf die Musik zu lenken. Er sagte, wie sehr er sich dafür interessire, leitete geschickt die Unterhaltung auf die Compositionen der Meister und zeigte bald Margarethen, daß er viel Verständniß und geläuterten Geschmack besitze. Das regte sie zu lebhaftem Gespräche an und sie nannte ihren Lieblings-Meister. Zu ihrem Staunen schien der vermeintliche Hofrath diese Ansicht durchaus nicht zu theilen. Nicht ahnend, daß der, den sie nun eifrig zu loben begann, vor ihr sitze, wollte sie wissen, warum er ihrem Lob nun sogar Widerspruch entgegensetzte. Es schien ihr kaum möglich, daß ihr Tischnachbar, der noch eben im Einklang mit ihr sich als Mann von Geschmack und als Freund und Kenner der klassischen Musik gezeigt, die Vorzüge Hummels nicht anerkennen wollte. Hummel sah sich genöthigt, eingehender zu antworten. Er that das, indem er mehrere Mängel und Fehler, die ihm aus seinen eignen Compositionen natürlich bekannt sein mußten, an's Licht zog und hart beurtheilte. Je mehr er dieses that, desto weher that Gretchen der Tadel, der ihren Lieblingsmeister, wie es sie fühlte, unverdienterweise traf, und sie ergriff immer beredter und wärmer seine Vertheidigung und zwar mit so viel Umsicht, daß ihr gründliches Kennen seiner Werke deutlich an's Licht treten mußte. Es läßt sich denken, daß das Gespräch ausschließlich von den Beiden geführt wurde, indem die Andern mit auf das Höchste gesteigertem Interesse dem Wortwechsel zuhörten, da sie ja über Hummels Identität gewiß waren und fühlten, wie sehr es für Hummel erfreulich sein mußte, sich gegen sich selbst so gut vertheidigen zu hören und eine Jüngerin vor sich zu sehen, begeisterter als er sich diese wohl je erwartet hätte. — Man war inzwischen vom Tische aufgestanden, und Hummel machte dem Hin- und Herreden dadurch ein Ende, daß er Margarethen bat, ihm zu verzeihen, wenn er sie durch seinen Widerspruch verletzt habe, er habe sich dieses nicht erwartet und sie möchte ihm doch lieber jetzt durch ihr Spiel einen musikalischen Genuß bereiten. Sie trat an's Klavier, um eine der Compositionen Hummels aufzulegen, erbötig, mit gewohnter Liebenswürdigkeit seiner Bitte zu willfahren. Doch fragte sie ihn erst noch, ob nicht auch er, dessen

Reden eine so genaue Kenntniß der Musik verrathe, dieselbe ausübe. Hummel bejahte dieses lächelnd und sagte, er habe sich wohl hie und da ein wenig damit befaßt, er sei so eine Art Stümper, wie wohl viele. Nun ging er auch auf ihre Bitten ein, etwas vorzutragen. Sie setzte sich neben ihn an's Klavier und hörte freundlich theilnehmend zu, wie er anfing zu präludiren, was er mit Gewandtheit und Geschmack that. Wie er aber nun weiterfuhr im Spiel, ohne sich viel an die vor ihm liegenden Noten zu halten, wurde ihr Gesicht allmählig ernster. Er spielte immer schöner, immer voller und reicher ertönten die Klänge und in dem Maße, wie er von seinem Genius fortgerissen wurde, ging mit unserem Gretchen eine Veränderung vor. Sie hörte sehr ernst, immer gespannter, mit immer steigendem Interesse zu. Alle blickten erwartungsvoll bald auf den Künstler, bald auf Margaretha, die dasaß fast regungslos, um ja keinen der zauberischen Töne zu verlieren. Nur in ihrem begeisterten Blicke zeigte sich, wie lebendig sie fühlte, was die Musik aussprach. Allmählig aber schien sie beunruhigt, ein Gedanke beschäftigte sie, und mit Einemmal, unfähig ihrer Bewegung mehr Herr zu werden, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und rief, indem sie in lautes Weinen ausbrach: „O Gott, das ist Niemand anders als Hummel selbst!" — Alle waren ergriffen und zu Thränen bewegt und blieben ihr die Antwort schuldig. Hummel aber, selbst tief erschüttert, spielte noch einige Akkorde und reichte ihr dann aufstehend die Hand, indem er sagte: „Sie haben recht, mein Fräulein, er ist es und Sie haben ihm so eben den schönsten Triumph bereitet, dessen er sich je erfreut hat. Wäre nur niedergeschrieben, sagte er noch, was ich jetzt gespielt, aber mag es darum sein!"

Dieser Augenblick voll Interesse und Rührung blieb den Herzen aller Anwesenden unvergeßlich. Hummel mag wohl da zum Letztenmal Klavier gespielt haben, wenigstens in dieser Weise. Er starb bald darauf in Folge des Leidens, das ihn damals nach K. in's Bad geführt hatte. Auch sind schon Jahre dahingegangen, seit Margarethens Geist nicht mehr auf dieser Erde weilt, der sie eine Zeitlang angehört, um Alle, denen sie nahe stand, zu beglücken, Vielen Trost und Hülfe und zum Guten ermunterndes Beispiel zu sein. Sie wurde nach wie vor von Allen geliebt und geachtet, die sie damals wie später als pflichttreue Gattin und Mutter kennen lernten, und ihr Andenken lebt noch immer in unvergänglicher Frische in all ihrer Freunde Gedächtniß. Besonders lebendig ist auch die Erinnerung an sie in der Familie ihres Oheims, der nie die Begebenheit erzählt, ohne tief bewegt zu werden. Von ihm habe ich sie oft gehört und versucht, sie gerade so ohne alle Ausschmückung wiederzugeben, nicht ohne dabei dieses edlen Mannes, wie Margarethens, der auch ich im Leben nahe gestanden, mit inniger Liebe eingedenk zu sein.

Digitized by Google

Kindestreue und Elfenhülfe.

Digitized by Google

Kindestreue und Elfenhilfe.

Ein Waldmärchen von Isabella Braun.

I.

Das Fest der Elfen.

„Noch immer Winter!“ krächzt der schwarze Rabe, welcher geisterhaft über die beschneiten Felder zieht, klagt der einzelne Pfiff eines hungernden Vögeleins, ächzt der vom Winde bewegte Zweig, stöhnt der ganze Wald mit seinen blätterlosen Aesten.

Wie still und öde es in seinen weiten Hallen ist! Nur hie und da raschelt's durch das Gestrüppe, ein flüchtiger Fuß eilt fast spurlos über die Schneedecke, oder es blitzt ein helles Auge hervor, es zeichnet sich ein Rauhpelzchen auf der weißen Decke ab und ein paar Vögel zanken sich um ein armes Würmchen. Es herrscht viel Schlaf im Walde und was können die armen Gesellen, denen weder Himmel noch Erde einheizt, auch Besseres thun?

Aber die ärgste Zeit ist doch schon vorüber und die Erlösung von all der bittern Noth nicht mehr zu ferne. Oft schon zieht ein goldner, warmer Lichtstreif gleich einem flatternden Elfengewande durch den Wald. Die Sonne streckt den langen Strahlenfinger bis zur Eiskruste des Bächleins herab, klopft daran, und das harte Thor öffnet sich an einer Stelle, dann springen alle Riegel auf und entfesselt von langer Haft rauscht der muntere Geselle dahin. Das ist des Waldes Tages-Reveille. „Ausgeschlafen?“ lächelt fragend die Sonne und nun erscheint die Stunde des Scheidens und Begrüßens. Die glänzenden Eiszapfen weinen sich das Leben aus, die Schneedecke löst sich in Thränen auf, aber die Erde schließt sie erbarmend an die Mutterbrust und der lustige Bach lockt sie tröstend in seine Arme, um vereint mit ihm der Vergänglichkeit zu entrinnen.

Nach solch einem Abzuge sieht's schmutzig und unordentlich aus im großen Haushalte der Natur, drum beginnt die Schauerstunde. Am Himmel thürmt sich ein massiges Wolkenheer, es löst sich auf, der Regen gießt Tage lang unaufhörlich herab, fegt den letzten, braun gefärbten Schnee hinweg, säubert die Zweige und die Stämme, wäscht den Boden auf und macht ihn weich. Jetzt kommt die liebe Sonne zum Auftrocknen und der Festtag kann beginnen.

Gleich ungeduldigen Kindern konnten einige weiße Glockenblümchen diesen Augenblick nicht erwarten; denn kaum hatte der strenge Winter seinen Schneebart von den Sträuchern und Bäumen losgemacht, um sich zum Abzug anzuschicken, so streckten sie neugierig die Köpfe empor. „Hu!“ brummte der Winter, wie ein Unhold und warf sie mit neuen Schneeballen, daß sie sich

duckten. Die kleinen, abgehärteten Dinger machten sich nicht viel daraus und immer größer wurde ihre Zahl. Nun war der Winter wirklich und wahrhaftig fort und nun begannen die Schneeglöcklein den Frühling einzuläuten. Die ganze Natur stimmte ein mit Säuseln, Rauschen, Quikſen, Pfeifen und Schmettern. Geschäftig eilt Alles an's Tagewerk. Die alten Zweige thun ihre kleinen Thüren auf; über Nacht steigen die grünen Triebe hervor, strecken und entfalten sich, daß in kurzer Zeit ein grüner Schimmer aus dem Walde strömt. Im Boden sind die schlanken Gräser geschäftig; eines drängt das Andere; es ist unglaublich, wie viele Platz haben im engen Raum! Bald ist der kahle Platz ein dichter, weicher Rasen geworden und unzählige Bewohner haben sich drin einlogirt.

So war's an einem letzten Tage des Monat März, an welchem die Sonne Alles mit Glanz übergoß. Da schwebte mehr, als sie ging, eine hohe, schlanke Frauengestalt durch den Hain. Ihr Gesicht war wie von Blumen zusammengesetzt: Augen gleich einem Vergißmeinnicht, Wangen wie eine Centifolie, Lippen wie ein Purpurröschen und dazwischen überall Lilienweiße. Das Haar wallte seidenartig auf die Schultern herab und wenn die Sonne darauf fiel, glänzte es wie pures Gold. Ihre schlanke Gestalt war von zarten Gewändern umgeben; man hätte glauben können, sie seien aus lauter silberglänzenden Marienfäden gewoben. In der Hand hielt sie einen abgebrochenen Blüthenzweig, der sie mit lieblichem Dufte umgab. Sie glich einer reizenden Fee, aber sie war auch eine und zwar die Königin Flora, die gute Fee des Waldes, der Fluren und Gärten. —

Da stand sie nun wieder in ihrem langverlassenen Reiche, zurückgekehrt von einer weiten Reise, von Ländern, wo sich der Frühling und Sommer hinflüchten, wenn es bei uns Herbst und Winter wird. Sie schaute sich wohlgefällig um, lächelte vergnügt und wandte sich zu den Gräsern und jungen Blättern, indem sie mit glockenheller Stimme sprach: „Grüß Gott, du lieber alter Wald in deinem neuen Kleide. Hast du nun endlich ausgeschlafen und hat der gute Papa Winter, der deinen Schlummer bewachte, dich nun verlassen? Nun aber gilt es, mit neuer Kraft das Werk zu thun. Wie freut mich's, all die zarten Blätter zu sehen und die schlanken Gräser auf dem Boden; nur die Blumen fehlen noch und ich muß mein fleißiges Elfenvolk rufen, daß sie ihre Schutzbefohlenen hervorzaubern aus der Erde."

So sprach die gute Fee und winkte mit dem Blüthenstabe nach allen Seiten. Da vernahm man in der Ferne einen Gesang und durch die Zweige brach ein weißer Schimmer. Herein tanzte ein lustiges Elflein, nicht größer als ein Mädchen von acht Jahren. Sie war weiß gekleidet mit gelber Stickerei und um den Hals trug sie einen weit hinausstehenden Kragen mit unzähligen Spitzen, daß der kleine Kopf wie auf einem Rade saß. Sie war komisch anzusehen, als sie vor ihrer Königin sich mit Knixen verbeugte und dabei

hurtig plauderte: „Ich lieb Dich von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen“ —

Nun erhob Flora lächelnd den Finger, als wollte sie ihrer Rede Einhalt gebieten, denn sie kannte den Spruch und was nun folgen würde; aber das kleine Ding hielt schon von selbst inne, das Weitere taugte nicht mehr für Flora, denn sie sagte es nur, wenn sie schmollte, oder zornig war. Flora reichte ihr nun die Hand und sprach: „Wo bleibst du denn so lange, Maßliebchen? Hast gewiß draußen auf der Wiese gespielt?“

Das Elflein machte ein wichtiges Gesicht und entgegnete: „Gespielt? ei bewahre! gearbeitet hab ich. Du weißt ja, daß auch die kleinen Gänseblümchen zu meinen anbefohlenen Kindern gehören; die habe ich angezogen und an ihren Platz geführt, nun tummeln sie sich bereits schaarenweise auf der Wiese.“

„Bring sie nur auch zu uns herein, ich mag sie gerne, weil sie gar nicht verzärtelt sind und so lang ausharren,“ sprach freundlich die Königin. Maßliebchen ging hurtig an's Werk und bald war das Gras weiß und gelb durchmischt.

Während dem vernahm man ein Geklingel, wie von einem vollen Schlüsselbunde, und ein goldner Schimmer leuchtete in der Ferne. Eine etwas größere, schlanke Elfe nahte sich unter fortwährendem Bücken, als ob sie unzählige Thüren in dem Boden aufschlöße. Und so war es auch, denn die schlanke Elfe hieß Primel oder Himmelsschlüssel und verwaltete das große Beschließeramt der Erde, wo die Blumen im Winter schlafen. Mit ihrem Erscheinen ging ein wahres Wunder in dem Grase vor. Nicht nur die gelben Primeln streckten sich empor, sondern die Elfen kamen von allen Seiten mit ihren Blumenkindern. Zuerst das schüchterne Veilchen, das immer Versteckens spielte, dann allerlei kleine farbige Glöckchen und Blüthen. Alle Elfen verneigten sich erst sittig vor der Königin, und legten in deren Hand das Gelübde ab: die Blumen zu pflegen, zu schützen, zu tränken und wenn sie sterben sollten, mit einem Segen zu begraben.

So ging es viele Tage lang fort. Auch in den Gesträuchen blühte es duftig gleich weißen Rosen. Der Wald wurde immer dichter und schöner und immer lauteres Leben erwachte darin. Die Vögel tanzten von einem Zweig zum andern und sangen von früh Morgens, bis spät Abends. Schmetterlinge schwebten umher, Eichhörnchen sahen mit klugen Augen durch die Blätter, Käfer und Ameisen tummelten sich auf dem Boden, Blindschleichen huschten durch das Gras, Groß und Klein gesellten sich zusammen und dennoch herrschte Friede, denn die Elfen wachten über ihm.

So kam der Mai heran und die Nächte wurden immer wärmer. Die große Elfenschaar hatte es nun sehr wichtig und dabei strahlten sie von Glückseligkeit; das machten die Vorbereitungen zum großen Maifeste, welches in der

klaren Vollmonds-Nacht gefeiert werden ſollte und wozu der König Lenz und Königin Flora ihre Anweſenheit verſprochen hatten.

Endlich war Alles fertig, es konnte gar nicht ſchöner geordnet ſein. Reiche Gewinde ſchlangen ſich um die Bäume, farbige Schneckenhäuslein und grünes Moos ſchmückten die Stämme; der Abendthau lag auf den Blättern, die Blumen ſtanden friſch und aufrecht in ihren ſchönſten Kleidern. Tiefe Ruhe herrſchte im Walde; Alles ſchlief, nur die Maikäfer durften das Feſt als Muſikanten mitfeiern, um in Harmonie mit der rieſelnden Quelle und dem murmelnden Bache die Tänze aufzuſpielen.

Der Sammelplatz befand ſich bei einer alten, knorrigen Eiche, ſeit Jahrhunderten das Baldachin für König Lenz, denn an ihrem Fuße lag das weichſte Moospolſter. Es war ein lieber, lauſchiger Raum, groß genug zum Tummelplatz des Elfenvolkes, umgeben mit Eſchen und Birken, mit Tannen und Geſträuchen. Nicht weit davon rauſchte das muntere Bächlein, an deſſen Rande die träumeriſch-ſchwärmenden Vergißmeinnichte ſo gerne ſich ſchaarten.

Die Maikäfer hatten den Wald ſchon unzählige Male von einem Ende zum andern durchſchwärmt, bis endlich die rechte Zeit kam. Der volle Mond ſtand nun am Himmel und goß den magiſchen Silberſchein über alle Wipfel, Zweige, Blumen und Gräſer; der Thau funkelte nun wie Edelgeſtein, der Boden glich einem glatten See und der Bach widerſpiegelte Alles in lieblichſter Weiſe.

Nun erklangen die reizenden Elfenlieder in der Ferne, ſäuſelnd, ſilberrein, melodiſch, überirdiſch. Immer näher drang der Geſang und nun erſchien das Heer der Gräſer mit ihren ſpitzen Lanzen, manches flatternde Fähnlein darunter, König Frühlings Ehrenwache. Dieſen folgte eine ſchlanke Elfe, die angezündete Königskerze tragend, umgeben von kleinen Lichtnelken; dann kam ſchwebend von Maikäfern gezogen der blumenbekränzte Wagen, in welchem König Lenz und Königin Flora ſaßen. Glockenelfen läuteten auf beiden Seiten melodiſch durcheinander, wie man auch mit Geläute den Einzug jedes Königs feiert. Nach dem Wagen ſchritt gravitätiſch Junker Hagedorn im braunen Lederwamſe, ein weißes Blüthenbüſchel auf der Kappe, klirrende Sporen an den Füßen. Mitten unter den holdeſten Blumenelfen, die ſich je nach der Zeit ihres frühern oder ſpätern Wirkens im Walde geordnet hatten, ſchritt der Waldmeiſter im grünen Gewande, einen duftigen Blumenkelch als Pokal tragend, gefüllt mit dem köſtlichen Maientrank ſeines eignen Weingartens.

Nun war man bei der großen Eiche, auf dem freien Platze angelangt. Die beiden hohen Ehrengäſte verließen den Wagen und nahmen ihre Sitze ein. Feierliche Stille herrſchte, und jetzt trat der kecke Waldmeiſter vor, erhob ſeinen Pokal und ſprach mit lauter Stimme: „Gruß und Ehren dem edlen Paare! Lob und Preis Dir, König Lenz auf Deiner Siegesbahn! Du biſt der Freudenſpender für die ganze Welt. Du ſchließeſt die Herzen auf, weckſt

entſchlafene Erinnerungen zu neuem Leben und erquickeſt damit eine freudenloſe Gegenwart, dem Mondlichte gleich in dunkler Nacht. Du verwandelſt den Greis zum Jünglinge, die Matrone zum Mädchen; kein Alter, kein Stand vermag Dir zu widerſtehen; Du biſt der mächtigſte König auf Erden. Die innigſten Gebete entſteigen der Menſchenbruſt bei Deinem Nahen; Du hältſt die beſeligende Auferſtehungspredigt, der Alles mit Jubel lauſcht. Darum ſei gefeiert in dieſer Stunde von dem Elfenvolke; mit Deinem eignen Weine und Deinem eignen Becher ſei Dir ein Hoch! gebracht."

Der Waldmeiſter erhob den Blumenkelch und als er denſelben an die Lippen führte, ertönte der Wald von dem Hoch der Elfen. Da füllte der kleine Mundſchenk auf's Neue den Becher und überreichte ihn dem König Lenz. Dieſer erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach mit feierlicher Stimme:

„Meine Getreuen und Lieben!

Mit Freuden habe ich Euren Gruß vernommen und bring Euch denſelben freudig entgegen. Aber nicht mir gebühren dieſe Lobpreiſungen, ſondern dem Herrn der Schöpfung, der mich als Himmelsbote ausgeſendet, der mir die Sonne, die Lüfte und die weichen Wolken als Gehilfen gegeben, um ſein Wort der Auferſtehung zu verkünden, zu tragen über Berg und Thal, über die Klüfte, über Land und Meer.

Auch Königin Flora und Ihr Blumenelfen alle, habt Theil an dem ſchönen Amte; denn was wäre der Frühling ohne Euch! Es iſt ein Engelswerk Euch zugetheilt, das der Freude und Beglückung. Uebet es treulich bei Tag und Nacht, bei Sonnenſchein und Regen, bei Kälte und Dürre, indem Ihr die Blumen heget und pfleget. Aber dabei lehret ſie ihres kurzen Lebens Pflicht. Ihr erſter Dienſt ſei Gott gewidmet. Kein Tempel, keine Kirche, keine Kapelle, kein Kreuz am Wegesraine, kein frommes Bild bleibe von ihnen ungeſchmückt. Bei jedem Feſte, bei jeder harmloſen Fröhlichkeit ſollen ſie Duft und Glanz verbreiten und gern das Leben opfern, ein Menſchenherz zu erquicken; ſie ſollen der Kindesliebe die Sprache geben mit lächelndem Symbol und ſich zu Kränzen vereinen, um die Eltern zu begrüßen. Wo ſie immer heilen und lindern können, da zeiget ihnen den Weg; denn Segen iſt ihr Beruf.

Ihr Elfen, Euch iſt der Wald anvertraut, dieſes ſtille Heiligthum des Friedens. Hütet es vor dem finſtern Geiſte der Bosheit und Tücke. Belladonna, die böſe Fee lauert, Euer Werk zu zerſtören. Gift iſt ihr Athem, Verführung ihr Augenglanz.

Und nun, mein Elfenvolk, an's ſchöne Werk! ein Lebehoch Euch Allen im Bunde mit Eurer Königin!"

Kaum war die Rede verklungen, als die Maikäfer ihre Muſik anſtimmten und die Elfen ſich jubelnd im Reigen ſchwangen. Das fröhliche Feſt begann und immer klarer leuchtete der Mond und immer heller blinkten die Sterne.

Während die Elfen ihr fröhliches Maienfest hielten, saß Belladonna am dunklen Weiher, der mit alten Weidenbäumen und hohem Schilfe umgeben war. Ihre Augen funkelten von Haß und Rache, denn sie hatte, im Gebüsche verborgen, die ganze Rede vom König Lenz vernommen. Die alte Feindschaft gegen Flora und ihr dienstbares Elfenvolk loderte neu geschürt in ihrem giftigen Herzen, und jetzt spann sie ihre bösen Pläne.

Auch der Weiher hatte seine nächtliche Serenade für Königin Belladonna. Kröten, Unken und die Eulen in den Weidenzweigen führten ihr Conzert aus, eine passende Musik zu Belladonna's Gedanken. Endlich erhob sich dieselbe und ihr Gang zeigte Entschlossenheit. Es war ein schönes, stolzes Weib, prächtiger noch, als die sanfte Flora, ja, zum Erschrecken prächtig. Ihr Haar wallte in glänzendem Schwarz auf den weißen Nacken und ein Kranz von kirschrothen Beeren schimmerte darin. Die Augen glänzten wie die Früchte der Blume, der sie den eigenen Namen verliehen hatte, und gleich deren Stengel erhob sich die schlanke Gestalt. Ihr grünes Kleid war mit einem Gürtel aus Giftpflanzen mit Beeren geschmückt, umschlossen und ein blinkender Dolch steckte darin.

Sie horchte, denn fröhlicher Elfensang drang bis zu diesem fernen, unheimlichen Platz mit Belladonna's unterirdischem Krystallpalaste, wohin sie schon viele armen, unvorsichtigen Kinder verlockt hatte, wenn sie in Gestalt einer Wasserrose, oder einer glänzenden Wasserjungfer darüber hinschwebte. Immer zorniger glühte das schwarze Augenpaar und sie rief: „Ist das ein Lärm und Spektakel, ein Gesang und Gejubel! Und alles, warum? — Wegen einem Blumenbüschel, der zu nichts dienlich ist, als damit zu spielen und sich den Hut zu schmücken. Und deßwegen hält der König Lenz eine Rede, mischt fromme Worte von Gott und seinen Absichten für Menschenglück darein! Wie ganz anders erkenne ich das Walten der Natur! Ha! Menschenglück! — Die Feindin des Menschen ist Natur von Anbeginn der Schöpfung, in ewigem Kampfe stehen sie einander gegenüber. O, auch ich kenne die Worte ihres Schöpfers: „„Verflucht sei der Acker um Deinetwillen! Dorn und Disteln soll er Dir tragen!"" — Schüren will ich diese Feindschaft! Nicht der Flora allein gehören Wald und Wiese; es ist auch mein Reich und mächtiger ist meine Herrschaft!

Wohlan denn, an's Werk! Statt einem lustigen Elfenvolke dienet mir getreulich, meine Kinder! du, Schierling mit allen deinen Arten, Du, giftig Bilsenkraut, Nachtschatten mit den bittersüßen Beeren für die Gier kleiner Kinder, ihr Pilze mit dem reichgestickten Perlenhute, und du, mein eigen Kind, die Belladonna! —

Macht eure hellen Augen auf und verlockt die Menschen! Mögen die schönen, lachenden Blumen sie ergötzen! Eure Macht reicht weiter; ihr führt sie ein zu Himmelswonnen!"

Ein dämonisches Hohngelächter tönte von Belladonna's Lippen nach dieser Rede. Da verhüllte der Mond sein Angesicht und blieb hinter Wolken versteckt, er mochte nichts mehr sehen. Allmälig verstummte auch der Elfensang, denn mit der erloschenen Leuchte war das Fest zu Ende. Dunkle Nacht lag über dem ganzen Walde und der Weiher gewann noch ein unheimlicheres Ansehen. Jede Stimme verstummte und Alles ruhte im Schlafe.

II.

Bärbele und ihre Großmutter.

Tief im Walde befand sich ein freier Platz und dort stand ein kleines Haus, wie eine Wiege in einer Stube. Es war ehemals die Wohnung des Waldhüters gewesen, und dieses bescheidene Amt hatte sich von dem ersten Waldhüter auf Kinds- und Kindeskinder fortgeerbt. Als jedoch der letzte starb und nur eine alte Mutter und ein kleines Mädchen hinterließ, mochte der Gutsherr diese nicht aus ihrer Heimath vertreiben und baute dem neuen Waldhüter oder Forstwarte, wie man ihn nunmehr nannte, in ganz entgegengesetzter Richtung ein neues, weit stattlicheres Haus mit einem Hirschgeweih ober der Thüre; die alte Hütte aber ließ er den beiden Erben als geschenktes Eigenthum, that ein Stücklein Weidplatz und kleine Vorrechte dazu, und fügte noch einen jährlichen Geldbetrag als ein Almosen bei.

So kam's, daß ein altes Weib und ein achtjähriges Mädchen mutterseelenallein im Walde lebten und sich darüber auch keine furchtsamen Gedanken machten. Die Leute in dem Städtchen wunderten sich oftmals darüber, aber die Alte lächelte nur und sagte: „Vor was sollt' ich mich denn fürchten? Ich hab' noch nie erlebt, daß einem die Bäume, Sträuche und Blumen etwas anhaben können; Wölfe und Bären gibt's nicht in unserm Wald und das andre Gethier ist froh, wenn man ihm nichts thut, es ist friedlicher, als ihr Stadtleute. Wilddiebe aber haben es nicht auf Menschen abgesehen; ich und mein Bärbele wären gar ein magerer Bissen; zu stehlen gibt's bei uns auch nichts." Dann schaute sie auf ihr Enkelkind und schloß: „Nein, wir fürchten uns nicht, gelt Bärbele?" — Diese lachte überlaut; der Gedanke kam ihr ganz spassig vor. Sie war aufgewachsen im Walde, alle Bäume waren ihr bekannte Nachbarn und die Blumen, sowie das kleine Gethier lustige Spielgenossen.

So lebten also die Beiden einsam im Waldhäuschen und zwar recht vergnüglich. Sie hatten Alles, was sie brauchten, denn sie brauchten sehr wenig. Im Stalle befand sich eine Kuh, der Scheck genannt. Diese gab alle Tage so viel Milch, daß sie davon hätten leben können; der Scheck aber lebte hingegen umsonst von dem fetten Waldplätzchen. Mit Holz waren sie auch versehen, denn Bärbele ging im Frühling und Herbst nach Reisig aus und sammelte einen erklecklichen Vorrath von dürren Aesten. Im Frühlinge

und Sommer war der Wald ihr weites Erntefeld. Die Ahne kannte alle Arzneikräuter und unterwies Bärbele in derselben Kenntniß. Diese sammelte täglich eine Schürze voll für den Apotheker, welcher sie gut bezahlte. Veilchen, Maiglocken und Vergißmeinnicht brachten, in Sträuße gebunden, auch Geld ein; dann reiften die Erdbeeren, Himbeeren, Schwarzbeeren und Preiselbeeren; auch das weite Reich der Schwämme warf einen Verdienst ab; gegen Allerheiligen gab es noch Moos, Immergrün und Epheu und vor Weihnachten trug Bärbele die schlanken Tannenbäumlein auf den Markt; dagegen versahen sie sich reichlich mit Mehl und Oel und ließen sich dann in Gottes Namen einschneien.

Das war nicht so übel, als sich meine Leser vielleicht denken. Die Ahne spann und Bärbele strickte. Wenn das Feuer recht gemüthlich knisterte und prasselte, wenn die Spindel auf dem Boden surrte und schnurrte, sangen sie selbander schöne Lieder, oder die Großmutter erzählte Geschichten, und je öfter Bärbele die gleichen hörte, je fester glaubte sie an deren Wahrheit und je lieber wurden sie ihr. Da kam viel vor von Feen und Elfen in prächtigen Kleidern, und dazu fügte die Großmutter auch Geschichten aus der Bibel von den lieben Engeln, daß sich das Engel- und Feengeschlecht in Bärbeles kindlicher Phantasie in Eins verwebte. Bärbele wurde im beständigen Umgange mit der Großmutter ganz vernünftig, weit über ihre Jahre hinaus; sie griff Alles geschickt an und leistete die besten Dienste; die Ahne hingegen lernte von dem heiteren Kinde sich die innere Jugend bewahren, und wer sie mitsammen beobachtete, fand wenig Unterschied zwischen Beiden, außer in der blühenden Wange und in der gefurchten Stirne.

Seit zwei Frühlingen war Bärbele auch zur Schule gegangen und hatte allerlei gelernt. Nun konnte sie der Großmutter auch vorlesen aus den schönen Büchern, welche der Pfarrer und Lehrer ihr gerne lieh, und wenn der tiefe Schnee den Kirchenweg verschloß, hielten sie einen frommen Hausgottesdienst, wobei Bärbeles Glockenstimme dem Evangelium eine Engelsverkündigung verlieh.

Im Frühling und Sommer war's nun freilich noch lieblicher zu leben. Statt der Gespielen hatte Bärbele die Blumen, den Bach, die lustigen Thiere, den Sonnenschein und tausenderlei Dinge, welche ihr täglich neue Freuden machten. So kam's, daß die beiden Menschen nichts entbehrten und nichts wünschten, als daß es immer so fortgehen möchte; sie lebten im Vertrauen auf Gott unter Arbeit in den Tag hinein und kein körperliches Gebrechen störte die Alte mit Sorgen.

Man kann sich leicht denken, daß die guten Geister des Waldes das Bärbele lieb hatten und daß Königin Flora sie zu ihren Blumen zählte. Es ist nicht der Brauch guter Feen, sich den Menschen zu zeigen; sie halten es ganz auf Engelsart und sich begnügen mit dem unsichtbaren Schutze oder mit Traumerscheinungen. All dieses wurde Bärbele reichlich zu Theil, und

wenn sie dabei an Engel dachte, so war es keineswegs gefehlt, denn was sind die Elfen und Feen anders, als Engel? auf den Namen kommt es ja nicht an. O, wenn es für die geistige Welt ein Mikroskop gäbe, wie für die winzig kleinen unsichtbaren Thiere im Wassertropfen, wir würden die ganze Atmosphäre von Engeln durchschwebt sehen, ausgesandt von Gott zum Schutze der Kinder und Menschen. Keines von uns hätte sein gegenwärtiges Lebensjahr erreicht, ohne diesen Engelsschutz, Keines, auch wenn die Kindsmagd, Bonne oder Gouvernante, Lehrer oder Hofmeister ihm auf Schritt und Tritt folgte, wie viel weniger die armen Kinder, die unbewacht am Bache spielen, klettern und springen ohne Augenmaß und Ahnung der Gefahr. —

Nachdem ich das Bärbele bereits innerlich geschildert habe, will ich sie auch äußerlich vor meine Leser hinstellen. Wie schon erwähnt, war sie acht Jahre alt und für ihr Alter groß gewachsen. Das Waldleben in frischer Luft hatte ihr so gut gethan, wie den Blumen, und so glänzte auf den gebräunten Wangen das Rosenroth der Gesundheit. Die kleinen Gesichtszüge, das Stumpfnäschen und die Backengrübchen bildeten ein echtes Kindergesicht und zwar eines der hübschen, weil ihre blauen Augen gar so treuherzig und bisweilen auch schelmisch darein sahen und am Mundwinkel der Scherz sein Nestlein gebaut hatte, aus dem lustige Wortvögelein und Lieder herausflogen. Man mag von der Schönheit sagen, was man will und vorschreiben, wie die Gesichtszüge geformt sein müssen, die Hauptsache bleibt immer doch der Ausdruck selbst für die äußerliche Schönheit. Auf der Stirne kein launisches Wölklein, sei sie niedrig oder hoch, in den Augen Liebe, Treue und Klugheit, seien sie blau oder braun, um den Mund Gutherzigkeit, sei er etwas größer oder kleiner, auf den Wangen Gesundheit, und so ein Kind ist reizender, als eines mit griechischen Zügen, wenn es Innen nicht ganz richtig ist. Bärbele war also ein nettes Ding. Sie hatte blonde Haare, denen sich aber ein eigenes Mißgeschick beigesellte: kaum waren sie in feste Zöpfe geflochten, als sie sich auch schon wieder auflösten. Darum schnitt die Großmutter das Haar kurzweg ab, besonders an der Stirne, und ließ es nur bis zur Schulter herabwachsen, um es von Neuem zu stutzen. Damit war auch die Arbeit des Haarmachens gekürzt, ein paar feste Striche mit dem Kamme, um sie zu entwirren und der kleine Kopf befand sich in Ordnung. Ihre Kleidung war sehr einfach. Die Hemdärmel glänzten immer weiß, wie Schnee; das schwarze Mieder hob deren Reinheit noch schöner hervor; ein kurzer Rock, der sie nicht im Springen durch das Gebüsch hinderte, und welcher meist von rother, grüner oder blauer Farbe war, vervollständigte den Anzug der kleinen Menschenblüthe, wenn man die Schürze noch dazu rechnet. Im Sommer ging sie gewöhnlich barfuß und der Bach sorgte täglich für die Reinlichkeit dieser Naturkleidung; nur im Winter oder bei festlichen Gelegenheiten kamen Strümpfe und Schuhe an die kleinen Füße.

Von der Großmutter ist in dieser Beziehung weniger zu sagen. Sie war eben ein altes Weiblein, der man ansah, daß sie einmal schön gewesen sei, was sie auch nicht ungern hörte. Für Bärbele war sie noch schön und man konnte sie mit einem Zweifel darüber leicht zum Schmollen bringen.

Es war an einem warmen Frühlingstage, bald nach dem Elfenfeste. Die alte Großmutter schnitt Brod für die Mittagssuppe ein, wobei sie in kurzen Zwischenräumen auf die Schwarzwälderuhr blickte und nach Gewohnheit der alten, einsam lebenden Leute vor sich hin sprach: „Wo bleibt nur heut das Bärbele so lange? Elf Uhr ist längst vorüber und mich wundert, daß sie der Hunger nicht heimtreibt. Ich freu' mich doch jedesmal auf's Neu, wenn ich ihr gutes Gesicht sehe, 's ist gleich ein andres Leben im Hause, so verschieden, wie Sommer und Winter. Das Bärbele ist schon recht meine Herzensfreude und mein Trost. Was thät ich noch im Leben ohne sie! Eigentlich sorgt sie für mich, anstatt ich für sie; unser halbes Auskommen verdient das kleine Ding ganz allein. Aber das ist noch das Wenigste; ihre Lieb' und ihre Fröhlichkeit sind mein Sonnenschein, daß ich oft meine, ich sei selber noch jung; sie läßt das Alter gar nicht auf mich einrücken und wehrt's mit Gesang und Späßen ab von meinem Herzen."

So plauderte das Weib vor sich hin, bis ein frohes Lächeln über das ganze Gesicht zog, indem sie horchte. Dann nickte sie mit dem Kopfe, die Brodschnitten flogen zwischen Laib und Messer tanzend weg in die Schüssel und dabei sumste sie die Melodie eines Liedes, das man aus der Ferne vernahm. Bald aber legte sie den Brodlaib weg, und trat unter die Hausthüre. Sobald das Bärbele die Großmutter erblickte, verstummte ihr Gesang und sie hüpfte dem Hause zu, wobei der Korb auf ihrem Rücken auch hüpfte und die Kräuter darin herausflogen. Sogleich hielt sie inne und sammelte dieselben wieder vorsichtig, während die Alte sich ihr genähert hatte. Nach einem fröhlichen „Grüß Gott" ging das Plaudern an: „Heut wirst aber mit mir zufrieden sein, Großmutter! schau nur der ganze Korb ist voll, und was ich Dir Alles noch zu erzählen hab!" —

„So?" sprach die Alte theilnehmend. „Aber spar's nur auf bis daheim, nach dem Essen; ich hab ja gemeint, Du kommst heut gar nimmer."

Sie waren nun vor der Hütte angelangt. Bärbele machte aus eine Tragband des Korbes aus dem hervorstehenden Holze los, zog den Arm aus dem andern und setzte den Korb auf das Hausbänkchen. Es war ein allerliebstes Bild der Geschäftigkeit, als sie nun mit den kleinen Händen die Kräuter auf dem Bänkchen sogleich in gesonderte Abtheilungen legte und nicht duldete, daß ein unrechtes Blatt sich dazu mischte. Die Großmutter sah ihr eine Weile wohlgefällig zu, dann sagte sie: „Nun, ich will inzwischen die Suppe kochen, 's ist Alles hergerichtet und die Kartoffeln sind am Aufspringen."

Dann ging sie in's Haus und Bärbele war ganz in ihr Geschäft ver-

tieft. Nach einer Weile hörte man den Ruf aus dem Innern des Hauſes zum Eſſen und das Mädchen hüpfte luſtig hinein.

Nachdem das Tiſchgebet geſprochen war, vernahm man eine kurze Weile nichts mehr, als das Klappern der beiden Löffel und der irdenen Teller, denn der Mund hatte mit dem Eſſen genug zu thun. Nach dem Dankgebet wuſchen die Beiden gemeinſam die Geſchirre und den Herd; Bärbele kehrte die glimmenden Kohlen auf ein Häuflein unter die Aſche und machte ſich ſelbſt wieder ſauber. Aber heute that ſie Alles mit ſeltſamer Haſt, um nur bald fertig zu werden. Es lag offenbar etwas auf ihrer jungen Seele, das heraus wollte und den rechten Augenblick dazu kaum erwarten konnte. Endlich trug die Großmutter ihren Spinnrocken vor das Haus in's Freie, Bärbele kam mit dem Stuhle nach und holte für ſich noch ein Schemelchen, das ſie zu Füßen der Großmutter ſtellte, ganz nahe bei der Bank, wo ihre Kräuter lagen. Als ſie nun beiſammen ſaßen, blickte Bärbele zur Großmutter empor und ihr Geſicht glänzte wie verklärt. Die Großmutter bemerkte es und ſagte: „Was haſt denn gar ſo Luſtiges, Bärbele? Man könnte meinen, wenn man Dich anſieht, es ſei ein Feſttag.“

Bärbele athmete tief auf und entgegnete: „Ja, ſieh, Großmutter, gerad ſo und nicht anders iſt mir's auch. Mir kommt's vor, als ob die Blätter alle glänzten und die Sonne noch einmal ſo klar ſchiene. O Großmutter, was hab' ich heut im Wald geſehen!“

Die Alte lächelte und ſagte: „So? haſt was Appartes geſehen? Nun erzähl, aber ordentlich nach einander, daß mein alter Kopf nicht duſelig wird.“

Bärbele begann mit großer Wichtigkeit: „Wie ich heut' in den Wald ging, um für den Apotheker all die Sachen zum Kräuterſaft zu holen, hab ich eine beſondere Abſicht dabei gehabt, und die ſag' ich nicht!“

Die Alte hielt mit dem Spinnen ein und ſagte: „Was? Bärbele, Du haſt vor mir eine Heimlichkeit?“

Das Mädchen ließ ſich nicht irre machen und erwiderte mit Feſtigkeit: „Gerad noch! aber 's iſt eine gute, weißt, Dein Namenstag. Und ich hab gebetet, unſer lieber Herrgott möcht mich heute recht viel Kräuter finden laſſen, damit ich doppelt ſo viel Geld daraus löſ', als ſonſt. Und richtig! Es war, als ob über Nacht dreimal ſo viel gewachſen wär', oder als ob ich ſechs Augen hätte. Am Bache, zu tiefſt im Walde, hab ich all den ſchönen Ehrenpreis gefunden; nicht weit davon war ein ganzer Platz voller Heberich, rechts drüben am Sumpf gibt es Bitterklee nur grad genug, am Ausgang des Waldes, wo es ſo ſonnig iſt, wächst der Huflattig wie Gras und wenn ich morgen, ja, die ganze Woch alle Tage hingehe, brauch ich gar nicht zu ſuchen, ſo viel iſt noch übrig. Wie nun mein Korb bis oben voll war, hab ich aufgejauchzt vor Freude, und bin geſprungen wie ein Reh. Dann hab' ich gedacht, ich könnt nun ein wenig ausraſten an dem

großen, einſamen Baume, wo ringsum ſo ſchöne Blumen blühen, wo es ſo warm und doch ſo ſchattig iſt. Und ich hab meinen Korb von der Schulter gethan und mich der Länge nach in's Moos und Gras gelegt. O Großmutter, war mir's wohl! Zuerſt hab ich mich an den Blumen, dann an den tanzenden Mücken und Schmetterlingen, an den krabelnden Käfern und zuletzt am blauen Himmel erfreut. Die Silberwolken kamen mir wie ſchwebende Engel vor und der Vogelſang hat mich wie Engelsſang gedünkt. Dabei hab ich die Augen zugemacht, und jetzt merk auf, was nun kommt."

Die Alte lächelte, ſetzte mit dem Spinnen aus und ſagte: „Nun wirſt was recht Schönes geträumt haben?"

Bärbele antwortete mit feierlich ernſter Miene: „Ja, Großmutter, das möcht iſt juſt wiſſen. Kann das ein Traum geweſen ſein?" —

„Laß einmal hören!" ſprach die Alte aufmerkſam.

Bärbele fuhr in ihrer Erzählung fort: „Wie ich ſo im Gras lieg, iſt mir's, als ob eine wunderſchöne Frau zu mir hinträt', ſo leicht, als ob ſie fliege. Ich ſeh ſie noch leibhaftig vor mir ſtehen. Ihre Haare haben geglänzt wie feiner Flachs, wenn die Sonne drauf ſcheint und ein Blumenkranz iſt darauf gelegen. Und erſt das Geſicht! O, Großmutter, Großmutter! ſo was Schönes haſt Du Deiner Lebtag noch nicht geſehen! Und der Anzug, wie durchſichtiger Flor; um den Leib hat ſie einen Blumenkranz gehabt und in der Hand einen Stab gehalten, ganz mit Blumen umflochten."

Bärbele hielt inne, als ob die erzählte Herrlichkeit ihr den Athem nehme und die Großmutter ſchüttelte den Kopf, indem ſie vor ſich hinſagte: „Was das Kind nicht Alles träumt!" Nach einer Pauſe fuhr Bärbele fort: „Wie die Frau auf mich zugeſchritten iſt, war's mir, als ob alle Blumen rings um mich lebendig würden und ſich vor ihr verneigten, wie vor einer Königin. Dann hat ſie ſich über mich geneigt und mich geküßt. Und jetzt, Großmutter, kommt das Aergſte."

Die Alte ſagte: „Mach nur, daß Du fertig wirſt, mir gruſelt's ganz."

Bärbele entgegnete: „Mir auch! Denk, ich weiß noch, was ſie geſagt hat und es iſt doch gereimt geweſen, was ich mir nicht ſelbſt ausdenken kann. Zuerſt hat ſie über meine Kräuter ihren Stab geſchwungen und geſagt:

„Gottes Segen, Gottes Kraft
Ströme durch den grünen Saft,
Daß durch ihn im Menſchenleib
Keine Krankheit haften bleib." —

Dann iſt ſie zu mir getreten und hat geſagt:

„Fürcht dich nicht bei Tag und Nacht,
Gottes Engel halten Wacht
Ueber jedem guten Kind,
Sei's in Regen oder Wind,

Sei es, wenn die böse Fee
Will bereiten Schmerz und Weh;
Ruf mich an in jeder Pein,
Flora will Dein Engel sein.

Jetzt hat sich ein leiser Wind erhoben, ich mach die Augen auf und Alles ist verschwunden."

Die Großmutter faltete die Hände und sagte: „Kind, das sind seltsame Dinge! Wahr ist's, im Walde geht's oft wunderlich zu; ich hab es oftmals erfahren. Es wird Einem zu Muthe, gerad wie in der Kirche, so fromm und so heilig, als ob auf jedem Zweig ein Engel säß. Dann überläuft's Einem den Rücken auch wieder gruselig und man möchte ausrufen: Alle guten Geister, lobet Gott den Herrn! Bärbele, wir wollen beten und fromm sein, das ist das Beste. Nun aber mach Dich auf in die Stadt, sonst vertrocknen Deine Kräuter und Du kommst zu spät heim."

Bärbele ließ es sich nicht zweimal sagen und bald war sie mit ihrem Korbe auf dem Wege zum nahen Städtchen.

III.

Kindestreue.

Die böse Fee Belladonna hatte längst erspäht, daß Bärbele Flora's Liebling sei, und dieß vermehrte noch ihren Haß gegen das unschuldige Kind, dessen fromme, heitere Lieder sie oft schon geärgert hatten. Sie wußte, Bärbele gehörte zu Flora's Reich, wie die bösen Menschen zu dem ihrigen. Ihre schwarzen Augen blitzten immer vor Zorn, wenn sie das Mädchen so furchtlos durch den Wald hüpfen sah und wenn sie Flora's Sorgfalt bemerkte, daß Bärbele sich weder verirrte, noch verwundete, nicht in den Weiher oder den Sumpf bei dunkler Nacht gerieth. Jetzt hatte Flora ihr auch noch den Schutz im Traum verheißen und sie vor der bösen Fee gewarnt, ja, hatte ihren Kräutern den Segen gespendet. Belladonna's Entschluß war gefaßt: Bärbele sollte der Preis ihres Kampfes werden, und sie entwarf einen Plan. Sie wollte das gute Kind mit Verführung umstricken und gelang es ihr, dann gehörte die kleine Menschenblume ohnedem in ihr giftiges Reich, mißlang es ihr aber, dann war Bärbeles Untergang beschlossen: ja, sie wollte das Kind verderben, biegen, oder brechen, wie man zu sagen pflegt. —

Die Feeen können sich theils unsichtbar machen, theils eine beliebige Gestalt annehmen. Belladonna wählte zu ihrem Zwecke das Aussehen der Gräfin des Schlosses, welche bei den armen, dankbaren Menschen in so hohem Ansehen stand; aber listig, wie sie war, versah sie sich noch mit einem zweiten Mittel, im Falle das Kind standhaft blieb. An dem dunklen Weiher lebte allerlei giftiges Gethier, das in ihrem Dienste stand. Ihr Lieblingsdiener hieß Scorpio, und war eine recht giftige Spinne, deren Bosheit, wenn sie die lustigen Mücken

tödtete, sie oft mit Vergnügen zusah. Dieses kleine Thier wählte sie zu ihrer Begleitung, und verbarg es in den Federn ihres Amazonenhutes, der zu der gewählten Jagdkleidung paßte. Dann trat sie den Weg zur Waldhütte an, und zwar an einem Samstage gegen die Zeit des Abends, wo Enkelin und Großmutter sicher auf dem Bänkchen beisammen ausruhten. Mit der holdseligsten, freundlichsten Miene näherte sie sich dem Hause und gewahrte von Weitem das Bärbele, welches allein auf dem Bänkchen saß und mit ihrer Katze spielte.

Das Mädchen sah verwundert auf die vornehme Dame, stand sogleich von ihrem Sitze auf und näherte sich der Fremden mit einem Gruße. Obwohl sie die gnädige Schloßfrau niemals in der Nähe gesehen hatte, dachte sie sogleich, daß diese es wäre, besonders da sie ein Jagdkleid trug und heute schon so viele Schüsse gefallen waren. Bärbele machte also viele Knixe, erröthete und befand sich in kindlicher Verwirrung über den hohen Besuch. Belladonna hingegen streichelte ihr freundlich die Haare, klopfte ihre Wangen und sagte: „Habe keine Scheu, kleines Mädchen; ich will bei Euch ein wenig rasten, denn ich habe mich bei der Jagd verirrt und bin sehr müde geworden. Du kennst ja alle Waldpfade und wirst mich dann gewiß zum Sammelplatz bei der einsamen Eiche führen?"

Jetzt rötheten sich des Kindes Wangen von Neuem, aber diesesmal vor Freude. Die gnädige Herrschaft wollte bei ihnen einkehren und sie dürfte ihr das Geleite geben! Was werden die Schulkamerädinnen sagen, wenn sie dies erfahren! Aber zu diesem Gedanken gesellte sich sogleich die Erwägung, wie es erst die Großmutter freuen würde und sie rief: „Ich will nur meine Großmutter holen; nehmt Platz auf dem Stuhl, gnädige Frau. Darf ich nicht mit einem Glase Milch aufwarten?"

Bei diesen letzten Worten schauderte Belladonna unwillkührlich, denn die Milch ging gegen ihre Natur. Milch sollte sie trinken? das Gegenmittel für ihr eigenes Gift. Sie wurde innerlich völlig entrüstet, beherrschte sich aber und entgegnete mit freundlicher Miene: „Nein, mein gutes Kind, ich danke Dir; aber ich bin von dem weiten Wege sehr erhitzt und Milch kühlt zu stark; bring mir nur ein Glas Wasser, das genügt."

Bärbele eilte in's Haus und konnte vor Wichtigkeit ihrer Großmutter kaum die überraschende Nachricht erzählen. Diese sandte sie rasch wieder zurück, um sich für den hohen Gast ein wenig säuberlich herauszuputzen, was eine Weile dauerte. Als sie dann unter der Thüre erschien, sah sie bereits ihr Bärbele in Zutraulichkeit bei der Dame stehen und hörte ihre naiven Fragen und Ausrufungen: „Aber habt Ihr alle Tage ein so schönes Gewand, gnädige Frau? Heut ist ja kein Fest!" —

Belladonna lächelte und sagte: „Für die Reichen gibt es keine Werktage, mein Kind! Mit Geld kann man Alles haben: Kleider und Kettchen, Pferde

und Wagen, Spielſachen und Alles, Alles was das Herz erfreut. Sie brauchen nie zu arbeiten, wie Du, mein armes Kind.“ —

Bärbele ſah verwundert darein und ſagte: „Aber wenn die Reichen nichts arbeiten, werden ſie ja gar nicht hungrig und müde?“

„O!“ rief Belladonna — „der Koch ſorgt ſchon für gute Speiſen, welche den Appetit anreizen und die guten Betten wiegen ſie in Schlaf. Möchteſt Du es nicht auch einmal verſuchen, Bärbele! —“

Das Kind lachte aus vollem Halſe und entgegnete: „O, warum nicht! Ich ſteh' oft in der Stadt vor dem Laden des Zuckerbäckers und das Waſſer läuft mir im Munde zuſammen und ich denk: nur Einmal möcht ich ſo etwas verſuchen!“ —

Belladonna lächelte liſtig und ſagte: „Nun weißt Du was, ſo komm morgen zu mir in's Schloß, da ſollſt Du noch beſſere Sachen haben!“

In dieſem Augenblicke zeigte ſich die Großmutter unter der Thüre und war nicht wenig über Bärbeles Vertraulichkeit erſtaunt. Sie näherte ſich ehrfurchtsvoll und ſprach entſchuldigend: „O, gnädige Frau, nehmt dem kleinen Ding die Dreiſtigkeit doch nicht übel.“ Belladonna zog das Mädchen nur näher an ſich und ſagte: „Laßt mir die Freude! Es thut mir weh und wohl, auf das heitere Kind zu blicken. Eben ſo war meine Roſalinde, mein einziges, ſüßes Kind, das ſie in ihr frühes Grab betteten.“ —

Die liſtige Fee ſtrich zum Scheine über die Augen und Bärbeles weiches Herz floß ſogleich über von Mitgefühl, während die Großmutter tröſtend ſprach: „Ihr dauert mich, gnädige Frau; aber Ihr müßt denken, daß ſie nun ein Engel im Himmel iſt, wo es ihr noch tauſendmal beſſer, als bei Euch geht.“

Während dem ſchluchzte Bärbele auf dem Schooße der Fremden und dieſe ſuchte ſie nun zu tröſten, indem ſie ſagte: „Alſo morgen kommſt Du zu mir, mein Kind. Dann kleide ich Dich in die ſeidenen Gewänder meiner Roſalinde und träume mich in das Glück hinein, daß ſie noch lebe.“

Die kindlichen Thränen ſchimmerten nun von Freude und ſie rief: „Großmutter, haſt Du's gehört, ich darf morgen auf's Schloß! O, ich hätte es ſchon ſo lange gerne geſehen!“

Ohne die Antwort der Alten abzuwarten, ſagte Belladonna: „Und Du ſollſt den ganzen Tag bei mir bleiben, Dich mit den ſeidenen Gewändern in den langen Spiegeln beſehen! Ei, Du wirſt Dich dann kaum mehr erkennen, mein ſchönes, feines Mädchen! Du ſollſt mit Roſalindens Puppen ſpielen, aus ihrer Taſſe Kaffee trinken, auf ihrem Teller ſüßen Kuchen eſſen, Nachmittags mit mir ſpazieren fahren, von der Kammerzofe bedient werden, wie eine kleine Prinzeß. Gefällt Dir das nicht, Bärbele?“ —

Das Kind lachte und ſchlug die Hände zuſammen, aber die Großmutter ſchüttelte das ehrwürdige Haupt, eine düſtere Wolke zog über ihre Stirne und ſie ſprach: „Gnädige Frau, verrückt den kleinen Kopf des armen Kindes

nicht, es könnte ihr ja leicht unsere arme Hütte gar nicht mehr gefallen und die Arbeit ihr entleiden."

Belladonna betrachtete Bärbeles Händchen und sagte: „Diese kleinen Hände arbeiten! O, das Kind ist zu was Besserm geschaffen, als sein Leben in dieser Hütte zuzubringen." Dann, Bärbele's leuchtende Augen wahrnehmend, rief sie mit raschem Entschlusse: „Gebt mir das Kind gleich mit! Ich nehme sie zu meiner eigenen Tochter an, dann ist für ihr ganzes Leben gesorgt. Ich will sie unterrichten lassen, zu einer vornehmen Dame erziehen, sie soll in Rosalindens Bett schlafen, sie soll —"

Bärbele hatte mit Herzklopfen zugehört; ihre Wangen glühten, die Augen glänzten, bis sie ganz naß wurden und bei den letzten Worten in Thränen schwammen. Nun aber unterbrach sie die listige Fee und rief in Angst und Entrüstung: „Und ich soll von meiner alten, guten Großmutter für immer fort? — Sie soll mutterseelenallein in dieser Waldhütte leben? Wer wird dann statt meiner die Kräuter sammeln und das Geld verdienen?" —

Bei diesen Worten machte sie sich mit Entrüstung von Belladonna los, eilte zu ihrer Großmutter, schmiegte sich zärtlich an dieselbe und rief schluchzend: „Nein, das thu ich nicht, und wenn Ihr mir die ganze Welt schenktet! Ich mag Euer Schloß nun gar nicht sehen! Gelt, Großmutter, wir bleiben bei einander. Du bist mir lieber als alle Herrlichkeit. Behaltet nur Eure schönen Sachen, gnädige Frau; ich aber behalte meine Großmutter. Das wäre schlecht, wenn ich die verließ! Was würde dann die gute Flora sagen."

Bei diesen Worten fuhr ein glühender Blick aus Belladonna's schwarzen Augen; aber sie beherrschte sich und sagte mit verstellter Freundlichkeit: „Bärbele, das gefällt mir von Dir! Aber den Weg wirst Du mir doch zeigen, kleines, heftiges Kind! Mach Dich nun bereit; ich habe mich schon zu lange aufgehalten; Ihr aber, gute Frau, erquickt mich wohl zuvor noch mal mit einem Glase Wasser? —"

Bärbele hing sich an den Rock ihrer Großmutter und Beide gingen in's Haus.

Kaum sah sich Belladonna allein, als auch ihre Augen den lang verhaltenen Groll und Haß aussprühten. Sie erhob sich rasch von ihrem Sitze und sagte mit dumpfer Stimme: „Wohlan! so wirke meine Rache! Komm hervor aus Deinem Verstecke, mein kleiner giftiger Scorpio. Wähle zu Deinem Ziele das Kind oder die Alte; Du triffst immer zwei Herzen zugleich! Das ist unser Vortheil, den uns die Menschenliebe einräumt, weil sie so eng zusammenhängen." Dabei lachte sie höhnisch, blickte im Kreise herum und gewahrte den Spinnrocken. Sie eilte auf denselben zu, nahm den Amazonenhut vom Haupte, zog die Spinne aus ihrem Verstecke von Eulen und Rabenfedern und setzte dieselbe in den weichen Flachs, gleich einem Neste. Dann sagte sie: „Nun harre Deiner Zeit und dann räche mich!"

Hierauf nahm sie ihre trügerische Freundlichkeit wieder an und begab sich auf ihren früheren Platz, als ob nichts geschehen sei. In einigen Augenblicken erschien die Großmutter mit dem Wasserkrüglein und Bärbele folgte ihr. Aber es zeigte sich an derselben keine Spur mehr von der frühern Zutraulichkeit. Ihr süßes Kinderherz mit ihrer heimathlichen Liebe war in arger Aufregung; es zog sie zur Großmutter hin, sie hätte am liebsten die beiden Arme um deren Hals geschlungen und sich wie angeschmiedet an das treue Herz gelegt. Der ganze innere Liebesquell war im Ueberfließen und die sonst so fröhlichen Augen konnten kaum die Thränen zurückhalten. Als Belladonna sich verabschiedete und Bärbele freundlich bei der Hand fassen wollte, zog das Kind sie furchtsam zurück, als ob glühendes Eisen zu berühren sei und eilte den Waldpfad voraus.

Wie nun die Großmutter allein war, brach die lang verhaltene Aufregung auch durch das alte Herz. Ermattet setzte sie sich auf ihren Stuhl, ließ die Arme sinken und große Tropfen perlten einzeln durch die Augen. Ihr Lebenstrost, ihr fröhliches Enkelkind, ihre Stütze, so schwach auch das Stämmlein war, alle Liebe, welche noch die Erde für sie übrig gelassen hatte und nicht im Grabe verschloß, hätte ihr genommen werden sollen. — Immer rascher folgte Thräne auf Thräne, aber es leuchtete allmälig auch die Rührung und Freude über Bärbeles Standhaftigkeit darin; die Hände falteten sich unwillkührlich zum Dankgebete. Dazwischen stiegen in mütterlicher Selbstsuchtlosigkeit doch auch Zweifel aus ihrer Seele. Hätte nicht Bärbele ihr Glück machen können? — Dann aber flüsterte eine Stimme im Herzen: Sind wir denn nicht glücklich? glücklicher selbst, als die reiche Frau, welche den Schatz der Armen für sich begehrte? — Und all die eitlen Worte, welche sie gesprochen hatte! Hätte sie nicht ihr gutes Kind mit der Zeit bethören können, und was ist alles Glück der Erde ohne die Einfalt der Seele! —

Diese Gedanken richteten die Alte auf; sie wischte die Thränen von den Augen, damit Bärbele sie bei der Heimkehr nicht gewahren würde und nahm ihre Zuflucht zu dem erprobten Mittel ihres ganzen, langen Lebens: zur Arbeit, indem sie sich an den Spinnrocken setzte und den langen Faden auszog. Aber es wollte heute doch nicht gehen. Die innere Aufregung hatte ein Zittern in die alten Hände gebracht, das ungewohnte Nachdenken den Kopf verwirrt, daß es ihr schwindelte. Mit einem tiefen Seufzer neigte sie das schwere Haupt gegen den Spinnrocken und ruhte eine Weile in dieser Stellung. Plötzlich schrack sie mit einem lauten Schrei auf, fuhr mit der Hand gegen die Augen und schleuderte eine große Spinne von sich, Belladonna's Scorpio, der sein Werk gethan und das Gift in die verweinten Augen gesenkt hatte. Ein brennender Schmerz tobte und stach darin, ein Schmerz, der bis in das Gehirn zu dringen schien. Die Alte sank auf den Stuhl zurück, deckte die beiden Hände über das Antlitz und lag in halber Ohnmacht.

In diesem Augenblicke sprang Bärbele herbei, nur beschäftigt mit ihrer Erregung. Ihr Gesicht glühte nicht von der Eile und Hitze, sondern von einem Ausbruche heftigen Zornes, indem sie rief: „Mag sie den Weg finden, oder sich verirren! Das ist eine böse Frau, so arg sie auch schmeichelt, sonst hätte sie nichts über meine gute Großmutter gesagt."

Da gewahrte sie die Alte und stand betroffen still, als ob der Schreck ihre Glieder gelähmt hätte. Aber die Angst siegte über den Schrecken und sie rief im andern Augenblicke: „Was ist Dir, Großmutter? — Weinst? — Ich bin ja wieder da und geh nicht von Dir."

Als sie keine Antwort erhielt, zog sie die Hände vom Gesicht der Großmutter und sah nun das bleiche Antlitz mit den rothgeschwollnen Augen. Mit einem Schreckensruf nahm sie das frische Wasser zu Hilfe, worauf allmählig das Bewußtsein der Ohnmächtigen zurückkehrte, aber die ersten Worte waren: „O Bärbele, meine Augen, meine Augen, ich bin blind!" —

Bärbele sank auf die Knie; das fromme, kleine, hilflose Herz schrie zu Gott auf, nicht mit einem Worte oder Gebete, sondern nur mit seiner ganzen Liebesqual. Aber Bärbele war auch ein tapferes Kind, das schon lange für die Großmutter gesorgt hatte.

Sie kehrte zu ihrer nächsten Pflicht zurück, führte die Alte in's Haus bettete sie ein, kochte die Abendsuppe und dann wachte sie an dem Schmerzenslager, um die brennenden Augen mit kalten Umschlägen zu kühlen. Die Großmutter zog sie liebend zu sich in's Bett und endlich schlief sie an deren Herzen ein, träumte von Engeln, sah mitten darunter die gute Fee Flora und hörte wieder die Worte:

Ruf mich an in jeder Pein,
Flora wird Dein Engel sein. —

IV.

Elfenhilfe.

Der Sonnenschein feierte seine schönsten Festtage und der Wald stand in voller Pracht; aber Bärbele genoß von Allem nichts. In die arme Hütte drang kein Strahl; die Fenster waren dicht verhängt, denn jeder helle Schein vermehrte die Schmerzen der Großmutter. Noch trüber, als in der Stube, sah es in den Herzen aus; wenn dort ein Nebel herrscht, ist Alles dunkel und auch das äußere Licht hat keine erheiternde Macht mehr.

Bärbele glich einer sanft waltenden barmherzigen Schwester; sie besaß vier Augen, zwei äußere und zwei innere. Die ersteren kamen ihr zu all ihren Geschäften rasch zu Hilfe und mit den zweiten sah sie jeden Wunsch der Kranken, jeden Gedanken, jede Sorge, die sich in deren Gemüthe regten. Sie kam all diesem entgegen mit verständigen Reden, Trostgründen, ja sogar Scherzen. Das kleine Mädchen litt unsäglich; das Herz that ihr oft zum

Zerſpringen weh und ſie legte beſchwichtigend die Hand darauf; aber die gute Großmutter durfte nichts davon merken, ſie mußte eine Verſtellung üben, doch es war eine, gleich der Verwandlung heiliger Engel in Menſchengeſtalt, wenn ſie Gottes Wohlgefallen hernieder bringen. Dies war wohl das Schwerſte für ein Kind von acht Jahren.

Am zweiten Tage nach dem erwähnten Vorfalle führte Bärbele die Großmutter ſorgfältig in die Stadt zum Arzte; ſie kehrte wenig getröſtet zurück. Der Arzt hatte ein linderndes Augenwaſſer verordnet und beigefügt, es ſei jetzt noch nichts zu machen und man müſſe noch zuwarten. Aber die Blicke des Doktors waren für Bärbele nur allzu verſtändlich. Sie ſchlang ihren Arm noch inniger um die Großmutter, als wollte ſie mit dieſer ſtummen Zärtlichkeit ſagen: ich habe Augen für Dich, ich habe Arme und Füße und o — ich habe ein Herz für Dich! —

Das Mädchen hatte nun Alles gethan, was der Verſtand zu thun vorſchrieb, ſie hatte bei Menſchen Hilfe geſucht und nicht gefunden, und wandte ihr alleiniges Vertrauen zu Gott. Dabei erwachte immer lebhafter die Erinnerung an ihren ſchönen Traum und Flora's Verheißung. Hatte nicht auch dem jungen Tobias Gott einen Engel geſendet, um des Vaters Erblindung zu heilen und lebte nicht noch der alte Gott mit ſeinen Engelſchaaren? — Sie mußte wie ſonſt in den Wald gehen, um für den täglichen Erwerb zu ſorgen, aber ſie kehrte jetzt immer baldmöglichſt zurück und gönnte ſich zu heiterm Spiel keinen Augenblick mehr. Doch an jeder blumenreichen Stelle rief ſie Flora's Namen, zuerſt aus voller Bruſt, froh und hoffnungsreich, horchte mit klopfendem Herzen auf die Antwort, und als ſie immer nicht ertönte, klang ihr Ruf ſehnſüchtig flehend, endlich ſprach ſtatt ſeiner nur ein lautes Schluchzen. Auch dieſes ſchien Flora nicht zu rühren; das arme Kind blieb unbeachtet, wenn auch nicht ungetröſtet. Bisweilen war es ihr, als vernähme ſie einen ſüßen Engelsſang, bis ſie wohl merkte, es müſſe das Säuſeln des Zephyrs, oder das Flöten der Amſel geweſen ſein, und doch that es ihr ſo wohl. Dann hörte ſie wohl auch ein kreiſchendes Hohngelächter und ſchrack zuſammen; nur ein Spottvogel hatte gekrächzt, oder ein knarrender Aſt ſich im Winde bewegt. Zerſtörte nun auch jeder Waldgang ihre ſüße Hoffnung, ſo trat ſie doch heiter ſcherzend zur Großmutter, welcher die Zeit gar lang wurde und die in traurige Gedanken, wohl auch in Unmuth verfiel. Bärbele hatte täglich mehr Gelegenheit, ſich in Geduld und Selbſtüberwindung zu üben, Opfer zu bringen und Liebe zu erweiſen. Sie lebte beſtändig in einer herben Leidensſchule, aber es war doch eine Schule und das Kind lernte viel darin, vor Allem die Liebe des Gebens — nicht des Empfangens, die Liebe der Schmerzen, nicht der Wonnen; ſie lernte, ſtille halten in dem, was Gott ſendet und lernte beten: Dein Wille geſchehe! —

So verſchwanden Tage und Wochen. Der Lenz hatte längſt von Wald

und Flur Abschied genommen und war auf die hohen Berge gezogen; der Sommer hatte Einkehr gehalten und mit seinem Glutenauge das Getreide golden gefärbt, ja, er war nahe daran, sein Scepter dem Herbst vor die Füße zu legen. Immer war es in der Waldhütte nicht anders geworden und dennoch besser. Die Großmutter hatte das Licht der Augen gänzlich verloren, aber dafür war im Innern ihr ein neues Licht aufgegangen. Sie hatte sich an die äußere Nacht gewöhnt, einen sichern Gang gelernt, und wenn Bärbele sie an ein liebes Waldplätzchen führte, lag der Arm nicht mehr so schwer auf der kleinen Schulter. Während sie im weichen Moose saß und das lustige Gesumse rings herum vernahm, sprach sie, als ob Alles unverschlossen vor ihr liege, und wenn sich Bärbele darüber wunderte, entgegnete sie: „Wie gut ist's doch von unserm lieben Herrgott, daß er mich dies Alles so lang hat sehen lassen, bis ich's auswendig kann. Nun seh ich's immerfort mit zugeschlossenen Augen und o, Bärbele, ich kann nicht sagen, wie wunderschön es ist. Mir kommt es oft vor, als sei mein eigenes Herz der Wald, Vögel singen darin, der Bach rauscht mitten durch, die Sonne scheint immer und der Himmel ist drüber blau ausgespannt." —

Solche Reden thaten dem Bärbele gar wohl und während die Großmutter wieder lächelte, klang ihr eigenes Lachen natürlich und herzhaft.

Aber wo blieb denn die Flora? Konnte, oder wollte sie nicht helfen? oder hatte sie es gemacht, wie viele Menschen und ihr Versprechen vergessen? — Nein! — Wie das Wort Gottes sagt: die Engel sind allzumal dienstbare Geister im Reiche des Herrn — so steht es wohl auch für jene Gattung geschrieben, welche man Elfen und Feen heißt. Die Diener müssen die Zeit abwarten, welche der Herr festsetzt, und Bärbele mußte zuerst ihre schwere Schule durchmachen, weil kein Schmerz über die Menschen kommt, nur um sie zu quälen, sondern damit sie besser werden. Wie das Knösplein in der Sonnenglut zum Entfalten reif wird, so verwandelt die heiße Trübsal auch das Menschenherz zu einem Kelche, in welchen dann der liebe Gott den Thau seines Segens träufelt.

Die gute Flora hatte mit Schmerz und mit Freude das arme Kind beobachtet und ihre Elflein oft mit tröstendem Gesange ausgesendet. Auch Belladonna hatte das arme Kind mit ihren Blicken verfolgt, anfangs mit Schadenfreude und dann mit bitterm Hasse, in welchem sie einen neuen Racheplan schmiedete, um die kleine Menschenblume zu brechen. Flora kannte den finstern Plan ihrer Feindin, aber sie lächelte und je mehr sich dieser der Reife näherte, um so glorreicher wurde ihr Lächeln.

Belladonna war eifriger als je in ihrem giftigen Reiche beschäftigt. Besonders wendete sie alle Sorgfalt auf das Gedeihen ihrer Lieblingspflanze, der sie den eigenen Namen gegeben hatte. Nicht weit von dem großen Baume auf dem freien Waldplatze erhob sich ein beinahe fünf Fuß hoher Stengel.

Bereits im Juli blühte die glockenförmige Blume in ihrer trübgelben Farbe mit bräunlichen Adern durchzogen und färbte sich nach Oben in's Violette. Nun aber reiften auf den sternförmig ausgebreiteten Kelchen die großen Beeren gleich schwarzen Kirschen. So oft Belladonna an ihnen vorüberging, fiel ein Strahl ihrer Augen darauf und machte die Frucht noch glänzender. Ihre Segenssprüche waren ein Fluch für das arme Bärbele, denn statt dem Scorpio sollte nun die giftige Frucht zur Rache dienen.

Eines Tages glänzten die Beeren in voller Reife und der dunkelrothe Saft schwoll sie immer höher an. Da kamen drei kleine Blumenelfen jener Jahreszeit, der zarte Augentrost, das Vergißmeinnicht und das Heckenröslein des Weges und gewahrten die schwarzen Beeren. Sie wurden ganz zornig, denn die kleinen Elfen haßten die böse Belladonna sammt ihren sämmtlichen Pflanzen. Sogleich fielen sie darüber her und wollten sie ausrotten, als Flora's Blumenstab sie berührte. Sie schracken zusammen, denn so ernst hatten sie den Blick ihrer lieben Königin nicht oft gesehen. Diese sprach: „Halt ein, du unverständiges, kleines Volk! Wißt Ihr so wenig, wie die Menschenkinder, daß der blinde Eifer schadet, statt zu nützen? Meint Ihr denn, der liebe Gott könnte nicht ohne Euch, nur mit einem Winke, all die giftigen Pflanzen vertilgen? Er dürfte ihnen ja nur das Gedeihen versagen; aber er duldet sie, wie er die bösen Menschen in der Welt duldet, damit die Guten dadurch geläutert werden und seine Macht sich noch herrlicher offenbare, indem sich durch seinen Willen sogar das Gift in Segen verwandelt. Laßt nur die Blume stehen und vollzieht mein Amt, indem Ihr mit Euren Liedern das arme Bärbele tröstet. Die Zeit der Hilfe naht; singt ihr süße Hoffnung in's Herz hinein und bereitet sie milde darauf vor. Und nun verbergt Euch, denn schon sehe ich das rothe Röcklein wie eine Erdbeere durch das Dickicht schimmern."

Wirklich kam Bärbele einher und rief wie gewöhnlich Flora's Namen. Als sie beim Baume stand, seufzte sie ein ganz klein wenig und sagte: „Sie hört mich immer nicht! Zuletzt ist es doch nichts, als ein schöner Traum gewesen. Ja, gerade hier war's; ich weiß Alles noch so deutlich, als wenn es vor mir stünde."

Nach einer Weile sagte sie mit kindlichem Lächeln: „Wie wär's, wenn ich mich auf dem nämlichen Platz hinlegen würde? vielleicht träumt mir's wieder. Müd genug zum Einschlafen bin ich und die Großmutter ist ja nicht weit weg auf dem sichern Plätzchen, wo ihr die Zeit nicht lange wird."

Von ihrem raschen, kindlichen Einfalle getrieben, legte sie sich nieder, rief noch einige Male die liebe Flora, bis die Stimme leiser klang und die müden Augen sich im Schlummer senkten. Da nahten sich leise die drei lieblichen Elfen, beugten sich über das Kind, erhoben den Finger gegen einander, zum warnenden Zeichen, Bärbele nicht zu wecken, flüsterten und dann begann der Augentrost sein Liedchen:

„Sind auch die Augen zugeſchloſſen,
Die ſorglich Dich, mein Kind bewacht
Und deckt ſie auch von Gift begoſſen
Schon lange zu die finſtre Nacht;
So wachen doch in Himmelsferne
Die Augen Gottes, die dich ſehn,
Es ſind die ewig klaren Sterne,
So Tag und Nacht nicht untergehn.“

Jetzt erhob das Vergißmeinnicht ihr glockenhelles Stimmchen und ſang:

„Vergiß mein nicht — ſo winken leiſe
Die Augen Dir in's Herz hinein,
Ich führe Dich auf gutem Gleiſe
Zum Glücke durch die Leidenspein.
Vertraue feſt und ohne Wanken,
Ich bin Dir nah, vergiß mein nicht!
Und meine Macht iſt ohne Schranken,
Durch Wolken bald die Sonne bricht.“

Nun war die Reihe des Singens an das Röslein gekommen und ſie that es mit herzinnigem Gefühle.

„Sind Deine Wangen auch gebleichet
Auf dieſer leidensvollen Bahn,
So hauch ich, wenn der Schmerz entweichet
Sie voller Freuden wieder an.
Und wie das Röslein ſoll entfalten
Sich auch Dein ganzes Kinderherz;
Nur muthig ſtill und feſt gehalten
Und froh geblicket himmelwärts.“

Die drei Elfen reichten ſich die Hände und ließen nun ihre Stimmen zuſammertönen:

„Vergiß mein nicht, ich denke Deiner,
Der Augentroſt iſt nahe ſchon,
Das Freudenröslein blühet reiner
Auf Deinem Pfad zu ſüßem Lohn.“

Als ſie das Lied beendet hatten, eilten ſie in's Gebüſch, denn es war doch etwas im Dreiklange zu laut geworden und Bärbele machte alle Zeichen des Erwachens, rieb ſich die Augen, erhob ſich raſch und rief: „Was iſt das? — Hab ich wieder geträumt? Mir war's nicht anders, als ob die lieben Engel geſungen und mich getröſtet hätten; mein Herz klopft ſo ſelig, als ob gleich ein ganz großes Glück kommen müßte. Wenn nur meine alte, blinde Großmutter auch ſo etwas erlebte! Ich muß fort und es ihr erzählen; ſie muß auch daher auf dieſes Plätzchen, vielleicht träumt ihr's auch ſo ſchön.“

Bärbele eilte fort, denn was ſie immer erlebte, weckte in ihr ſogleich den Gedanken an ihre Großmutter; an all ihren Freunden mußte ſie ihr Antheil

geben. Es währte nicht sehr lange, bis die Beiden sichbar wurden, und es war ein rührendes Bild, wie das Kind die Alte führte, dabei plauderte und im ganzen Gesicht die innerliche Freude ausstrahlte.

„Tritt nur fest auf, Großmutter" — sagte Bärbele; — „o ich seh schon statt Deiner auf den Boden; es geht ganz eben fort ohne Stock und Stein; weißt Du, noch zehn Schritte und wir sind an dem großen Baum."

Die Alte nickte bejahend und kannte sich nun ganz gut aus, lächelte aber, als Bärbele ihr wieder einen schönen Traum verhieß, indem sie beifügte: „Nun, am Träumen wird es nicht fehlen; das kommt mir alle Tag auch im Bett und schläfrig bin ich just auch."

Sie that gehorsam, was Bärbele sagte, setzte sich auf das weiche Moos, lehnte den Rücken an den Baumstamm und sprach: „Ja, da ist's ganz gut sitzen. Nun, Bärbele, kümmere Dich nicht weiter um mich, spring herum und spiel ein wenig. Ich bet' ein Vaterunser, und wenn ich mitten drin einschlafe, wird es unser Herrgott auch nicht übel nehmen."

Bärbele stand vor der Alten, betrachtete sie mit inniger Liebe und sagte leise vor sich hin: „O Du liebe Flora, wenn Du jetzt nur zu meiner Großmutter kämest! wenn Du ihr nur wenigstens im Traume schöne Sachen zeigtest, weil sie im Wachen nichts mehr sehen kann! — Richtig; sie hat schon den Kopf gesenkt und ist eingeschlafen! Wie gut und fromm sie doch aussieht!"

Bärbele wandte sich um und ging auf die andere Seite des Baumes. Plötzlich schrack sie zusammen und zitterte am ganzen Leibe, denn vor ihr stand eine prächtige Frau. Sie trug auf dem langen, flatternden, kohlschwarzen Haare eine goldene Krone gleich einer Königin; ihr grünes Kleid war fein und zart, mit Goldspangen und einem Kranze aus glänzenden Beeren verziert. Ihr Gesicht strahlte von Schönheit; Nacken und Arme waren blos und in der Hand hielt sie einen goldenen Scepter. Das mußte eine der guten Feen sein, wenn auch nicht die liebe Flora selber, denn diese hatte im Traume ganz anders ausgesehen. Bärbele sah mit verklärten Augen auf die schöne Erscheinung und bebte doch dabei. O, wie hätte sie erst erzittert, wenn sie gewußt haben würde, daß es die böse Fee Belladonna in ihrer Feegestalt war.

Belladanna nahte sich dem Mädchen mit schmeichelnder Geberde, streichelte ihr die glühende Wange und sagte: „Hab ich Dich endlich, liebe Kleine, nach der mich Königin Flora längst ausgesendet, um Dir beizustehen. Fürchte Dich nicht und tritt näher, sieh mich vertrauend an und lausche aufmerksam jedem Worte, das ich Dir nun sagen werde." —

Bärbele war durch den freundlichen Blick so wie bei Flora's Namen gleich zutraulich geworden und in dem kindlichen Gesichte malte sich nun Hoffnung, Staunen und Neugierde. Sie ließ sich bei der Hand nehmen und die Fee zeigte ihr nun die schöne Blume, welche mit ihren schwarzen Beeren gar stattlich aussah. Dann sprach sie: „Du weißt, mein Kind, daß der Wald voll

iſt von heilſamen Kräutern und daß es nur darauf ankommt, das rechte auszuwählen. Du biſt des Waldes Schützling, in ſeinem Schooſe aufgeblüht und aufgewachſen. Du ſollſt alſo auch das rechte Kräutlein finden, um damit die erblindeten Augen Deiner Großmutter zu heilen. — Sieh dieſe ſchwarzen glänzenden Beeren an. Iſt es nicht, als ob ſie gleich den Augen Deiner Mutter Dir winken? Sie bergen einen herrlichen Saft; wer ihn genießt, fühlt neues Leben; er bringt Kraft und Verjüngung in das Blut." —

Bärbele blickte unverwandt auf die ſchönen Beeren, während Belladonna einen Zweig davon pflückte und denſelben dem Kinde darreichte, indem ſie ſagte: „Dieſe drei Beeren gib Deiner Großmutter. Sobald ſie den Saft genoſſen hat, werden ihr die Augen zur ſchönſten Klarheit aufgehen und ihr Leid iſt geendet."

Kaum hatte Belladonna dieſe zweideutigen Worte geſprochen, als ſie auch ſchon davoneilte und im Gebüſche verſchwand. Bärbele ſtand mit dem Zweige da und ſammelte ihre Gedanken. Es war Alles ſo ſchnell, ſo überraſchend gekommen. Sie athmete nun tief auf und ſagte: „Bin ich erſchrocken! Iſt das wirklich die gute Fee geweſen? Nein, die Flora war's nicht, aber gewiß ihre Schweſter, weil ſie auch eine Krone aufhatte." Dann betrachtete ſie den Zweig eine Weile und ſprach: „Alſo die ſaftigen Beeren ſoll ich meiner Großmutter eingeben? Wahr iſt's, ich weiß es ja vom Apotheker, daß manches Waldkraut hilft, wenn man's einnimmt, auch für äußerlichen Schaden. Wie wär's, wenn ich zuerſt ſelber ſo eine Beere verkoſtete, damit ich der Großmutter ſagen kann, wie ſie ſchmecken? Es ſind ja noch genug dort am Stengel." —

Bärbele wollte ſo eben eine Beere zum Munde führen, als Königin Flora vor ſie hintrat. Das Kind erkannte die Erſcheinung ihres Traumgeſichtes und ſank mit dem Rufe: „Flora, Du biſt es!" auf die Knie.

Flora neigte ſich mild zu ihr, nahm ſie in die Arme und ihr Engelsblick drang dem erſchrockenen Kinde bis in das tiefſte Herz, gleich dem Frühlingsſonnenſchein, der die Erde erwärmt. Sie ſprach: „Ja, mein Kind, ich bin es! Dein Harren iſt zu Ende und Du haſt Deine Prüfungszeit beſtanden; jetzt aber ſendet mich Gott zu Deiner Hilfe, Du ſollſt nicht der Tücke zum Opfer fallen. Belladonna, die böſe Waldfee, wollte Dich verderben, weil ſie die Unſchuld haßt. Der Genuß dieſer giftigen Beeren tödtet und dies war ihre Abſicht, weil ſie wohl wußte, wie unglücklich Dich der Tod Deiner Großmutter machen würde. — Nein, erſchrick nicht! Gottes Macht iſt ſtärker als die Anſchläge der Böſen, wenn er will, müſſen ſelbſt ihre Tücke ihm dienen. So giftig dieſe Beeren ſind, verwandelt ſein göttlicher Segen ſie doch zur ſtärkenden Arznei! Nimm ſie, aber verkoſte ſie nicht, ſondern beträufle damit die Augenlider Deiner blinden Großmutter und Gott ſei mit Dir!" —

Bärbele ſank nun auf die Knie, erhob ihre Hände betend und rief: „O

Du lieber Gott im Himmel! ich danke Dir, daß Du mir einen Engel zur Hilfe gesendet hast! Ich will nach seinem Befehle thun; Du aber mach meine alte, liebe Großmutter wieder sehend!"

Sogleich sprang sie auf, eilte auf die andere Seite des Baumes, neigte sich über die immer noch schlafende Frau, drückte den Saft aus den Beeren und bestrich damit leise die Augenlider, zu oftmalen. Während dem erschienen alle kleinen Blumenelfen, bildeten einen Kreis und sangen ein gar schönes, frommes Lied. — Die Großmutter erwachte, schlug die Augen auf und sie glänzten von neuem Lichte. Da entfuhr ein Schrei der Wonne ihrem Munde, sie breitete die Arme aus und rief: „Bärbele, mein Kind! ich seh Dich! der Himmel ist offen vor mir und seine Engelschaaren umschweben mich!"

Das glückliche Mädchen lag an der Brust ihrer Großmutter; aber sie konnte kein Wort hervorbringen vor lauter Weinen, die ersten Freudenthränen, welche das Kind kostete. Nun trat Flora zu den Beiden, segnete sie mit ihrem Blumenstabe und sprach zu Allen gewendet: „Preist Alle mit mir den Schöpfer der Natur, der wieder sein großes Wunder der Liebe und Allmacht gethan hat. Die Sünde hat den Fluch über die Erde gebracht, aber die göttliche Versöhnung hat den schweren Fluch getilgt. Diese Versöhnung naht Allen, die eines guten Willens sind, auf Gott vertrauen und ihre Wege dem Vater im Himmel anbefehlen. Er wandelt den Fluch zum Segen und zertritt der Schlange das Haupt! — Dieses erkennt mit Jubel und singt ihm ein Lied des Dankes."

Flora schwieg und ein Chorgesang der Elfen ertönte durch den Wald:

Lobet den Herrn!
Preis Ihm und Ehre
Aus himmlischer Sphäre
Preis Ihm von Allen, was lebet und webt!
Blume und Blüthe,
Menschlich Gemüthe
Jauchz Ihm entgegen von Liebe durchbebt.
Lobet den Herrn! —

Eine Bärenjagd.

Aus der Erinnerung eines alten Jägers. Nach dem Französischen.

Eines Abends kurze Zeit nach der Schlacht von Fontenry (1745) war eine Gruppe Leibgarden des Königs um die Fontaine in Versailles versammelt, und hörten dem Gespräche von Zweien unter ihnen zu, das sich

um einen Gegenstand drehte, der zu jener Zeit in militärischen Kreisen selten von verschiedenen Seiten aufgefaßt wurde.

„Ein Duell auszuschlagen nach einer öffentlichen Beleidigung!“ rief der größere von den Redenden, dessen gebräunte Züge von einem dichten, rothen Schnurrbarte einen fast wilden Ausdruck erhielten; „es ist ein Flecken, den alles Wasser der Sündfluth nicht wieder auswaschen kann.“

„Ich wiederhole es, Herr v. Malatour,“ erwiederte der Andere in ruhigem höflichen Tone, „es liegt mehr wahrer Muth darin, ein Duell auszuschlagen, als es anzunehmen. Was ist gewöhnlicher, als den Eingebungen der Leidenschaft des Neides, oder der Rachsucht zu folgen, und wie selten widersteht man denselben? darum wird es zur Tugend, wenn man es mit dem Preise der allgemeinen Meinung bezahlen muß; denn was nichts kostet, hat auch keinen Werth.“

„O Wunder! Herr v. Argentré, ich möchte Ihnen rathen, wenn Ihnen je der König eine Compagnie verleiht, daß Sie auf die Säbel Ihrer Soldaten das Gebot schreiben lassen: „Du sollst nicht tödten.“

„Und warum nicht? Seine Majestät würde bessere Diener und das Land weniger Plage haben, wenn in den Regimentern mehr Soldaten und weniger Raufer wären. Nehmen Sie zum Beispiel den Mann, gegen welchen Sie so aufgebracht sind: hat er, was Sie eine Beleidigung nennen, nicht nobel ausgewetzt, indem er mit eigenen Händen eine Fahne des Feindes eroberte, während Ihre Burschen höchst wahrscheinlich hinter der Bagage eine kluge Stellung inne hatten?“

„Auch Feiglinge haben ihre muthigen Augenblicke.“

„Und auch die tapfern Momente der Furcht.“

„Dieser Ausdruck paßt für keinen Edelmann.“

„Es ist jedoch das Wort Turennes, dessen Familie so gut war wie die unsrigen und der es zugestand, daß er nicht von solchen Momenten frei war. Jedermann kennt sein Benehmen gegen einen Prahlhans, der in seiner Gegenwart sich rühmte, daß er die Furcht nicht kenne. Der Marschall fuhr plötzlich mit einem Lichte vor der Nase des Sprechers vorüber, der augenblicklich seinen Kopf zurückwandte, zur großen Belustigung der Anwesenden, welche über diese eigene Manier die Behauptung des Andern auf die Probe zu stellen herzlich lachten.“

„Nur ein Marschall von Frankreich durfte solch einen Spaß versuchen. Kommen wir zur Sache zurück. Ich behaupte, daß Ihr Freund ein Feiger ist und Sie —“

„Und ich“ — entgegnete d'Argentré mit blitzenden Augen und zusammengepreßten Lippen.

„Ho, meine Herren!“ rief jetzt ein Dritter, der sich während der Hitze des Streites unbemerkt der Gruppe angeschlossen hatte. „Dies ist meine

Angelegenheit. Es war der Herr v. Villetreton, derselbe, welcher das Duell ausgeschlagen hatte und der Gegenstand des Gespöttes gewesen war. Er stand noch in der Blüthe der Jahre und trug den St. Ludwigsorden. Nun sprach er: „Herr v. Argentré hat just gesagt, daß auch die Tapfersten ihre Augenblicke der Furcht haben. Ohne seine Geschichte von Herrn v. Turenne ernst zu nehmen, muß ich hinzusetzen, daß, den Unterschied zwischen Muskeln und Nerven abgerechnet, der Muth des Duellisten mehr aus der Gewohnheit als aus Grundsätzen entspringt, denn es ist dem Menschen angeboren, den Frieden zu lieben, wenn nicht um Anderer, doch um seiner selbst willen. Wünschen Sie, daß ich es beweise?"

„Genug, mein Herr, wir sind nicht hier, um eine Predigt anzuhören."

„Noch einen Augenblick! Mein Vorschlag ist dieser: wir sind heute Alle versammelt, bevor wir unsern Urlaub antreten. Ich lade nun Sie, wie auch alle andern gegenwärtigen Herren zu einer Bärenjagd auf meinem Gute, oder vielmehr in den Schluchten von Clat, in den östlichen Pyrenäen ein. Sie sind ein sehr geschickter Schütze, Herr v. Malatour, Sie putzen ein Licht mit der Pistole auf 20 Schritt, und Sie führen den Degen wie Keiner. Gut, ich stelle Sie vor einen Bären, und wenn Sie im Stande sind, ich will nicht sagen, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, sondern nur auf ihn abzufeuern, so unterwerfe ich mich und bin bereit, mich Ihnen zu stellen, auf jede Waffe, die Sie nennen wollen, da es scheint, daß ich mir nur um diesen Preis Ihre gute Meinung erwerben kann."

„Spielen Sie Komödie, mein Herr?"

„Ganz im Gegentheil! Und ich wiederhole sogar, daß diese außerordentliche Hast mehr physischen, als wahren, aus Grundsätzen hervorgehenden Muth zeigt."

„Welche Sicherheit habe ich aber, wenn ich Ihren Vorschlag annehme, daß Sie mir nicht wieder auszuweichen suchen werden?" sprach Herr v. Malatour.

„Mein Wort, das ich hier vor Allem meinen Kameraden verpfände und für welches ihre Ehre bürgt," war die Antwort.

Durch die Zuhörer lief ein solch deutliches Gemurmel der Zustimmung, daß Malatour, obschon sichtbar gegen seinen Willen, gezwungen war, den Vorschlag anzunehmen. Es wurde dann festgesetzt, daß am 1. September alle Anwesenden auf dem Schlosse zu Clat erscheinen sollten.

Während der junge Herr des Schlosses die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfange trifft, wollen wir die Anklage, die auf ihm haftete, ihn aber doch unter Männern, die so eifersüchtig auf ihre Ehre hielten, noch nicht mit Schmach gekennzeichnet hatte, erklären.

Der junge Baron v. Villetreton, als er in das adelige Corps, welches die Leibgarde des Königs von Frankreich bildete, eingetreten war, trug Grundsätze in sich, die unter allen schlimmen Einflüssen an einem zügellosen Hofe

sich unverdorben bewahrt hatten. Es ist die Kraft der Tugend selbst unter Lasterhaften so stark, daß sein tadelloses Betragen ihm nicht nur die Achtung seiner Offiziere und die Freundschaft seiner Gefährten erworben, sondern sogar die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn gelenkt hatte. Nur einer unter seinen Kameraden, Herr v. Malatour, war erbost über diese allgemeine Gunst, und beleidigte ihn öffentlich ohne andere Veranlassung als ein geringfügiges Wort oder eine Geberde. Villetreton weigerte sich ihn zu fordern, da dies seinen Grundsätzen zuwider lief, aber nahm sich vor, diese anscheinende Feigheit, daß er mit einem anerkannten Duellisten nicht kämpfen wollte, sollte durch eine glänzende That während des eben begonnenen Feldzugs gerechtfertigt werden. Jener Moment war gekommen, und für das tapfere Benehmen, womit er eine englische Fahne in der Schlacht von Fontenay gewann, erhielt er aus des Königs eigener Hand das Kreuz von St. Ludwig, vom Marschall von Sachsen eine Belobung und doppelten Haß von Herrn v. Malatour.

Das erste Geschäft des jungen Edelmannes, als er auf sein Besitzthum kam, war, seinen Oberjäger, einen alten, treuen Diener der Familie, zu rufen.

„Ich habe ein Geschäft für Dich, mein Alter," sagte er und drückte ihm die Hand herzlich.

„Sprechen Sie, gnädiger Herr," erwiederte der Diener, welcher seinem jungen Herrn auf's Wärmste zugethan war: „Sie wissen, der alte Jäger gehört Ihnen bis zum letzten Blutstropfen."

„Ich habe nie daran gezweifelt, alter Freund! Hast Du meinen Brief von Paris erhalten?"

„Ja, Herr, und Ihre Herren Kameraden werden schon Arbeit finden."

„Sind also schon Bären droben?" fragte Villetreton, indem er mit der Hand auf einen der hohen Kegel zeigte, dessen schneebedeckter Gipfel in der Morgensonne glänzte.

„Fünf im Ganzen, eine vollständige Haushaltung, Mann, Frau und Kinder und noch ein alter lediger Kerl, den die Spanier herüber getrieben haben."

„Vor eine Woche vergeht, wollen wir sie aufstöbern. Weißt Du, einige von meinen Kameraden sind sehr gute Waidmänner, einer ist drunter, der putzt Dir ein Licht mit einer Pistole auf zwanzig Schritte."

„Wahrscheinlich leichter als einen Bären auf vier," antwortete der alte Mann mit Lachen.

„Das sagte ich auch. Aber da ich wünsche, seinen Heldenmuth selbst zu beurtheilen, so mußt Du uns zusammen auf den gleichen Posten stellen, auf die Meure-Brücke zum Beispiel."

„Hm," sagte der Jäger und kratzte sich hinter den Ohren, „mir wäre es lieber, Sie irgendwo anders hinzustellen."

„Warum denn?"

„Weil, um diesen Posten zu bewachen, ein Mann fest in der Gnade Gottes

ſtehen muß, da er den Tod vor und hinter ſich hat, die Bären und den Abgrund."

„Ich kenne den einen und fürchte den andern nicht, Dank ſei es Deinem Unterrichte."

„Das weiß ich. Aber mit Ihrer Erlaubniß, ich möchte die Brücke gerne ſelbſt bewachen."

„Du biſt alſo ſicher, daß die Bären dieſen Weg kommen werden."

„Sicher — ja, aber ganz ſicher — nein. Denken Sie nur, was für brummige, kluge Beſtien es ſind, die ihren Reiſeplan nie Jemanden anvertrauen."

„Es iſt entſchieden, ich beſetze die Brücke mit meinem Kameraden. Und nun gehe und halte die Treiber bereit?"

„Recht, recht," murmelte der Pareur im Fortgehen, „ich will ſchon ein Auge auf ihn haben."

Acht Tage darauf waren alle die Geladenen, Herrn v. Malatour nicht ausgenommen, im Schloſſe verſammelt. Dieſer jedoch bewahrte ungeachtet aller freundlichen Aufmerkſamkeiten von Seiten ſeines Wirthes eine kalte Zurückhaltung. Die wunderbare Pracht der Pyrenäen, deren glänzende Spitzen an dem blauem Himmel von Spanien ſich abzeichneten, war eine unerwartete Augenweide für die Mehrzahl der Gäſte, die meiſtens den reichen, fruchtbaren Ebenen im Innern des Landes angehörten.

Am Morgen nach ihrer Ankunft ſammelte ſich ein Haufe Späher und Treiber am Schloßhofe, die mit allen möglichen übelklingenden Inſtrumenten — Trompeten, alten Pfannen, Trommeln — verſehen waren, der Oberjäger an ihrer Spitze, während Rüdenmeiſter bei ihm ſtand der ſtolz auf ein Dutzend der ſtärkſten Doggen blickte, die ſeine kräftigen Knechte an den Leinen hielten. Der junge Baron und ſeine Freunde, mit Karabinern und Jagdmeſſern bewaffnet, waren kaum erſchienen, als auf ein Zeichen des Oberjägers ſich die ganze Truppe ſchweigend auf den Marſch machte. Selbſt die Hunde ſchienen die Bedeutung des Ganges zu verſtehen und nichts wurde gehört als der verworrene Tritt der vielen Füße, welcher ſich mit dem Rauſchen des fernen Gießbachs vermengte, oder zuweilen mit dem Schrei eines verſpäteten Nachtvogels, der ſchwerfällig im Halblicht des anbrechenden Tages heimwärts flog.

Als die Jäger den Bergrücken unmittelbar über dem Schloſſe erreichten, glänzten die erſten, im Oſten hervorbrechenden Strahlen der Sonne an den Berggipfeln und beleuchteten plötzlich die Landſchaft, ſo daß ſich unter ihnen ein tiefes Thal erſchloß, das mit hohen Tannen bedeckt war, die ſich im friſchen Morgenwinde wiegten.

Ihnen gegenüber ſtürzten ſich die ſchäumenden Gewäſſer eines Waſſerfalls einige hundert Fuß tief durch eine Kluft, die den Berg von oben bis unten ſpaltete. Durch eine jener Launen der Natur, welche ein Zeugniß von den Umwälzungen ſind, die unſere Erde in ihrer Kindheit erfuhr, war dieſer

Spalt von einer natürlichen Brücke gekrönt, die Granitpfeiler auf beiden Seiten durch einen ungeheuer großen flachen Felsen mit einander verbunden, so daß die Sage von Titanen beinahe verwirklicht erschien, denn es war unmöglich, daß dieser riesige Steinblock je durch Menschenkraft auf die Höhe gebracht worden war. Unheimliche Sagen knüpften sich an die Stelle und die Bergbewohner erzählten mit Schrecken, daß nie ein Schütze, den Oberjäger ausgenommen, an der Mandelbrücke Posten gefaßt habe, ohne die Beute der Bären oder des Abgrunds zu werden. Aber der Alte war ein zu guter Christ, um dieses lächerliche Vorurtheil zu theilen, er schrieb das Geschick der wahren Ursache zu, dem Schwindel nämlich, der aus dem gleichzeitigen Anblick des Abgrunds und der Bären entstand und dem Jäger die Geistesgegenwart raubte, so daß er unsicher zielte und sein Tod eine gewisse Folge war. Er konnte sich aber nicht ganz der Befürchtungen für seinen jungen Herrn erwehren, der hartnäckig darauf bestand, mit seinem Gegner die Brücke zu besetzen.

Nachdem er die Gefährten des Barons auf die ihm am vortheilhaftesten erscheinenden Plätze vertheilt hatte, eilte er zu seinen Leuten und postirte sie so, daß sie das Thal dem Wasserfalle gegenüber beherrschten, wobei er die strengste Stille zur Pflicht machte, bis sie den ersten Laut seines Hundes hörten. Auf dieses Zeichen sollten die Hunde entkoppelt werden, die Instrumente ertönen und alle langsam vorwärts gehen, wobei der Kreis sich verengern sollte, je näher sie zum Wasserfall kämen. Als diese Anordnungen getroffen waren, verschwand der Oberjäger und sein Hund, nur vom Rüdenmeister gefolgt, in den Tiefen des Waldes. Einige Minuten herrschte die größte Stille, als sich plötzlich lautes Gebell erhob, begleitet von tiefem Brummen. Alles griff zu den Waffen, die lärmenden Instrumente erklangen, und die losgelassenen Doggen stürzten in wildem Gewirre in der Richtung fort, wo der Kampf begonnen hatte. Ihr wüthendes Gebell vermengte sich mit den Rufen der Jäger und dem Lärm der Instrumente, was mit den tiefen Lauten der Bären ein entsetzliches Concert abgab, das, an den Thalwänden hinrollend, in der Ferne widerhallte.

In diesem Augenblicke schaute der junge Baron seinen Gefährten an, dessen Antlitz, obschon bleich, ruhig war und Spott ausdrückte.

„Achtung," sagte er in leisem Tone. „Die Bären sind nicht mehr weit, zielen Sie sicher, sonst —"

„Behalten Sie Ihren guten Rath für sich."

„Achtung!" wiederholte Villetreton, als ob er die unfreundliche Antwort nicht gehört hätte, — „er kommt!"

Jene, welche dem Wasserfalle gegenüber standen und es sehen konnten, daß die Thiere ihren Lauf auf die Brücke zu nahmen, riefen von allen Seiten: „Gib acht, gib acht, Villetreton." Aber schon hatte das Brechen von

Zweigen und die hierauf den Felsen hinunter rollenden losen Steine ihnen angekündigt, daß die Thiere sich näherten. Malatour wurde todtenblaß, doch hielt er seine Büchse fest in der Stellung eines entschlossenen Schützen.

Endlich erschien ein Bär, mit schäumendem Munde und blitzenden Augen, zuweilen sich umwendend, als ob er seine Verfolger herausforderte; als er aber die Brücke, seinen einzigen Ausweg, besetzt sah, stieß er ein fürchterliches Geheul aus, und wollte eben, auf den Hinterbeinen aufrecht gehend, sich auf unsere beiden Jäger werfen, als ihn eine Kugel in die Stirne traf und er todt zur Erde stürzte.

Malatour faßte krampfhaft seine Flinte — er war vollkommen machtlos geworden. Plötzlich hörte man erneuertes Rufen, lauter und dringender als zuvor. „Gebt Feuer! er ist Ihnen auf dem Nacken," rief der Oberjäger, welcher, blaß und aufgeregt, plötzlich herbeisprang, das Gewehr zum Anschlag bereit, aber aus Furcht, seinen Herrn zu treffen, nicht zu schießen wagte. Dieser bemerkte seine Aufregung, wendete sich um und sah, daß es in der That Zeit sei. Auf der andern Seite der Brücke ein Bär, viel größer als der erste, war daran, den entscheidenden Sprung auf sie zu thun. Zurückspringend ergriff er den Karabiner seines versteinerten Kameraden und feuerte die Ladung in die Brust des Thieres, ehe es sie erreichen konnte; es rollte im Todeskampfe vor ihre Füße. Alles das war das Werk eines Augenblicks. Die Kniee des rauhen alten Jägers zitterten vor Aufregung bei dem Entrinnen aus der drohenden Gefahr seines jungen Herrn. Was Malatour anbetrifft, zeugte die Todtenblässe seines Gesichts und das krampfhafte Schaudern seiner Glieder hinlänglich von dem Zustand seines Geistes. „Nehmen Sie Ihre Waffen," sagte der junge Baron, indem er ihm seinen Karabiner wieder zurück gab; „hier sind unsere Kameraden, sie dürfen Sie nicht ohne Waffen sehen, und Du, Alter, nicht ein Wort von allem dem, was Du sahst. Sehen Sie," sagte er zu seinen Gefährten, als sie sich um die beiden versammelten, „sehen Sie," indem er auf die beiden ungeheuren Thiere zeigte — „einen für jeden von uns Beiden. Nun, Herr v. Malatour, erwarte ich Ihre Befehle und bin bereit, Ihnen die verlangte Satisfaction zu geben." Der Letztere erwiederte nichts, sondern reichte ihm seine Hand, welche Villetreton herzlich schüttelte.

Denselben Abend wurde ein Banquet gegeben, um den doppelten Sieg zu feiern; gegen das Ende des Mahles wurde für die Sieger ein Toast vorgeschlagen und augenblicklich angenommen. Herr v. d'Argentré, das Glas in der Hand, stand auf, ihn auszubringen, als Malatour ebenfalls aufstand und seinen Arm ergriff, ausrief: „Dem einzigen Sieger des Tages! Unserm edlen Wirth! Er war es, welcher die beiden Bären erlegte, und wenn ich durch seinen Edelmuth die Täuschung so lange zugab, so war es nur aus dem einzigen Grunde: die Beleidigung, welche ich ihm zufügte, war eine öffentliche, die Entschädigung muß gleichfalls öffentlich sein. Ich erkläre nun, daß Herr v. Villetreton der Muthigste der Muthigen ist, und ich werde es gegen Alle

und wider Alle behaupten." — „Dieſes Mal wenigſtens werde ich ihren Handſchuh nicht aufheben," ſagte Herr v. d'Argentré. „Das iſt ein braver, junger Herr!" rief der alte Jäger aus, welchen ſein Herr auch an dem Mahle theilnehmen ließ und der eine flüchtige Thräne ſich abwiſchte. „Nichts könnte mir beſſer bezeugen, mein Herr, daß mit etwas mehr Erfahrung Sie eben ſo ruhig in Gegenwart eines Bären ſein werden als Sie im Angeſicht des Feindes ſind, deſſen bin ich gewiß."

Kinderwelt.

Von Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Du gehſt von deinem Kind hinaus,
Bei ſeinem Spielzeug bleibt's zu Haus,
Und ſitzt, umlacht vom Morgenſchein,
Nunmehr in ſeiner Welt allein.
Da aber wird lebendig gleich
Das ganze fabelhafte Reich.

Hupp! Rafft ſich ſchon die Puppe auf,
Und tanzt herum im Zimmer drauf,
Gar zierlich ſie die Robe hält,
Wie ſchade, daß ein Fuß ihr fehlt.
Ballfänger öffnet weit das Maul,
Holzpferdchen wiehert wie ein Gaul,
Der Zugmann ſtrecket Arm und Bein,
Geſchnitzte Bäumchen rauſchen d'rein,
Stehmännchen külpt, das Hähnchen kräht,
Muh, ſchreit die Kuh, das Lämmchen bäht.
Die Bleiſoldaten ziehen all,
Ridibum, herum mit Klang und Schall,
Man ſieht's, daß ſie ſchon manche Schlacht,
Wo's ſcharf gegolten, mitgemacht.
Jetzt geht der Jäger auf die Birſch,
Piff puff! Wie fliegt dahin der Hirſch!
Pappháuschen öffnen Thür und Thor,
Schirr pirr, wie rennt's daraus hervor,
Was iſt das für ein bunt Gewirr'
Von Humpelmännchen und Gethier,
Von Weiblein zierlich von Geſtalt,
Wenn auch nicht künſtleriſch bemalt.
Am Sims der Drache fliegt herum
Pums, purzeln Kegel um und um.

Surr, hin im Ring der Kreisel schwirrt,
Der Kukuk quikt, Windrädchen flirrt.
Es springen selber mit Gebraus
Die Bilder aus dem Buch heraus.
Kurz Alles klingt und springt und regt
Sich rings, als wie von Lust bewegt,
Um's munt're Kind, das wie gewohnt,
In seinem Reich als König thront,
Dem huld'gen muß so Groß als Klein.

Und wiederum trittst du hinein,
Doch sieh, da ist's, wie's früher war,
Die Puppe lehnt im Winkel starr,
Der Zugmann hängt in guter Ruh,
Papphäuschens Thür und Thor ist zu,
Und Alles liegt so todt und stumm
Wie vormals um das Kind herum,
Das, wie aus einem Traum erwacht,
Dem Väterchen entgegen lacht.

Das Kind hat eine eig'ne Welt,
Zu der nichts Fremdes sich gesellt.

Der Büschelfrauentag.

Von Forsteneichner.

„Maria! Dir befehlen wir,
Was grünt und blüht auf Erden,
O laß auf Berg, in Wald, auf Flur
Dies Jahr zum Segen werden!
Vor Allem mach' die Tugend frisch
In unsern Herzen keimen,
Daß wir einst schauen dürfen Dich
In hehren Himmelsräumen."

Vorabend des 15. Auguſtes. „Morgen iſt der Büſchelfrauentag!" Das iſt für die Mädchen des Iſarwinkels ein goldner Ruf, wie für die Knaben: „Auf, zu den Palmbüſcheln!" Schon in aller Frühe geht's heute hinaus auf's Feld und auf die Wieſen, durch Auen und Wald, ja ſelbſt

die Berge hinan. In aller Frühe! denn die Mädchen wissen gut, daß manches Kräutlein zum Büschel suchen und holen Zeit braucht, und zu traulichem Spiel, zu fröhlichem Lied und zu einem Geschichtchen soll doch noch etwas übrig bleiben.

In des Büschels Mitte soll der „Himmelbrand“ *[1]) kommen, d. i. die Königskerze, von der es in einem alten Segen heißt:

Unsre liebe Frau geht über Land,
Hat den Himmelbrand in der Hand.

Um ihn sollen sich anschmiegen die Aehren [2]) vom Felde; Rauten [3]), Gürtler [4]) und Zwiebelblüthen [5]) vom Hausgärtchen; Frauenkraut [6]) von der Wiese; Hirschzunge [7]) und Nachtschatten [8]) vom Walde; Meisterwurz [9]) und Steinraute [10]) als Abgesandte vom Feld und Garten, von Wald und Wiese und von der Alpe. Die uralten Hausmittel für Krankheiten dürfen ja nicht fehlen, das sind: Der Wohlmuth [11]) und der Wermuth [12]), das St. Johanniskraut [13]), das Tausendgüldenkraut [14]), die Kamille [15]) und die Schafgarbe [16]). Der ganze Büschel ist umheckt von den Zweigen der Haselnußstaude [17]), denn ein Nußbaum war es, so geht die Sage durch's Isarthal, unter dem Maria Schutz suchte bei einem Wetter, das sie mit Joseph auf dem Wege nach Bethlehem überfiel. Ewigkeitsblumen, Nelken u. s. w. sind als Zierde daruntergestreut.

An diesem Vorabend bin ich gern durch das Thal gegangen, um das Treiben der Kinderwelt zu belauschen. Wie eine klare Quelle am Bergabhange, so frisch rieselt heute aus den Kinderherzen die Lust und Liebe für den morgigen Tag hervor in Gespräch und Gesang. Dort am Saume des Bergwaldes unter einer weitschattigen Buche im weichen Moose sitzt eine kleine Schaar im Kreis, die Blumen und Kräuter auswählend und zu Büscheln bindend. Wie dieß Geschäft beendet, steht die geschäftige Marie auf und geht auf's Annei, des Steinbachbauern Töchterlein zu, die unter ihren Kamerädinnen als Singkönigin gilt: „Geh, Annei! stimm unser Maienlied an, „das schöne Isarthal“, wir haben heute noch nichts gesungen, und es kommt mir an solchen Feierabenden auch unser Thal immer viel prächtiger vor, voll von Maienluft und Maienlust.“ Jetzt kochen die jungen Seelen auf, wie wenn man Wasser auf gebrannte Kiesel schüttet: „Ja 's Isarthal — 's Isarthal!“

---

* 1) Verbascum Thapsus. 2) Triticum vulgare. 3) Ruta graveolens. 4) Artemisia Abrotanum. 5) Allium sativum, Cepa. 6) Senecio Jacobaea. 7) Scolopendrium officinarum. 8) Sotanum Dulcamara. 9) Imperatoria Ostruthium. 10) Achillea Clavenae. 11) Origanum vulgare. 12) Artemisia Absynthium. 13) Hypericum perforatum. 14) Erythraea Centauriam. 15) Matricaria Chamomilla. 16) Achillea Millefolium. 17) Corylus Avellana.

Eine Kirch' im dunkelgrünen
Bergeskranz,
Auf dem Felsen Schloßruinen,
Tapf'rer Schanz;
Fluren, Triften, Wald und Haide,
Plätzchen, wo sich sonnt die Freude,
Findest du nicht überall,
Wie in Länggries's Isarthal.

Eh' die Sonne röthet d'Gipfel
Hörst du Sang,
Wie wenn klinget durch die Wipfel
Glöcklein Klang:
Das sind unf'rer Drossel Lieder,
Die sie schickt vom Ahorn nieder;
O wie macht d' Waldnachtigall
Mir so lieb das Isarthal.

Und die Vöglein' groß' und kleine,
Aufgewacht,
Jubiliren wie vom Weine
Lustig g'macht.
Da gibt's nun ein Widerhallen,
Weil von Wand zu Wand erschallen
Lied um Lied, als ob ein Saal
Voll von Sänger 's Isarthal.

Glaub' recht gern, daß's Vöglein munter
In der Luft,
Die sich holt vom Berg herunter
Blüthenduft,
Und von Wiesen und von Auen,
Wo der Blumen Pracht zu schauen,
Roth, Blau, Weiß und Grün zumal,
Ob ein Garten 's Isarthal.

Hohenburg, auf Felsgeklüfte
Hingebaut,
Hebt noch Trümmer in die Lüfte,
Zeugen laut:
Daß gar Edle seit viel Jahren
In dem Garten wohnhaft waren;
Welche Pracht, wenn d'Ritter all'
Heut durchzögen 's Isarthal!

Wenn ich von des Kirchſtein's Spitze
Blick' in's Land
Bis zum edlen Königsſitze
Weitbekannt;
Wenn mein Geiſt dann ſtill durchgehet
All' die Luft, die Berg' durchwehet,
Sag' ich mir wohl hundert Mal:
Nichts ſo ſchön wie's Iſarthal.

Als das Lied ausgeklungen, da tönt es wie aus Einem Munde: „Jetzt noch ein Geſchichtlein, ſo eines, das auf das morgige Feſt hinſpielt! Annei! Du haſt gewiß eines vorräthig?"

Friſch und geweckt wie ein geſchwätziges Bergbächlein fing ſie gleich an: „Den Büſchelfrauentag des vorigen Jahres habe ich in der Hinterriß mitgemacht. Ich war etliche Tage bei meiner Schweſter auf der Alm am Fermerskopf und am Frauentag gingen wir in's Klöſterlein zur Andacht. Auf dem Rückwege trafen wir mit dem Liſei von der Mooſenalm am Scharfreiter zuſammen: die hatte einen feinen Büſchel, ſo ſchönes Edelweiß habe ich noch nie geſehen. Ich that die ungeſchickte Bitte: „Schenke mir Deinen Büſchel!" — „Um viel Geld nicht, Amrei! Der iſt ſchon meiner Mutter Gottes auf der Alm verehrt, der ich großen Dank ſchuldig; ich will Dir ſagen: warum?"

Die Erzählung der Scharfreiterſennerin will ich nun zum Beſten geben, Vorigen Jahres (ſo fing's Liſei an) am Tage Maria Geburt hatten wir vom Montag auf den Dienſtag einen ſtarken Schneefall, ich darf ſagen $1^1/_2$ Schuh tief. Ich zog mit den Kühen und Kälbern herab auf den Niederleger. Am Freitag gegen Mittag zu kommt der Ausgeher vom Rießerklöſterl: „Einen ſchönen Gruß vom Pater Cäſar! er ſchicke mich, um das Schaf, das der Bauer den Patres geſchenkt, abzuholen." — „Iſt ganz gut, ſagte ich, nur müſſen wir zuvor nach den Schafen uns umſehen, ich weiß gerade nicht, wo ſie ſich aufhalten." Nach mühſamem Waten durch den weichen Schnee erreichten wir den Hochleger; aber nirgends zeigt ſich eine Spur von Schafen. Ich ging in meine Hütte, um ein wenig zu raſten. Ober dem Tiſchlein hing mein Muttergottesbild mit dem Alpenroſenkranz und dem geweihten Edelweißbüſchel vom vorigen Jahr: „Du Gnadenvolle könnteſt mir wohl helfen?" ſo ſprach ich im Stillen und betete ein Ave Maria. Getröſtet ging es wieder bergan. Aber nach zwei Stunden Weges ſah ich nichts als Schnee, vor mir die ſchroff abfallenden und darum kahlen Gewände vom Karwendel und aus der Tiefe hörte ich das heiſere Gekrächze der Alpendohlen: „Nun! die werden ſich's wohl ſchmecken laſſen bei meinen abgeſtürzten Schafen?"

Schon wollte ich umkehren; doch unwillkührlich trieb's mich höher hinan, immer höher bis zum Gipfel. Ich horchte und horchte — Todesſtille! Um auf einem ſchneefreien Felsſtücke etwas auszuruhen, ſtieg ich in die Sonnen-

seite des Berges hinein, setzte mich, weinte und betete ein Paar Ave Maria laut. Kaum war das Amen verhallt in der trostlosen Oede, da höre ich ein Glöcklein — ich kenne den Klang — ich weiß: woher? — mit Lebensgefahr steige ich über das Geklüfte mit den gefährlichen Schneebrücken hinab — — in einer Höhle mit überhängender Felswand als Vordach stehen dicht gedrängt gegen 100 Schafe. Ich brachte sie wohlbehalten auf die Spitze, Du kannst Dir meine Freude denken, wenn ich so zurückschaute auf die lange, lebendige Wollschnur (es konnte eben nur eines nach dem andern im ausgetretenen Schnee gehen). Was wäre wohl geschehen, wenn dieser Ausgeher vom Klösterl heute nicht gekommen wäre? — Wer hat ihn mir geschickt? Maria, die Trösterin der Betrübten. — Ja Mariens Schutz habe ich schon öfters auf einsamer Bergeshöhe erfahren, ich ehre Sie hoch, der Büschel soll neben ihrem Bilde in meiner Hütte prangen. Zeitenweise gebe ich etliche Blüthen davon dem Vieh, und wenn ein Gewitter heranzieht, werfe ich einige in's Feuer und bete das Gebet des Priesters bei der Segnung: „O Gott! halte von uns, die wir diese Kräuter zur Ehre Mariens gebrauchen, und von dem Vieh, das davon nimmt, ferne jedes Ungemach, jede Krankheit und jede Einwirkung des Bösen!" Und das Edelweiß im Büschel hebt bei diesem Gebete wie ein Schutzengel den Finger gegen mich auf: „Laß Dir das Edelweiß der Unschuld nicht rauben! sonst ist's vorbei mit dem Schutze Mariens." — —

Ich schaue oft lange dem Spiele der glänzenden Fischlein zu: wie sie so wohlig hin und her rudern im klaren Wasser, jetzt ernst vor sich hinbrütend, jetzt schalkhaft sich drehend und wendend, um ihre Silberschuppen funkeln zu lassen. Dann nehme ich ein Paar Brodbröselein aus der Tasche und werfe sie in's Wasser — husch! die ganze kleine Schaar ist beisammen; aber ein Wink! und pfeilschnell geht's nach den 4 Weltgegenden.

Aehnliches siehst Du an Kindern, denn Kinderherzen sind so frisch und rührig wie die Fischlein in der kalten Fluth: Jetzt fesselt sie etwas, nach 2 Minuten fliegt die Schaar auseinander, wie Spreu, in die der Wind gekommen. Heute bietet sich meinem Auge was Besonderes. Die kleine Geschichte, dieses Brodkrümchen vom Annei, hat sehr geschmeckt, und als bald darauf die Abendglocke vom Thurme herab den englischen Gruß sang, ein Wink: „Macht Kinder, daß Ihr nach Hause kommt!" da stiebten sie nicht wie sonst leichtsinnig auseinander — das Ave wird gebetet, die Büschel, die um den Buchenstamm lehnen, werden mit sichtlichem Ernste aufgehoben.

Inzwischen sind schon einzelne vom Goldkleid schimmernde Engelein hinter der blauen Himmelsdecke hervorgeschlofen: sie müssen auf die Wacht gehen, damit den Kinderseelen nichts geschieht. „Gute Nacht, Kinder! laßt Euch Schönes träumen vom morgigen Büschelfrauentag!" —

Der Morgen des 15. Augustes. Um 8 Uhr läuten die Länggrieserkirch-Glocken durch das Thal und beten und singen und erzählen es

an die Waldberge hin, daß heute der „Einzug der Himmelskönigin in das ewige Jerusalem“ gefeiert wird. Vor der Predigt schauest Du ein eigenthümliches Bild: Der Priester steht im Festornate an den Stufen des Hochaltares, vor ihm breitet sich ein Blumengarten aus — Blüthenbüschel in den Händen der Mädchen aus jedem Hause — und er segnet betend diesen Garten und besprengt ihn mit Weihwasser und beräuchert ihn mit Weihrauch.“

Ein eigenthümliches Bild? Ja; denn in vielen Kirchen wirst Du es vergebens an diesem Tage suchen; und wenn Du es schon einmal gesehen hast, so wirst Du Dir vielleicht die Antwort schuldig geblieben sein auf die Frage: Warum heute dieses Blumenfest? Wozu diese Kräuterweihe? Wir wollen sie uns jetzt geben.

Vor mehr als 1800 Jahren bewegte sich ein großer Leichenzug die Straßen Jerusalems entlang hin gegen den Garten Gethsemane. Apostel tragen die Leiche, Apostel folgen mit Trauerfackeln dem Sarge, Psalmengebet tönt aus dem Munde. Im Garten hält der Zug, die Leiche wird in die Felsengrotte gesenkt; Du kennst sie — die Gottesmutter Maria. Drei Tage lang, sagt die Legende, wachten und beteten die Apostel und die Gläubigen, und in ihr Gebet mischte sich der Gesang der himmlischen Chöre. Am 4. Tage kommt der Apostel Thomas, der beim Zuge gefehlt. Er wollte noch Maria sehen, das Grab wird geöffnet — nur frische Blumen finden sich und das Schweißtuch; der Leib sollte nicht die Speise der Würmer sein, Engel haben ihn getragen in den Himmel. An die Feier der Himmelfahrt Mariens knüpft daher die Kirche die Kräuterweihe, das große Blumenfest als immerwährende Erinnerung an dieses Blumen-Wunder am Grabe der Himmelskönigin.

Wozu diese Kräuterweihe?

Darauf antwortet am besten das Gebet, das bei der Segnung der Priester spricht und das in Kürze zusammengefaßt lautet: „Allmächtiger, der Du Himmel und Erde geschaffen und fort und fort mit Macht beherrschest, segne durch die Fürbitte Mariens diese Kräuter, so wie Du einst gesegnet die 5 Brode und die 2 Fische in der Wüste und damit 5000 gesättigt; segne alle Menschen, die davon gebrauchen, damit in ihnen sei Gesundheit der Seele und des Leibes; halte von dem Vieh, das davon kostet, fern jeden Unfall, jede Krankheit und jede teuflische Einwirkung!“

In dem Kräuterbüschel ist im Kleinen dargestellt Feld und Wald, Wiesen und Gärten und Alpen, und diese werden heute somit dem Segen unterbreitet.

Ein Bauer steht neben seinem Waizenfelde. Ein Herr aus der Stadt geht vorbei und redet ihn an: „Nicht wahr? heuer hat Euch der liebe Gott doch recht gesegnet?“ — „Hat gut segnen,“ spricht stolz der Bauer, „ich habe meinen Acker doppelt gedüngt.“

Wer kommt Dir edler vor, verständiger? der Bauer mit seiner stolzen Antwort oder das zehnjährige Mägdlein, das dadurch, daß es in dem Kräuterbüschel die Besitzungen des Vaters dem Segen des Dreieinigen unterbreitet, zugleich bekennt: „Gott ist es, der meinem Vater Acker und Saat und Dung gegeben und so viel Verstand und Kraft, daß er ihn zu bestellen weiß — Gott ist es, der dann dem Samenkorn die wundersame Kraft gegeben, aus sich selbst einen Keim und Halm und eine Aehre zu bilden — Gott ist es, der am Firmament die Oberaufsicht gehandhabt, daß Sonnenschein und Thau und Regen zur rechten Zeit einander abgelöst haben und das Korn getränkt und gewärmt und gekocht im rechten Maaß?"

Dieser geweihte Büschel wird zu Hause sorgsam aufbewahrt und ist für Groß und Klein, für die, die lesen und nicht lesen können, ein verständiges Rufzeichen: „Jede gute Gabe kommt von Oben, vom Vater der Lichter! An Gottes Segen ist Alles gelegen!"

Und wenn die sorgsame Mutter einen Theil davon im Stalle aufhängt und zeitenweise auch dem Vieh davon gibt, oder wenn sie beim Gewitter etliche Blüthen in's Herdfeuer wirft, so thut sie nichts anders als die Lisei vom Scharfreiter, und dafür wollen wir sie nicht tadeln.

Erinnerst Du Dich noch an die Worte des Priesters bei der Segnung: „Segne alle Menschen, die von diesen Kräutern gebrauchen, daß in ihnen sei (nicht bloß Gesundheit des Leibes, sondern auch) Gesundheit der Seele!" In dem Kräuterbüschel breiten also die Mägdlein ihr und der Ihrigen Seelengärtlein auch dem Segen der Kirche unter, auf daß wachsen und gedeihen der Himmelbrand und die Aehren, das Frauenkraut und St. Johanniskraut, der Wehrmuth und die Meisterwurz, die Sinnbilder mannigfacher Tugenden.

Der geweihte Büschel zu Hause ist für Jung und Alt nicht bloß ein verständliches Rufzeichen, er ist auch ein deutlicher Gedankenstrich: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber — an seiner Seele Schaden leidet?"

Hinter jeder Blüthe steckt ein Schutzengelein und winkt: „Gib Acht, daß in Deinem Seelengärtlein wachse und gedeihe der Himmelbrand, d. i. das Brennen und Sehnen nach dem Himmel oder (wenn Du schon an Jahren bist) das Heimweh zurück in die Unschuld, in die Kindheit, in jene süße Zeit, wo Deine Seele noch so rein, heiter und gottlieb war! — Gib Acht, daß wachse und gedeihe die Aehre, d. i. die leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit! — Gib Acht, daß wachse das Frauenkraut, d. i. die schönste Blüthe im Tugendkranz Mariens, die Unschuld, die Reinheit! — Gib Acht, daß wachse das St. Johanniskraut, d. i. die größte Tugend des Vorläufers Jesu Christi, die Demuth: „Ich bin nicht werth, Herr! Deine Schuhriemen aufzulösen! — Gib Acht, daß wachse der Wermuth,

d. i. die Geduld bei Mühen und Leiden! — Gib Acht, daß wachse die Meisterwurz, d. i. aufrichtige Buße als einziges Mittel gegen den Sündenhagel und Sündenbrand im Garten der Seele!“

* * *

Ich machte einmal mit zwei Knaben einen Ausflug durch Feld und Wald, durch Wiesen und Auen. Es war Hochsommer. Auf dem Heimwege werden wir von einem heftigen Gewitter überrascht. Wir flüchten uns in ein Kirchlein nächst der Straße, das zufällig offen steht. Die Knaben halten sich an dieser heiligen Stätte ganz sicher vor dem Wetter und fangen an, die Gemälde und Heiligenstatuen sich abzuschauen; sie waren aus alter Zeit und sehr hübsch gemacht. Auf einmal höre ich hinter mir ein Kichern und Lachen — der kleine schelmische Karl deutet mit dem Finger auf das Fenster ober dem Hauptaltare. „Was gibt es da zum Lachen?“ — „Ja sehen Sie nur,“ sagt Karl, „dort oben dieses Farbengemisch von Schwarz und Weiß, Roth und Grün, Blau und Gelb an mit dem Zickzack von Bleistreifen, wie wenn der Blitz dareingefahren wäre. Ich bring aus diesem Durcheinander gar nichts heraus; und darüber mußte ich lachen.“ — — Während er sich noch vertheidigt, theilt sich draußen das schwarze Gewölk, die Sonne greift mit ihrem Silberarme hervor aus dem dunkeln Vorhang und berührt mit ihren Goldfingern das Fenster, — welche Pracht! Das scheinbar sinnlose Durcheinander verschwindet, ein wunderliebes Glasgemälde im himmlischen Farbenzauber tritt zu Tage: „Maria wird von Engelein gegen Himmel getragen; unten steht der Sarg, aus dem Lilien und Rosen aufsprossen.“

Was ich Dir heute über den Büschelfrauentag mit seiner Kräuterweihe erzählt habe, das soll so ein Sonnenstreifen sein auf Deine noch trübe Anschauung von den sinnreichen Ceremonien der katholischen Kirche. Hast Du früher über das Bild, das aus lebenden Figuren zusammengesetzt am 15. August in einer Landkirche sich Deinem Auge darbot, gelächelt, so wirst Du jetzt nicht anstehen, Dich unter diese Blumenmädchen zu mischen und einzustimmen in ihr Liedlein:

„Maria, Gnadenvolle!
Verschmäh' die Blumen nicht,
Die Dir die Hand der Kleinen
Zum Büschel liebend flicht!
Wir wollen nie vergessen
Der Feier tiefen Sinn,
Auf daß für Leib und Seele
Erwachse stets Gewinn.“

Erinnerungen aus Texas.

Silberne Kugeln. Von Th. West.

Der Gebrauch von Silberkugeln, als gefeite Kugeln, um Hexen, Gespenster und andere böse Geister zu tödten, war nicht immer darauf beschränkt, denn den alten Ansiedlern von Texas ist es gar wohl bekannt, daß sich die Comanche-Indianer des Nordwestens deren bedienten, um sie zu einem weit practischeren Zwecke zu benützen und zwar um die Hirsche und Auerochsen (Buffalo), die in zahllosen Heerden über die reichen Prairien von Texas schweiften, zu tödten.

Die Handelsleute, welche mit ihren wilden rothhäutigen Kunden einen gewinnreichen Tauschhandel führten, tauschten ihre wohlfeilen Waaren gegen Pelzwerk und „harte Kugeln" von „weißem Metalle" aus. Wenn die Comanchen des westlichen Texas den Handelsposten ihren halbjährigen Besuch machten, so waren ihre Ledertaschen stets mit den glänzenden Kugeln gefüllt, die sie gerne, Pfund für Pfund, gegen die Bleibarren der Blaßgesichter vertauschten. Ihre eigenen Kugeln waren hart und weit schwieriger zu gießen, während das weichere und viel dehnbarere Metall des Handelsmannes nicht nur bei der Hitze der glühenden Asche eines Lagerfeuers leicht schmelzbar war, sondern auch weil die Bleikugel sich besser in die scharf gefurchten Läufe ihrer Flinten schmiegte und einen sicherern Schuß gewährte. Wie sich von selbst versteht, hatten die Rothhäute auch nicht die leiseste Ahnung von dem wirklichen Werthe der „harten Kugeln", wie sie von den Händlern genannt wurden, und Letztere trieben einen zu vortheilhaften Handel, als daß sie es für rathsam gefunden hätten, ihre Kunden über den Werth des weißen Metalls aufzuklären. — Wurden die Comanchen jedoch über die Quelle befragt, aus der sie dies weiße Metall erhielten, so gaben sie stets ausweichende Antworten und nannten bald diese, bald jene Gegend. Sie befürchteten augenscheinlich, daß die handeltreibenden Blaßgesichter bei Aufsuchung der Orte, wo sich das Metall befand, zu tief in ihr Land eindringen würden.

Es wurden indeß viele schlaue Mittel versucht, um die gewünschte Aufklärung zu erhalten. Die weißen Männer wagten indeß nicht einen zu eifrigen Wunsch, dies Geheimniß zu erfahren, erkennen zu geben, da sie fürchteten, die Indianer mißtrauisch zu machen und sie dadurch zu Kenntniß des wahren Werthes der „harten Kugeln" zu führen, wodurch die Händler eine ergiebige Quelle des Nutzens verlieren und selbe in andere Hände führen mußten.

Durch viele Jahre wurde daher das texanische Silber nur in Gestalt von Flintenkugeln auf den Markt gebracht.

Endlich kam man, durch Andeutungen und Winke, die zu verschiedenen Zeiten von betrunkenen Indianern gegeben wurden, auf die Vermuthung, daß

das Silber irgendwo in der Nähe der Quellen des Colorado-Flusses gefunden werde, und eine Anzahl junger Männer, die auf verschiedenen Handelsposten längs dieses Stromes beschäftigt waren, vereinigte sich, um am Concho-Flusse, einem der Nebenflüsse des Colorado, in der Nachbarschaft der „Zwillings-Berge" nach Silber zu suchen.

Zu dieser Zeit war jener Theil des Landes noch nie von einem weißen Manne betreten worden und Alles, was man davon wußte, kam von den unzuverläßigen Berichten der Indianer, die gute Gründe hatten, einer Erforschung ihres Landes gegenüber zu treten. Die Aufregung jedoch, eine noch unbekannte Gegend zu besuchen, und der Umstand, daß Gefahren damit verbunden waren, dienten nur als Mittel, die abenteuerlustigen Charaktere dieser Gesellschaft, die um jeden Preis die Silberminen, aus der die Indianer ihr Erz gewannen, entdecken wollten, in ihrem Vorhaben zu bestärken.

Es wurde demzufolge eine Abtheilung von dreizehn jungen Männern organisirt, und sie erwarteten nur die Wiederkehr des Frühlings, um ihr Unternehmen auszuführen. In der Zwischenzeit beschloß man, da die Comanche's ihren üblichen Besuch mit den Handelsposten abstatteten, die Zustimmung ihres Häuptlings, „die große Klapperschlange" genannt, zu einem Besuche in seinem Lande, so wie das Versprechen eines freundschaftlichen Empfangs und Verkehrs zu erhalten.

Dies ward bewerkstelligt, unter der Bedingung, daß die Blaßgesichter eine gewisse Quantität von Pulver und Blei und rothem Tuche als Geschenk geben und einen Vorrath von Waaren und Feuerwasser (Branntwein) zum Handel mit den Spuaws, die während des Winters in ihren Dörfern gelassen wurden, mitnehmen sollten. Die „große Klapperschlange" stellte dann noch ferner die Bedingung, die sie um seine Erlaubniß zu erhalten, eingehen mußten, fest, daß sie von der Mündung des südlichen Arms des Concho-Flusses nicht weiter nach Westen gehen dürften.

Diese letztere Bedingung war es, welche den Wunsch der jungen Männer sofort aufzubrechen, noch erhöhte, denn da die Zwillings-Berge gerade westlich von dem Punkte lagen, der als Ziel ihrer Reise bezeichnet wurde, so waren sie nur noch mehr überzeugt, daß der Gegenstand ihrer Nachforschungen irgendwo bei diesen Bergen sein müsse. Sie willigten indeß ein und die Ratifikation des gegenseitigen Vertrages war von der Vertilgung der üblichen Menge „Feuerwassers" Seitens der Indianer begleitet.

Die Abtheilung wählte ihre Führer und ein junger Mann, Namens Butler, aus Kentucky erhielt den Oberbefehl. Als sein Stellvertreter wurde ein junger Mann, Thomas Bradley gewählt. Der Letztere ist jetzt ein alter Mann, in der Nähe des Brazos-Stromes, nahe dem Dorfe Waco: Er war der Einzige dieser Gesellschaft, der die in Rede stehende Expe-

dition überlebte, und aus seinem Munde hörte der Schreiber dieser Zeilen die Erzählung der oberwähnten und weiterfolgenden Thatsachen.

Wir bedienen uns nun der Worte des alten Texaners, in so weit dieselben nach dem Verlauf von mehreren Jahren in unserem Gedächtniß geblieben.

„Nachdem wir von unserem ersten Nachtlager aufbrachen," sagte er, „kamen wir durch eine so schöne Prairie-Landschaft, als irgendwo innerhalb der Grenzen unserer glorreichen Republik eine zu finden ist. Das Gras wuchs üppig und unsere Pferde wurden täglich frischer und kräftiger. Es verging kein Tag, an dem wir nicht große Heerden von Büffeln sahen, und wenn wir bei Einbruch der Nacht unser Lager aufschlugen, in dem Gehölze, welches Brady's Bach umgürtet, so hielten wir ein Festmahl, bereitet aus den Keulen dieser Thiere, die wir rösteten. Wir setzten unseren Weg längs des Baches fort, bis wir an seine Quellen kamen und wandten uns dann nach dem Conch, an dem wir zwischen den Hügeln einen Haufen Indianer aus dem Dorfe der „großeu Klapperschlange" fanden, die uns benachrichtigten, daß der Häuptling wünsche, einen Handel mit uns zu eröffnen.

Wir fanden die Rothhäute mit einer bedeutenden Quantität „harter Kugeln" versehen, die nach ihrem Glanze und frischem Aussehen erst kürzlich gegossen zu sein schienen.

Sobald wir in das Dorf kamen, wurden wir von dem alten Häuptling höflich bewillkommt, obgleich wir glaubten, er mißtraue uns bezüglich des Zweckes unserer Reise.

Als wir nnsere Güterballen öffneten, zeigten uns die Indianer ihren Vorrath von Pelzen und Kugeln und schaarten sich um uns, eifrig solche Artikel auswählend, die ihnen gefielen. Wir waren aber jetzt auf ihrem Grund und Boden und sie begannen bald eine Neigung zu zeigen, ihre Preise selbst zu machen. Anstatt ihres gewöhnlichen Brauches, Waaren im Austausche gegen Pelze und Kugeln zu nehmen, bestanden sie darauf, mehr für ihre Artikel zu verlangen, als sie je vorher auf den Handelsposten verlangt.

Wir widersetzten uns, wie sich von selbst versteht, dieser Willkür und nachdem wir zwei Tage vergeblich bemüht waren, ein Einverständniß herbeizuführen, fürchteten wir, ihre Leidenschaften zu erregen, verpackten unsere Waaren, und brachen auf, abermals unsern Weg abwärts nehmend, längs der Südseite des Flusses. Das Land an der nördlichen Seite des Conch, sagten die Indianer, sei von tiefen Gräben und Schluchten vom Berge getrennt und es sei unmöglich für Reisende es zu betreten.

Wir wurden von einer Abtheilung Comanches-Indianer verfolgt, die uns nachgesandt zu sein schienen, um unserer Richtung zu erfahren und unser Thun zu überwachen. Eine Abtheilung folgte uns einen Tag oder länzer, und wenn wir in einem andern Dorfe verweilten, um einen Tauschhandel zu bewerkstelligen, so pflegten sie uns zu verlassen, und Andere traten

dann an ihre Stelle. So schritten wir weiter vorwärts, bis wir zu einem großen Lager kamen, etwa halb Wegs zwischen dem Antelope-Fluß und der Mündung des South-Conch. Dies war die westliche Grenze, welche wir nicht zu überschreiten versprochen hatten.

Auf der andern Seite dieses Platzes, nach westwärts und am andern Ufer des Flusses, waren die blauen Gipfel der Zwillings-Berge — das große Ziel unserer Reise — am Horizont sichtbar.

Der Handel war bei uns jetzt nur ein Gegenstand von geringerer Wichtigkeit und wir brauchten nicht lange, so hatten wir unsern kleinen Vorrath von Waaren an die Indianer zu den Preisen, die sie anboten, abgetreten. Wir unterließen dabei nicht den Anschein unserer üblichen Schlauheit im Handel zu wahren, um sie über den wirklichen Gegenstand unserer Pläne zu täuschen. Wir behielten außerdem unsern Hauptvorrath von Feuerwasser, nur kleine Quantitäten desselben verkaufend, da wir nicht nur ein großes Zechgelage und dessen Wirkung auf die von Natur mißtrauischen Indianer fürchteten, sondern weil wir entschlossen waren, es zu Förderung unseres Planes zu verwenden. Durch die Einwirkung des berauschenden Getränkes hofften wir, die Wachsamkeit unserer scharfäugigen Nachbarn einzuschläfern.

Der letzte Ballen unserer Waaren war verkauft und wir benachrichtigten die Indianer, daß wir sie Alle den nächsten Tag mit Feuerwasser bewirthen würden und nachdem wir unsern Vorrath an Feuerwasser unter sie vertheilt, unsere Rückreise nach den Handelsposten anzutreten gedächten. Wir sagten ihnen, daß wir den Antelopefluß hinaufgehen würden, bis zu dessen Quellen, um dann den alten Pfad nach Son Antonio einzuschlagen, dem wir bis zum Son Sabafluſſe zu folgen gedachten. Dies war in der That unser bester Rückweg und sie waren anscheinend von der Wahrheit unserer Angabe überzeugt.

Demgemäß packten wir am kommenden Tage unsere Whiskeyfässer ab und vertheilten sie an die verschiedenen Häuptlinge damit sie nach ihren Gutdünken darüber verfügen möchten. Nun begann ein wildes Gelage, so wild, wie wir es nie unter den Indianern auf den Handelsposten gesehen. Zuerst jedoch gaben sie ihre Messer, Flinten und andere Waffen in die Hände ihrer Weiber, welche dieselben heimlich in irgend einem Verstecke zwischen den Hügeln der Umgebung verbargen.

Sobald als die berauschenden Getränke ihre Wirkung auf ihre leicht erregbaren Köpfe auszuüben begannen, sattelten wir und ritten seitwärts entlang des Antelope's Lauf. Einige der jungen Krieger bestanden darauf, uns am ersten Tage zu begleiten, sobald sie aber einige Meilen weit geritten waren, kehrten sie wieder um, um ihren Theil von dem Whiskey zu erhalten und an dem Gelage Antheil zu nehmen.

Diesen Tag gingen wir zeitig daran, unser Nachtlager aufzuschlagen und unsere letzten Anordnungen zu treffen. Es ward beschlossen, von diesem Punkte

aus fünf Mann von unserer Abtheilung mit den Packpferden nach den Handelsposten zu senden und zwar auf dem Wege, den wir den Indianern angedeutet, während Butler und ich mit den übrigen sechs Männern den Weg westwärts einschlagen, den südlichen Arm des Conch- und den Good Spring überschreiten und dann uns nordwärts gegen die Zwillings-Berge an der Nordseite des Hauptarmes des Conch wenden wollten.

Wir hatten zweifelsohne einen hinreichenden Vorrath von Whiskey zurückgelassen, um die Indianer für zwei bis drei Tage betrunken zu erhalten, — und wenn sie dann uns zu folgen gedachten, so war es wahrscheinlich, daß sie, durch unsere Angaben irre geleitet, den Männern mit den Packpferden folgen würden. Wir, die nach dem Berge gingen, brachen deßhalb am nächsten Tage vor Sonnenaufgang auf, verließen den Pfad Jeder einzeln, auf verschiedenen Stellen und trafen auf der Prairie nach einem zweistündigen Ritte wieder zusammen. Nach einer zweitägigen Reise waren wir wieder im Angesicht der Zwillings-Berge.

Am dritten Tage kreuzten wir den Conch und lagerten uns in der Nacht unter einer Klippe am Fuß des westlichen Zwillings. Wir waren nun an das große Ziel unserer Reise gelangt und am nächsten Tage begannen wir die Erforschung des Berges. Zuerst jedoch hielten wir es für nothwendig, auf eine Stelle des Berges zu gehen, von wo man die umliegende Gegend gut übersehen konnte, denn die Indianer mochten, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen, uns trotz unserer Vorsichtsmaßregeln doch gefolgt sein. Butler und ich unterzogen uns dieser Pflicht und wir kehrten mit der befriedigenden Nachricht zurück, daß kein Indianer in der Umgegend zu sehen sei.

Wir begannen nun unsere Nachforschungen in thätiger Weise, aber sie führten zu keinem befriedigenden Ergebniße. Es war keine Spur eines Pfades oder verlassenen Lagerplatzes zu sehen und nachdem wir beinahe vier Tage mit fruchtlosen Nachforschungen zugebracht, beschloßen wir, den östlichen Zwillings-Bergen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Jetzt waren wir erfolgreicher. Wir fanden Pfade in verschiedenen Richtungen, die sich am Fuße des Berges vereinten. Beinahe bei jeder Quelle fanden wir die Asche von Lagerfeuern und an der Seite einer Tinaga (ein Pfuhl mit Regenwasser gefüllt) wurde unsern Augen der Anblick der unzweifelhaften und positiven Thatsache, daß wir an den rechten Platz gekommen. Der östlichste der Zwillings-Berge war ohne Frage die Quelle, aus der die Indianer ihren reichen Vorrath von weißem Metall bezogen. Bei diesem Pfuhle fanden sich zerstreute Haufen von Schlacken und ausgeglühten Schmiedekohlen und weitere Anzeichen sagten uns, daß erst kürzlich ein Haufe Indianer hier gewesen, um Silber zu schmelzen und „harte Kugeln" zu gießen.

Der Tag, an dem wir diese erfreuliche Entdeckung machten, war von allen unsern Leuten auf dem Berge zugebracht worden, mit Ausnahme von

Bill (William) Henderson, der im Lager zurückgeblieben, um unser Mittagessen zu bereiten. Wir waren indeß von unserer Entdeckung so in Anspruch genommen, daß wir erst bei Sonnenuntergang unsere Schritte nach unserem Lagerfeuer richteten.

Wir hatten kaum die Schlucht betreten, in der wir aus Vorsicht unser Lager aufgeschlagen, damit der Rauch unseres Feuers nicht in der Entfernung sichtbar werden könne, als Butler, der einige Schritte vor uns voraus war, einen dumpfen Ruf des Erstaunens und Schreckens ausstieß. Er wies mit dem Finger auf die Quelle, neben der wir unser Lager aufgeschlagen. —

Seht! Seht dort — Jungen! Seht diese Indianer! Großer Gott! Wir sind verloren.

Wir eilten an seine Seite und in der uns angedeuteten Richtung blickend, sahen wir zu unserem Schrecken um unser Lagerfeuer etwa zwanzig Indianer, unter denen die dicke große Gestalt der „großen Klapperschlange" die hervorragendste war. Zwischen uns und den Wilden lag der verstümmelte Leichnam unseres Kameraden Henderson, dessen Skalp, von dem noch sein warmes Blut heruntertropfte, auf einem Stocke ausgebreitet war, den eine große Rothhaut über den Rauch hielt, den Bill's Hände durch das Anzünden des Holzes hervorgerufen. Es war indeß nur ein Augenblick, daß wir Zeit hatten, auf dieses grauenhafte Bild zu blicken, denn andere Indianer, die uns gewahr wurden, sprangen aus dem tiefen Grase längs des Randes der Schlucht und schoßen mit einem wilden, gellenden Schrei ihre Flinten auf uns ab, als wir auf dem engen Platze gedrängt bei einander standen. Drei unserer Leute fielen todt zu unsern Füßen und nur Butler, ich und noch zwei unserer Kameraden waren unversehrt geblieben.

Gerade ober unsern Köpfen, in dem felsigen Theile der Schlucht war eine enge Höhle, die durch die Bergwasser in der verwitterten Kalksteinschichte gebildet wurde, die wir als einen Lagerplatz für unsere Vorräthe benützten und bei Nacht darin schliefen, da sie mehrere Ellen breit und tief war und für acht Mann Platz genug bot.

Diese Höhle zog in diesem gefährlichen Augenblicke meine Aufmerksamkeit auf sich und auf sie zuspringend, rief ich meinen Kameraden zu, mir zu folgen. Glücklicherweise erreichten wir die Höhle zeitig genug, um der nächsten Ladung von Flintenschüssen, welche die Indianer uns zudachten, zu entgehen.

Kameraden! sagte ich, laßt uns unser Leben so theuer als möglich verkaufen. Wir müssen sterben, aber laßt uns so viele von diesen feigen Hunden nach Tophet *) senden, so daß wir den Tod unserer Freunde an ihnen rächen.

Meine Worte wurden von den Kameraden mit Jubel begrüßt und wir

---

*) Hölle.

errichteten sofort am Eingange der Höhle eine Barrikade von Steinen und Holz, das in der Nähe war und beriethen uns über den besten Plan, den Rothhäuten eine Niederlage zu bereiten. Wir machten in der Barrikade Schießscharten, um unsere Feinde beobachten und auf sie feuern zu können.

Während wir damit beschäftigt waren, hatten sich die Indianer in der Schlucht unter uns versammelt und schienen sich zu berathen. Wir waren vollkommen in der Falle und nicht die geringste Aussicht zu entschlüpfen vorhanden, aber wir waren entschlossen, unser Leben nur um den höchsten Preis zu verkaufen. Die Rothhäute konnten nichts gegen uns unternehmen und wir konnten unsere Stellung so lange behaupten, als wir Lebensmittel hatten, und bis uns Hunger oder ein anderes Mittel, auf das wir in diesem Augenblicke nicht dachten, zwangen, die Höhle zu verlassen. Aber was dann? früher oder später müssen wir unterliegen. Keiner von uns sollte jetzt wieder nach den Handelsposten zurückkehren. Während wir die Bewegungen der Indianer bewachten, sahen wir, daß eine Zahl derselben innerhalb der Tragweite unserer Flinten gekommen war. Wir nahmen jeder von uns einen Indianer scharf auf's Korn und feuerten. Vier Indianer stürzten todt auf denselben Platz, wo unsere Kameraden lagen.

Die Indianer machten nun einen Angriff auf die Barrikade, in der Hoffnung, dieselbe zu erstürmen, ehe wir unsere Flinten wieder geladen hatten, aber wir waren zu schnell für sie. Abermals fielen vier Indianer todt nieder und als sie versuchten, den Fels zu erklimmen, ließen wir große Steine auf ihre Köpfe rollen, während Butler die Flinten lud. Die Indianer einsehend, daß sie unsere Barrikade nicht nehmen konnten, zogen sich zurück um über weitere erfolgreichere Feindseligkeiten zu berathen. Nach einer Weile konnten wir sie hören, wie sie hart am Rande der Schlucht hinaufkrochen, um über die Oeffnung der Höhle zu gelangen, unter welche sie dann einen Haufen trockner Baumstämme, faules Holz und dürres Strauchwerk warfen. Sie beabsichtigten natürlich, uns entweder lebendig zu rösten, oder durch Rauch zu ersticken. Dies war ein Fall, an dessen Möglichkeit wir allerdings nicht gedacht hatten. Es vergingen nur wenige Minuten, als sie einen großen Haufen leicht brennbaren Materials aufgehäuft hatten und die Baumstämme, das trockene Gras und verwitterte Cactuspflanzen reichten bis auf einige Fuß zu unserer Barrikade empor.

Jetzt war unsere Lage eine schreckliche; lebendig verbrannt zu werden, langsam unter furchtbaren Qualen zu sterben, während die heulenden Rothhäute in teuflischer Freude vor der Höhle tanzten, dies war zu furchtbar, um daran zu denken. Wir konnten entschlossen sterben durch die Messer oder silbernen Kugeln der Wilden und so beschloßen wir einen verzweifelten Ausfall aus der Höhle zu machen, uns auf den lärmenden Haufen zu werfen und fechtend dem Tod eines Kriegers entgegen zu gehen.

Diesem Beschlusse gemäß zerstörten wir die Barrikade und gerade als unsere herzlosen Feinde brennende Sträucher auf den Holzhaufen warfen, stürzten wir aus der Höhle mit unsern Gewehren, in den Haufen der Indianer hineinfeuernd, eine weite und blutige Oeffnung in ihren Reihen machend. Wir waren außerhalb ihrer Schußweite, ehe sie sich von ihrem Erstaunen über unsern plötzlichen Ausfall erholten. Auf der Prairie angekommen, bemerkten wir, wo Henderson unsere Pferde angebunden und wir eilten so schnell wir konnten, dahin, hoffend, dadurch zu entkommen. Als jedoch die Comanchen, die sich inzwischen theilweise von ihrem Schrecken erholt, unsere Absicht erriethen, sandten sie ihre Silberkugeln nach uns. Zwei unserer Kameraden fielen, doch mir und Butler gelang es, die Pferde zu erreichen. Wir schnitten die Spannseile durch und sprangen in den Sattel. Einen Ruf der Herausforderung ausstoßend, ritt Butler an meine Seite, aber in diesem Augenblicke pfiff eine Kugel, die für mich bestimmt war, vor meinen Augen vorbei und fuhr in seine Stirne. Er fiel vom Pferde herunter und das Pferd stürmte wild über die Prairie. Die Indianer fuhren indeß fort, auf mich zu feuern und im nächsten Augenblick sank mein Pferd von einer Kugel getroffen zu Boden.

Ich wußte nichts, was nachher geschah, als ich, erwachend, fand, daß ich gebunden, verwundet und ein Gefangener war, bestimmt, unter furchtbaren Qualen den Tod zu erleiden. Das Glück wollte indeß, daß ein altes häßliches Weib, deren Sohn ich getödtet, mich als ihr Eigenthum reclamirte. Ich wurde von ihr als ihr Sohn adoptirt und in den Stamm aufgenommen, in dem ich blieb, bis meine Stiefmutter, die sich für eine Indianerin ganz leidlich gegen mich benahm, starb. Ich verließ dann den Stamm mit dessen Einwilligung und ließ mich im Waco-Dorfe als Kaufmann nieder. Ich kaufte durch lange Jahre das weiße Metall von den Indianern, die aber den wahren Werth desselben kennen gelernt hatten. Jetzt jedoch ist es selten, daß ein Stück desselben in die Hände eines Weißen fällt. Ob die Minen erschöpft oder nicht mehr in den Händen der Indianer sind, weiß ich nicht.

Ich habe oft, fuhr der alte Mann fort, Anerbietungen erhalten, Abtheilungen oder Gesellschaften nach den Zwillings-Bergen zu führen, aber da ich, als ich den Stamm verließ, mein Wort gab, nie wieder die Gegend zu besuchen, in der wir so schwer dafür büßten, dem Häuptling der Comanches die gelobte Treue gebrochen zu haben, so wies ich alle Anerbietungen zurück.

Louise von Marillac.

Frei nach dem Französischen der Eugenie Foa bearbeitet von Alexandra k. Prinzessin von Bayern.

I.

Der Einzug in Paris.

Als der 24. Januar zu tagen begann, hielt ein schwerer Reisewagen vor dem Thore Saint Michel oder Enfer, das mit Thürmen und einer Zugbrücke versehen war und sich auf dem Graben befand, welcher Paris unter Heinrich des IV. Regierung umzingelte. Es waren bereits einige Minuten verflossen und nichts bewegte sich; da wurden die Reisenden ungeduldig, es ließ sich ein Fenster herab, der Kopf eines jungen Mannes neigte sich heraus und eine wohlklingende Stimme rief: „Gros Claude, was machst Du hier?"

Der Angeredete, der auf dem dritten Pferde saß und in die erstarrten Finger blies, entgegnete: „O Herr, mir dünkt, der Einzug in Paris ist schwer; alles Pochen an das Thor scheint vergeblich! Ah, endlich doch! hier öffnet sich ein Pförtchen."

„Wer ist da?" rief eine rauhe Stimme.

„Gut Freund!" entgegnete der junge Mann, während er aus dem Wagenfenster sah.

Nun trat ein Kreiswärtel mit einem Dutzend bewaffneter Bürger hervor, und frug, indem er sich allein dem Wagen näherte: „Ihre Pässe?"

„Was bedeutet alles dieses und seit wann bedarf man Pässe, um in Paris einzuziehen, oder die Stadt zu verlassen?" rief der junge Reisende.

„Verlassen! das ist etwas Anderes," sprach der Kreiswärtel; „aber das Einziehen ist viel wichtiger. Der von König Heinrich IV. vor zehn Jahren erlassene Befehl lautet: die Thorwacht hat im Sommer um 6 Uhr und im Winter um 7 Uhr Morgens zu beginnen und es sollen vor dem Herablassen der Zugbrücken und dem Oeffnen der Schlagbäume ein Kreiswärtel mit einigen Bürgern aus dem Thore hervortreten, um erst von dem, was sich Außen zuträgt, Einsicht zu nehmen und man soll Niemand ohne Paß die Aufnahme gestatten, um einem Ueberfalle vorzubeugen." —

Der junge Reisende wollte sich eben gegen diesen Befehl auflehnen, als eine Stimme aus dem Wagen ihn beschwichtigte: „Still, Ludwig, man muß sich stets in die Gesetze des Landes fügen."

Dann erschien ein zweiter Kopf am Fenster und es ertönte folgende Frage: „Was ist Ihr Verlangen, mein Freund?"

„Ihre Päſſe“ — ſprach der Kreiswärtl, „Ihr Rang, Ihr Alter, der Zweck Ihrer Reiſe.“

„Unſere Päſſe? wir beſitzen keine; aber hören Sie unſere Namen: Ludwig v. Marillac, 30, Michael v. Marillac, 19, Louiſe v. Marillac, 14, Fräulein Henriette Larchant, Erzieherin und Haushälterin, 60 Jahre alt.“

„Acht und fünfzig“ — verbeſſerte eine näſelnde Stimme, auf welche Niemand Acht gab.

Dann fügte Michael v. Marillac hinzu: „Unſere zwei Diener, Gros Claude, 40, und Piarot, 25 Jahre alt. Was den Zweck der Pariſer Reiſe betrifft, ſo iſt es kein anderer als der, unſerm Könige die gebührende Huldigung darzubringen. Dieſem Wunſche wären wir ſchon früher nachgekommen, wenn uns nicht die Krankheit und der Tod unſerer Mutter, für welche wir noch Trauer tragen, gehindert hätten.

„Es iſt gut, mein Herr, Sie können einziehen,“ ſprach der Kreiswärtl, unter einer Verbeugung, worauf er den Bürgern ein Zeichen gab, das Thor zu öffnen.

Indeß der Wagen über die Brücke fuhr und in die nächſte Straße einlenkte ertönte ein fürchterlicher Schrei und ein neuer Aufenthalt trat ein.

„Was gibt es denn wieder?“ rief Ludwig v. Marillac, indem er zum zweiten Male das Fenſter herabließ.

„O mein Herr, ein überfahrener Knabe!“ rief die Stimme des Dieners.

Sogleich ſprangen die beiden Brüder aus dem Wagen und eilten zu einer Gruppe von Männern und Frauen, welche ſich bei dem Geſchrei des Knaben verſammelt hatten. Die Gruppe öffnete ſich ehrfurchtsvoll für die beiden Männer, deren Anzug ihren hohen Stand verrieth. Beide trugen ein ſchwarzes Wams mit kleinen Schößen, ſchwarze Bauſchbeinkleider mit ſchwarzen Arabesken verziert, Alles von Samt, was einen großen Reichthum anzeigte.

„O mein Gott! ein überfahrenes Kind!“ ſprach eine junge Dame, welche gleichfalls aus dem Wagen ſtieg. Dieſe Erſcheinung, obgleich anmuthsvoll, erregte eine Art von Heiterkeit unter den Frauen, da ihre Tracht noch aus den Zeiten Heinrich III. ſtammte.

„Fräulein Henriette, bringen Sie mein Riechfläſchlein“ — ſagte das junge Mädchen zum Wagen gewendet.

„Was für ein Ereigniß bringt denn die ganze Familie v. Marillac in Bewegung?“ ſagte die vierte, aus dem Wagen ſteigende Perſon, deren zwei aufeinander liegende Röcke und die weiße Haube ſie als eine Kammerjungfer bezeichnete.

Das junge Mädchen entgegnete raſch: „O bitte, eilen Sie!“ Zugleich durchſchritt ſie die Gruppe, in deren Mitte ein zerlumpter Knabe weinend und ſchreiend auf der Erde lag. Er beantwortete alle Fragen nur mit folgenden Worten: „Ich bin todt! — ich bin todt!“ —

Die junge Dame beugte sich über ihn und sagte unwillkührlich lächelnd: „Aber liebes Kind, was fehlt Dir noch außer dem Tode, der mir nicht ganz begründet scheint?“

„Ein zerbrochenes Bein,“ antwortete der Knabe mit kläglicher Stimme.

Der ältere Marillac sprach nun: „Gros Claude, trage das Kind in meinen Wagen, damit wir in unserer Wohnung angelangt, mit Hilfe eines Chirurgen es verpflegen können.“

Der Diener hingegen sagte spottend: „Dieser arme Kleine? Bitte, gedulden Sie sich ein wenig, Herr! denn ich besitze ein kostbares Mittel, um die zerbrochenen Glieder zu heilen; es führt rascher zum Ziele und ist weniger theuer, als der Chirurg.“

Nach diesen Worten erhob Gros Claude seine Peitsche, und ließ dieselbe dermaßen an den Ohren des Knaben vorbeisausen, ohne ihn zu berühren, daß dieser, als er sie zum zweiten Mal schwingen sah, rasch sein zerbrochenes Bein vergaß, von der Erde empor sprang und dann mit solcher Behendigkeit zu laufen begann, daß er sich bald aus dem Gesichtskreise verlor.

Ein allgemeiner Beifallsruf ertönte bei diesem seltsamen Heilmittel, das sich so gut erprobt hatte.

„Jetzt voran!“ sprachen die Herrn v. Marillac; aber als sie sich dem Wagentritte näherten, stieß Fräulein Henriette einen Schrei aus; sie war in eine tiefe Pfütze getreten, und jammerte nun: „Ist dies das schöne Paris! O, es gibt in ganz Auvergne keine schmutzigere Lacke, als in dieser Stadt. Wie konnten wir auch nur an einem Freitage und am 13. des Monats abreisen!“

Die jugendliche Louise suchte sie zu trösten, aber Fräulein Henriette zählte alle Unbequemlichkeiten der Reise auf.

In diesem Augenblicke unterbrach sie der ältere Marillac, indem er seiner Schwester noch aus der Menschengruppe hervor rief: „Louise, hier ist Herrn Anton Legras, der Sohn eines Freundes unseres Vaters. Er behauptet, es wäre für uns gefährlich, den Weg nach Marais im Wagen zurückzulegen, da die hinführenden Straßen so schlecht seien, daß unserem Wagen Gefahr des Umsturzes drohe. Ist der Gang Dir zu beschwerlich?“

„Gewiß nicht, mein Bruder,“ antwortete das junge Mädchen, welches sich muthig in diese Unannehmlichkeit fügte, während sie Herrn Legras Gruß mit Schüchternheit erwiederte.

„Zu Fuß?“ rief Fräulein Henriette. „Gibt es in Paris noch viele solche Straßen?“

„O ja, Fräulein,“ antwortete Herr Legras, welchen die Aengsten der alten Haushälterin belustigte. „In der Cité zählen wir 36 eben so schöne Straßen, wie diese hier, im Stadtviertel der Universität 83, etwas weniger reinlich, und 294 in der Stadt selbst.“ —

Herr Legras wurde durch den Gesang eines Knaben unterbrochen, und als Louise den Kopf umwandte, erkannte sie das Kind mit dem angeblich gebrochenen Beine. Sie redete ihn an, indem sie ihm eine Münze reichte: „Hier, Kleiner, und ein anderes Mal erschrecke die Reisenden nicht mehr auf solche Weise."

Der Knabe betrachtete erst mit Staunen die silberne Münze, welche weiß und blank in seiner Hand glänzte, dann jene, welche sie ihm dargereicht, und deren Züge er nicht zu sehen vermochte, da sie wie zu jener Zeit üblich, eine Maske vorgenommen hatte. Es schien sich seiner eine eigenthümliche Rührung zu bemächtigen, er drückte die Gabe an seine Lippen und sich zu seiner Wohlthäterin wendend, bat er sie eilig und leise: „Lüften Sie Ihre Maske, daß ich Ihr Gesicht sehe."

„Warum?" sprach Louise, indem sie etwas zurücktrat.

„Sie wollen nicht? Desto schlimmer für Sie!" sprach der Knabe, indem er sich entfernte, seine Mütze in die Luft warf und zu singen begann.

„Nun voran! Deinen Arm," sagte Ludwig v. Marillac, indem er fröhlich weiter schritt und Herrn Legras um seine Begleitung bat.

Da sich dieser als Zeichen der Einstimmung verbeugt hatte, traten sie ihren Weg an und der Wagen folgte in einiger Entfernung. Fräulein Henriett stützte sich auf Piarot, indem sie jammerte: „Ich bin überzeugt, nicht mit unbeschädigten Gliedern zur Wohnung zu gelangen! Welch eine Stadt! und dieses nennt man eine große Stadt, was wäre dann erst eine kleine?"

II.

Das einsame Haus.

Die Reisenden befanden sich endlich nach zweistündiger Wanderung durch die kothigen Straßen der Hauptstadt in einer weiten Ebene, die mit Bäumen umgeben war. Da und dort erblickte man einzelne, noch im Aufbau begriffene Häuser und in dieser Richtung ging nun der Weg unserer Reisenden, bis sie sich einem Schlosse näherten, das den Anblick einer Festung bot. Vier Thürme durch vier Mauern vereint, bildeten ein länglichtes Viereck, in dessen Mitte man ein fünftes, mit Schiefer bedecktes Dach gewahrte; rings herum zog sich ein Garten, dessen Bäume mit Eisnadeln glitzerten. Man trat in denselben durch eine bewunderungswerthe, in Eichenholz geschnitzelte Thüre. Piarot eilte voran, um den Hammer der Pforte aufzuheben, dessen Niederfallen dem Schuß einer Kanone glich. Darauf folgte das Knarren von zwei Brettern, welche fest aufeinander paßten und ein kleines mit Eisenstangen vergittertes Pförtchen öffnete sich; dann sah man durch dasselbe zwei angsterfüllte graue Augen und eine angstvolle Stimme rief: „Wer nähert sich?"

„Deine Herrschaft!" entgegnete Piarot.

„Ist es in Wahrheit so?" frug die Stimme.

„Und wer soll es denn sein, mein armer Germain?“ sagte Ludwig v. Marillac freundlich, und fügte bei: „Oeffne rasch, denn wir sind halberstarrt und erfroren.“

Das Gitter schloß sich wieder und man hörte ein Dutzend Riegel schieben, hierauf den Schlüssel wenigstens dreimal im Schloß herumdrehen, ehe sich die Pforte endlich aufthat.

„Bei Deiner Vorsicht ist wahrlich kein Ueberfall zu befürchten, mein armer Germain,“ — sprach lächelnd der Marquis, welcher zuerst eintrat. Dann fuhr er fort: „Hast Du meinen Brief empfangen und treffe ich das Schloß in einem bewohnbaren Zustande? Brennt Feuer in allen Kaminen und sind Deine Angehörigen zu unserer Bedienung bereit?“

Der Angeredete antwortete feierlich sich verneigend: „Hochwillkommen sind meine Herrn in dem Hause ihrer Vorfahren, und ich befinde mich als Vorposten bereits seit dem Beginn des Morgens hinter dem Pförtchen zur genauen Beobachtung. Meine Frau besorgt das Essen in der Küche, meine Töchter unterhalten die Feuer in den Kaminen, überziehen die Betten und decken die Tafel, meine Söhne aber fegen die Waffen im Fall eines Angriffes.“

Ludwig sprach scherzend: „Glaubst Du Dich denn immer noch unter der Ligue, mein Alter?“

„Mein Herr,“ entgegnete Germain, indem er die Reisenden in einen geräumigen Saal führte — „wir leben immer im Krieg.“

„Und gegen wen?“ frug Fräulein Henriette. „Man sagte uns in der Auvergne, daß König Heinrich IV —“

„Mit seinen Unterthanen in Frieden lebe,“ ergänzte Germain. „Das ist allerdings wahr, Fräulein; aber die Unterthanen leben mit einander nicht in Frieden. Es besteht nicht mehr der Ligue-Krieg, aber der Krieg Derjenigen, welche nichts besitzen, ein Krieg der Diebe und Beutelschneider gegen die Reichen.“

„So glauben Sie also in Paris an Diebe?“ frug Fräulein Henriette im Tone höchlicher Verachtung.

„Glaubt man in Auvergne nicht daran?“ frug Germain seinerseits in spöttischem Tone.

Fräulein Henriette entgegnete: „Es gibt keine in Auvergne, oder vielleicht haben sie dort einen andern Namen, Gespenster.“ —

„Daran erkenne ich meine gute Henriette“ — sprach Louise lächelnd.

„Und Germain mit seinen Diebsängsten,“ fügte Ludwig hinzu: „In Paris findet man keine Gespenster, und was die Diebe betrifft, so wird die einsame Lage dieses Stadtviertels sie bald nicht mehr begünstigen. Herr Legras hier kann unserm Germain bestätigen, welche Veränderungen im Werke sind, daß man das Angesicht der Marais bald nicht mehr erkennen wird. Vor dem Schlosse wird ein schöner Platz errichtet, welcher Place de France genannt

werden soll. An diesem werden sich Straßen mit mäßig hohen Gebäuden hinziehen und jede soll den Namen einer französischen Hauptstadt tragen."

„Mein Herr" — sprach Germain mit der Vertraulichkeit eines alten Dieners, der seinen Gebieter auf den Knien geschaukelt hatte, — „ich zähle 75 Jahre. Ich bin unter Franz I. geboren; ich sah Heinrich II., Franz II., ein Kind, das ein Jahr herrschte; ich lebte unter Karl des IX. Regierung; ich wohnte der Bartholomäus-Nacht bei; ich erlebte Heinrich III. Herrschaft und die Kriege der Ligue, endlich Heinrich IV. welcher all dieses in Ordnung brachte: aber der Marais blieb immer Marais, und unter all diesen Regierungen gab es Diebe, welche sich einschliechen, oder sich in das Schloß Marillac einzuschleichen versuchten. Könige und Regierungsweisen können wechseln, aber unmöglich das Angesicht von Marais, das würde schwierig sein."

„Man hat seit zehn Jahren größere Schwierigkeiten überwunden, mein armer Germain" — antwortete Herr Legras, der diesen braven Diener zu beruhigen suchte: „Vergleiche nur Paris beim Einzuge Heinrich des IV. mit jetzt. Kaum Ein Haus war unbeschädigt, die Mehrzahl war unbewohnbar, das Gras wucherte auf den Straßen. In der Umgegend sah es noch trauriger aus. Die Häuser der Vorstädte waren wie abrasirt, man gewahrte kein einziges Dorf. Heute aber reiht sich eine Straße an die andere, der Boden ist gepflastert, Brücken sind erbaut; man hat die Arbeiten der Gallerie von Louvre wieder in Angriff genommen, welche schon von Katharine von Medicis begonnen ward; man umringt den Place de royal mit gleichförmigen Gebäuden, die vom Adel bewohnt werden sollen." —

Der Marquis unterbrach seinen Freund mit den Worten: „Du sprichst viel von Paris und wenig von Dir, lieber Anton. Du theiltest mir noch nicht einmal mit, ob Dein Bruder wieder gefunden wurde." —

„Auf welche Weise hat denn Herr Legras seinen Bruder verlieren können?" frug Louise mit all dem neugierigen Interesse ihres Alters.

Herr Legras, der Secretär der Königin, antwortete betrübt: „Ach, Fräulein, es war ein schaudervolles Unglück. Wir wohnten auf einer Brücke, und es bleibt mir noch ein Räthsel, wie dort vermögliche Leute wohnen mochten. Stellen Sie sich vor, mein Fräulein: eine hölzerne Brücke, und bei jedem Bogen ein zur Mühle gehörender Nachen, der an den Häusern befestigt war, welche die Brücke beschwerten. Am 22. Dezember des Jahres 1596 ereignete sich Abends das Unglück, daß diese Brücke durch die Gewalt des Wassers fortgerissen ward. Menschen und Güter gingen zu Grunde. Außergewöhnlicher Weise hatten wir — mein Vater meine Mutter und ich — uns in's Stadtviertel Saint Denis begeben, um einen berühmten Prediger zu hören. Als wir heimkehrten, fanden wir weder Brücke noch Häuser mehr und mein armer Bruder Gabriel, ein Kind von zwei Jahren, war mit unserm ganzen Vermögen verschwunden. Seit diesem Unglücke verfiel meine arme Mutter in

Wahnsinn. Sie hofft stets, ihr Kind wieder zu sehen, und da man seinen Leichnam nicht aufgefunden, so will sie nicht glauben, daß er gestorben sei."

In diesem Augenblicke wurde Herr Legras durch das angsterfüllte Gesicht eines jungen Dieners unterbrochen, welcher sich an der Thüre zeigte. Eine Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, seine Arme bewegten sich gleich Flügeln einer Windmühle und schienen Zeichen zu geben, welche Niemand verstand.

Germain sprach: „Was ist vorgefallen, Robert?"

„Wir sind verloren!" entgegnete dieser mit gebrochner Stimme.

„Sind Diebe in's Schloß eingebrochen?" forschte Germain weiter.

„Ja!" antwortete Robert.

„Hast Du sie selbst gesehen?" frug sein Vater.

„Nein!" antwortete der Sohn.

„Woher weißt Du es denn?" riefen die Herrn v. Marillac einstimmig.

„Die auf die Straße führende Thüre steht weit offen!" sprach der junge Diener zum Beweis seiner Behauptung.

Bei dieser Kunde eilte Germain, von seinem Sohne gefolgt, augenblicklich hinaus. Die übrige Gesellschaft aber setzte sich zum Essen, nachdem der Marquis als Familienhaupt das Gebet gesprochen hatte. —

III.

Das Nachtgebet.

Die Ermüdung, welche man stets nach einer langen Reise empfindet, veranlaßte die ganze Gesellschaft, sich bald in ihre besondern Gemächer zurückzuziehen. Als Louise in ihr Zimmer trat, fand sie daselbst Fräulein Henriette in großer Aufregung, indem sie rief: „Ach Fräulein, welch eine schauerliche Idee war es doch vom Herrn Marquis, in diese Stadt des Verderbens zu reisen, trotz der Gefahr drohender Vorbedeutungen, welche uns warnten. Am Tage unserer Abreise selbst zerbrach der große Venezianer Spiegel im Schlafzimmer des Marquis Ludwig, ohne daß derselbe von Jemand berührt ward und man wüßte" —

„Ich ausgenommen" — unterbrach Louise die Redselige, — „ich und auch Piarot, welcher noch besser als ich die Stunde des Unfalls anzugeben weiß. Aber ich habe ihm versprochen, das Geheimniß zu bewahren, was ich Dir gleichfalls anempfehle."

Henriette zeigte eine enttäuschte Miene, sagte aber, daß es doch ein Vorbote eines großen Unglücks sei und bekräftigte ihre Meinung mit folgenden Worten: „Uebrigens ist dieses nicht Alles: wir reisten am 13. ab, kamen an einem Freitage an, ferners habe ich heute bereits dreimal das Salzfaß umgeworfen und habe eigenhändig Ihre Bestecke geordnet; aber wissen Sie, wie ich sie fand? — gekreuzt, mein Fräulein, gekreuzt. Als ich mit Germains Tochter die Kerzen im Leuchter anzündete — flog eine Nachteule auf

meinen Kopf und mit unheimlichem Geschrei wieder weg. O, mein Fräulein, Sie werden keines natürlichen Todes sterben, nur ihren Brüdern wird es wohl ergehen." *)

Louise entgegnete mit einem gemischten Ausdrucke von Ernst und Scherz: „In der That, Henriette, wenn Du mich nur wach erhältst, um mir so gräßliche Dinge zu prophezeihen, so würdest Du besser thun, Dich zur Ruhe zu begeben und mich ein Gleiches thun zu lassen, denn meine Augenlider schließen sich unwillkührlich vor Schlaf."

„Ich gehe, ich gehe!" sagte Fräulein Henriette, indem sie einen Leuchter ergriff, mit Entsetzen um sich blickte und sagte: „Aber empfinden Sie hier wirklich keine Furcht, mein Fräulein? Welches Sopha, welche Stühle! welch ein Bett! welche düstere Tapete! Entweder gab es niemals Gespenster, oder dieses Zimmer muß der Schauplatz ihrer Umtriebe sein."

Fräulein Marillac sprach nun mit großem Ernste, indem sie auf ihre Uhr blickte: „Noch einmal bitte ich Dich, Henriette, mich allein zu lassen; ich bedarf der Ruhe und es ist schon spät."

Frln. Henriette sagte nun ihrer Herrin gute Nacht und zog sich zurück. Louise kämpfte mit dem Schlafe und dem innern Drange, ihr Abendgebet zu verrichten, während sie dreimal unentschlossen zwischen dem Lager und Betstuhle, die sich einander gegenüber befanden, hin und her ging. Sie stand schon im Begriff, sich niederzulegen, als sie leise Athemzüge zu vernehmen wähnte. Sie glaubte sich zu täuschen, dennoch war ihr Schlaf entflohen und sie untersuchte ihr ganzes Zimmer, dessen Ecken, nur durch das erlöschende Feuer und ein Kerzenlicht spärlich erhellt, sich in's Unendliche auszudehnen schienen. Ja, es war so düster, daß man die Meubles kaum zu unterscheiden vermochte; die mit Eichenholz getäfelten Wände zeigten ein fremdartiges Schnitzwerk; das mit violettem Sammt umhangene Bett hatte Aehnlichkeit mit einem Katafalke; einige Familienbildnisse an der Wand schienen aus ihrem Rahmen zu treten und Louisen mit starren Blicken und ewigem Lächeln zu folgen.

Diese lautlose Einsamkeit, dieses finstere Zimmer, die abergläubischen Reden und Vorhersagungen der Haushälterin und mehr als all dieses, jener fremde Seufzer, den sie vernommen, flößten dem jungen Mädchen eine unbestimmte, schwer zu schildernde Bangigkeit ein, welche der Angst glich.

„Warum so bange?" sprach sie zu sich selbst, indem sie sich zu ermuthigen suchte. „Was habe ich zu fürchten? — Die Gespenster? — es gibt ja keine! und was die Diebe betrifft — was könnten sie bei einem Mädchen,

---

*) Die Ahnungen Frln. Henriettens bewiesen sich in letzterer Beziehung leider als ungegründet. Michael v. Marillac, Siegelbewahrer, ergriff gleich seinem Bruder die Parthei der Königin gegen Richelieu, wurde in's Gefängniß gebracht, wo er am 7. August 1632 starb. Drei Monate vorher war sein Bruder Ludwig auf Befehl des Kardinals enthauptet worden.

wie ich, finden? Ich will meine Seele zu Gott erheben und welch ein Uebel kann mich unter solchem Schutze treffen?"

Nach diesem lauten Selbstgespräche näherte sich Louise ihrem Betstuhle und kniete nieder. Indem sie diese andächtige Stellung einnahm, richteten sich ihre Augen absichtslos, doch nicht aus Zufall, sondern von Gott geleitet gegen die Bettnische und da ein Ende des Vorhangs aufgeschlagen war, vermochte sie, unter die Liegerstätte zu blicken, und sah zwei Augen glänzen, welche aber sogleich wieder verschwanden. Louise hätte vielleicht an Täuschung geglaubt, aber ein leises Geräusch, das beim Zurückziehen des Kopfes entstand, überzeugte sie von der Wirklichkeit, daß sich Jemand in ihrem Zimmer versteckt habe.

Doch was sollte sie beginnen? Zuerst wollte das junge Mädchen einen Schrei ausstoßen und nach Hilfe rufen; aber da die Thüre von ihrem Betstuhle entfernt war, fürchtete sie, daß der Dieb inzwischen sein Versteck verlassen und ihr ein Leid zufügen würde. Was also anfangen? Ihr ganzer Körper bebte, ihr Herz klopfte so heftig, daß sie im Stande gewesen wäre, die Pulsschläge zu zählen; das wallende Blut verursachte ihr ein lautes Summen vor den Ohren, daß sie einer Betäubung nahe war. — Was beschließen? — Sie fürchtete in jedem Momente die schwarzen Augen wieder zu sehen, dann den Körper, die Arme, die Hände mit einem Dolch bewaffnet. Alle Erzählungen von Dieben, welche sie jemals gehört hatte, kamen ihr jetzt zu Sinne und sie sprach zu sich selbst: „Nun wird all dieses mir widerfahren." Sie konnte keinen Entschluß fassen und war auf ihrem Betstuhle gleichsam angeheftet; sie fühlte sich unfähig, ein Glied zu regen. In dieser gräßlichen Lage dachte das fromme Mädchen, daß es ihre Pflicht sei, sich auf den Tod vorzubereiten. Sie begann ihr Gebet und fühlte sich sogleich von einem mächtigen Gedanken durchdrungen, und sie sprach mit lauter Stimme: „Mein Gott, ich bitte Dich nicht für mich; mein Leben gehört Dir. Von Dir habe ich es empfangen; Du kannst mir dasselbe wieder nehmen. Dein heiliger Name sei gepriesen. Aber ich bitte Dich für alle Sünder, auch für Jene, welche Dich nicht kennen, sich im Schatten der Nacht verbergen, um Andern Schaden zuzufügen. Diese bedürfen, o Herr, Deiner Gnade. Mein Gott, verleihe meinen schwachen Armen Deine Kraft, leihe meiner ohnmächtigen Stimme Deine Macht; gib mir einen überzeugenden Ton; erlöse mich aus der Gefahr, in welcher ich mich befinde und sende demjenigen, der mir zulauscht, Reue in's Herz. Mit Deinem Beistande bin ich stärker, als er selbst; Du kannst ihn mit Schrecken lähmen, während Du mir Stärke gibst, nach Hilfe zu rufen, um ihn den Gerichten zu überliefern. Aber ich möchte ihn lieber zur Buße führen; Du bist ja geneigt, den Reumüthigen zu vergeben! Also verlasse, Bösewicht, Dein finsteres Versteck, damit ich demjenigen folge, der am Kreuze starb, und uns Sünder mit dem himmlischen Vater zu

versöhnen, und Dir Böses mit Gutem vergelte. Du wolltest mir Schaden zufügen, aber ich will Dich erretten. Du brauchest nichts zu fürchten, denn ich bin nur ein Kind." —

Louise hatte ein leises Schaudern vernommen und faßte Muth, ihre Blicke gegen das Bett zu richten. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie statt eines Mannes den Knaben vom Schlagbaume Enfer weinend, mit gefalteten Händen auf den Knieen liegen sah, indem er flehte: „O, rufen Sie nicht, Fräulein, ich bitte Sie im Namen Gottes, rufen Sie nicht!"

Fräulein v. Marillac setzte sich auf ihrem Betstuhl nieder, da ihre Kräfte völlig erschöpft waren. Sie redete den Knaben mit bewegter Stimme an: „Unglückliches Kind, was thust Du hier?"

„Ich gehorchte;" antwortete der Kleine.

„Wem?" forschte Louise.

„Jenen, welche mich ernähren und bezahlen." —

„Sie bezahlen Dich also, um Böses auszuüben?" rief Louise aus.

„Was kümmert mich das Böse oder das Gute! Diese Leute sind meine Herren! Was für ein Mittel hätte ich, mich deren Gebot zu entziehen? — Warum haben Sie auch heute nicht Ihre Maske gelüftet, als ich Sie darum bat?" klagte der kleine Verbrecher.

„Welche Beziehung hat denn meine Maske auf den gegenwärtigen Augenblick?" fragte Louise.

„So hören Sie mich an," sprach das Kind, welches, ohne schön zu sein, doch nicht ohne Anmuth war, und auf dessen Stirne man eine kühne Thatkraft las. „Fügt man mir Böses zu, so vergelte ich es mit Bösem; erweist man mir Gutes, so erweise ich wieder Gutes. Es ist so meine Art und Weise. Sie aber redeten mit einer freundlichen Stimme zu mir; sie machte auf mich so einen Eindruck, — so einen, daß mir zum ersten Male der Gedanke kam, ich treibe ein schlechtes Gewerbe."

„Du hattest also im Sinne, uns Böses zuzufügen?" fragte Louise.

„Gewiß, mein Fräulein!" antwortete der Knabe mit der Gleichgiltigkeit eines im Laster auferzogenen Menschen. „Sobald Sie im Bette gelegen und geschlafen hätten, wäre ich hervorgekrochen, um meinen Kameraden, welche draußen warten, die Pforte aufzuschließen. Hätte ich aber den Schlüssel nicht gefunden, dann würde ich denselben das Ende eines Strickes zugeworfen haben, um die Mauer zu erklimmen."

„Und dann?" fragte Louise schaudernd.

„Das Uebrige ist leicht zu errathen," — antwortete der Knabe. „Die Zahl der Diener ist klein und wenn auch, — im Schlaf überrascht, ist man nicht sehr besonnen."

„So hätten sie uns bestohlen, vielleicht auch ermordet?" rief Louise, sich mit Entsetzen erhebend und zur Klingel eilend, daß dieselbe von ihrem Zuge laut erscholl.

„Sie richten mich zu Grunde!“ sprach traurig der Knabe, ohne daß er sich von seiner Stelle bewegte.

„Wie?“ frug Louise.

„Ihre Diener werden mich tödten, oder wenn das nicht geschieht, werden meine Kameraden es thun.“

Durch diese muthige Ergebung wahrhaft gerührt, sprach Louise: „So fliehe denn; verlasse diesen Ort!“

„Es ist umsonst,“ sprach der Kleine, ohne sich zu rühren, während er einem Geräusche lauschte, das vom obern Stocke herabkam. „Hier sterben, oder unten sterben! Da mein Fräulein,“ fügte er entschlossen hinzu, indem er einen Faden entzwei riß, welchen er um den Hals trug und Louisen einen seltsam geformten Gegenstand überreichte. „Ich weiß nicht, was mir geschehen wird, aber ich will nicht sterben, ohne daß ich Ihnen zuvor einen Beweis meiner Dankbarkeit hinterlasse. Ich besitze sonst nichts auf dieser Welt! Nehmen Sie es von mir an, und ich bitte Sie, beten Sie für ein unglückliches Kind, das sein Leben lang Ihnen ergeben bleiben wird.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Zimmers und der junge Ludwig v. Marillac stürzte auf seine Schwester zu und rief aus: „Was ist das? Bist Du krank?“ Als er den Knaben gewahrte, trat er erstaunt einige Schritte zurück.

Louise sprach lebhaft zu ihm: „Mein Bruder, jetzt bietet sich uns eine Gelegenheit dar, die wahren Grundsätze der christlichen Religion auszuüben, Böses mit Gutem zu vergelten: mit Einem Worte: dieses Kind zu retten.“

„Das ist ja der Knabe vom Thore Enfer, was thut er hier in solcher Stunde?“ frug Ludwig.

„O mein Bruder!“ rief Louise, während das Kind unbeweglich den Blick gesenkt hielt, „noch zittre ich, wenn ich daran denke, daß ich vor Mattigkeit dem Schlafe unterliegend beinahe mein Nachtgebet unterlassen hätte. Doch zu meiner christlichen Pflicht zurückkehrend, entdeckte ich dies Kind unter meinem Bette! — Gräßlich, gräßlich! wie stünde es jetzt um uns Alle ohne dieses Gebet!“ —

Als es dem jungen Marquis nicht klar wurde, was seine Schwester damit meine, theilte sie ihm das Geständniß des Knaben mit.

„Unglücklicher!“ sprach endlich der junge lebhafte Mann, indem er sich drohend dem Knaben näherte und ihn ergreifen wollte.

„Gnade, Gnade für ihn, mein Bruder!“ rief Louise aus, während sie sich zwischen die Beiden stellte. „Er ist noch so jung, so jung! vielleicht ist es nur eine Verirrung! Wer weiß, ob man ihn nicht mit sanften Worten, mit gutem Beispiele zur Tugend führen, seine Seele retten könnte!“

„In diesen Worten erkenne ich ganz meine gute Schwester,“ sprach Lud-

wig mit Lächeln. „Du glaubst, daß Sanftmuth und Güte auf ein derartiges Wesen Eindruck machen könnte!“

„O, versuchen Sie es, Herr!“ flehte der Knabe, indem er den Marquis zugleich sanft und muthig anblickte.

Ludwig war erstaunt über diese einfachen Worte, den ergebenen Ton, den weichen und muthigen Blick des Knaben und verstummte für einen Augenblick; dann aber verscheuchte er gewaltsam den empfangenen Eindruck und sprach strenge: „Es ist wahrscheinlich unklug, auch nur einen Versuch zu machen; aber da Du dennoch wahr sprechen könntest, will ich Dich nicht den Händen Deiner Kameraden ausliefern, die sich an Dir nach der Entdeckung des mißlungenen Versuches rächen könnten. Deßhalb sollst Du durch eine Gartenthür entschlüpfen und — Du kannst Dich wo anders hängen lassen, wenn es Dir beliebt. — Einstweilen lege Dich schlafen, meine Schwester, und fürchte nichts. Ich werde meine Leute wecken, daß sie bis Tagesanbruch das Schloß bewachen. — Komm!“ sprach er dann zum Knaben.

Ehe dieser jedoch dem Marquis folgte, verneigte er sich vor Louise und sprach leise und eilig zu derselben: „Mein Fräulein, alle in unserm Bunde halten fest zusammen, und wen der Eine beschützt, der ist von Allen beschützt. Es könnte sein, daß man den gescheiterten Plan, sei es bei Tag oder Nacht, von Neuem auszuführen sucht; dann brauchen Sie nur meinen Namen auszusprechen und Sie sind gerettet. Er ist in dem enthalten, was ich Ihnen gab;“ — fügte er in geheimnißvollem Tone bei. Dann verließ er das Gemach, während er noch auf Louise einen jener vielsagenden Blicke warf, in denen sich die ganze Seele widerspiegelt und ein tiefes Leiden offenbart.

Nachdem Louise wieder allein war, nahte sie sich von diesem ausdrucksvollen Blicke ganz ergriffen, dem Lichte, um den Namen zu erfahren, der sie vor den Pariser Dieben schützen sollte, welche mit seltsamer Schlauheit und Verwegenheit ihre Opfer forderten.

Das Andenken des Knaben war ein niedliches, in Holz geschnitztes Reliquien-Kästchen, das mittelst eines Häckchens leicht geöffnet werden konnte. Im Innern befand sich das gemalte, aber bereits halb verwischte Bildniß eines Heiligen; ober demselben konnte man halb ausgelöschte Buchstaben wahrnehmen, von denen nur das Wort Agnes leserlich geblieben war.

„Agnes?“ sprach Louise, während sie niederkniete, um das seltsam unterbrochene Gebet fortzusetzen und Gott für ihre Rettung zu danken. — „Agnes!“ welch ein sonderbarer Name für einen Dieb!“ — Dabei vergaß sie nicht des unglücklichen Kindes in ihrem Gebete.

IV.

Agnes.

Am nächsten Tage war im Schlosse von nichts Anderem die Rede, als

von der Erscheinung des Knaben und die Kunde davon überschritt bald die Thore, um von Mund zu Mund zu kreisen, vermehrt mit den gräßlichsten Ausschmückungen. Die Nachricht drang selbst bis an den Hof und Marie von Medicis, Gemahlin Heinrich IV., sandte ihren Sekretär, Herrn Legras, zu genauer Erkundigung aus. Dieser fand die Familie Marillac in bester Gesundheit und die herbeigerufene Louise gab einen pünktlichen Bericht des Ereignisses und endete mit den Worten: „Sein laut ausgesprochener Name soll mich gegen die Angriffe der Diebe schützen." —

„Und wie lautet dieser?" frug Herr Legras.

„Agnes," sprach Louise

„Agnes?" wiederholte Herr Legras; „in der That, ein sonderbarer Diebsname."

„Es ist doch kein anderer; ich irre mich nicht" — entgegnete das Mädchen, indem sie aus ihrer Almosentasche das erwähnte Reliquienkästchen zog. „Hier, lesen Sie selbst."

Aber kaum hatte Herr Legras diesen Gegenstand erblickt, als er plötzlich erblassend ausrief: „Mein Gott! mein Gott! — mein kleiner, verlorner Bruder trug das gleiche am Halse!"

Dann ergriff er das Kästchen, öffnete es und sprach in heftiger Bewegung: „Es ist dasselbe. Meine Mutter hieß Agnes und der Name oberhalb des Bildnisses ihrer Schutzpatronin ist von ihrer eignen Hand geschrieben. — Wo ist dieses Kind? Wo kann ich es finden? Wie kam es zu diesem Kästchen?"

„Beruhigen Sie sich, mein Herr," sprach der ältere Marillac. „Germain sagte mir, daß seit diesem Morgen ein armer Knabe nach meiner Schwester verlange und daß er auf dem Stein vor dem Hause sitze; es könnte wohl der nämliche sein;" und sogleich eilte der Marquis fort, um das Kind zu holen.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte im Kreise. Jedes verstand und ehrte Herrn Legras' Gefühle, der vielleicht einen Bruder wiederfinden sollte, und nicht nur in einer Diebsbande, sondern selbst als ein Dieb. Endlich verkündeten schleunige Schritte die Rückkehr des Marquis. Sobald als dieser mit dem Knaben erschien, der trotz seiner Lumpen noch stolz aussah, rief Louise: „Er ist es!"

Herr v. Marillac wandte sich zum Kinde, dessen milder Ausdruck eine Unruhe verrieth, und indem er Herrn Legras' Einmischung verhinderte, frug er: „Wie kamst Du zu diesem Reliquienkästchen?"

„Es gehört mir! ich habe dasselbe nicht gestohlen!" antwortete der Knabe.

„Wer gab es Dir? — Sprich, sprich, mein Kind! sage die Wahrheit! Du bist unter Freunden, welche Dir Gutes erweisen wollen," — sprach Herr Legras, der seine Rührung kaum mehr verbergen konnte.

Durch diese Worte und den freundlichen Ausdruck aller Anwesenden beruhigt, antwortete der Knabe: „Ich wiederhole, daß dies Reliquienkästchen

mein Eigenthum war, weil ich es immer getragen; ich erkläre, daß mir der Beſitz von Niemand in der Welt ſtreitig gemacht werden kann und daß ich mich nicht erinnere, wer es mir um den Hals gehängt hat."

„Wer ſind Deine Eltern?" begann Ludwig v. Marillac auf's Neue.

„Ich kannte ſie nicht!" antwortete das Kind.

„Wie kamſt Du zu dieſer Diebsbande?"

„Ich weiß es ſelbſt nicht!"

„Denke recht nach!" ſagte nun Louiſe. „Wie lange lebſt Du ſchon mit dieſen Leuten?"

Das Kind, auf welches Louiſens Stimme einen großen Eindruck beſaß, entgegnete derſelben: „In dieſem Punkte habe ich gar keine Erinnerung und ich weiß nur, was man mir erzählte, vielleicht ſind es auch Lügen. Es iſt ſchon lange her, — ich war noch ganz klein, als ich im Waſſer gefunden wurde. Der Mann, welcher mich herauszog und aufnahm, iſt das Haupt der Bande. Ich hatte — ſo ſagte man mir — Kleinodien anhängen, die man verkaufte; dann ſei ich ſehr hübſch geweſen und man benützte mich zum Betteln. Aber ich begann häßlich zu werden, und dann lehrte man mich allerlei kleine Künſte als Erſatz für meine Schönheit."

„Aber dieſes Reliquienkäſtchen! dieſes Reliquienkäſtchen!" — rief Herr Legras, welcher das Kind mit geſpannter Aufmerkſamkeit betrachtete.

„Es hing an meinem Halſe, als man mich fand, und nie hat es mich ſeitdem verlaſſen."

„Dann biſt Du mein Bruder, mein Bruder Gabriel, welcher mir beim Einſturz der Brücke von Meuniers verloren ging!" rief Herr Legras, den Knaben in ſeine Arme ſchließend, und denſelben ungeachtet ſeiner Lumpen zärtlich an's Herz drückend. „O meine Mutter! meine arme Mutter! ſeit dieſem Tage des Verſtandes beraubt! Von welchem Dankgefühle wäre ſie nicht gegen Sie durchdrungen, Fräulein Louiſe, die Sie durch Ihre Frömmigkeit, Weisheit und Geiſtesgegenwart ihren Sohn wieder gefunden haben."

Der Knabe war ganz betäubt von allem, was er ſah und hörte und ſprach zu Herrn Legras: „Sie wären mein Bruder! Daran will ich noch nicht glauben, nicht denken! denn wäre es wahr, ich könnte vor Freude ſterben!"

„Geleite mich zu Deinem Hauptmanne" — ſprach Legras, die Hand des Knaben ergreifend. Dieſer antwortete zögernd: „Sie verſprechen mir, ihm kein Leid zu thun und das Geld von den verkauften Kleinodien nicht zurück zu verlangen?"

„Nicht nur werde ich ihm nichts Böſes zufügen, ſondern wenn er beweist, daß Du mein Bruder biſt —"

„So hören Sie mich!" ſprach das Kind mit bewunderungswürdiger

Geistesgegenwart — „verlangen Sie von ihm das Häubchen und das kleine Kleid zu sehen, welches ich an jenem Tage getragen.“ —

„O komm, komm!“ sprach Herr Legras, indem er seinen Bruder mit sich fort zog, ohne nur daran zu denken, von den Bewohnern des Hauses Abschied zu nehmen. Louise folgte ihnen mit den Augen und sagte: „Es ist gräßlich, nur daran zu denken, daß man ein armes unschuldiges Kind so verleiten kann!“ —

Die Stunden des Tages verflossen rasch unter Gesprächen über das Schicksal des Knaben, als am Abend eine Equipage in den geräumigen Hof fuhr und Frau Legras mit ihren Söhnen angemeldet wurde. Louise fand sich bald von den Armen der vom Glücke geheilten Mutter umschlossen, welche sie unter Thränen segnete und ihr einen Knaben von zehn Jahren vorstellte. Das junge Mädchen hatte Mühe, in der schönen Kleidung ihren Schützling wieder zu erkennen.

„Gott sei Dank!“ sprach Louise gerührt, als sie vor dem Schlafengehen auf ihrem Betschemel kniete, und ihr Herz fühlte sich unbeschreiblich glücklich. —

V.

Die Schwestern des Vereins vom heiligen Nikolaus von Chardonet.

Im Jahre 1613 verehlichte sich Louise v. Marillac mit Herrn Anton Legras, welcher sie 1625 als Wittwe zurückließ. Dann richtete diese Dame, obwohl noch jung, schön und reich alle ihre Gedanken auf das Wohl der Menschheit, statt die Vortheile der Welt zu genießen. Das Bild jener, dem Laster anheimgegebenen Kinder verfolgte sie ohne Unterlaß. Gerne wäre sie zu den Armen, zu den Dieben und Mördern gegangen, um ihnen zu sagen: „Uebergebet mir Eure Kinder, ich will sie zu gottesfürchtigen, nützlichen Menschen erziehen.“

Bischof Johann Peter Camus, Louisens Beichtvater, empfahl sie vor seinem Lebensende Vinzenz von Paul, der damals mit zahlreichen Wohlthätigkeits-Anstalten beschäftigt war. Diese zwei Wesen von gleich christlichem Geiste belebt, vereinten sich zu dem gleichen Zwecke. Frau Legras theilte die Arbeiten dieses heiligen Mannes mit einem Eifer und einer Selbstverläugnung, zu denen Gott allein den nöthigen Muth verleihen kann. An der Spitze eines Vereins von jungen Mädchen, errichtet in der Straße von Saint Nicolas de Chardonnet, besuchte sie mit denselben die Spitäler, die Kranken und Verwundeten, ja selbst die von der Pest Befallenen, um sie zu pflegen, zu ermahnen und ihnen das Sterben durch Worte des Glaubens und der Weisheit zu erleichtern. Sie nahm jene Kinder auf, welche die von Elend gedrängten Eltern verließen und verwendete ihre Einkünfte zur Miethe und zum Ankauf von Häusern, um Anstalten zu errichten und neue Vereine zu gründen. Bald vergrößerte sich ihr Werk und Frau Legras ward vor ihrem

Tode noch der Troſt zu Theil, die Fortſchritte ihrer Wohlthätigkeit über die halbe Erde ſich verbreiten zu ſehen.

Solche Vereine wurden in Frankreich, Italien, Spanien, Polen, in den Niederlanden, Amerika und ſelbſt in Indien gegründet. Louiſe v. Marillac, vielfältig geſegnet und durch ihre engelhaften Tugenden geliebt, gab den 16. März 1662 ihre ſchöne Seele Gott zurück, indem ſie der Welt ein verehrtes Andenken hinterließ und ihr erhabenes Beiſpiel mancherlei Nachahmung fand.

Gabriel Legras ward ein Schüler von Vinzenz von Paul und folgte dieſem edlen Manne in ſeiner heiligen Laufbahn.

Herzogin Maria von Bayern, Erzherzogin zu Oeſterreich.

Lebensbild einer chriſtlichen Fürſtin. Von F. Arand.

VII.

Erzherzogin Maria und ihre übrigen Kinder.

Die Sorgfalt der fürſtlichen Mutter, das Lebensglück ihrer Töchter zu gründen, war nicht gering; denn, äußerte ſie ſich in einem Briefe an den Bruder zu München mit treuherzigem Worte: „ſie habe halt ihrer gar viel Diendl.“ Aber ſie war eine Frau von unverdroſſenem Muth, und was eine wachſame brave Mutter für das Wohl ihrer Kinder zu leiſten vermochte, das hat die Erzherzogin Maria geleiſtet.

Das wenigſt glückliche Loos fiel ihrer Tochter Maria Chriſtina zu. Dieſe Prinzeſſin hatte ihre Kindheit am Hofe der fürſtlichen Großeltern zu München zugebracht und war als Spielgefährtin des jungen Herzogs Maximilian aufgewachſen. Sie war ein reichbegabtes Mädchen, von Geſtalt blühend und anmuthig. Als ſie nun großgeworden, wurde ſie durch das Verfügen des Kaiſers, der als Familienhaupt des habsburgiſchen Geſchlechts überall das oberſte Wort hatte, zur Gemahlin des Fürſten von Siebenbürgen beſtimmt.

Sigismund Bathori von Siebenbürgen war aber ein wankelmüthiger, launenhafter, herzloſer Mann, und ſein Land befand ſich dazumal in mancherlei böſen Wirren. Die Mutter war daher ein wenig erſchrocken über dieſes Verfügen des Kaiſers, und nur mit ſchwerem Herzen, nicht ohne ernſtliches Widerſtreben fügte ſie ſich darein, ihr liebes und gehorſames Kind, wie ſie ſich ausdrückte, in die Wirrniß des Siebenbürger-Landes fortzuſenden. Sie ahnte nur zu richtig. Schon die Abreiſe war nicht von guter Vorbedeutung: die Braut zog unter einem hartnäckigen Fieber aus der Heimath fort, das

sie auch auf der Fahrt nicht verlassen wollte. Maria Christina hatte noch den einzigen Trost auf der weiten unerquicklichen Reise, daß auch sie, wie früher ihre Schwester Anna, von der treubesorgten Mutter in das fremde Land begleitet wurde. Der Empfang in Siebenbürgen war glänzend, aber es war nur der trügerische Schein, hinter dem eine trübe Enttäuschung lauerte. Armes Fürstenkind! Nach vier schmerzlichen Jahren des Duldens kehrte sie wieder aus Siebenbürgen in die steyrischen Lande zur Mutter heim, geschieden von dem heimtückischen Fürsten, der ein gewissenloser Tyrann und, wie die Erzherzogin Maria in ihrer verletzten Mutterliebe und derben Geradheit sich ausdrückte, ein rechter Schelm gewesen. Die Ehe mußte kirchlich aufgelöst werden.

Die herben Erfahrungen hatten einen großen Ernst über Christinens junges Gemüth gebracht, und so trat sie, alle andern fürstlichen Bewerbungen von sich weisend, in das Frauenkloster zu Hall in Tyrol. Dort verbrachte sie ihre Tage in abgeschiedenem Frieden als demüthige Stiftsdame und allverehrte Abtissin. —

Viel Aehnlichkeit mit Anna, der Königin von Polen, hatte eine jüngere Schwester, Maximiliana, wie sich denn auch diese beiden Geschwister in einem besondern Grade lieb gehabt haben.

Die schönsten Züge an dem Charakter Anna's kehren auch im Charakter Maximilianens wieder: dieselbe Gottesfurcht, der gleiche Seeleneifer, dieselbe christliche Barmherzigkeit. Besonders aber tritt an beiden in gleich seltener Weise der unbegrenzte kindliche Gehorsam gegen die Mutter hervor, der sich oft wahrhaft rührend äußerte. Sie betrachtete Alles nur durch die Augen der geliebten Mutter, deren Wort ihr Gesetz, deren Wohlgefallen ihr süßester Lohn war. Was sie auch vornehmen mochte, im Thun und im Unterlassen fragte das gute Kind immer zuerst: „Hat's die Frau Mutter befohlen? weiß sie darum?" Bei Allem, was man ihr anrieth oder anbot, fragte sie wiederum zuvor: „Darf ich wohl? gefällt es der Mutter?" Und so war sie in kranken und in gesunden Tagen. Sogar Arznei wollte sie, als sie leidend geworden, nur mit Wissen der Mutter nehmen. Maximiliane zeigte sich besonders eifrig an dem Wochentage, an welchem ihre Mutter in der Residenz die Armenspeisung vornahm; da half das sanfte Kind nach dem Beispiel der geliebten Mutter gar treuherzig mit die Armen bedienen. Auch das Taschengeld, das sie von Zeit zu Zeit erhielt, vertheilte sie in ihrer Herzensgüte am liebsten unter die Armen und Kranken.

Dieses freundliche seelenvolle Wesen war zur Gemahlin des Kronprinzen von Spanien bestimmt; aber eben um die Zeit, da sie nach dem reichen Lande des Südens als Braut abgeholt werden sollte, starb das zarte siebzehnjährige Mädchen, von einer rasch verzehrenden Krankheit hinweggerafft. Auch im Sterben wie im Leben war sie die gute fromme Tochter, voll Ergebung in

den göttlichen Rathschluß und voll inniger Liebe gegen die bekümmerte Mutter. Als in den letzten Tagen die Schmerzen sich mehrten, so daß ihr das Liegen selbst beschwerlich wurde, dachte sie nicht an sich, sondern an die mitleidende Mutter, und statt sich zu beklagen, sagte sie, um die liebe Mutter zu beruhigen, mit freundlicher Miene: „Gott, wie gering ist, was ich zu leiden habe! Wie viel Schwereres haben so manche gefangene Kriegsleute bei den Türken zu dulden!“ Herzlich dankte sie der Mutter für alle Wohlthaten und zuletzt auch für den sanften Friedenstrost im Sterben. Es war ein engelhaftes Wesen und deßhalb von den Engeln früh abgeholt. Gott zeigte ihr noch die Aussicht auf das Schönste, was die irdische Welt ihr bieten konnte, auf die diamantenreichste Krone der Erde, dann nahm er sie hinweg, und sie schied lächelnd wie ein Kind. —

Der Platz, welcher der früh Vollendeten auf dem Throne Spaniens zugedacht war, sollte nun ihrer jüngeren Schwester Margaretha zufallen.

Auch sie war eine würdige Tochter der Erzherzogin Maria: frische Arbeitsamkeit und ein heiterer Sinn waren als mütterliches Erbtheil ihr auf den Lebensweg mitgegeben worden. Am 30. September 1598 reiste Margaretha, als erkorne Braut des spanischen Königsohnes, aus der Hauptstadt Steyermarks ab, um zuerst nach Ferrara zu ziehen, wo sie von dem Papste selbst ihrem königlichen Bräutigam angetraut wurde, und von dort über Genua zur See nach Spanien überzusetzen. Die treue Mutter gab auch dieser Tochter das Geleit nicht nur bis an den Vermählungsort, sondern auch über das Meer bis in die spanische Hauptstadt. Es war eine lange Reise: erst im April des folgenden Jahres trafen sie in Madrid ein. Anfänglich kam das Heimweh nach der deutschen Heimath und nach den steyrischen Bergen gar heftig über die jugendliche Margaretha, aber ihre kernhafte Lebensfröhlichkeit gewann endlich die Oberhand, und sie fand sich bald in die fremden Sitten und die neue Umgebung hinein. Schon in ihren Briefen, die sie während der Fahrt nach Spanien schrieb, schimmert öfters eine offenherzige Munterkeit durch, und sie konnte über die fremden Gewohnheiten, in die sie sich hineinbequemen mußte, ein harmloses Lachen nicht unterdrücken. Das Spanischreden kam ihr im Anfang seltsam, oder wie wir zu sagen pflegen, etwas spanisch vor; sie vertraute ihrem Bruder Ferdinand an, daß sie sich anfänglich geschämt habe, spanisch sprechen zu müssen. Aber auch das fand sich mit der Zeit: sie lernte die neue Heimath lieb gewinnen und wurde eine glückliche Königin.

Unbestechliche Wahrheitsliebe blieb ein Hauptschmuck Margarethens auf dem spanischen Throne; Mildthätigkeit erschien ihr als das schönste Amt einer Königin, und wie sie den hohen Lebensberuf, den ihr die Vorsehung zugewiesen, mit ihrer klaren Seele erfaßte, bekundet folgendes Wort, welches sie einst zu einem treuen Hofbeamten aussprach: „Edelsteine der Seele, sagte sie, haben

größeren Werth, als Edelsteine, welche den Leib zieren; darum will ich diejenigen, welche ich in der jüngsten Zeit weit umher für mich habe aufsuchen und erwerben lassen, wieder verkaufen und in Werke der Gottseligkeit verwandeln." Eine Fürstin von solcher Gesinnung mußte wohl die Herzen ihrer Unterthanen gewinnen. Das Lob, das ihr beim spanischen Volke zu Theil wurde, ist am bündigsten in den Beinamen zusammengefaßt, welche man ihr gab: man nannte die junge Königin einen „Sitz der Weisheit" und einen „Spiegel der Gerechtigkeit." —

* * *

Auf der Reise nach Spanien, welche über ein halbes Jahr lang währte, hat die Erzherzogin Maria die zahlreichsten jener kostbaren Briefe geschrieben, welche uns so tiefe Blicke in ihr Wesen und in ihr schönes Familienleben eröffnen. Ohne ihre Briefe überhaupt wären uns die reichen Züge ihres Charakterbildes wahrscheinlich verloren gegangen, und die Geschichte hätte von der trefflichen Fürstin wenig mehr als den Namen erfahren. Von allen ihren Reisen und insbesondere auf dieser spanischen Hochzeitsfahrt theilte die Erzherzogin Maria getreulich und ohne Unterlaß alle äußeren Begebnisse und innern Erlebnisse ihrem regierenden Sohne mit, und verkehrte hinwieder durch ihn mit den jüngern Kindern, die unter seiner Obhut zu Hause blieben und denen sie ununterbrochen mütterliche Worte der Mahnung, des Lobes und Tadels und der ganzen immer sorgenden Liebe zufliegen ließ.

Damit kommen wir nun auch selber wieder zu diesen jüngern Kindern und zu ihrem friedlichen Leben in der heimathlichen Burg zu Graz zurück.

Neben Ferdinand waren jetzt noch sieben Kinder, drei Knaben und vier Mädchen, zu Hause. Wie hingen diese alle an der Mutter! welche Verehrung, welche Zärtlichkeit, welche Hingebung! Es war gleichsam ein Wettstreit unter den Kindern: sie waren eifersüchtig um die mütterliche Zuneigung, die doch allen in so vollem Maße zufloß. Sogar noch aus Spanien schrieb Margaretha, bereits als Königin, an ihren Bruder Ferdinand: er möge doch dafür Sorge tragen, daß sie, die ferne, nicht von ihren jüngern Geschwistern, die zu Hause seien, aus dem Herzen der Mutter zurückgedrängt werde. Wie anmuthend klingen die natürlichen Herzenslaute der Sehnsucht, des Freudebereitens, des Ueberraschens in den Briefen der Mutter mit den Kindern uns in die Seele! Wahrlich es zeigt sich hier wieder einmal, wie nicht der Glanz und der Thron, sondern die Liebe und die Zufriedenheit das Glück machen. Nicht der Schimmer, nicht das Gold, nicht die Macht, sondern die tausend Kleinigkeiten, womit ein sinniges Herz das alltägliche Leben auszustatten weiß, beglücken und verschönern ein Menschenleben. „Das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht"

— ſagt einer unſerer großen Dichter. Und das eben thut ächte unverfälſchte Mutter- und Kindesliebe.

Es iſt rührend zu ſehen, mit welcher Sorglichkeit die Erzherzogin, auch unter dem Zudrang der mannigfachen fürſtlichen Sorgen und Geſchäfte und Beſuche im fremden Lande, an den häuslichen Gewohnheiten hielt und keinen beſondern Anlaß oder feſtlichen Jahrestag vorübergehen ließ, die Kinder durch eine Freude zu überraſchen; und nicht weniger rührend, mit welcher Leutſeligkeit ſie dabei auch an alle getreuen Hausdiener und an die Lehrer der Kinder gedachte. Da war weder der „alten Martha," noch der „kleinen Reſel," noch der „närriſchen Mail" vergeſſen; Hoch und Nieder, das Geſinde und „Alle im Kindszimmer" bekamen ihren Gruß. Ob ſie in Mailand war oder in Genua, jedermänniglich bekam richtig und zur rechten Zeit ſeinen „Nickel" (Nikolaus), und es war ihr immer eine rechte Herzensangelegenheit, für jeden Einzelnen doch ja das Paſſende zu treffen, das ihn erfreuen möchte. Als ſie einſt aus Mailand eine ſolche Beſcheerung an ihren Sohn Ferdinand abgehen ließ, der die Sachen im ganzen Hauſe austheilen ſollte, ſetzte ſie in erwartungsvoller Treuherzigkeit die Worte hinzu: „Schreibe mir Alles von einer jeden Perſon, wie ich bei derſelben mit Allem beſtanden bin." Ein andermal entſchuldigte ſie ſich ſogar voll Gutmüthigkeit über den „ſchleckten Nickel:" ſie hätte gerne ſchönere Sachen geſchickt, aber nichts Rechtes bekommen können.

Zu Zeiten konnte ſie es aber auch recht launig machen, beſonders wenn es ſich gerade um den beliebten „Nickel" handelte. Einem Briefe aus Oberitalien (Datum auf dem Po, vom 12. November 1598) hing ſie für den Sohn noch folgende neckiſche Nachſchrift an: „Es geht der Nikolaus daher; ich möchte wohl wiſſen, ob Du Deinen Geſchwiſtern nichts zurechtmachen wirſt. Bei mir iſt er jetzt noch nicht; wann er aber durch Mailand reiſen wird, ſo will ich ſehen, ob er euch Allen etwas Weniges ſchicke; denn viel, trage ich Sorge, könne er nicht mit ſich führen: denn er gar alt iſt." Gleichwohl fand ſich hinterher, daß der gar alte Nikolaus, als nun ſofort ſeine Zeit herankam, noch immerhin ein hübſches Säcklein voll tragen konnte. Der gute Nickl bringt Allerhand nach Graz: z. B. für Ferdinand einen ſilbernen Korb (eine Art Präſentirteller); zwei ſilberne Ketten mit Perlen „für das Madele und die Conſtantia;" einen Degen für Max, zwei Aexte mit Sägen für Max und Leopold, und ſo fort und ſo weiter. Wie höchlich die geſchäftige Mutter ſich bis in's Einzelne die Sache angelegen ſein ließ, geht aus den beigefügten vorſorglichen Anweiſungen hervor, wenn ſie ſagt: „Die Wehr mit der Säge, an den Max überſchrieben, ſchicke ich ihm in's Holz zum Hacken und Sägen, doch daß man ſehe, daß er ſich keinen Schaden thue. Dabei iſt noch eine Wehr mit einer Säge, auch an den Maxen überſchrieben. Laß ihm (als dem älteren) unter beiden die Wahl; die eine gib darnach dem Leopold, auch in's Holz, doch daß er ſie nicht ſelbſt führe, daß ſie ihm alle-

mal ein Kammerdiener führe. Ebenso schicke ich drei Altar-Tüchlein für den Leopold, für seinen Altar im Zimmer. Das rothe ist noch nicht ausgemacht, denn die Leute sparen Alles auf die letzt; laß es ihm ausmachen, es sind schon Fransen und Börtchen dabei. Darnach gib es ihm mit einander und sag ihm, es sei zugleich sein Angebinde auf St. Leopolds-Tag. Wenn ich hören werde, daß der Max gerne bete, so wolle ich ihm auch gerne Altartücher schicken."

Ihr ganzes mütterliches Herz aber geht auf, wenn sie sich nun in der Ferne den Jubel vergegenwärtigt, womit die lieben Kinder in der Heimath die Geschenke empfangen und bestaunen, und voll sehnlichen Verlangens wünscht sie oft, die selige Freude der Kleinen mit ansehen zu können. „Was werden die Kinder eine Freude damit haben!" bemerkt sie in einem Schreiben an Ferdinand: „ich wollte wohl, ich könnte es sehen, wenn Du es ihnen gibst!" Es versteht sich, daß Ferdinand nicht säumte, der Mutter eine Schilderung des Freudentages zu geben, die ihrem Herzen sicherlich wohl that. Ihre Antwort darauf deutet dieses hinlänglich an, wenn sie ihm erwidert: „Dein Schreiben habe ich wohl empfangen und daraus herzlich gerne vernommen, daß der Nickl einmal angekommen ist, und daß Du eine so große Freude mit dem Austheilen gemacht hast. Aus diesem ist abzunehmen, wie witzig ein Jegliches ist. An dem Leopold aber gefällt es mir wohl, daß er sich des Altartuches so hoch erfreut, und daß dem Max das Rappier so lieb ist. Du darfst so hoch nicht darum danken, es ist eine geringe Sache."

Auch in anderer Weise bedenkt sie die Kinder aus der Ferne. Oefters legt sie bei heitern Gesellschaften für die Kinder in den Glückshafen, und berichtet dann dem Sohne, wer Glück gehabt und wer nicht. So aus Mailand: „Wir haben gestern im Frauen-Zimmer einen Hafen (Glückstopf) gehabt; die Margaretha hat für Euch alle eingelegt, aber keines hat etwas gewonnen, als der Max und Karl. Aber die Margaretha hat viel gewonnen; sie hat von ihrem Gewinn etwas für Euch gegeben, wie Ihr hieneben alle zu empfangen habet; es sind gar geringe Sachen gewesen. Wir haben darüber viel gelacht und haben Euch treulich dazu gewünscht. Der kleine Karl und der Michel (Diener im Kindszimmer) hat auch etwas, wie Du siehst. Theile Alles aus. Wir werden in wenig Tagen wieder einen haben, und ich will dann für Euch alle einlegen, will's Gott."

Ein andermal fügt sie launig über sich selbst hinzu: „Wir haben viel Geld vernarrt im Hafen, es ist gar lustig gewesen."

In sinniger Weise begleitet die Erzherzogin die Geschenke für den Namenstag der Kinder. Auf das Namensfest des kleinen Max schreibt sie an Ferdinand: „Ich schicke Dir hiemit ein Ringlein, gib es dem Max, sag ihm: weil heute Sankt Maximilians-Tag sei, binde ich ihn damit, daß er Gott um Gnade bitte, daß er so fromm werde, wie der heilige Maximilian." Bei

anderer Gelegenheit ſchickt die Mutter den kleineren Knaben ein Paar Eſel zum Reiten nach Graz, dem Leopold aber, als demjenigen, der zum geiſtlichen Stande beſtimmt iſt, meiſt kirchliche Gewandſtücke oder einen Biſchofsſtab. Aber es folgen auch recht ſtrenge Mahnreden mit, wenn einer oder der andere namentlich der Max, der zu Zeiten ein eigenſinniges Köpfchen beſaß, nicht recht lernen und gut thun will. Oefters findet ſich in den Briefen noch eine kleine Nachſchrift angehängt, wie dieſe: „Grüße mir Deine Brüder und Schweſtern, die fromm ſind; aber die böſen nicht!“ Darnach richteten ſich die Kinder auch ein, denn keines wollte leer ausgehen und ungegrüßt von der geliebten Mutter ſein.

Für die Mädchen gibt die Erzherzogin auf ihren Reiſen oft Bericht von ſchönen Kirchen, die ſie geſehen und von der ſchönen geiſtlichen Muſik, die ſie dort gehört. „Du glaubſt nicht — ſchreibt ſie aus Italien voll Bewunderung — was ich für ſchöne Kirchen und Klöſter ſehe. In allen Klöſtern ſingen ſie gar ſchön; ich habe gar viele guten Stimmen gehört, ich wünſchte Dich oft dazu, daß Du es ſehen und hören möchteſt. Inſonderheit wünſchte ich oft meine Diendl; ich meine, ſie würden eine Freude haben, beſonders in einem Kloſter bei St. Martha zu Mailand.“ In Genua gefällt es ihr ſo überaus wohl, daß ſie ausruft: „Wer Genua nicht ſieht, hat nichts geſehen, ſo ſchön iſt es.“ Als ſie aber von dort aus die Meerfahrt antrat, nahm ſie in ernſter Stimmung wie für das Leben von den Kindern Abſchied. Ehe ſie zu Schiffe ging, beichtete und communicirte ſie mit allen ihren Leuten, und damit die Kinder zu Hauſe in der rechten Weiſe während der gefährlichen Reiſe ihrer gedächten, ſo ſchickte ſie mehrmals die dringende Mahnung heim: ſie ſollen fleißig und inbrünſtig für die Mutter beten, auf daß die Meerfahrt glücklich ablaufe. Die braven Kinder befolgten das nach dem Drang ihres Herzens und hielten tägliche gemeinſame Betſtunden für das Wohl der fernen Mutter. Die Fahrt ging leidlich von ſtatten, und die Erzherzogin ſchrieb am Ende derſelben den Kindern dankend: „Ich glaube, unſer Herr habe Euch erhört; denn es iſt uns über den Golf nicht gar zu übel ergangen.“ In ihrem gewohnten Scherze bemerkte ſie ſpäter über das Meer: „Es iſt gar ein breiter Bach; ſag dem Anton, viel breiter als der See zu Starnberg, es ſei auch gar nicht eben!“ Der Brief aber, welcher ihre endliche Heimkehr meldet, ſchließt mit den Worten: „Danket nun Gott, daß mich unſer Herr über Meer geführet hat. Ich bin und bleibe Eure treue Mutter bis in den Tod: ich will von Euer aller wegen gerne ſterben, wenn ich Euch nur Gutes thun kann.“

Neben den Kindern nimmt noch „die kleine Katherl,“ eine ſonſt nicht näher bekannte Pflegetochter der Erzherzogin, einen bevorzugten Platz ein. Katharinchen wurde wie die andern von ihr bedacht und ausgezeichnet und empfing mit ihnen eine gute Erziehung. Nach ihr erkundigte ſich die Erzher-

zogin jederzeit und in den liebevollſten Worten: „Grüße mir die kleine Katherl,“ ſchreibt ſie an Ferdinand; „ſag ihr, ich hab ihr Brieflein empfangen, aber habe nicht Weile, ihr zu antworten; ſie ſolle mir oft ſchreiben, ich leſe ihr Schreiben gar gerne.“ Als das Mädchen erkrankte, war die Erzherzogin bekümmert wie um ihr eigen Kind: „Es iſt mir von Herzen leid um mein kleines Katherl; wenn mir es unſer lieber Herr nur nicht noch ſterben läßt; es iſt mir ſo lieb; ich weiß wohl, daß ihm an der Pflege nichts mangelt.“ Aus dem letzten Worte geht hervor, daß das Mädchen auch von den fürſtlichen Kindern geliebt und im ganzen Hauſe wohl gelitten war. —

In anſchaulicher Weiſe gibt ſich der volle Ausdruck dieſer immer geſchäftigen und Alle gleich umfaſſenden Mutterliebe zu erkennen in einem Briefe der Erzherzogin, welchen ſie aus Spanien an ſämmtliche jüngere Kinder auf einem einzigen Blatte zumal, und doch für jedes Kind einzeln und namentlich geſchrieben hat. Dieſer niedliche Geſammtbrief ſoll darum hier ungebrochen mitgetheilt werden; denn obwohl er nur wenig enthält und obſchon ſich die Gedanken in den Briefen wiederholen, ſo iſt er doch ein liebliches Kleinod fürſtlichen Stilllebens durch den geraden mütterlichen Ton, durch die Leutſeligkeit, womit darin Aller im Hauſe gedacht wird, durch die gute friſche Laune und vielleicht am allermeiſten durch ſeine treuherzige Schlichtheit. Hier iſt er:

„Meinen freundlichen lieben Kindern Maximilian Erneſten, Leopold, Karl, Leonora, Magdalena, Conſtantia, und meiner lieben Katherl zu eigenen Handen.

Lieber Max!

Ich habe Dein Schreiben vom 12. Febr. wohl empfangen und daraus vernommen, daß Du meiner Vermahnung folgeſt. Thue es nur, ſo wirſt Du eine treue Mutter an mir haben; wo nicht, ſo wirſt Du ſehen, was ich thun werde; ich will mich aber eines Beſſeren gegen Dich verſehen; bitte Gott nur um Gnade. Daß Du ſagſt, Du ſchreibeſt alle Samſtag und Sonntag, ſo wundert mich das, denn ich habe allezeit von Deinen Geſchwiſtern Schreiben, und von Dir gar ſelten. Gib allezeit Deine Briefe Deinem Bruder Ferdinand, ſo kommen ſie mir bald zu. Sei fromm und halte Dich wohl!

Lieber Leopold!

Ich habe Dein Schreiben vom 13. März wohl empfangen und daraus vernommen, daß Dir mein Schreiben wohl zugekommen iſt. Du ſollſt Dich nicht zu der „Schreibfeder auf der Galeere“ wünſchen, denn es dort gar ſtrenge Präceptoren hat, die damit ſchreiben lehren, wie ich Dir, will's Gott, ſagen will *). Daß Du von mir wünſcheſt, ich ſoll bald zu Euch

*) Sie meint damit ſcherzweiſe die Ruderknechte mit ihren Rudern, ſo wie die ſtrengen Aufſeher über dieſelben im Schiffe.

kommen, wollte ich es selbst. Wenn es Gott will, so hoffe ich längstens auf die Mitte des August. Im Mai nun mußt Du anheben zu beten, denn ich glaube, ich werde im Mai auf's Meer kommen; darum bete Du und Herr Blasius (der Erzieher) stets, bis ich will's Gott heimkomme. Sei fromm und halte Dich, wie es einem (künftigen) Geistlichen gebührt.

Lieber Karl!

Ich habe Dein Schreiben empfangen und daraus vernommen, daß Dich mein Brieflein so wohl gefreut hat. Wenn Du fromm bist und fleißig lernst, so will ich Dir eine gute spanische Syba (wahrscheinlich Spielzeug) bringen und sonst noch etwas Schönes. Du schreibst schon gut Deutsch, aber ich sähe lieber, daß Du nun auch gut lateinisch schreiben lerntest. Sei fromm und lerne fleißig und grüße mir Herrn Blasius und den Pater Gottfried, den Stockhammer und Mattheis. Sag dem Mattheis, ich wünsche ihn oft zu mir, er würde viel neue Zeitung sehen.

Liebe Leonore!

Ich habe nun einmal ein langes Schreiben von Dir empfangen; jetzt bin ich zufrieden, wenn Du öfter so viel schreiben wirst. Ich habe daraus vernommen, wie Euer Fasching abgelaufen ist; ich gönne es Euch besser, als mir. Wenn Du bei mir wärest, würdest Du viel Seltsames sehen. Deine Schwester (Margarethe) möchte wieder mit mir ziehen, wenn ich es haben wollte; aber ich nehme sie nicht mit mir, sie muß an meiner Statt bleiben. Ich werde wohl bald wieder auf's Meer kommen, darum bitte den P. Balthasar und Herrn Hansen, daß sie für mich beten.

Liebe Madele!

Ich habe Deinen Brief empfangen und daraus vernommen, daß Du mein Schreiben auch erhalten hast. Daß Du so gewissenhaft berichtest, was Du erlebt hast, so thust Du gar recht daran. Ich freue mich schon auf Deinen Kirchtag (Namensfest). Wann Du fromm bist, daß Dich die Pöllin (Oberhofmeisterin) und Herr Hans loben, will ich Dir etwas Schönes bringen. Grüße mir alle Eure Leute. Bete fleißig für mich!

Liebe Constantia!

Ich habe Dein Schreiben vom 13. März wohl empfangen; habe Dich oft auf's Meer zu mir gewünscht, auf daß Du viel zu schaffen gehabt hättest, die Stabellen zum Sticken hinzutragen; Du hättest gar oft laufen müssen! Es geht gar seltsam auf dem Meere zu. Wenn Du hier wärest, müßtest Du spanisch lernen und auf spanisch gekleidet sein. Es sind gar schöne Leute gekommen, die sehen fremd aus. Sei fromm und bete fleißig für mich!

Mein liebes Katherl!

Es ist mir gar leid, daß Du das Fieber noch hast. Wenn Du bei mir wärest, so wollte ich das Fieber in's Meer geworfen haben, so wärest

Du gleich gesund worden. Mein liebes Katherl, wie gibt es so viele schwarze Leute hier, die sehen viel der schwarzen Maria bei Euch zu Hause gleich! Grüße mir die Martha, Annchen, Kätherl, die Weidtnerin, Anastasia, Helena, Apell, Deine Susanna (lauter Dienerinnen am Hofe), und meinen lieben kleinen Karl. Sag ihm, er solle mir schreiben, was ich ihm bringen soll. Aber er muß es mir selbst schreiben, und wenn Du mir nicht oft schreibst, so werde ich Dir nichts bringen! Maria."

Dieser ungekünstelte herzliche Gesammtbrief der erzherzoglichen Mutter ist noch erhalten und man sieht es seinem Aeußern an, daß er oft von Hand zu Hand gegangen und viel in den Taschen der Kinder mag herumgetragen worden sein. Wie hätten sie auch nicht glücklich und stolz darauf sein sollen!

Ueber das Schicksal dieser Kinder wollen wir noch wenige bündige Worte beifügen und zuerst mit den Knaben beginnen.

Leopold war bereits noch zu des Vaters Lebzeiten für den geistlichen Stand bestimmt worden, und der Knabe bezeigte große Freude dafür. Seine Neigungen richteten sich selbst in Spielsachen vorzüglich auf Gegenstände, die Bezug auf seinen künftigen Stand hatten, weßhalb auch die Mutter in der Wahl der Geschenke darauf Rücksicht nahm und ihn gerne, wie wir gesehen, mit Altartüchern, Bischofsstäben und ähnlichen Dingen bedachte. Sein Eifer fand später einen weiten Wirkungskreis. Nachdem er durch den Bischof von Seccau die Weihen empfangen hatte, wurde der junge Erzherzog in Kurzem zum Bischof von Passau und gleich darauf auch zum Bischof von Straßburg erhoben. In spätern Jahren wurde Leopold Herr von Tyrol und der österreichischen Vorlande und beschloß als solcher seine irdische Laufbahn. —

Gleich Leopold, erkor sich dessen jüngster Bruder Karl den geistlichen Stand zu seinem Lebensberuf. Er war das Nesthäckchen in der zahlreichen Familie und wohl von allen ein wenig gehätschelt. Seine Erwählung zum Bischof von Breslau erlebte die Mutter nicht mehr. Karl starb als Hoch- und Deutschmeister zu Madrid. —

Unter den Söhnen scheint Max, in der Reihenfolge der Dritte, derjenige gewesen zu sein, welcher während seiner Lern- und Studienzeit des mütterlichen Sporns am meisten bedurfte, wie auch aus dem eben angeführten Gesammtbrief hervorgeht. Die Mahnungen wollten in der ersten Zeit nicht fruchten und der junge Max keineswegs recht gut thun. Die Bekümmerniß der guten Mutter war deßhalb groß und sie schüttete ihr Herz gegen den geistlichen Lehrer ihres Sohnes, den sie um Beirath anging, in ihrer geraden Weise aus. Diesem schrieb die Erzherzogin: „Gott ist mein Zeuge, daß es nichts in der Welt gibt, was in diesem meinem Leben mir größere Freude machen könnte, als das Einzige: daß mein Maximilian seine Unarten ablegte und ein vortrefflicher Fürst aus ihm würde. Höre ich aber das Gegentheil und stets nichts Anderes als die wiederholten Klagen seines Lehrers und

Anderer, so ist es mir, als ob Jemand mir das Herz aus dem Leibe risse. Ich bitte daher auf's Dringendste, Sie wollen meinen Maximilian ermahnen und aufmuntern, daß er sich wohl verhalte und mir nicht immer solches Kreuz verursache, sondern sich einmal bessere, damit ich des Lebens froh sein könne."

In gleicher Weise mußte, während der Abwesenheit der Erzherzogin, Ferdinand als der älteste Sohn und regierende Herr mitwirken, den widerstrebenden Jungen zur Vernunft zu bringen. Bald erlebte die Mutter auch die Freude, von Max nur mehr Gutes zu vernehmen; die Briefe von der spanischen Reise an Ferdinand geben zu wiederholten Malen davon Kunde, zum Beweise, wie tief ihr die Sache am Herzen lag. So heißt es in einem: „Mit dem Maxen, daß Du mir schreibst, er halte sich jetzt über die Maßen wohl, hast Du mich gar hoch erfreut, und reut mich mein Schreiben nicht, so ich an ihn geschrieben habe, dieweil es so wohl wirkt. Ich hoffe, wenn Du nur ihn in Deinen Schutz nehmen wirst, und daß Andere es sehen, so werde er seinem Versprechen und Vorsatze nachkommen. Ich bitte Dich, laß ihn Dir befohlen sein; strafe ihn mit brüderlicher Liebe, ich hoffe, er werde es annehmen. Unser lieber Herr, der gebe seinen göttlichen Segen, daß er also verharre und sich bessere, wie Du schreibst." In dieser und ähnlicher Weise erneuert sie ihre mütterlichen Worte, und sie kann sie nicht oft und eindringlich genug sagen: „Du kannst mich mit nichts mehr erfreuen — heißt es später wieder — als wann Du schreibst, daß sich der Max wohl hält; Du kannst mir nichts Lieberes schreiben, als wenn er sich so verhielte, daß Du mit ihm zufrieden wärest; wie ich denn zu Gott verhoffe, er werde es je länger je mehr thun; denn das Alter kommt auch herzu, daß er wissen wird, was er thun sollte. Mich erfreut in der Welt nichts mehr, als wenn Ihr einander lieb habet, wie ich zu Gott verhoffe."

Die Ermahnungen und Gebete der besorgten Mutter erfüllten sich, der Sohn raffte sich auf und blieb fortan beharrlich und lobenswürdig im edlen Streben und Studiren. Max wurde für den Deutschorden bestimmt. Daß er in diesem Berufe bald zu tüchtiger Thätigkeit und Verwendung seiner Kräfte gelange, war sofort die unausgesetzte Sorge der Mutter. Denn ihre Kinder sollten arbeiten — das war ja der erste Grundsatz der weisen Fürstin. Aus diesem Bedacht wandte sie sich an den kaiserlichen Hof nach Prag, um dem Sohne eine würdige Stellung zu erwirken: „damit er — so bemerkt sie in dem Schreiben — nicht auf der Bärenhaut daheim liegen, und seine Jugend und jungen Tage in der Faulheit verzehren müsse." Das geschah denn auch nach ihrem Wunsche, und Max entwickelte seine schönen Kräfte in der erfreulichsten Weise. Er zeigte sich als einen geistreichen, beredten, klarblickenden Staatsmann, und er legte in Allem eine so unverkennbare Befähigung an den Tag, daß Ferdinand gerade ihn in vorkommenden Fällen gerne als fürstlichen Stellvertreter betraute und so oft er in wichtigen Geschäften außer

Landes gerufen wurde, die Verwaltung der Herzogthümer diesem Bruder übertrug. Im Jahre 1615 wurde Max Landcomthur des deutschen Ordens in Oesterreich. —

Der jüngsten unter den Töchtern, Constanze, wurde das Loos zu Theil, ihre so früh verstorbene Schwester Anna an der Seite des wackern Polenkönigs zu ersetzen. Im Jahre 1605 wurde die siebzehnjährige Prinzessin mit König Sigismund vermählt, der allezeit, wie wir wissen, die Erzherzogin Maria in treuer Anhänglichkeit und im dankbaren Andenken an seine dahingeschiedene Gemahlin wie eine Mutter verehrt hatte. Nun erlebte die vielgeprüfte Mutter noch das Glück, diesem Könige, den auch sie immerfort wie ihren Sohn geliebt hatte, eine zweite Tochter als Lebensgefährtin zuzuführen. Constanze verdiente dieses schöne Loos: denn in der Gottesfurcht, in der Herzensgüte und Sanftmuth wird sie als das Ebenbild ihrer Schwester Anna bezeichnet und war daher würdig vor allen, den Ehrenplatz ihrer edlen Vorgängerin auf dem Polenthrone einzunehmen. Zwei Züge aus ihrem Leben mögen in Kürze darthun, wie sie in fürstlicher Mildthätigkeit ihre geliebte Schwester in der neuen Heimath nachahmte. Während der König Sigismund im Krieg begriffen war, brach zu Wilna, wo Constanze verweilte, eine fürchterliche Feuersbrunst aus, die unsägliche Noth und Entbehrung verbreitete; die junge Königin besann sich da nicht lange und verkaufte ihre eigenen, aus dem Brande geretteten Kleinodien, um der ersten Noth nach Kräften abzuhelfen. Gewiß, das war königlich! — Ein andermal befand sich Constanze zu Warschau, als daselbst die Pest ausbrach; da ließ die brave Königin drei Monate lang an 500 Arme Lebensmittel nebst den nöthigen Kleidungsstücken austheilen. Das war im Geiste ihrer Mutter und ihrer Schwester Anna gehandelt. Ihre glückliche Ehe mit dem Polenkönig dauerte fünfundzwanzig Jahre. —

Ein gar kurzes stilles Erdendasein war der drittältesten Tochter Renata beschieden: sie wurde in blühender Jugend, kaum zwanzig Jahre alt, von einer unerwarteten Krankheit hinweggerafft. Von ihr ist nur berichtet, daß sie von Gestalt sehr lieblich und anmuthvoll, und von noch weit liebenswürdigerer Seelenanmuth gewesen sei. Renata entwickelte frühzeitig die Frömmigkeit und den Wohlthätigkeitssinn der von ihr wie von Allen verehrten Mutter. Sie zeigte eine glühende Andacht im Gebete, und schloß sich gerne Wallfahrtszügen an, wobei sie, die Fürstentochter, den Menschen an Demuth voranging. Als die geliebte Mutter einst von einer Krankheit heimgesucht war, machte die junge Renata in ihrer kindlichen Liebe mehrere kleine Wallfahrten, um deren Rettung, nach dem Drang ihres Herzens, zu erflehen; sie hätte lieber selbst ihr Leben für die gute Mutter dahingegeben, und um ihren frommen Opfermuth wenigstens nach bester Meinung darzulegen, ging sie auf diesen Wallfahrten halb baarfuß, so daß sie mehrmals mit blutigen Füßen heimkehrte.

Ohne Zweifel, das war eine brave liebevolle Fürſtentochter! Sie verdiente darum auch das ſchöne einfache Lob, das ihr die Mutter in den frühen Tod nachſagte. Die Erzherzogin war eben auf einer Reiſe nach Siebenbürgen begriffen, als ſie die Nachricht von dem unverhofften Hinſcheiden Renatens empfing. Sie ſuchte den mütterlichen Schmerz mit ergebener Würde zu tragen, aber durch den Troſt, den ſie ſich und den Ihrigen zu geben ringt, zittert in einfach rührenden Lauten das große verhaltene Leid hindurch. „Wie meinem mütterlichen Herzen iſt," ſchreibt ſie an den regierenden Sohn, „das weiß Gott am beſten; denn ſie ein frommes, gottesfürchtiges, beſcheidenes und gehorſames Kind geweſen iſt — das kann ich mit Wahrheit von ihr ſchreiben — die mich hoch geliebet und geehret hat; darum ihr Gott ohne Zweifel die ewige Krone gegeben hat. O mein Ferdinand! ich habe ein liebes Kleinod aus unſerem Hauſe verloren. Aber Gott ſei ewiges Lob, er hat mir genommen, was eher ſein geweſen iſt. Ich bitte Dich, mein Kind, betrübe Dich nicht zu ſehr um Deine fromme Schweſter, wir Alle mit einander haben eine treue Fürbitterin. Bete für mich!" — Wohl dem Kinde, dem eine gute Mutter ein ſolches Lob mit zitternder Hand in das Grab nachſenden kann! —

Mit einem beweglichen Geiſt, aber mit einer ſchwächlichen Natur war Eleonore ausgeſtattet. In ihrer Kindheit hatte ſie ſich ein wenig näſchig und launenhaft gezeigt. Aber die Erzherzogin ließ es an dem rechten Zügel nicht fehlen. Sie ſchrieb einmal an Ferdinand über das Kind in ihrer Weiſe: „Wenn Du Alles thun wollteſt, was die Eleonore begehrt, würdeſt Du oft Unrecht thun. Das Diendl muß einen Zaum haben, ſie würde ſonſt die Füße brechen." Die Mutter war darum bemüht, überall darauf zu ſehen, daß das Mädchen, wie ſie ſich ausdrückte, „witziger" werde; denn, ſagte ſie ein andermal, das Kind ſei ſonſt friſch, aber bedürfe des Aufſehens. Auch wurde Eleonore wie die andern Prinzeſſinen an regelmäßige Thätigkeit gewöhnt, und in Handarbeiten und feinen Bäckereien unterrichtet. Mit den Jahren ſcheint die Schwächlichkeit ihrer Natur zugenommen zu haben. Das Mädchen ward in Folge deſſen immer ſtiller und eingezogener, und die Neigung für ein abgeſchloſſenes Leben trat in ihr bald entſchieden hervor. Sie bat endlich die erzherzogliche Mutter um die Erlaubniß, in ein Kloſter treten zu dürfen, und ſo ließ ſie ſich, gleichzeitig mit ihrer ältern Schweſter Maria Chriſtina, in das Damenſtift zu Hall in Tyrol aufnehmen.

Die treue Mutter führte auch dieſe beiden Töchter ihrem himmliſchen Bräutigam zu. Zwei andere Jungfrauen, welche von der Erzherzogin hiefür ausgeſtattet wurden, folgten den Prinzeſſinen mit in's Kloſter nach; im Uebrigen aber lehnten dieſe jede äußere Bevorzugung ab und unterwarfen ſich, vom religiöſen Geiſt getragen, der gemeinſamen Regel des Hauſes wie die andern Novizinen. Eleonore erholte ſich aus ihrem leidenden Zuſtande nicht mehr völlig, ja ſie wurde noch von einem weitern unerwarteten Uebel

heimgesucht: in ihren letzten Jahren erblindete sie. Die Arme trug auch dieses mit rührender Ergebung, ohne zu klagen. Nur ein einziges Mal ließ sie den Wunsch laut werden, das Augenlicht noch einmal zu erhalten, damals nämlich, als die Nachricht eintraf: eine Abbildung des Schweißtuches der hl. Veronika, das in der Peterskirche zu Rom aufbewahrt liegt, sei dem Frauenkloster von Hall zum Geschenk gemacht worden. Nicht einen irdischen Gegenstand, sondern einzig nur das Antlitz des Heilandes hätte sie auf Erden noch sehen mögen! Bald sollte die Gute erlöst werden, um zur ewigen Anschauung ihres Heilandes und Erlösers einzugehen.

Acht Jahre vor dem Hinscheiden Eleonorens war Maria Christina zur Oberin des Stiftes erwählt worden. Diesem Amte stand sie fast ein Jahrzehnt hindurch mit musterhafter Genauigkeit und seltener Demuth vor, und war in Gemeinschaft mit ihrer Schwester den Jungfrauen ihres Stiftes ein wahrhaft fürstliches Bild christlicher Liebe und Selbstverleugnung.

Die Erzherzogin Maria erschien öfters selbst zu Hall, und verbrachte viele Tage dort in wohlthuendem Frieden unter ihren frommen Töchtern. Nicht blos die mütterliche Sehnsucht, sondern auch die eigene langgehegte Neigung für einen friedlichen stillen Abschluß ihres Lebens, fern von dem Weltgeräusch, in der klösterlichen Einsamkeit zog sie dahin. Sie hatte sich im Kloster zwei Zimmer einrichten lassen, welche sie den Tag über bewohnte — die einzige Auszeichnung, die sie sich gestattete — während sie für die Nachtzeit eine gewöhnliche Novizenzelle im allgemeinen Schlafhaus bezog; an der Thüre dieser Zelle hing, den übrigen gleich, ein Täfelchen mit der einfachen Inschrift: „Schwester Maria, Erzherzogin." So lange sie im Kloster wohnte, schloß auch sie sich in keinem Ding von der gemeinsamen Regel aus. Sie lebte und diente ganz wie eine Klosterschwester: sie arbeitete gleich den andern mit umgebundener Schürze in der Küche, sie reichte den Schwestern das Waschwasser, sie trug Speisen auf und that sonst, was die Tagesordnung vorschrieb. Des Nachts stand sie mit den Klosterfrauen auf, um, mit ihrer Laterne in der Hand, in den Chor zu gehen, und betete und sang mit ihnen. So ehrte die Fürstin im Kleinen und im Großen das Gesetz des Gehorsams: denn, sagte sie, im Kloster bin ich eine Schwester wie jede andere. —

Erzherzogin Maria dachte in allem Ernste daran, ihre letzten Tage im Kloster zu beschließen, und als nun auch, gegen Ende des Jahres 1607, die letzte Tochter Magdalena — in den Briefen gewöhnlich das Madele genannt — mit dem Großherzog von Florenz verlobt worden, glaubte sie den ersehnten Zeitpunkt endlich nahe. Sie sah nunmehr alle ihre geliebten Töchter in Glück und Frieden versorgt und die sämmtlichen Glieder ihrer großen Familie in Ehren. Die Bürde ihrer fürstlichen Pflichten in den Herzogthümern ruhte auf den Schultern eines thatkräftigen hoffnungsvollen Sohnes, dem noch die Kaiserkrone beschieden war. Ihre Aufgabe war gethan. Die edle Fürstin

konnte auf eine ſchöne Vergangenheit zurückblicken und eine reiche geſegnete Lebensarbeit an ihren Augen vorüber gehen laſſen. Sie wollte nun im kommenden Sommer noch Magdalena nach Florenz begleiten, und dann ihren Entſchluß zu Ende führen.

Aber ſie ſollte den Tag nicht mehr erleben.

Mit Beginn des Jahres 1608 fing ihre ſo kräftige Geſundheit, deren ſie ſich ihr Lebenlang in ſeltenem Grade erfreut hatte, merklich an zu ſchwanken. Im April deſſelben Jahres, um die Oſterzeit, wurde es bedenklicher, und als ſie endlich gegen Ausgang des Monats nach einer kirchlichen Proceſſion, der ſie mit gewohnter Andacht beigewohnt, ſich niederlegen mußte, da war ſie mit ſich im Klaren, daß es zum Ende neige. Dies kam ſchneller, als Alle ahnten. Sie ſelber war gefaßt. Zu ihrem Beichtvater, der ſie mit hoffnungerweckenden Zuſprüchen vertröſtete, ſagte ſie mit heiterer Ruhe: „Mein Vater! Gott iſt mein Zeuge, wie feſtiglich ich glaube, daß Er mir wieder zur Geſundheit helfen, ja, wäre ich auch ſchon geſtorben, mich wieder lebendig machen könnte. Aber ich begehre aufgelöst zu werden und bei Ihm zu ſein. Ihm habe ich mich ſchon ganz aufgeopfert. Alle Freude, die mir auf dieſer Erde noch wiederfahren könnte, lockt mich nicht mehr; nichts mehr kann mich von Gott abhalten, zu Ihm allein ſteht mein Verlangen. Deßwegen bitte ich Euch, dem Orden der heiligen Clara mich einzuverleiben; ich will vollkommlich der Welt abſagen.“

Nur ein Wunſch lag ihr noch auf der Seele: Ferdinand, ihren Sohn und Liebling noch einmal zu ſehen. Aber Ferdinand war auf dem Reichstag in Regensburg abweſend, und ehe er von dort in Graz eintraf, war ſeine treue Mutter verſchieden. Nachts um 11 Uhr des 28. Aprils ließ ſie alle Angehörigen wecken und um ſich verſammeln. Mit mildem Ernſt nahm ſie von ihrer Schwiegertochter, ihren Kindern und ihrem Enkel Abſchied. „Meine Kinder,“ ſagte ſie, ihnen den Segen gebend, „wollet Ihr Glück haben, ſo liebet einander. Geſchähe dies nicht, ſo würde es mich, wäre es möglich, noch im Grabe betrüben. Sollte Eines wider dieſes Gebot handeln, ſo müßte ich es an dem jüngſten Tage vor dem Richterſtuhl Chriſti ſelbſt anklagen. Bleibet ſo, wie ich Euch auferzogen, und in dem, was ich Euch gelehrt habe!“ Ihren kleinen Enkel Karl, das Söhnchen ihres Ferdinands, zog ſie noch beſonders zu ſich heran und fragte ihn liebreich: „was denn er haben wolle?“ Das Kind, das die Umſtände nur halb begriff und ſich bei der Frage an frühere liebe Gewohnheiten erinnerte, antwortete ſchnell: „Großmutter, ein Kloſterkräpflein!“ Da lächelte die Erzherzogin noch einmal freundlich auf, und ſprach dann mit inniger Rührung: „Mein Kind! es ſegne und benedeie Dich Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt!“

Sie ſammelte ſich und rief nun auch das geſammte Hausgeſinde an ihr Bett. Sie nannte ein Jegliches bei ſeinem Namen und ſprach zu jedem

besondere Worte der Ermahnung; dann reichte sie allen gütig die Hand und sagte ihnen, daß sie von nun an ihrer Schwiegertochter befohlen seien. Nachdem sie hierauf die Sterbesakramente empfangen hatte, empfahl sie sich in das Gebet derer, die weinend sie umstanden und bat allesammt, wen immer sie beleidigt haben möchte, um Verzeihung.

Damit hatte sie mit der Welt abgeschlossen und wollte ferner nicht mehr von zeitlichen Dingen hören. Nur Gebete gingen mehr über ihre Lippen. Mehrmals vernahm man die Worte des Psalmisten: „ich glaube, daß ich werde sehen die Güte des Herrn in dem Lande der Lebendigen." Dann sprach sie das Gebet des heiligen Ignatius: „Die Seele Christi heilige mich, der Leib Christi bewahre mich, das Blut Christi tränke mich, das Wasser aus seinen Seitenwunden wasche mich, das Leiden Christi stärke mich! O gütigster Jesu, erhöre mich; in Deine heiligen Wunden verberge ich mich. O Herr, hilf mir, daß ich nimmer geschieden werde von Dir!" Dieses Gebet, wünschte sie, sollte auch im Augenblick des Verscheidens ihr zur Stärkung zugesprochen werden.

Endlich in der Früh des 29. Aprils 1608, eben um die Zeit, da die gesammte Einwohnerschaft von Graz in feierlicher Procession nach der Kirche strömte, um für die allverehrte Erzherzogin Gebete zum Himmel zu senden, entschlief die gute Fürstin, im achtundfünfzigsten Jahre ihres Alters. Es war der Tag der hl. Katharina von Siena, zu der sie immer ein besonderes Vertrauen gehegt, wie sie auch selber sich ausgesprochen, „ihrer sonderbaren und lieben Patronin und Fürsprecherin." Tief und allgemein in der Residenzstadt und im ganzen Lande war die Trauer um die dahingegangene Landesmutter.

Ihrem letzten Willen gemäß wurde sie ganz einfach, ohne jeglichen Prunk, in dem Gewande einer Ordensschwester im Clarakloster, das sie gestiftet hatte, zur ewigen Ruhe beigesetzt. Aus ihrem Testament, worin sie Alle in Milde bedachte, die ihr in Treue gedient, und aus dem zum letztenmale die großsinnige fromme Seele dieser Fürstin in ergreifenden Worten zu den Ihrigen sprach, mag hier der Kürze wegen nur der eine Zug erwähnt sein, daß sie von ihrem Schatzgeld eine Summe anwies, womit 33 arme Männer und 33 Frauen, sowie 50 dürftige Kinder eigens zu kleiden seien, die sich verpflichten wollten, für ihre arme Seele zu beten. Eindringlich und feierlich lauteten im Besondern die Worte, die an ihren regierenden Sohn, Ferdinand, als Haupt der Familie und als Hüter und Schirmer eines Landes, gerichtet waren. Ferdinand selbst hat auch sein ganzes Leben hindurch seine liebende Verehrung gegen die selige Mutter in vielen Handlungen an den Tag gelegt und schließlich zum letzten Zeugniß dieser Liebe vor seinem eigenen Ende angeordnet, daß sein Herz neben der irdischen Hülle seiner theuren Mutter beigesetzt werden solle. Und sie hatte es verdient. Ehre ihrem Gedächtniß!

Es war ein reiner, vom Anfang bis zum Ende harmonischer Lebens-

lauf, dem wir hier gefolgt sind. Mit Recht sagt ihr Biograph: ihr zeitliches Dasein könne mit vollster Wahrheit „ein fortlaufender Gottesdienst" genannt werden. Denn von der ersten Morgenfrühe, da sie sich erhob, bis wieder zum späten Einschlafen in der Nacht war ihr Denken, ihr Vornehmen und ihr Thun, ihre ganze Lebenskraft auf den Willen desjenigen gerichtet, dem sie einst von diesem Leben Rechenschaft abzulegen hatte. Mit Gebet begann sie den Tag, mit Gebet, frommer Betrachtung und Lesung guter Predigten stärkte sie sich unter der Arbeit des Tages, mit Gebet schloß sie den Tag. In ihrem Schlafgemache brannte ein Licht vor dem Kreuzbilde, gegen welches ihr Angesicht auch im Bett gewendet war.

Ein solcher Glaube mußte wohl lebendig sein, d. h. in Liebe sich bethätigen. Und wahrhaftig, wir haben es gesehen, selten hat er sich wohl schöner, kräftiger, fruchtbarer als an ihr bewährt, und unerschöpflich bis an's Ende. Ihre Wirksamkeit als Regentin wie als Frau bezeugte das. Nicht umsonst hieß die mildthätige Erzherzogin in der Residenzstadt bei Armen, Nothleidenden und Hilfsbedürftigen jeder Art einfach „die Mutter." Gibt es einen schöneren Ehrentitel?

Daß sie ein starkmüthiges Weib war, zeigte sie durch ihre unerschrockene Geradsinnigkeit gegen Hoch und Nieder, durch ihre rührige Thatkraft und durch ihre Unverzagtheit in Gefahren, zeigte sie aber noch reiner in ihrem ergebungsvollen Dulden bei göttlichen Schickungen. Denn schwere Heimsuchungen kamen genug über sie, so daß sie selber einmal unter dem Eindruck der Bitterkeiten sagte: „Wie betrübt ist mein Herz! ich glaube, es werde sich in mir dergestalt verzehrt haben, daß es nach meinem Tode kaum noch möge zu finden sein; so viele Bekümmernisse hat es zu erdulden gehabt."

Bei alledem aber behielt sie einen frischen freudigen Lebensmuth, mit dem sie klaren Auges in die Dinge der Welt hineinblickte und jedwede Sache herzhaft und ohne Versäumen am rechten Flecke anfaßte, und ein gutes Vorhaben mit Beharrlichkeit hinausführte. Was sollen wir sagen von ihrer außerordentlichen Arbeitsamkeit, von ihrer lauteren Uneigennützigkeit, von ihrer wohlwollenden Leutseligkeit gegen Jedermänniglich, vornehmlich gegen ihr wohlgehaltenes Hausgesinde? Genug, wiederholen wir, was wir hier im Einzelnen ausgeführt haben: sie war eine Frau von hoher Einsicht, von unverfälschtem Gemüth, von stählerner Willenskraft; sie war eine brave liebevolle Tochter, eine treue Gattin, eine vortreffliche Mutter; sie war ihren Unterthanen eine kluge milde Regentin und ihren Kindern eine weise musterwürdige Erzieherin. So stellt sich uns das Charakterbild der Erzherzogin Maria dar als das Bild einer hochherzigen christlichen Fürstin und dazu einer wahrhaft deutschen Frau. Ehre ihrem Gedächtniß!

Aus dem Leben des hl. Vincenz von Paul *).

Von Dr. Friedrich Beck.

Der junge Priester.

Ein schlichtes Kirchlein, grau und alt,
Epheuumrankt, bedeckt mit Moos,
Lag in der Berge tiefstem Schooß
Von Menschen fern, umrauscht vom Wald,
Und mühsam war es hinzudringen
Auf dichtbewachs'nem, schmalen Pfad,
Dem selten nur ein Wandrer naht,
Der etwa seines Weges fehlte.
Doch als man sechszehnhundert zählte,
An einem Herbstesmorgen klar,
Als kaum die Dämmerung erwachte,
Erscholl dort eines Glöckleins Klingen,
Gar eigen schien's und wunderbar:
Vincenz von Paul, der Jüngling, brachte
Dem Herrn sein Opfer am Altar.
Sein Erstes war's, seitdem die Weihe
Ihn aufnahm in der Priester Reihe;
Ein Freund nur und der Sakristan,
Sie hatten ihn — so war's sein Wille —
Dorthin geleitet in der Stille
Als Zeugen deß, was er gethan.
Er deckte mit der Demuth Schleier
Dem Blick der Welt die hohe Feier;
Kein Festschmuck prangte, nicht Gesänge
Erschollen, nicht des Volkes Menge
Umgab ihn an dem Ehrentag,
Dem wohl kein andrer gleichen mag;
Er däuchte sich viel zu gering
Der Gnaden, die er jetzt empfing
Und gab die Ehre Gott allein,
Auch hörte man noch oft hinfort
Aus seinem Mund das ernste Wort:
„Nicht fühl' ich mich des Standes werth,
Zu dessen Würde zu gelangen
Von Kindheit an ich heiß begehrt;
Denn ihm geziemt den Engeln gleich
Ein Leben rein und tugendreich;
Wär' ich nicht Priester, es zu sein
Würd' ich mich nimmer unterfangen!" —

*) S. Jugendblätter. 2. Heft. S. 72—77.

Verborgen blieb, nie ward genannt
Von ihm des ersten Opfers Stelle,
Man hat nach ihr geforscht vergebens;
Doch was, von Liebesglut entbrannt
Vincenz in stiller Waldcapelle
Gelobt dem Herrn, — nur Ihm bekannt
Geschrieben steht's im Buch des Lebens! —

Die Prüfung.

I.

Im Sclaventhurm.

Was er versprach vor Gott, wird er's vollbringen,
Wird er die Welt und ihre Lust bezwingen?
Die Prüfung naht, sie ist's, die ihn erprobt,
Ob er das halte, was er angelobt.
Ihm winken Ehre schon und Gunst und Glück,
Da trifft ihn jäh ein herbes Mißgeschick;
Bestimmt ist ihm des Leidens Kelch zu leeren,
Wie Gold in Feuerglut sich zu bewähren,
Und selbst zu dulden, eh' der Andern Noth
Zu heilen ihm der Ruf des Herrn gebot. —
Von günst'gem Wind gebläht die weißen Flügel
Durchschnitt ein Schiff den glatten Meeresspiegel,
Mit goldnem Schimmer neigte sich die Sonne.
Vom Golf Marseille's hin bis nach Narbonne
Die kurze Küstenfahrt schien bald vollbracht,
Zum Ziele wohl gelangte man vor Nacht.
Da tönt vom hohen Mast ein warnend Zeichen,
Man sah bestürzt den Capitän erbleichen,
Er überblickt die Größe der Gefahr;
„Zum Kampf, zum Kampf!" so ruft er — „ein Corsar!
Zu spät ist Fluchtversuch!" — Geschosse schwirren,
Die Dolche blitzen, blanke Schwerter klirren,
Die Räuber entern, steh'n im Nu an Bord;
Nun Handgemeng, Getümmel, blut'ger Mord!
Der Uebermacht muß weichend sich ergeben
Die kleine Zahl, ihr bleibt das nackte Leben;
Man schlägt in Fesseln die geraubten Armen
Und führt sie, froh der Beute, ohn' Erbarmen
Von Frankreichs Ufern aus dem Heimathland,
Nach Afrika zu Tunis fernem Strand.
Als Sammelplatz dort diente für die Sclaven
Ein alter Thurm; er ragte nah dem Hafen,
Ein Schauerort. Durch Eisengitter kaum
Fiel schwach ein Lichtstrahl in den dumpfen Raum.

Hier drängte sich im Knäul der Menschenhaufe,
Bevor auf offnem Markte bot zum Kaufe
Der Eigner seine Waare fühllos kalt,
Die tiefgebeugten Opfer der Gewalt
Von jedem Alter, Männer, Kinder, Frauen,
Ein Jammerbild sie waren anzuschauen;
Wie Mancher flucht dem Tag, der ihn geboren
Und gibt verzweifelnd ewig sich verloren!
Von Einem nur vernahm man keine Klagen,
Der doch das gleiche Loos wie sie getragen.
Von einem Pfeil, der ihn getroffen, wund
Gab er den Schmerz mit keinem Laute kund;
Sein Herz nur war von Trauer schwer bedrückt,
Weil er so viel des Elends rings erblickt;
Nicht sah er es zu lindern sich im Stande.
Doch wenn ihn hemmten auch des Körpers Bande,
Sein Geist war frei, und Aufschwung und Erhebung
Lieh ihm der Glaube, lieh ihm die Ergebung.
So trieb es ihn in seines Eifers Glut
Zu spenden, das ihm blieb, das einz'ge Gut.
Von seinen Lippen kam wie Thau geflossen
Ermunterung für seine Leidgenossen;
Zu Jedem spricht der fromme Gottesmann,
Was ihn beruhigen, ihn stärken kann;
Zum Tempel macht er so die Kerkerhalle,
Er hat ein mildes Trosteswort für Alle,
Und wie von eines Engels Angesicht
Entstrahlte seinem Aug' ein himmlisch Licht.
Vincentius — ist's nöthig ihn zu nennen?
Wer ihn gesehn, er müßte ihn erkennen,
Wie er gefaßt und still und heiter steht
Zu Gott gekehrt in brünstigem Gebet;
Er war es, dem bei jedem seiner Schritte
Der Segen folgte auch in Sclavenmitte.
Doch auch für ihn begann nun härt'res Leid,
Seitdem ihn eingehüllt das Sclavenkleid;
Er ward verkauft und ging von Hand zu Hand.
Ein Fischer kam, der ihn zuerst erstand,
Ihn, der ein Menschenfischer ward und Seelen
Gerettet mehr, als Du vermagst zu zählen.
Dann ward er einem alten Arzt zu eigen,
Er, der sich bald als Meister sollte zeigen,
Zu heilen Tausende, die krank am Herzen
Weit Schlimm'res leiden, als des Körpers Schmerzen.
Zuletzt gewann — so fügt's der Vorsicht Rath —
Ein Abgefallner ihn, ein Renegat,

Deß Schickſal ſich dem ſeinen eng verkettet:
Gerettet wird Vincenz, indem er rettet,
Und jene Hand, die über ihm gewacht,
Sie ſendet Licht in ſeiner Prüfung Nacht,
Sie kürzt das Maß der ſchweren Leidensſtunden,
Denn er, den ſie geprüft, war treu befunden!

II.

Der Renegat.

1.

„Laß die Mandoline ruhen,
Ende Spiel und Sang, Suleika!
Deiner Stimme Schmeicheltöne
Können mir nicht Ruhe geben,
Können nicht der Schwermuth Wolken
Von der düſtern Stirne bannen.
Blicke traurig nicht, du Gute,
Die du mich erheitern wollteſt!
Dir nicht zürn' ich, nur mir ſelber,
Grolle nur der Laſt des Daſeins,
Die ich ſtündlich ſchwerer trage,
Nur den Menſchen, die ich haſſe,
Allah ſelbſt und dem Geſchicke,
Das mich zwang, mich zu verachten
Als Verräther meines Glaubens.
Laſſ' allein mich, geh' und eile
Nach dem Pachthof im Gebirge,
Wo die Chriſtenſclaven bauen
Unſer Feld im Sonnenbrande;
Droh' mit Strafen, wenn ſie läſſig,
Weil das Aug' des Herren ſäumet;
Kehrſt du wieder dann, ſo findeſt
Heitrer du vielleicht den Gatten,
Dem Erinnerung und Sehnſucht
Dunkler ſtets den Sinn umfloren!“ —
Mehmed, ſprach's der Renegate,
Stützte mit dem Arm das Haupt ſich,
Hingelehnt zur Mauerbrüſtung
Auf des Hauſes flachem Dache,
Wo er zu genießen pflegte
Friſcher Seeluft Morgenkühlung,
Wo man Tunis überſchaute
Mit der grauen Citadelle,
Mit Palläſten und Moſcheen,
Deren ſchlanke Minarete

Fächerpalmen halb verſteckten.
Fern hinaus zum blauen Meere
Blickte Mehmed und er ſeufzte
Tief auf, ſchweifte in Gedanken
Hin zum ſchönen Heimathlande
Nach den Fluren der Provence,
Nach dem Schloſſe ſeiner Ahnen.
Edlen Namens einz'gen Sproſſen,
Des Geſchlechts von Maricourt,
Raubten früh ihn die Piraten
Und er ward verkauft nach Tunis.
Auch Suleika war gefangen;
Beide ſah'n ſich; ihre Herzen
Schloßen einen Bund für's Leben.
Flucht verſuchten ſie gemeinſam,
Doch man griff ſie auf. Zum Tode
Hieß der Dey ſie führen; aber
Gnade bot er noch dem Chriſten,
Bot Suleika ihm zur Gattin,
Wenn er ſeinen Gott verläugne,
Den Propheten laut bekenne.
Macht des Lebens und der Liebe
Siegten in dem Jüngling. Stärker
Als ſein Muth war die Verſuchung,
Und er that, was er bereute,
Wurde Mahomets Bekenner,
Opferte aus Furcht des Todes
Seiner Seele höchſte Güter.
Wie im Fluge gingen wechſelnd
Jene Bilder ſeiner Jugend,
Ging Vergangenheit vorüber
Vor dem Geiſt des Renegaten.
Allzuwohl verſtand Suleika
Seinen Schmerz; es drang wie Vorwurf
Ihr ſein Kummer tief zu Herzen.
War nicht ſie's, die ihn gefeſſelt
An das Band, das nun ihn drückte,
Das er nur um ihretwillen
Trug ſeit Jahren, das er gerne
Abgeſchüttelt, wenn er ſie nicht
Schonen wollte, die er liebte?
Doch erwidernd keine Sylbe,
Auf der Bruſt gekreuzt die Arme,
Dem Gebieter ſich verneigend
War ſie ſeinem Wink gehorſam;

Eine Thräne nur, ſie perlte
Glänzend ihr im dunklen Auge.

2.

Bald mit ihren Dienerinnen,
Eingehüllt in weiße Schleier,
Durch den Weinberg, durch die Gärten
Nach den Hügeln, zu dem Hofe
Schritt die ſchöne Sarazenin.
Als ſie näher kam dem Orte,
Hielt ſie ſtill und war betroffen.
Denn wo ſonſt ihr ſchon von ferne
Wüſter Lärm entgegentönte,
Zank der Knechte, lautes Murren
Und ihr Aechzen, wenn im Schwunge
Auf die Schultern, auf den Rücken
Niederfiel des Wärters Peitſche,
Da vernahm ſie jetzt Geſänge,
Die mit ernſtem Feiertone
In die Lüfte ſich erhoben;
Schwiegen ſie, ſo hallte wieder
Wie im Tact der Wurf des Grabſcheits,
Welches hundert rüſt'ge Hände
Emſig, unverdroſſen führten.
Staunend trat ſie in die Pforte,
In den innern Raum des Hauſes,
Wo die Schaffnerin, am Herde
Für den Morgenimbiß ſorgend,
Sie mit Ehrerbietung grüßte.
„Sage mir — ſo ſprach Suleika —
Wem verdankt es der Gebieter,
Daß gefördert wird die Arbeit
Ohne Zwang und rauhes Schelten,
Daß hier waltet ſolch ein Friede,
Wie ich ſonſt ihn niemals ſchaute?"
„Herrin!" war Fatmenens Antwort,
„Ja fürwahr es ſcheint ein Wunder!
Iſt verwandelt doch hier Alles,
Seit Vincenz, dem Chriſtenſclaven,
Mehmed, der ihn jüngſt erworben,
Hat die Aufſicht übertragen.
Einen Schatz an ihm gewonnen
Hat der Herr; er iſt ein Kleinod.
Alles leitet er durch Liebe,
Geht voran mit edlem Beiſpiel
Der Geduld und regen Fleißes

Seinen Brüdern. Hochverehrt ihn
Jeder. Ihres Gottes Prieſter
Soll er ſein, ſo hört' ich ſagen.
Er auch lehrt ſie jene Lieder,
Lieder zu des Höchſten Preiſe,
Die Dir hell entgegenſchollen!" —
Froh vernahm ihr Wort Suleika,
Freude zittert ihr im Herzen,
Doch verbarg ſie, was ſie fühlte.
„Auf, Fatime!" ſo gebot ſie,
Führe mich hinaus zum Felde,
Daß verdientes Lob ich ſpende
Ihm, von dem ſo viel des Guten
Du erzählt. Ihn ſprechen will ich!" —
Und ſie gingen. Mit zufriednen
Blicken ſah ſie rings die Ordnung,
Pries des thät'gen Fleißes Spuren.
Wo ſie nahte, ſtanden grüßend
Still die Sclaven, und zur Herrin
Trat Vincenz, beſcheiden harrend
Des Befehles, den ſie gebe.
Freundlich ſprach zu ihm Suleika:
„Leicht erfüllſt Du, was ich wünſche;
Gern vernähm' ich eins der Lieder,
Das Ihr ſanget, als ich eintrat;
Willſt Du mich damit erfreuen?" —
Nicht gewärtig ſolcher Bitte
War Vincenz. Er überlegte;
Seine Bruſt, ſie war beklommen,
Und dem Sänger gleich der Pſalmen
Sprach er bei ſich ſelbſt: Wie können
Wir das Lob Jehovahs ſingen
Freudig in dem Land der Knechtſchaft,
Wo uns Schmach bedeckt und Schande?
Doch bald hob ihn der Gedanke,
Daß vielleicht ihn Gott berufen,
Zu erretten eine Seele.
D'rauf mit lauter Stimme hob er
An den hohen Pſalm der Klage
Iſraels an Babels Flüſſen,
Und im Feierchore fielen
Ein die Stimmen der Genoſſen.
Tief ergriffen ſtand Suleika.
„Sage mir," — begann ſie wieder —
„Was ich ſehe, was ich höre,
Will wie Wunder mich bedünken.

Sonſt, wenn ich hieher gekommen,
Galt es Zank und Streit zu ſchlichten,
Ungehorſam zu beſtrafen.
Anders iſt's durch Dich geordnet!
So verkünde, wie gelang Dir's,
Welche Kraft iſt Dir gegeben,
Daß Du ſolchen Geiſt des Friedens
Ueber dieſe Schaar ergoſſen?"
„Jeſu Kraft iſt's, der vom Himmel
Kam, der Sohn des Allerhöchſten," —
Sprach Vincenz und zog ein kleines
Kreuzbild, das er ſorglich wahrte,
Aus dem Buſen — „ſieh dieß Bildniß!
Seinem Anblick bei'm Gebete
Danken wir Geduld im Leiden;
Immer ſchwebt uns vor der Heiland,
Der, in Niedrigkeit auf Erden
Wandelnd, liebte ſelbſt die Feinde,
Selbſt den Tod litt für die Sünder;
Und ſo auch in ſeiner Liebe
Fördern willig wir die Arbeit,
Preiſen auch in Sclavenketten
Gottes Rathſchluß, Gottes Willen!" —
Von dem Eindruck ſeiner Antwort
Innerlich bewegt, bewegt von Allem,
Was ſie hier gehört, geſehen,
Schied Suleika. Sie erfaßte
Zwar noch ſeiner Rede vollen
Sinn nicht, aber zündend
Fiel in ihr Gemüth der Funke,
Das ſich unbewußt ſchon lange
Für der Gnade Licht geöffnet.
Lange ſchon erfüllte Durſt ſie
Nach dem reinen Quell der Wahrheit;
Doch wenn ſie nach ihm verlangte,
Von dem Gatten ſelbſt begehrte,
Daß er künde, was der Chriſten
Glaube ſei, was ihre Hoffnung,
Wies er ſie zurück mit Unmuth;
Falſche Scham, ſich umzuwenden
Zu der Bahn, die er verlaſſen,
Schloß die Lippen ihm, und nieder
Kämpfte er mit ſtarrem Trotze
Seines Wollens beſſ're Regung.
Jetzt — es war des Himmels Fügung —
Fand ſie das, was ſie erſehnte,

Seelenspeise, Lebensnahrung,
Die Ihr des Propheten Lehre
Nimmermehr vermocht zu geben.

3.

Oft hinaus noch sah man wandern
Zu dem Hofe hin Suleika,
Wo, willfahrend ihrer Bitte,
Ihr des Heiles frohe Botschaft
Kündete der Diener Gottes,
Der in ihr des Glaubens Pflanze
Sprossen sah mit raschem Wachsthum,
Bald entfaltet sah zur Blüthe.
Nichts von Allem ahnte Mehmed,
Nichts von dem, was vorgegangen,
Als Suleika einst vor ihn trat,
Die sonst schüchtern wie die Taube
Vor dem Blick des Finstern bebte,
Und sich muthig jetzt als Christin
Ihm bekannte. Auf den Knieen,
Hingeworfen ihm zu Füßen,
Flehte sie ihn an, beschwor ihn,
Daß er, was sie selbst beseligt,
Mit ihr theile, wiederkehre
Zu dem Glauben seiner Väter,
Lang verlorne, lang entbehrte
Ruhe wieder sich gewinne.
Strömend floß Suleika's Rede,
Gottbegeistert, liebeglühend.
Mehmed schwieg und war betroffen;
Bläße wechselte mit Röthe
In den aufgeregten Zügen
Kündete den Sturm des Innern,
Seines Willens Kampf und Schwanken.
Plötzlich stürzten ihm die Thränen
Aus den Augen, sprechen wollt' er,
Doch die Stimme, sie versagt' ihm;
Rasch die Flehende vom Boden
Zog er auf und preßte heftig
An sein Herz sie; ohne Worte
Wußte sie's — er war gewonnen!
Bald im traulichen Gespräche
Ward ihm klar und licht, was dunkel,
Was ihm räthselhaft geblieben.
Sie berichtet freudestrahlend,
Wie sie in Vincenz, dem Sclaven,

Einen Lehrer fand und Führer
Auf des Heiles neuem Pfade.
Eilig hieß nach ihm nun ſenden
Mericourt. Das Werk der Umkehr,
Der Verſöhnung, durch Suleika
Schon begonnen in dem Gatten,
Wurde von Vincenz vollendet.
Nach der Heimath wuchs die Sehnſucht
Stündlich den ſo eng Verbundnen,
Und die Flucht, ſie ward berathen,
Klugheit ſichert ihr Gelingen.
Monde noch vergingen; doch am
Frühen Morgen eines Tages
Lag bereit am Strand die Barke;
Nur das Gattenpaar mit wenig
Dienern und Vincenz beſtieg ſie.
Eine Luſtfahrt gab den Vorwand,
Aber weiter, immer weiter
Fort von Afrika's Geſtaden
Flog das Boot. Die See ward ſtürmiſch;
Zwiſchen Tod und zwiſchen Leben
Schwebten ſie drei bange Tage,
Schwebten ſie drei bange Nächte,
Doch der Prüfung Ende war es.
Land erſchien; den Boden Frankreichs
Grüßten ſie mit Jubelrufen.
Dann entlang dem Lauf der Rhone
Kamen ſie an's Ziel der Reiſe;
Avignon, der Sitz des Biſchofs,
Ward erreicht. Verwundert hörte
Ihr Geſchick der greiſe Hirte;
Und gewährte, was ſie baten.
Eine dreifach ſeltne Feier
Sah die alte Kathedrale
Avignons in ihren Mauern.
Groß war das Gedräng des Volkes
Und es floß manch Auge über,
Als der Taufe heil'ge Weihe
Dort Suleika ward geſpendet,
Als der milde Schooß der Kirche
Wieder aufnahm den Verirrten,
Als Vincenz, ein armer Sclave
Jüngſt noch, nun im Prieſterſchmucke
Brachte für die eigne Rettung,
Für die Rettung zweier Seelen
Tiefgerührt des Dankes Opfer. —

Der Alchymist.

Von L. Dyckhof.

Die kleine Anna zählte erst acht Jahre und da sie ein lebhaftes unbesonnenes Mädchen war, verging kaum ein Tag, an dem sie nicht ernste Verweise von ihrer vortrefflichen Mutter bekam; diese liebte das Kind von ganzem Herzen, war aber eben deswegen nicht blind gegen sie, oder schwach gegen ihre Fehler. Wie groß diese nun auch sein mochten, hatte doch Anna von dem lieben Gott ein herrliches Geschenk erhalten, nämlich ein warmes, liebevolles, für alles Gute und Schöne offenes Herz.

Eines Tages hatte sie recht fleißig an ihren Arbeiten gesessen und als diese beendigt waren und sie durch den Regen aus dem Garten, in dem sie eine neue Rasenbank anlegte, vertrieben wurde, kam sie zur Mutter gesprungen. Sie pflegte nur zu gehen, wenn sie krank oder traurig war und Ersteres war sie selten, Letzteres aber nur wenn sie mit sich unzufrieden war, oder Jemand leidend wußte. Anna kam also zur Mama und bat um ein Buch, denn sie las gern die wunderschönen Geschichten aus den hübschen Büchern im Glasschranke. Aber die Mama sah sie sehr ernst an und antwortete nicht. Da wurde die Kleine feuerroth und setzte sich still in eine Ecke, denn es fiel ihr ein, daß sie noch drei Tage warten müsse, bis der Bücherschrank ihr wieder offen stand.

Dies hing nun so zusammen. Es war einmal vorgekommen, daß sie sich ein Buch ohne Erlaubniß genommen und es heimlich auf dem Heuboden gelesen hatte. Da sie es aber nicht recht verstand, war sie dabei eingeschlafen und die Mama, die ihr Töchterchen nie lange aus den Augen verlor, rief: Anna! Aber die schlief und hörte nicht. Da rief sie nach dem großen Hunde, dem Nero, welcher gar nicht so böse war, wie sein kaiserlicher Namensgenosse und seine kleine Herrin auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte. Der Nero hörte sogleich die Stimme der Hausfrau und stieg eilend die Bodentreppe hinab, da er aber vergessen hatte, seine Toilette zu machen, war sein zottiger Pelz noch voll Heu und die Mama wußte jetzt auch, wo Anna war. Sie fand dieselbe noch schlafend im frischen, duftigen Heu und das Buch — es war der Tasso von Göthe — fest in ihrer Hand. Die gute Frau trat leise zurück, ohne ihr Kind zu wecken, noch ihm das Buch zu nehmen, von dem sie wußte, daß es keinem Kinde schaden, aber ihm wohl recht langweilig sein kann, wie die meisten für große Leute geschriebenen Bücher.

Anna erwachte nach vielleicht einer Stunde im Heu. Die Sonne schien durch die offne Bodenklappe und das Kind sprang lustig auf und hatte ganz des häßlichen Ungehorsams vergessen. Aber neben ihr lag das Buch und ihr kleines Herz ward so schwer, so schwer, wie das Eure, meine lieben Kinder, wenn Ihr etwas Unrechtes begangen habt. Zwar glaubte sie, daß Nie-

mand — nämlich kein Menſch ihre Sünde kenne, aber ſie wußte, daß Gott Alles ſieht und es war gerade, als ob die Sonne ihre Strahlen abſichtlich auf das Buch fallen ließ, ſo daß der Goldſchnitt ordentlich funkelte und Anna ertrug es nicht länger. Sie that alſo, was das Beſte war und lief weinend zur Mutter, brachte ihr das Buch und gelobte Beſſerung.

Nun wißt Ihr gewiß auch ſchon, wie leicht ein Mutterherz verzeiht, aber Anna mußte natürlich die Folgen ihres Unrechts empfinden. Der Schlüſſel wurde aus dem Bücherſchranke gezogen, als Zeichen, daß man ihr nicht mehr vertrauen könne und vier Wochen lang ward ihr kein Buch zu leſen erlaubt. Ach, wie oft ſtand Anna, wenn ſie draußen nicht ſpielen konnte, traurig vor den ſchönen Büchern! Da waren ſie in ihren blauen, rothen, ſchwarzen oder bunten Einbänden und ſahen das Mädchen ſo verlockend an, und ein beſonders ſchönes, dickes Märchenbuch im ſchwarzen Bande mit goldenen Arabesken, das faſt ausſah wie ein Gebetbuch, ſchien ihr wirklich ernſte Vorwürfe über ihren Ungehorſam zu machen. — Endlich, endlich war die Strafzeit verfloſſen und an einem freien Nachmittage, als ein langer Spaziergang im grünen ſchönen Walde beendet war und Anna ſich mit friſcher Milch und weißem Brode erquickt hatte, ging die Mutter an den Schrank, ſteckte den Schlüſſel wieder in das Schloß und zeigte dem Töchterchen noch einmal die für Kinder beſtimmte Reihe Bücher, in denen ihr zu leſen erlaubt war.

Die köſtliche Geſchichte, welche Anna jetzt zuerſt aufſchlug, trug den ſonderbar und gelehrt klingenden Titel: „Der Alchymiſt“ und handelte von einem Manne, der die längſte Zeit ſeines Lebens daran verwandt hatte, Gold zu machen, der endlich zum Ziele gelangt, in der Fülle des Reichthums elend zu Grunde ging, weil er keine beſſeren Güter ſchätzen und lieben gelernt hatte, als ſchnödes Gold.

„Bitte, liebe Mama,“ rief Anna, als ſie geendet, „gibt es wirklich Menſchen, die Gold machen können?“

„Nein, mein Kind,“ erwiederte die Mutter, „viele thörichten Leute haben in früheren Jahren geglaubt, dieſe Kunſt erfinden zu können, aber immer vergebens. Wie das Gold in den geheimen Werkſtätten zubereitet wird, wiſſen die Menſchen noch nicht und ich zweifle, daß ein ſterbliches Auge jemals derartige Geheimniſſe durchdringen kann.“

„Mama, ich möchte recht gern Gold machen können! dann würde ich alle Deine Wünſche erfüllen, Dir ein koſtbares Haus und einen Garten ſchenken, ſo groß und ſchön, wie der Schloßgarten zu M. Du ſollteſt goldgeſtickte Kleider und, wer weiß, was Alles haben!“

„Deſſen bedarf es nicht, meine liebe, kleine Anna. Wir haben nicht allein das Nöthige, wir können uns noch manchen Lebensgenuß verſtatten; aber Du kannſt dennoch lernen, Gold zu ſchaffen und zwar ein viel edleres, als das jenige, welches tief aus dem Grunde der Berge oder dem Sande der Flüſſe kommt.“

„Ein edleres Gold, als dasjenige, wovon Deine schöne Uhr und Kette sind, Mama? Ich verstehe Dich nicht."

„Das glaube ich wohl, meine Anna und ich muß mich deutlicher erklären. Bis jetzt bist Du ein Kind, wie die meisten Kinder mit guten und bösen Eigenschaften ausgestattet, wovon bald die einen, bald die anderen den Vorrang haben. Du wünschest das Gute und Rechte zu thun, aber, wenn die Stunde der Versuchung kommt, bist Du oft zu schwach, Deine guten Vorsätze aufrecht zu erhalten und thust das Gegentheil von dem, was Du thun wolltest und solltest. So, wie Du, sind die meisten Menschen in der Jugend und von der Kraft ihres Herzens hängt es ab, ob sie kräftig, klar und gut werden, ob ihr Charakter sich aus schlechtem Blei zu reinem Golde veredelt, oder ob er werthloses Blei bleibt ihr Leben lang. Wenn Du Dein Inneres so zu verbessern vermagst, daß ich sagen darf: Meine Anna ist, wie lauteres Gold, dann wirst Du Dich und mich viel glücklicher machen, wie alle Schätze der Welt es vermöchten."

„O, Mama, jetzt verstehe ich Dich! Wenn ich neulich, als ich so große Lust hatte, in Deinen Büchern zu lesen, von dem Schranke fortgegangen wäre und gestrickt oder gelernt hätte, wäre ich eine Goldmacherin gewesen."

„Ja wohl, mein Kind. Als Du vor längerer Zeit meine schöne Tasse zerbrochen hattest, und mir sagtest, Du habest des Nachbars schwarze Katze auf dem Küchentische herunterspringen sehen, die werde sie wohl zerbrochen haben — da machtest Dich selbst zu schlechtem Blei, und ich war sehr betrübt und zweifelte, ob Du jemals eine Alchymistin würdest. Man nennt nämlich die Kunst, Gold zu machen, Alchymie."

„Mama, ich fürchte, es ist sehr schwer, solches Gold zu machen!"

„Gewiß, liebe Anna. Wie manche Menschen haben ihr halbes Leben unter Mühe und Arbeit verbracht, um nur das gewöhnliche Gold der Erde zu schaffen. Wolltest Du denn die Arbeit scheuen, wenn es gilt, das ächte Gold zu bereiten, welches Dich und mich beglückt und das Du nicht auf der Erde zurücklassen brauchst, wie das Gold der Berge. Dieses Gold des Herzens folgt Dir noch bis in die andre Welt!"

Die kleine Anna nahm sich der Mutter Worte tief zu Herzen und vergaß sie nicht, so lange sie lebte. Wenn sie später im Begriff stand, ein Unrecht zu begehen, fiel ihr stets die Alchymie ein und sie war ernstlich bemüht, kein Blei, sondern ächtes, reines Gold zu werden.

So wuchs sie auf, ein gutes und ein glückliches Mädchen. Als Anna längst kein Kind mehr war, sondern zweiundzwanzig Jahre zählte, heirathete sie einen tüchtigen Schulmann, der stets einige fremde Knaben zur Erziehung und zum Unterrichte im Hause hatte. Mit den ihr anvertrauten und mit den eignen Kindern betrieb Anna später als glückliche Frau und Mutter die Alchymie ihr Leben lang. Ihre treue Mutter wohnte natürlich bei ihr, denn wie hätte

Anna und sie sich trennen können! Obgleich sie schneeweißes Haar hat und jetzt fast achtzig Jahre alt ist, ruht auf ihrem Gesichte und in den klaren, frommen Augen ein Friede, den die Welt nicht gibt. Ihre Tochter und ihre Enkel umgeben sie als tüchtige, brave Menschen mit rührender Liebe.

Der Geburtstag.

Von L. Dyckhof.

„Nächste Woche ist mein Geburtstag!“ jubelte Fanny M., als sie den Kalender durchblättert hatte, „wie freue ich mich! Schenke mir doch ein neues Hütchen mit rosa Bande, liebste Mutter, und ein Nähkästchen mit einem silbernen Fingerhute und“ — — „Halt!“ rief die Mutter, „Du scheinst sehr viel Wünsche zu haben! Wir, Dein Vater, Deine Geschwister und ich, werden jedenfalls suchen, Dir Freude zu machen; aber hast Du auch wohl bedacht, ob Du die Zeichen unserer Liebe verdient hast? Du weist doch, daß jedes Lebensjahr ein verlornes ist, in dem Du blos älter und größer geworden bist, weißt, daß Du an Kenntnissen und Tugenden zunehmen mußt, wenn Gott und Menschen mit Dir zufrieden sein sollen.“

„O, Mutter? ich habe Ostern ein solch gutes Zeugniß bekommen. Du hast doch gehört, daß ich die Erste in meiner Klasse bin?“

„Das weiß ich; aber Du hast noch andre Pflichten, als die des Fleißes in der Schule zu erfüllen. Denke ein wenig über das bald verflossene Jahr nach und frage Dich, ob Dein Gewissen Dir keine Vorwürfe macht, ob der allwissende Gott freundlich auf Dich blickt? Wenn Du am Abende jedes Tages, wo Du mit Dir zufrieden sein darfst, einen rothen Strich in Dein Taschenbuch machtest und einen schwarzen, wenn Du Dir etwas Unrechtes vorzuwerfen hast, würdest Du am Ende des Jahres mehr rothe oder schwarze Striche zählen?“

„Ganz gewiß mehr rothe!“ betheuerte Fanny zuversichtlich, und die Mutter schüttelte zweifelnd den Kopf. „Es sind acht Tage bis zu dem bewußten Geburtstag, laß uns sehen, mein Kind, ob Du jeden Tag mit gutem Gewissen einen rothen Strich machen darfst.“

Der folgende Tag war ein Sonntag, eine Schauspielergesellschaft war eingezogen und Fanny hätte für ihr Leben gerne eine Vorstellung gesehen. Sie war erst einmal in's Theater gegangen und brannte vor Begierde diesen Genuß noch einmal zu haben. Die Mutter ließ sich erweichen und gab ihr das nöthige Geld, ein Theaterbillet zu kaufen und Fanny konnte den Abend kaum erwarten.

Gegen Mittag kam Arnold, der zehnjährige Sohn des Hauses, in's Zimmer.

„Draußen ist die alte Wäscherin, deren Enkelin eben von der Treppe

gefallen ist und den Arm gebrochen hat, sie bittet um altes Leinen." — „Das soll sie haben!" sagte die Mutter, „die Alte wird wenig zur Erleichterung der Schmerzen des armen Kindes thun können, habt Ihr vielleicht noch Ueberschuß von Eurem Wochengelde?"

„Mutter, ich habe noch drei Groschen, darf ich dafür der Kleinen eine Apfelsine kaufen?"

„Gewiß, mein Sohn, Du hast freie Verfügung über Dein Geld, das Dein Vater Dir nur entziehen würde, wenn Du einen unwürdigen Gebrauch davon machtest?"

„Ich habe nichts übrig behalten, liebe Mutter, ich gebrauchte neue Bleifedern und Papier u. dgl. Willst Du mir nicht etwas Geld oder Spielzeug für das arme Kind geben?" sagte Fanny.

„Nein, Fanny, wir sollen nur Wohlthaten erzeigen von dem, was wir selbst erspart haben, und wenn ich dem Kinde beizustehen suche, bist Du es nicht, die ihm Liebes erzeugt."

Fanny fühlte verstohlen nach dem Gelde in ihrer Tasche, damit wäre der Kleinen schon eine rechte Freude zu machen gewesen — aber — die Mutter würde gewiß nicht mehr Geld für den Theaterbesuch ausgeben, es war ein so seltenes Vergnügen. Fanny schwieg, sie ließ das Geld leise wieder aus der Hand in die Tasche gleiten und schlüpfte in den Garten, um der Mutter Auge zu entgehen.

Diese trat mit Arnold, welcher sich mit der duftenden Apfelsine versehen hatte, in das Stübchen der Wittwe, im Hinterhause. Hier war bereits der Arzt geholt, der Arm der Kleinen sollte eingerichtet werden, die Großmutter klagte und jammerte, daß sie das Kind nicht leiden sehen könne und nicht im Zimmer bleiben wolle, wie es so die Weise schwacher Menschen ist; die Kleine schrie aus allen Kräften. Frau M. ließ die Alte gehen und nahm die ihr wohlbekannte Kranke freundlich auf den Schooß. Arnolds Apfelsine that Wunder, bald war die Operation geschehen und die Kleine zur Ruhe gelegt, worauf Frau M. sich entfernte, um der Leidenden ein Süppchen zu besorgen und Arnold, welcher nach bestem Vermögen hülfreiche Hand geleistet hatte, folgte ihr mit dem Stolze eines Triumphators.

Fanny kam spät nach Hause — hatte sie den gehofften Genuß nicht gefunden? Machte ihr Gewissen ihr Vorwürfe? Ich weiß es nicht, aber sie war verdrießlich und müde und wagte nicht nach der Kranken zu fragen. Als sie im Bette lag, öffnete sich leise die Thür und die Mutter trat ein.

„Würdest Du Dir heute einen rothen oder einen schwarzen Strich machen müssen, wenn Du diesen Gebrauch schon eingeführt hättest?"

„Keinen rothen!" flüsterte Fanny beschämt.

„Laß uns hoffen, daß Du morgen zufriedener mit Dir sein kannst," entgegnete die Mutter.

Und der Morgen kam. Fanny ſtand mit den beſten Vorſätzen auf. Sie hatte ihre Schulaufgaben vortrefflich gelernt, ſie war freundlich und aufmerkſam im Hauſe und machte Abends ihre Arbeiten. Aber da ſtörte ſie das Schweſterchen, die kleine Adelheid, welche ein Puppenkleid nähen wollte, das Fanny ihr zuſchneiden ſollte. Nun hatte die ältere Schweſter zwar noch Zeit genug zum Lernen, aber die Störung der Kleinen ärgerte ſie und das Kind ward ſo unfreundlich abgewieſen, daß es ein ſchiefes Mäulchen zog und die Thränen über die rothen Bäckchen floßen. Das Kindermädchen kam und brachte Adelheid zu Bett.

„Biſt Du heute zufrieden mit Dir geweſen?“ fragte die Mutter, als Fanny ihr den Gutenachtkuß bot.

„Beinahe, Mütterchen, aber doch nicht ganz, den rothen Strich habe ich nicht verdient,“ antwortete dieſe leiſe.

Der dritte Tag ſollte einmal ganz muſterhaft verbracht werden. Sie faßte die beſten Vorſätze, aber es ging nicht ſo leicht dieſe auszuführen. Fanny zerbrach ſchon vor dem Frühſtück eine kleine Blumenvaſe, die ſie neu füllen wollte, und in dem Wunſche, dieſe Unvorſichtigkeit nicht bekannt werden zu laſſen, trug ſie die Stücke eifrig fort und verſchwieg leider das kleine Unglück.

„Nun, Fanny!?“ fragte Abends die Mutter. Das Mädchen war ſchon im Begriff, den rothen Strich zu beanſpruchen, die Morgenaffaire war in Vergeſſenheit gekommen, da traf ſie der Mutter ernſter Blick und in Thränen ausbrechend verbarg ſie das Geſicht. „O, Mutter! wann werde ich ſein wie ich ſollte, wann werde ich nur einen rothen Strich verdient haben?“ — „Verliere den Muth nicht,“ tröſtete die Mutter, ich wollte Dich nur aus Deiner Sicherheit reißen und Dich lehren, aufmerkſam auf Dich zu ſein. Jetzt werde ich Dich Abends nicht mehr fragen, aber Dein eignes Gewiſſen wird meine Stelle vertreten.“

Der Geburtstag kam und mit ihm der gewünſchte Hut und das Nähkäſtchen und noch andre hübſche Sachen und in dem Nähkäſtchen lag ein kleines Buch mit einer rothen und einer ſchwarzen Bleifeder. Nachmittags durfte Fanny ihre Freundinnen einladen und von dem ſchönen Geburtstagskuchen mit dreizehn Lichtern darum und dreizehn Roſenknospen im Kranze, der ihn umſchloß, brachte ſie zuerſt ein großes Stück der kleinen Kranken im Hinterhauſe. Ob Fanny mehr rothe oder mehr ſchwarze Striche machte, weiß ich nicht; ſie trug den Schlüſſel des ſchönen Nähkäſtchens immer an einem ſchwarzen Bande um den Hals.

Sie wurde aber ein beſcheidenes, liebes Mädchen und der Eltern Herzensfreude. Sie hatte gelernt auf ihre Fehler zu achten und die ſtolze Sicherheit verloren. Die Mutter fragte nie nach den rothen oder ſchwarzen Strichen, aber wenn ſie Fanny liebevoll oder ernſt anſchaute, wußte dieſe ſogleich, was die Mutter dachte. Fanny hat gelernt, ſich nie zu Bett zu legen, ohne den verlebten Tag zu überdenken und iſt auf dem beſten Wege zu einem guten tüchtigen Mädchen.

Digitized by Google

Das geerntete Kirschen.

Kathie.

Erzählung von C. Salesius.

Es war Samstag Abends. Die Beichtstühle in der Kathedrale von St. Georg in London waren so sehr von Andächtigen umlagert, daß noch lange an keinen Kirchenschluß zu denken war. — Der Zeiger auf der großen Uhr hatte längst die zehnte Stunde passirt und die armen Priester, die bereits geraume Zeit zubrachten mit Spendung des Sakramentes, das den verlornen Frieden in die Seele bringt, mochten sich wohl das Ende des heutigen Tages herbeiwünschen, um mit dem morgigen die Arbeit neu zu beginnen, denn es war hoher Festtag, an dem sich auch manche von Jenen dem göttlichen Tische nahten, die man sonst vergebens in dem Verzeichnisse der „Eifrigen" suchte.

Plötzlich entstand ein Gedränge — ein weinendes, vor Kälte zitterndes, vom Regen durchnäßtes Mädchen hatte mit Ungestüm die Reihen der Wartenden durchbrochen, und stellte sich nun direkt vor Vater Blanks Beichtstuhl, mit flehenden Worten bittend, er möge ihr doch unverzüglich folgen, um ihrer sterbenden Mutter den letzten Trost zu spenden. Vergebens that der Sakristan Einsprache, daß sie so zudringlich sei, vergebens murrten auch Einige der Anwesenden; das Kind sah und hörte nichts — es dachte an Niemanden, als an die geliebte Mutter. Der Priester schenkte der Bitte sogleich Gehör, und stand unverzüglich auf, um dorthin zu eilen, wohin Noth und Liebe ihn beriefen — nämlich zu einem armen kranken Weibe, das — wenn auch verlassen von den Geschöpfen — heimgesucht, gestärkt und getröstet wird von dem, der den Erdball mit Einem Finger hält. Das Ganze kam so plötzlich, so unerwartet, daß es unmöglich war, ganz gleichgiltiger Zuschauer zu bleiben.

Armes Kind! dachten sich wohl die Einen — wie zärtlich mußt Du die Mutter lieben — wie schmerzlich wird der Verlust Dir fallen! — Andere beteten im Stillen, daß der Herr der armen Seele ein gnädiges Gericht gewähre — und ein Mütterlein, das gar eifrig die „Pater noster und Ave Maria" an ihrem Rosenkranze zählte, konnte nicht umhin, laut zu sprechen: „O Herr, gib ihr Friede und ewige Ruhe!" —

Unterdessen hatte sich der Priester mit dem Nothwendigsten versehen — das Allerheiligste aus dem Tabernakel genommen, und schritt schweigend in stiller Andacht neben dem Kinde her — oder vielmehr eilte ihm nach, denn die besorgte Liebe beflügelte ihre Schritte. Auf ihrem ziemlich einsamen Gange zur ärmlichen Wohnung begegnete ihnen eine alte irische Apfelfrau, welche Kathie, das Mädchen, kannte und als ob sie ihre Bekümmerniß auf dem Gesichte läse, sie mitleidsvoll fragte, ob zu Hause etwas fehle. Kurz und bündig antwortete das Mädchen: daß sich die Mutter am Tode glaube, —

die Frau aber meinte, es werde wohl nicht so gefährlich sein. — „Ach," — erwiederte das Kind, „ich fürchte, sie ist recht übel daran, denn sie liegt die ganze Woche schon im Fieber, und der Arzt hat sie bereits aufgegeben."

Nun erst bemerkte die Fremde die Gegenwart des Priesters, und fast erschrocken stotterte sie: „Ach, Euer Hochwürden, soll ich nicht auch mit zur kranken Frau gehen?"

„Ja wohl, O'Mara," entgegnete der Vater, „kommt nur, sie ist vielleicht froh um Euern Beistand."

„Mag sein," erwiederte die Angeredete, „aber," fügte sie zu dem Mädchen gewendet noch bei: „warum hat man mir's denn nicht früher gesagt!"

Es regnete und stürmte, und der Boden war so schlüpfrig, daß es harter Mühe bedurfte, um vorwärts zu kommen.

Endlich gelangten sie, Dank der Gaslampen an den Verkaufsläden, zum Ziele. — Am Eingange der Wohnung stehend, konnten sie nicht mehr von der bisherigen Beleuchtung profitiren, darum ersuchte Kathie den Priester, mit dem Allerheiligsten so lange zu verweilen, bis sie ein Licht herbeigeschafft hätte. Die Umstände rechtfertigten diese Bitte, jedoch in fast weniger, denn Einer Minute erschien die Führerin mit einem elenden Nachtlichte, vermittelst welchem sie die enge Treppe erhellte, die zum Stübchen der Kranken führte.

Die Apfelfrau Biddy *) O'Mara fing bereits an, ihre Nutzbarkeit zu entfalten, denn weit erfahrner als das Kind wußte sie dem Priester hilfreich zur Seite zu stehen und ihm manch kleine Handreichung zu leisten.

Das Stübchen, in dem die Kranke lag, bot zwar das Bild der schreiendsten Armuth, doch war es reinlicher als manch' andere Zufluchtsstätte menschlichen Elends in der Riesenstadt London.

Ein Mädchen, um etliche Jahre jünger als Kathie, breitete eilig ein reinliches, weißes Tüchlein über den Tisch und stellte wohl ihren ganzen ärmlichen Lichtvorrath — zwei dünne Unschlittkerzchen darauf. Nachdem der Priester den Anwesenden den Segen ertheilt, setzte er die Hostie auf denselben nieder.

Kathie nahte schüchtern mit der Entschuldigung, daß ihre Armuth nicht gestattet habe, zwei Wachslichter zu kaufen. Ohne ein Wort zu erwiedern, zog der Vater ein längliches Kästchen aus der Tasche, wie deren Priester, die so oft unter dem Dache der Armuth Einkehr halten müssen, immer bei sich tragen, und welches alles Nöthige zur Spendung der letzten Oelung in sich schließt. Aus diesem Kästchen nun langte Vater Blank hervor, was er bedurfte; hierauf entließ er alle Zeugen und schickte sich an, die Beichte der Kranken zu hören. — Biddy O'Mara, Kathie und drei oder vier jüngere Geschwister begaben sich in das anstoßende Stübchen, wo in einer Ecke auf

*) Biddy heißt: Brigitta.

einem Bündel Stroh noch zwei Engelchen im süßen Schlummer der Unschuld sich wiegten, bewußtlos bezüglich Allem, was um sie vorging.

Kaum war die Thüre geschlossen, begann O'Mara zu Kathie gewendet: „Aber mein Schatz, warum hast Du mir nicht früher von der Krankheit der Mutter gesagt? vielleicht hätte man doch noch helfen können."

„Ihr seid recht gut, Biddy," entgegnete das Mädchen, „aber Ihr wisset ja, daß wir Fremdlinge hier sind, und daß ich noch nie in Eure Wohnung kam, sie folglich auch nicht zu finden gewußt hätte. Wir sind jetzt drei Monate hier, und hatten seit der Zeit Unglück über Unglück. Vor drei Wochen wurde der Vater von einem bösen Fieber ergriffen und starb in wenig Tagen — und nun liegt die Mutter an der nämlichen Krankheit darnieder, die auch ihr das Leben kosten wird. O großer Gott! was werden wir arme Waisen alle thun?" Bei diesen Worten brach die Sprecherin in lautes Schluchzen aus, aber auch die Frau konnte und wollte sie nicht trösten, denn wenn sie auf die bedauernswerthen Würmlein blickte, die freilich den Verlust noch nicht in seinem vollen Umfange begriffen — so brach auch ihr das Herz und sie vermischte ihre Thränen mit jenen der Kinder. Durch das laute Weinen aufmerksam gemacht, eilte eine gutmüthige Nachbarin herbei, und sehend, daß Kathie von dem Regen ganz durchnäßt war, machte sie ihr das Anerbieten, doch wenigstens in ihr Stübchen zu kommen und sich zu trocknen und zu wärmen. „Die Kleinen sollen auch mitgehen," fügte sie hinzu, „ich will sie für diese Nacht neben meine eigenen Kinder betten."

„Gott segne Dich, Johanna," sprach gerührt Biddy. „Ich bin's gewiß, Er segnet Dich. Aber wenn wir nur einige trockne Kleidungsstücke für das arme Kind hätten; ich fürchte, es wird uns auch noch krank."

„Meine Mädeln," erwiederte die Nachbarin, „liegen alle im Bette; Kathie könnte von einer das Gewand anziehen, bis ihr eigenes ein wenig abgetrocknet ist."

Bald hatte die gutherzige Johanna die Kinder in den Strohbüschel geschoben, den sie Bett nannten und in dem bereits die ihrigen süß schlummerten.

Kathie fand eben Zeit genug, das Gewand zu wechseln, bevor Vater Blank sie in das Krankenzimmer zurückrief. Die kranke Mutter trug bereits den Ausdruck einer Sterbenden. O'Mara und Kathie mit einem jüngern Brüderchen, der mit ihr die Stelle eines Leuchterträgers versah, umstanden das Lager in lautloser Stille, bang und erwartungsvoll.

Die Arme hatte nur noch so viel Leben, um das Lebensbrod mit vollem Bewußtsein genießen zu können. Nach einigen Minuten stiller Anbetung machte sie eine Bewegung mit der Hand, als ob sie dieselbe zum Segen über ihre Kinder erheben wollte.

Biddy, dieses Zeichen verstehend, stellte die Kinder ganz in ihre Nähe und half ihr, das Kreuzchen auf der Stirne ihrer Lieblinge bilden.

„Kathie . . . Fany . . . Jemmy . . .“ *) sprach sie mit bebenden Lippen, — „Gott . . segne . . . schütze euch alle!“ — Kathie sah voll des Schreckens die geliebte Hand sinken, griff mit Zärtlichkeit nach derselben und drückte sie an ihr Herz, indem sie sprach: „O Mutter! hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars!“ — „Amen“ — versetzte lächelnd die Mutter — „Amen . . .“ und Alles war vorüber. Todesbläße verbreitete sich über die theueren Züge, das Auge war gebrochen und auch das Herz — die Kinder standen da, als Doppelwaisen.

Vater Blank hatte ihr die Seele ausgesegnet und begann gleich hierauf im Vereine mit Biddy, Kathie und Jemmy die vorgeschriebenen kirchlichen Gebete, indessen Erstere mit schmerzerfüllter Innigkeit der theueren Heimgegangenen Mund und Augen schloß.

Nach vollendetem Gebete sprach der Priester zu O'Mara: „Nicht wahr, Ihr werdet diese Nacht bei den Kindern bleiben?“ — „O sicher,“ erwiederte sie; „ich will heute und morgen hier bleiben, und wenn mir die Nachbarin Johanna hilft, so werden wir alles Nöthige für das Begräbniß besorgen.“

Bei diesen Worten trat die in Rede stehende Frau in das Zimmer und sagte zu O'Mara sich wendend, daß sie gerne bereit sei, ihr beizustehen, dann fügte sie hinzu: „Ich möchte wissen, wer mir hilft, wenn auch für mich die Zeit der Trübsal kommt.“

Noch ehe er das Zimmer verließ, sprach der Priester den wohlthätigen Frauen seinen Beifall, ja selbst seinen Dank aus, und um gleichsam thatsächlich zu beweisen, wie tief ihm das Schicksal der unglücklichen Waisen zu Herzen gehe, legte er eine halbe Krone auf den Tisch, und sprach: „Ihr wisset Beide, daß ich selbst arm bin, deßhalb müßt Ihr sehen, mit diesem Wenigen so weit zu reichen, als nur immer möglich ist. Und nun lebet wohl, — Gott segne — Gott schütze Euch! Wenn ich Zeit finde, werde ich morgen nach der Messe wieder kommen.“ Hiemit verließ er die Stätte des Elends und der Trauer. Die barmherzigen Samaritinen aber machten sich sogleich an ihr Liebeswerk, und Johanna litt es nicht, daß die Kinder sich in dem Sterbekämmerchen aufhielten, bis der Leichnam der Erde übergeben war, was am folgenden Dienstage geschah. Am Abende dieses kummer- und thränenreichen Tages als eben O'Mara an Kathie's Seite saß, begann sie: „Mein Kind! ich will nur sehen, wie Du diese Dingelchen alle ernähreſt?“ Sie verstand darunter die Siebenzahl von Waisen, die nun zu ihrer dreizehnjährigen Schwester, wie zu ihrer Mutter aufschauten.

„Nun,“ erwiederte Kathie, indem sie sich die Thränen trocknete — „es wird schon gehen; Jemmy wird sich verdingen; Vater Blank hat ihm die Stelle eines Laufbuben in Jefferson's Haus zuwege gebracht, da wird er drei bis sechs

*) Jemmy heißt: Jakob.

Schillinge wochentlich erhalten. Biddy hat auch bereits einen Platz, sie ist nur zum Tode der Mutter gekommen, und diesen Morgen wieder zurückgekehrt. Marie und Annie kommen nach Norwood in das Waisenhaus, wofür ebenfalls Vater Blank Sorge trägt — die drei Kleinen und ich bleiben bei einander; ich werde suchen, etwas Weniges durch Waschen zu verdienen."

„Was? Du?" rief in höchstem Erstaunen die Aepfelfrau; „wer wird denn einem solchen Kinde etwas anvertrauen? — und — gesetzt auch, wo willst Du denn die Kraft hernehmen?"

„Gott wird mir helfen," sprach Kathie entschlossen. „Zwei Familien haben mir bereits Kundschaft zugesagt; auch die Mutter selig wollte sich durch diese Arbeit den Unterhalt für uns erwerben, aber kaum waren Kessel und Waschwanne angeschafft, wurde sie krank."

„Gut!" versetzte nachdenkend die Alte. „Ich habe eine Mange in meinem Keller, die will ich Dir zur freien Benutzung überlassen;" dann ein Paketchen Thee aus der Tasche ziehend, übergab sie denselben dem Mädchen mit den Worten: „Geh, mach uns eine Tasse — aber einen recht guten, der für uns Alle als Mitagessen gilt, und sieh da, in meinem Korbe findest Du Brod."

Kathie Mahony entledigte sich mit Freude der Aufträge. Sie war ein aufgeschossenes Mädchen, nicht älter denn dreizehn Jahre, aber dabei so geschickt, so umsichtig, daß die Apfelfrau sie mit größtem Vergnügen betrachtete. Doch, daß dieses Figürchen einen Platz an der Waschwanne ausfüllen sollte, das ging über ihren Horizont, und so in Gedanken vertieft, klopfte sie einmal um das andere kopfschüttelnd ihre schwarze Pfeife aus *). — Aber Kathie theilte die Besorgniß nicht. Kaum hat je ein stärkerer Geist einen schwächlicheren Körper bewohnt.

Ihre Eltern waren die Besitzer eines kleinen Ladens in Dublin; jedoch vom Unglücke verfolgt, verloren sie ihr geringes Besitzthum, worauf sie sich, in der Hoffnung, daß auch für sie noch bessere Tage kommen werden, nach England begaben. Hier wanderten sie von Ort zu Ort, fanden aber kein Plätzchen, worauf sie sich eine neue Heimath hätten gründen können.

Natürlich schmolz der kleine Zehrpfennig mit jedem Tage mehr, bis sie sich endlich entschlossen, um jeden Preis sich eine Zeit lang im großen Babylon — genannt London — aufzuhalten. Der Vater war so glücklich, einen mageren Posten als Portier zu erhalten; die Mutter verdiente sich durch Bügeln etliche Groschen. Wie schon erwähnt, befand sich die bedrängte Familie erst drei Monate in London, als die Eltern starben. — Biddy O'Mara war fast die einzige nähere Bekanntschaft, die sie gemacht, und diese stammte noch aus früherer Zeit, denn auch sie war von Dublin herübergewandert. Es ist nur gar zu richtig, was der Dichter spricht: „die Armen erobern nur wenig

*) Bei irländischen alten Frauen ist das Tabackrauchen gebräuchlich.

neue Freunde — aber sie lieben jene, die der Himmel ihnen sendet, um so beharrlicher und treuer."

Biddy O'Mara gehörte zu dieser Klasse, auch sie war arm, aber liebend und treu. Die Gute mußte in ihrem Leben schon viele, harte Wege kennen lernen. — Der schwerste Schlag jedoch traf sie durch den Tod ihres Mannes, der sie, als vermögenslose Wittwe mit einem unerzogenen Knaben hinterließ. In ihrer Noth ergriff sie den Obsthandel als Erwerbszweig und es gelang ihr, durch den Verkauf von Aepfeln und Orangen das Leben kümmerlich zu fristen.

So saß sie an ihrer Straßenecke, ein Jährchen um das andere. Von ihrem einzigen Sohne, den ein unglücklicher Zufall noch sehr jung ihr entriß, hatte sie seit jenem Augenblicke kein Sterbenswörtchen gehört.

Aber um wieder auf unsere Kathie zurückzukommen, muß ich sagen, daß ihr fester, beharrlicher Wille alle Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellten, überwand. Sie arbeitete früh und spät, und erwarb sich so viel, daß sie ihre kleine Familie zu Jedermanns Erstaunen ganz gut erhalten konnte. Aber im zweiten Jahre nach der Mutter Tod traf Biddy O'Mara das Unglück, sich durch einen Fall den Arm so zu zersplittern, daß sie fast drei Monate im Krankenhause verweilen mußte. Unterdessen hatte aber eine andere Obstlerin ihren Platz an der Straßenecke eingenommen, und als die Arme denselben wieder selbst besetzen wollte, verweigerte die Eingedrungene hartnäckig, ihn wieder abzutreten. Um Streitigkeiten zu vermeiden, suchte sie sich ein anderes Plätzchen, das aber, weil von ihrer dürftigen Wohnung weiter entlegen, viel unbequemer war, zumal da ihre bereits abnehmenden Kräfte ihr das Tragen der schweren Körbe ungemein beschwerlich machten.

Jetzt galt es für Kathie, Liebe mit Liebe zu vergelten. Sie benahm sich der Apfelfrau gegenüber wie eine dankbare Tochter. Jeden Morgen trug sie ihr die Körbe auf den Platz — und jeden Abend holte sie dieselben ab, und gab nicht nach zu bitten, bis die liebe Alte ihre bisherige Wohnung verließ und zu ihr zog, wo sie mit ihren Geschwistern der „Granny," *) wie sie dieselbe nannten, jede Aufmerksamkeit zollten. — Da diese sich mit ihrer kleinen Einrichtung in das zweite Stübchen einquartirt hatte, so wurde selbes von nun an der Sammelplatz der ganzen Familie.

Die Eigenthümerin des Hauses, in welchem sie wohnten, benahm sich ebenfalls recht freundlich gegen Kathie. Sie verlangte von ihr keinen andern Miethzins, als daß sie ihr jeden Samstag das Wohnzimmer und die Küche reinige. Ueberdieß gewann sie das kluge, brave Mädchen täglich lieber und half ihr mit mancher Kleinigkeit herzlich gerne aus; jetzt gar, da Biddy so kränklich wurde, daß sie ihr Geschäft vollständig aufgeben mußte, kam sie den

*) Großmutter.

Bedürfnissen des geringen Haushaltes in jeder Beziehung zu Hilfe und verschaffte auch der „Granny" durch ein und andere leichte Arbeit kleinen Verdienst. Letztere übernahm fast förmlich die Obsorge der Kinder, und so konnte Kathie frei und ungestört ihren Beschäftigungen obliegen. Jedoch so viel Glück dauerte nicht lange. Es schwanden allmählig die Kräfte der guten Alten und statt daß sie dem Kinde unter die Arme griff, mußte das Mädchen sie warten und pflegen, — was sie mit aufopfernder, kindlicher Liebe auch that. Doch schienen alle Quellen zu versiegen — das, was sie als das Aergste gefürchtet, trat ein — sie mußte nämlich die öffentliche Wohlthätigkeit, das Almosen der Gemeinde in Anspruch nehmen, denn sie sah selbst ein, daß sie den armen Kindern die wenigen Kreuzer, die sie zum eignen Unterhalt bedurften, wegnehme.

Dieses schmerzte Biddy bis in das Innerste der Seele — noch mehr aber die Wahrnehmung, daß Kathie in Folge übergroßer Anstrengung und freiwilliger Entbehrung mägerer und bläßer wurde.

Wenn nun zuweilen unserer leidenden O'Mara eine Klage entschlüpfte, so war Kathie stets der tröstende und ermunternde Schutzgeist. Sie wies die Frau auf die Armuth, die der Herr uns zu Liebe auf sich genommen, und stellte freundlich lächelnd einen Vergleich mit der ihrigen und jener der heil. Familie von Nazareth an und das Resultat derselben war stets: daß sie, die Familie Mahony, ganz reiche Leute seien, wenn sie Maria und Joseph betrachten; das Mädchen wußte die Sache so geschickt anzubringen, daß die Kranke auf den Gedanken kam, Kathie sei doch nicht so arm.

Das älteste der drei Kleinen war nun so weit herangewachsen, daß es täglich die Schule der barmherzigen Schwestern besuchen konnte. Einmal kam das liebe Mädchen voll Vergnügen nach Hause, und ein Büchlein so hoch emporhaltend, als seine Aermchen reichten, rief es aus: „Da schau einmal, Kathie, das herrliche Buch, das ich von der ehrwürdigen Mutter bekommen, weil ich zwei Sacktücher für die Schwestern so schön gesäumt habe." — Es war an und für sich ein ganz gewöhnliches Büchlein von geringem materiellem Werthe, aber in Matty's *) Augen ein kostbarer Schatz.

„Da sieh," erwiederte Kathie mit schwesterlicher Theilnahme, „jetzt kannst Du auch während der langen Abende der Granny vorlesen."

„Ja, das will ich," entgegnete lebhaft Matty, indem sie ihr Kleinod herzte und küßte, als ob sie ein lebendiges Wesen vor sich gehabt, das ihre Zärtlichkeit hätte erwiedern können. „Und jetzt, Käthchen," fuhr sie in aller Unschuld fort, „jetzt knie Dich nieder und lege die Hände zusammen."

Kathie verwundert und erstaunt, und nicht wissend, wo es hinaus wolle, that in eben so großer Einfalt, wie ihr das Schwesterchen zu thun geheißen;

*) Matty heißt: Mathilde.

da bezeichnete erstere sie mit dem Kreuze, indem sie sprach: „Sieh, hiemit bringe ich Dir den Segen, den Dir die ehrwürdige Mutter durch mich schickt."

Wem muß es nicht ein Lächeln entlocken, wenn er sich im Geiste unser Käthchen vor dem fünfjährigen Schwesterchen knieen denkt und hört, wie ganz ernst und andächtig die Kleine spricht: „Möge Jesus Dich segnen." — Und doch — es ist die Unschuld, die so redet und handelt, — wer möchte es wagen, ihr höhere Kraft und Weihe abzusprechen? Der Heiland selbst hat die Kinder gesegnet — sollte nicht dieser Segen auf dem noch unverdorbenen Ebenbilde Gottes ruh'n?

Granny war über diese Scene ebenfalls erstaunt und sagte: „Wer hat Dich denn gelehrt, den Segen zu geben?"

„Niemand," entgegnete das Kind. „Aber die ehrwürdige Mutter hat mich so gesegnet und gesagt, bringe auch Deiner Schwester Kathie meinen Gruß und Segen heim. Habe ich es denn nicht recht gemacht, Granny?"

Granny antwortete lachend: „Ich weiß es nicht, Kind! Ich habe das niemals gelernt. Käthchen," sprach sie dann freundlich weiter — „gehe jetzt und besorge Deine Wäsche, die Kleinen können einstweilen alle bei mir bleiben." Das fleißige Mädchen ließ sich die Sache nie zweimal schaffen. Frisch nahm sie den schweren Korb, der sie fast zur Erde niederzog. Der Weg führte sie in das Haus eines Buchhändlers, Namens Hale in »fleet street.«

Am Ziele angekommen, fühlte sie sich so müde und erschöpft, daß sie sich, um auszuruhen, ein wenig auf die Schwelle setzte. — Unglücklicher Weise sah dieses der einzige Sohn des Hauses, ein höchst muthwilliger, verzogener Knabe, dem kein Streich zu schlecht war. Da dachte er in seinem Uebermuthe, das Wäschermädchen zur Zielscheibe seiner Belustigung zu machen.

„Kathie!" rief er, „bring Deinen Korb in die Halle, ich will es meiner Mutter sagen, die Dich zu sprechen wünscht." Das Kind gehorchte, wartete aber ungefähr 10 Minuten, bis endlich der Knabe von Oben herab rief: „Kathie, hier ist ein Schilling für Dich." — Augenblicklich nahte sie sich der Stiege und streckte die Hand nach dem Geldstücke aus, das in einer Münze bestand, welche — freilich ihr unbewußt — der boshafte Bube glühend heiß gemacht hatte. Einen Schrei des Schmerzes ausstoßend, sank sie fast ohnmächtig zusammen, indessen der Schelm in lautes Gelächter ausbrach und dasselbe sogar verdoppelte, als er ihre Thränen fließen sah. Unterdessen war ein Dienstmädchen herbeigeeilt, um zu sehen, was es hier gebe; sie suchte voll Mitleid Kathie zu trösten, welche ihr im vollsten Jammer klagte, wie sie nun vielleicht lange nicht mehr im Stande sein werde, zu waschen und zu putzen — und wie dann die Granny sammt den kleinen Geschwistern Hungers sterben werden.

Mit den Worten: „Gott steh uns bei," verließ sie, nachdem sie dem Dienstmädchen die gereinigte Wäsche übergeben hatte, das Haus. Was sollte

sie thun? — Ihr erster Gedanke war an Vater Blank, der in jeder Beziehung ein sorgender, liebevoller Vater auch für die ärmsten Schäflein war — ja gerade für diese ein stets offenes Haus und Herz hatte.

Sinnend schritt sie seiner Wohnung zu, allein leider war der Priester in Geschäften abwesend und so mußte Kathie ihr betrübtes Herz und ihre verwundete Hand zum größten Schrecken der kleinen, ihrer mit Besorgniß harrenden Familie nach Hause tragen. — Wie groß war der Jammer der guten O'Mara, als sie den Vorfall vernahm. Auch die Hausfrau war voll des innigsten Mitleids und sie konnte nicht genug mißbilligende Worte über diese grausame Unart finden. Endlich entschloß sie sich selbst, zu dem Vater des kleinen Bösewichts zu gehen, um Anzeige von dem Geschehenen zu machen.

Der Mann hörte zwar die Beschuldigung an, ließ auch gleich den Thäter vorrufen; dieser aber läugnete mit einer solchen Hartnäckigkeit und Frechheit, daß der Frau ganz bange wurde.

Der Ausgang dieses Verhörs war für Kathie ein höchst ungünstiger, denn kaum hatte der Lügner sein Netz vollendet, das für jedes Auge durchsichtig gewesen wäre — nur nicht für jenes verblendeter Eltern — so wendete sich der Herr zu Frau Markham, so war ihr Name und sprach in aufgeregtem Tone: „Die Wäscherin Kathie muß eine sehr gemeine Seele sein, daß sie auf so betrügerische Weise Geld von uns zu erhalten sucht." Dann, den Waschlohn für die letzte Woche hinwerfend, fügte er bei: „Sage sie ihr, daß sie bei uns weiter nicht mehr anzufragen habe. Solch' schändliches Betragen kann nicht geduldet werden."

Die überraschte Frau, durch Kathie wissend, daß sie gerne mit Vater Blank gesprochen, ihn aber nicht angetroffen habe, versuchte nun ihr Glück, und begab sich in des Priesters Wohnung, um ihn von dem Ereignisse in Kenntniß zu setzen und Rath und Hilfe von ihm zu erbitten. — Sie traf ihn zu Hause beschäftiget, und somit war ihr die gesuchte und gewünschte Gelegenheit geboten, ihn mit der Sachlage bekannt zu machen. Nicht ohne Seelenschmerz hörte er von der Grausamkeit des jungen Hale und von der Blindheit seines Vaters. Vater Blank faßte den Entschluß, sich in eigner Person zu diesem Manne zu verfügen, um geeignete Vorstellungen zu machen. Jedoch, meinte der Priester, wird es jedenfalls unumgänglich nothwendig werden, die Kinder und auch die alte Frau in ein Armenhaus zu bringen. Wenigstens theilweise getröstet, kehrte die gutmüthige Frau zu den Waisen zurück, den letzten Theil der Rede des Priesters für sich behaltend, weil sie wußte, welch' ein Schlag diese Entscheidung für die so Innigvereinten sein würde. Sie dachte, der Pater werde ihnen wohl selbst zu gelegener Zeit die Mittheilung hierüber machen.

So war eine Woche in Trübsal vorübergegangen. Der Sonntag Morgen brach an. Kathie hatte ihre Geschwister zur Frühmesse hergerichtet und

ihnen den letzten schmalen Bissen Brod aus der Schublade zum Frühstücke gegeben. Für sie selbst war nichts übrig geblieben, sie bedurfte auch für den Augenblick nichts, denn sie wollte die heil. Communion empfangen. Nachdem Alles in Ordnung war, begab sie sich mit den Kleinen nach St. Georg. Kaum hatte jedoch die heil. Messe begonnen, fingen die kleinen Geschwister deren Hunger durch den geringen Vorrath nicht ganz gestillt werden konnte, an, unruhig zu werden. Um die Leute nicht in der Andacht zu stören, schleppte Matty sie hinaus vor die Kirche auf den schönen freien Platz und suchte sie, durch Spielen, bis zu Kathie's Rückkunft zu beschwichtigen.

Der Gottesdienst war zu Ende, und die Beter kehrten nach Hause. Da bemerkte eine mitleidige Frau die ungemeine Bläße der drei Kinder, und vielleicht die Ursache errathend, gab sie der Matty einige kleine Münzen, diese aber, weil die Brüderchen ihre winzigen Arme ausfüllten, drückte Paddy *), dem ältern Knaben, das Geld in die Händchen, damit er es bis zur Rückkehr der Schwester halte. Das zwei- bis dreijährige Kind aber hatte beobachtet, daß von den Kirchengängern etliche eine Kleinigkeit in die Armenbüchse warfen; er entzog sich nun ganz unvermuthet der Aufsicht Matty's, lief schnell zur Büchse, und warf auch das Geld, dessen Hüter er hätte sein sollen — hinein.

Matty war über diesen nicht geahnten Verlust sehr erschrocken, und rief mit Thränen in den Augen: „O Paddy, was hast Du gethan? Ich habe mich schon so sehr gefreut, der Kathie diese paar Kreuzer geben zu können!" Paddy aber lachte dazu, er wußte nicht, was er gethan. — Endlich hatte Kathie die Danksagung nach der hl. Communion beendigt, und kam erfrischt an Geist und Körper zu den Lieblingen zurück. Matty erzählte ihr gleich die unglückliche Geldgeschichte, und obwohl ein verstohlener Seufzer anzeigte, daß sie der Münze gar sehr bedurft hätte, so faßte sie sich dennoch schnell wieder, und sprach: „Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen! übrigens was den Armen gegeben ist, das ist Gott gegeben und Er wird es wieder zurückbezahlen." So kehrten sie heim; Matty aber, unter dem Vorwande, in die Schule zu gehen **), mischte sich unter die Bettler an den Kirchenthüren, und war so glücklich, fast einen Schilling zu erhaschen. — Mit freudestrahlendem Gesichtchen kam sie nach Hause, getraute sich jedoch nicht sogleich zur Schwester zu gehen, weil sie fürchtete, von ihr einen Verweis zu erhalten, daß sie ihre Hand nach Almosen ausgestreckt habe. Sie begab sich darum zuerst zur Hausfrau und bat sie, ihr zu sagen, wie sie es anstellen solle. Frau Markham rieth ihr hinauf zu gehen, und gar nichts dergleichen zu thun. Sie werde dann, sagte sie, das Geld bringen, als ob es von ihr selbst käme.

*) Patrizius.

**) Die barmherzigen Schwestern in London eröffnen den armen Kindern auch am Sonntage eine Zufluchtsstätte, um sie vor dem verderblichen, müssigen Herumschweifen zu bewahren.

Nicht lange darnach folgte sie dem Kinde, doch stellte sie zuvor noch die größere Hälfte ihres eignen Mahles für die hungrigen Waislein bei Seite. Sie wollte eben zur Thüre eintreten, als sie hörte, daß Kathie und Biddy O'Mara in lebhaftem Gespräche begriffen waren; obwohl zu bescheiden, als daß sie selbe durch ihr unvermuthetes Eintreten hätte stören mögen, war sie doch zu neugierig, um nicht gerne zu hören, worauf sich ihre eifrigen Berathungen bezogen.

Sie hat uns Bericht darüber erstattet und unsere lieben Leser sind gewiß auch neu- oder wißbegierig, den Inhalt zu vernehmen.

„Ach, glaube mir," sprach Kathie zu O'Mara, die sie aufforderte, doch auch etwas Weniges zu genießen, „ich bin gar nicht hungrig, zudem ist die hl. Communion ein besseres Frühstück als Thee und Kaffee."

„Aber, meine Liebe," entgegnete die Frau, „ich muß es gestehen, Dein Anblick bricht mir das Herz, Du siehst so übel, so herabgekommen aus. Ist es denn die Brandwunde, die Dir gar so sehr zusetzt?"

„O Granny," lautete die Erwiederung, „es thut gewiß nicht halb so weh, als jene Nägelwunden, die der liebe Jesus an seinen hochheiligen Händen für mich erdulden wollte." — „Allerdings, mein Herzchen," antwortete die Alte, „es ist keine Wolke so dunkel, daß sie nicht eine goldne Rückseite hätte. Der anbetungswürdige Erlöser hat noch Niemanden verlassen, der sein Vertrauen auf ihn gesetzt."

„Käthchen!" begann nun Paddy, „wann willst Du uns denn heute das Mittagessen geben?"

„Bst!" fuhr Matty dazwischen, „plage sie nicht. Siehst Du, wie weh ihr die Hand thut."

Paddy wimmerte ein wenig, dann begann er neuerdings: „Ich bin so hungrig!"

„O Pat," sagte Kathie begütigend ihn streichelnd und auf den Arm nehmend, „ich will Dir etwas erzählen, magst Du?"

„Und werd' ich dann etwas zu essen bekommen, wenn die Geschichte fertig ist?" —

„Wart' nur noch ein wenig, bis Vater Blank kommt," tröstete Kathie, „er hat versprochen, diesen Nachmittag bei uns einzukehren." Hierauf erzählte sie, ohne weitere Aufschlüsse zu ertheilen, ihre Geschichte, auf welches jedoch die kluge Matty weit aufmerksamer horchte als der kleine Mensch, der an nichts anderes als an sein Mittagessen dachte. Die Erzählung lautete aber so: „Als die hl. Jungfrau noch auf Erden weilte und das Jesuslein noch ganz klein war, da ließ sie es einmal auf freiem Felde spielen. Nach nicht gar langer Zeit ging die Mutter hinaus, um ihn zu rufen, damit er sich bald in sein Bettlein legen sollte. Sie suchte lange, endlich traf sie ihn in einer kleinen Felsenhöhle ganz sanft und fest schlafend. Seine Arme hatte er

ausgestreckt, wie Du ihn da an dem Bilde, das an der Wand hängt, siehst. Und es war aus jedem der beiden Hände und beiden Füßen eine wunderliebliche, rothe Rose gewachsen und von seiner hl. Seite kam aber noch eine viel, viel schönere heraus, als die andern waren. Die liebe Himmelsmutter pflückte diese Rosen alle, und steckte sie an ihr Herz, dann weckte sie den kleinen Jesus und trug ihn nach Hause."

„Und," fragte Maddy, „sind dieß vielleicht die schönen Rosen, die sie in der Kirche an ihrem Kleide hat?"

„Fromme Kinder," erwiederte die Schwester, „haben sie der Himmelsmutter gebracht. Darum, wenn Du jetzt die Hungerqual ein wenig leidest, und nicht weinest, sondern geduldig bist, wie ein wackerer Knabe, so gibst Du ihr heute auch eine solch' schöne Rose."

„Da schau einmal, Kathie!" rief der Kleine verwundert aus, „aber sieh! ich bin halt gar so hungrig."

Frau Markham hatte sich längst genug gehört; ganz leise schlich sie sich die schmale Treppe hinab und kam eben so unbemerkt, beladen mit den wenigen Lebensmitteln, die sie sich selbst vom Munde abgespart hatte, in das Zimmer der Mahony, die sich wie gewöhnlich bei der Granny aufhielten. Bemerkend, daß auch kein Fünklein Feuer das Zimmer erwärmte, begab sie sich ein zweites Mal in ihre Wohnung, holte Kohlen und legte so reichen Vorrath in den Ofen, daß die belebende Wärme den erstarrten Gliedern eine eben so große Wohlthat war, als die Nahrung den hungernden Mägen. Freilich hätte die Portion dreimal so groß sein dürfen, aber der größte Hunger konnte doch vorläufig gestillt werden. Nachdem somit alle Vorbereitungen getroffen waren, öffnete sie O'Mara's Stübchen und rief hinein, daß es Zeit zum Mittagessen sei.

Lieblicheren Klang konnte es für den Pat nicht geben, er jubelte und sprang vor Freude; die andern zeigten zwar ihre Gefühle nicht in so auffallender Weise, doch läßt sich annehmen, daß auch ihnen der Ruf ein höchst willkommener war.

Der Kathie war noch ein besonderes Geschenk vorbehalten. „Sieh!" sprach die Wohlthäterin, „unsere liebe Frau sendet Dir nebst dem Essen auch noch einen Schilling."

Das arme Mädchen wußte kaum wie ihr geschah. Endlich sprach sie: „O Sie liebe Frau Markham, das haben wir sicher Alles Ihrer Güte zu verdanken."

„Nicht doch," erwiederte diese, „das Geld erhielt ich von einer Freundin, die mich bat, es Dir einzuhändigen," und dieses sprechend, warf sie einen Seitenblick auf Matty, die wohl verstand, was sie damit sagen wollte.

Es schellt mit kräftigem Zuge an der Hausglocke und Frau Markham ist genöthiget, sich zu entfernen.

„Sicherlich," dachte Kathie, „ist das Sr. Hochwürden, ich muß schon gleich den Stuhl der Granny in ihr Stübchen hinübertragen. Mein Gott! wenn sie mir nur nicht ohnmächtig wird von dem langen Fasten. Ich will zur Vorsorge für sie etwas Weniges warm stellen."

Sie hatte sich nicht getäuscht. Der Hochwürdige Vater kam mit schnelleren Schritten als gewöhnlich die Stiege herauf und trat mit seinem frommen Gruße: „Gott schütze alle Anwesenden!" in das Zimmer.

„Nun Kathie!" fragte er sogleich, „wie steht es mit der Hand?"

„Ach Hochwürdiger Herr!" entgegnete die Angeredete: „es will mit der Heilung gar nicht vorwärts gehen — und" setzte sie seufzend bei — „ich glaube, wir müssen diese Woche noch in das Armenhaus."

„Ganz und gar nicht," erwiederte heiter der Priester. „Der kleine Bösewicht hat nun doch seine Schuld eingestanden, und Herr Hale hat sich bereit erklärt, Euch wochentlich zehn Schillinge zu senden, so lange Du nicht im Stande bist, Deine Arbeit zu verrichten; Du kannst auch zum Doctor gehen und er bezahlt die Unkosten."

„Du siehst, mein Kind!" fügte der Vater mit mildem Ernste bei, „daß Niemand, der auf Gott vertraut, je zu Schanden wird."

„Und nun," fuhr er zu O'Mara gewendet weiter: „auch an Euch habe ich ein paar Fragen zu stellen. Wie lange ist es schon, daß Ihr von Eurem Sohne nichts mehr hörtet?"

„Ach," erwiederte diese, „es mögen bald 15 Jahre her sein."

„O," entgegnete der Priester, „das ist wohl eine lange Zeit, er hat Euch vielleicht schon vergessen?"

„Mein Sohn," erwiederte etwas gekränkt die Frau, „ist nicht das Kind, das eine Mutter vergißt. Nein, nein, er ist gewiß todt." Und vom Gefühle übermannt, weinte sie bitterlich.

„Man muß einen Menschen nicht so schnell aufgeben," sagte Vater Blank lächelnd, mit einem Blicke, der zu sagen schien, daß er etwas Anderes wisse. „Sehet," sprach er weiter; „gestern Abend kam ein Mann zur heil. Beicht zu mir. Nach derselben fragte er, ob ich nichts von einer Frau, Namens O'Mara, wisse. Da bekanntlich dieser Name ein sehr gewöhnlicher ist, konnte ich Anfangs keinen rechten Bescheid ertheilen. Als mir jedoch der Fremde nähere Umstände angab, Euren früheren Aufenthaltsort Dublin, und sogar die Straße nannte, in der Ihr wohntet, wie Ihr mir früher bei einer Gelegenheit selbst erzähltet, — ferner, daß diese Brigitta O'Mara seine Mutter sei, die er schon lange vergebens suche, blieb mir kein Zweifel mehr übrig. Ich bestellte ihn also für heute hieher."

Biddy O'Mara's Lippen erbleichten — ihr Athem wurde kurz und schnell, es schien, als ob die Freude sie tödten wollte; und sie konnte nichts hervor-

bringen als die Worte: „Mein Sohn! mein Sohn!....." Bei dieſen Worten trat ein ſtattlicher Mann von etwa 25 Jahren in das Zimmer, eilte auf die Frau zu und ſchloß ſie voll Liebe in ſeine Arme, denn die Herzen, die ſich nie fremd geworden waren, hatten ſich ſchnell wieder erkannt.

Mutter und Sohn ließen ihren Gefühlen freien Lauf durch einen Strom von Thränen und erſt als dieſer verſiegt war, konnte der Mann zur Mittheilung ſeiner bisherigen Lebensſchickſale gelangen, die in Kurzem folgende ſind: Der junge O'Mara wurde bald nach dem Tode ſeines Vaters von der Mutter ſelbſt in die Umgebung eines Edelmannes gebracht, wo er auch ein paar Jährchen ſehr glücklich und zufrieden lebte. Da nöthigten unvorhergeſehene Ereigniſſe ſeinen Gebieter, unverzüglich eine Reiſe nach Amerika anzutreten. John O'Mara, ſein Liebling, mußte ihn begleiten. Es machte ſich aber Alles ſo furchtbar ſchnell, daß er keine Zeit mehr fand, die Mutter von ſeiner Abreiſe zu benachrichten. In ſeiner neuen Heimath angekommen, und ſelbſt noch auf der Reiſe dahin, hatte er ihr zwar wiederholt geſchrieben, aber Gott ließ es zu, daß keiner ſeiner Briefe in ihre Hände kam. Die gute Biddy traf bald nach ihrem erſten traurigen Verluſte ein Unglücksfall nach dem andern; ſo daß ſie zuletzt ihre ſchöne Wohnung, in welcher ſie mehr als 20 Partheien in die Miethe hatte aufnehmen können, verlaſſen mußte. Mit einem geringen Zehrpfennige nur begab ſie ſich endlich nach London, wo ſie ſich auf die bereits angegebene Weiſe mit Aepfel- und Orangenhandel nährte. Das Gegentheil fand bei ihrem Sohne John ſtatt. Ihm lächelte das Glück auf jedem ſeiner Schritte — und jetzt, da er durch manch' günſtige Unternehmung zum reichen Manne geworden war, zog ihn ſein Herz in die Heimath und in die Arme ſeiner Mutter. Er betrat Brittanien mit der Hoffnung, wenn auch vielleicht ſeine Mutter nicht mehr, ſo doch wenigſtens einige Verwandte oder Freunde am Leben zu treffen. Nachdem er ſich von Ort zu Ort erkundigt, war er endlich ſo glücklich, durch Vater Blank die gewünſchte Auskunft zu erhalten. Der Prieſter hatte, nachdem er ſich eine kurze Weile mit den Freudigen erfreut — ſich wieder zurückgezogen, die Kinder aber ſtanden bis jetzt noch ſchüchtern ferne. Nun aber, da es ſchon zu dunkeln begann — die Glücklichen bemerken die Flucht der Zeit am wenigſten — klopfte es leiſe an der Thüre. John, dieſelbe öffnend, bemerkte ſogleich Kathie mit einer Taſſe Thee in der Hand. Etwas ſchüchtern und verlegen in das Stübchen tretend, ſagte ſie: „Bitte um Vergebung! ich möchte der Frau O'Mara eine Taſſe Thee anbieten und Sie, mein Herr, fragen, ob Ihnen nicht etwa Feuer gefällig wäre?"

„Kathie! Kathie!" rief die alte Frau, „was fällt Dir denn ein, meinen John „Herr" und mich, die arme, alte Granny „Frau" zu nennen?"

Kathie's Augen waren roth und geſchwollen, die beiden Glücklichen konnten wohl bemerken, daß ſie viel mußte geweint haben. John ſprach daher voll

Freundlichkeit: „Gehen Sie, liebes Kind, zu meiner Mutter, ich mache mir selbst Feuer.

Granny zog das betrübte Mädchen mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich und sprach: „Meine Liebe, was weinest Du denn? Sieh, ich, Deine Granny, habe eine große Freude, weil ich meinen Sohn gefunden habe. Fürchte nicht, daß wir getrennt werden; wir bleiben bei einander; er ist ein reicher Mann und kann für uns Alle sorgen. Zu allererst muß er Dir die Hand durch den Doctor heilen lassen. Doch still! still! Herz, Du hast im Unglück tapfer ausgehalten, jetzt sollst Du auch am Glücke Theil nehmen."

John hatte all' dieses mit Interesse angehört — endlich ergriff auch er das Wort und sagte: „Kathie — so meine ich, hat die Mutter Sie genannt, wollen Sie mit uns in ein schönes, großes Haus ziehen? und für immer bei uns bleiben?"

„Eure Gnaden," erwiederte die Angeredete, „so sehr mich das Anerbieten freut, so darf ich es doch nicht annehmen, weil ich meine kleinen Geschwister nicht Andern überlassen kann." —

„Kathie!" entgegnete der Fremde; „zuvörderst nennen Sie mich nicht Euer Gnaden, ich bin nur John O'Mara, sonst müßte ich mit einem Fräulein aufwarten. Ferner was die Kleinen betrifft, von denen die Trennung so schwer fiele — läßt sich wohl annehmen, daß sie das ganze Haus ausfüllen? — Uebrigens bin ich durch Vater Blank von Allem unterrichtet und habe beschlossen, daß Ihr sämmtlich mit der Granny ziehen und mit ihr leben sollt wie bisher."

Diese Sprache heiterte unser Käthchen vollständig auf und sie unterhielt sich so lange mit Mutter und Sohn, bis es Zeit war, die die schläfrigen Kinder zu Bette zu bringen. Kaum war sie fortgegangen, begann O'Mara sie mit Lobsprüchen zu überhäufen. „Ah Johnny!" sprach sie mit vollster Begeisterung, „Du kannst kaum glauben, was das für ein herrliches Mädchen ist. Erst vierzehn Jahre alt, sorgte sie schon für ihre Geschwister wie eine Mutter für ihre Kinder. Sie unterzieht sich den beschwerlichsten Arbeiten, um den nothwendigsten Unterhalt zu gewinnen. Ihre Brüderchen wären längst in das Armenhaus aufgenommen worden, aber weil sie fürchtet, sie könnten unter schlechte Gesellschaft kommen, will sie sich lieber Tag und Nacht für sie plagen. Sie selbst ging bis zum Tode ihrer Mutter zu den barmherzigen Schwestern in die Schule und da ist sie so gut und fromm geworden. Jeden Morgen und Abend leitet sie Matty und Pat zum Gebete an. Ihr Vertrauen auf Gott ist unerschütterlich und mich selbst hat sie nicht selten zur Standhaftigkeit, zur Geduld ermuntert. Wie oft hat sie mir wiederholt: „Granny, sieh, es ist Gottes Wille, daß wir diese Trübsal leiden, Er weiß am besten, was uns gut und heilsam ist." Ich hätte nie geglaubt, daß ein Kind von 13—14 Jahren leisten könnte — was ich

sie thun sah." — „Sie ist wohl Eine aus Tausenden," bemerkte John, „man wird Ihresgleichen selten finden. Auch Vater Blank hat so rührend von ihr gesprochen, daß ich gleich den Entschluß gefaßt, mit Deiner Erlaubniß ihr das Anerbieten zu machen, bei uns zu bleiben. Es wird gewiß eine gute Haushälterin aus ihr."

„Du hast recht, Johnny," antwortete die Mutter. „Ich würde mich kaum von ihr trennen können. Wäre nicht heute der glückliche Zufall durch Gottes Hand herbeigeführt worden, hätte sie sich wohl entschließen müssen, ihr Brod an den Kirchthüren zu betteln. Bei Gott! sie ist es werth, von mir als eine Tochter betrachtet zu werden." —

* * *

Fünf Jahre nachher war in St. Georg eine Hochzeitsfeier. Vater Blank war der Celebrant, Braut und Bräutigam aber Katharina Mahony und John O'Mara. Das Gesicht der guten alten Apfelfrau strahlte vor Freude wie der Vollmond als sie die Beiden vom Altare zurück nach Hause gegleitete. Ihren Muttersegen schloß sie mit den Worten: „Gute Kinder! Heute kann auch ich mit David sagen: Ich bin jung gewesen und alt geworden, habe aber nie gesehen, daß der Rechtschaffene verlassen worden wäre, oder daß seine Nachkommen ihr Brod hätten betteln müssen."

Wenzels Jugendschicksale.

Erzählung von **Isabella Braun.**

I.

Der arme Wenzel wird mit fünf Jahren ein Sennbub.

Das Naturleben hat gleich dem menschlichen seine verschiedenen Kämpfe. Es tobt das Ungewitter in den Lüften; die Wolken jagen gegen einander und halten ihre schauerliche Donner-Kanonade mit züngelnden Blitzen, mit Regen und Schloßen; oder es kämpft Sturm gegen Sturm; die Wogen des Meeres schleudern das arme Schiff empor und zur Tiefe; im Walde hält das große Heer der Bäume dem Anpralle Stand, wenn auch der Eine und Andere erliegt und im Sturze den schwachen Bruder mit sich reißt. Ein andermal ist der weite Himmelsbogen in das graue Gewand gehüllt; ein schneidend kalter Wind dreht das Wetterfähnlein nach seiner Willkühr. Dies ist der Vorkämpfer des Winters und nun marschiren die gewaltigen Schneemassen auf mit ihren Millionen von angeschaarten Flocken, bis sich die herbstliche Flur ergibt unter dem tiefen Leichentuche.

Und so ist auch das Menschenleben der Erwachsenen: ein Kampf und Ringen unter einander und mit dem Schicksale; ein Steigen und Fallen der wogenden Lebenshoffnungen; ein Feststehen gegen den gewaltigen Anprall, ein ächzendes Unterliegen, ein widerstandloses Drehen nach den Umständen und endlich ein gottergebenes Entsagen, bis das Grab den Leib deckt, wo er im süßen Schlummer der Auferstehung harrt. —

Aber die Natur begeht noch einen Kampf, den mildern Kampf des Frühlings. Wohl fehlt es auch da nicht an Wolken; die Eiszapfen weinen vom Baume herab; der glanzvolle, reine Schnee verwandelt sich in ein Trauerkleid; es braust die aufgelöste Masse von den Bergrinnen hernieder und vermischt sich mit den Bächen und Flüssen des Landes; dann aber ist die Luft rein und klar geworden; neues Leben regt sich; es wuchert von Blättern, Halmen und Blüthen und das große Fest beginnt und dauert, bis später wieder die Stürme kommen; denn der Frühling ist ein Engel, der mit Lächeln und Sonnenblicken kämpft und siegt. So sind die Kämpfe der Kindheit; nur emporgeschaut! der Engel harrt mit der Friedenspalme!

* * *

Diesen milden Frühlingskampf hatte die Natur auf's Neue vollbracht und am schönsten triumphirte sein Sieg auf der Alpenkette. Wieder erscholl das fröhliche Gejodel der Almlieder und vermischte sich mit den Heerdenglocken, während die Berggeister im vielseitigen Echo den Willkomm zurückgaben. Menschen-, Thier- und Naturleben feierte seinen heitern Dreibund; aus den Sennhütten stieg der Rauch und mancher Wanderer, welcher die Zeit der Sommerfrische nicht erwarten konnte, kletterte in den schweren, nägelbeschlagenen Schuhen mit dem festen Bergstocke empor zu den von Gott erbauten Thürmen, um hineinzuschauen in das weite Land mit seinen Dörfern, Feldern, Wiesen und den in Silberbändern sich durchschlängelnden Flüssen, oder die Steinpaläste, Wälle und Klüfte der Alpenwelt anzustaunen.

Wer von meinen jungen Lesern hat nicht schon eine Wanderung in die geheimnißvolle Bergnatur unternommen, in die Berge, welche in der Ferne so blau und duftig uns anlachen, bis sie endlich in der Nähe beschaut ehrfurchtgebietend dastehen wie verzauberte Riesenpaläste. Wenn auch der schneeige Gipfel ein unerreichbares Ziel ist, so ladet doch die Sennhütte zu einer kühnen Bergfahrt. Freilich meint der Vater, es könnte für die kurzen Beine zu ermüdend sein und die Mutter gedenkt der gefahrvollen Abgründe mit Schaudern; aber die Wangen des kleinen Waghalses röthen sich in männlichem Muthe; er zählt die weiten, bereits unternommenen Spaziergänge auf, seine Uebungen in der Turnschule und schließt seine Beweisführung mit Hinweisung auf Sepp und Stephel, die Gaisbuben, welche auch nicht älter sind und täglich auf und ab ziehen, jodelnd und pfeifend, während sie auf dem Vorsprunge des Felsens das Hütlein schwenken.

Der letzte Beweisgrund hat gesiegt und die Almfahrt ward unternommen. Frägt man aber des Abends nach der Heimkehr, ob die Sache so leicht gewesen sei, oder ob der kleine Bergsteiger am andern Morgen wieder mit wolle, dann möchte die Antwort etwas kleinlaut ausfallen. Daheim jedoch — nach der Vakanz — erzählt er wohl gerne von seinem Bergabenteuer und wir erfahren, welch schweres Stück es gewesen sei: Da ging es anfangs so hübsch sachte empor auf gut betretnem Pfade; neben demselben rauschte das Bächlein, als ob es eilige Botschaft zu Thal bringen müßte und sich nicht durch der Blumen Gekose aufhalten lassen dürfte; es sangen die Vögel und tanzten die Schmetterlinge; aber der Weg wurde unkenntlicher, verzweigte sich, die Willkühr herrschte; dann schichteten sich Felsblöcke übereinander; es galt, sich am Stocke empor zu schwingen oder den lieben Thieren gleich die Hände als Füße zu gebrauchen; jetzt kam das lose Gerölle; drei Schritte mußten mit zweien rückwärts erkauft werden; dann ging es gar wieder hinab, statt empor auf der Rutschbahn, wo nur der feste Stock vor dem Sturze sicherte. Jubelnd begrüßt man den lachend grünen Rasen; aber Täuschung! es ist ein Morast und es gilt hurtig zu sein und leichtfüßig, obwohl die Glieder bereits zittern von der ungewohnten Anstrengung. Dicke Schweißtropfen stehen auf der Stirne, die Wangen brennen wie Feuer; aber das Auge sieht frohlockend den Rauch der Sennhütte, das Ohr vernimmt das Gebimmel der Kuhglocken; alle Poesie zerrinnt in dem Einen Gedanken: Eier-Schmarren und Ruhe.

Ja das schmeckt; Beides! ein süßer Schlaf deckt die Augenlieder, wenn nur der störende Traum nicht wäre vom Rückwege! —

So etwa mögen die jungen Bergsteiger ihr Abenteuer — gemischt mit klaffenden Abgründen, brüllenden Kühen, brummigen Stieren mit furchtbaren Hörnern, schildern und nicht mit Unrecht und Uebertreibungen. Aber was denkt ihr nun vollends von dem Weiblein dort, welches mit dem großen Korbe auf dem Rücken eben emporsteigt, da und dort inne hält, Kräuter pflückt und sie in die aufgehobene Schürze thut? Es scheint ihr sehr mühsam zu werden, sie athmet nicht, sie keucht. Betrachten wir sie im Gesichte. Elend und Krankheit haben die Jahreszahl verwischt; sie holt zwar täglich Heilkräuter für die Apotheke; aber entweder gebraucht sie nicht davon, oder sie nützen ihr nichts.

Doch seht, welch ein sonderbares, fast komisches Bild! Jetzt wird der große Korb lebendig. Ein rosiges Kindergesicht taucht daraus empor, nun erscheinen zwei Arme und legen sich um den Hals des Weibes. Die Mutter, denn das ist sie — hält im Gange inne, löst das eine Tragband, stellt den Korb auf den Boden und nimmt den vom Schlaf erwachten Knaben heraus. Es ist ein winzig kleiner Bursche trotz seiner fünf Jahre, sonst hätte das schwache Weib ihn auch nicht eine kurze Strecke tragen können. Aber er glänzt von frischer Lebensröthe neben den bleichen Wangen, die der Tod bereits angehaucht zu haben scheint. Das Weib heißt ihn „schlimmer Wenzel," aber mit so zärt-

lichem Blicke, daß kein schmeichelndes Eigenschaftswort mehr und deutlicher sagen könnte: Der Knabe sei ihre Freude, ihr Glück, ihr Trost, mitten in Armuth und Krankheit.

„Mutter, ich möcht im Gras spielen!“ — ruft der Knabe und entwindet sich den zärtlichen Armen. Ach Kind, warum so eilig! halt Dich lieber fest darin; laß sie nicht los, es ist für die Ewigkeit!

Die Mutter setzt den Knaben auf die weiche, sichere Stelle. Es ist ein so heimliches Plätzchen; kein Abhang, keine Gefahr. Da kann er spielen mit Gras, Blumen, Käfern und Mücken. Sie küßt ihn noch einmal herzhaft, ermahnt ihn, hier sitzen zu bleiben und nicht wegzulaufen, bis sie ihn hole. Er schüttelt den Kopf und ist bereits mitten im lustigen Spiele, während die Mutter weiter geht, um Kräuter zu suchen und noch oft zurückblickt. — Bald gesellten sich zu dem Kinde eine ganze Schaar Spielgenossen. Ein buntbefiedertes Vögelein treibt in den Zweigen des Gebüsches mit ihm „Versteckens;“ die Schmetterlinge laden ihn zum „Fangen“ ein; das Häslein fordert zum „Wettlauf“ auf. Nun produzirt ein Käfer mit seinen glänzenden Flügeldecken auf einem übergebogenen Grashalme die muntersten Seiltänzerkünste; ein kleiner Springer macht den Bajazzo dazu, eine große, gelbbraune Hummel brummt den Baß, die Vögel pfeifen, die Grillen zirpen und der Kukuk schreit ein Solo dazwischen. Noch ist die Vorstellung nicht zu Ende und schon beginnt eine andere. Dort fertigt ein Ameisenhaufen seinen Bau; die emsigen Arbeiten laufen eilig her und hin und schleppen sich ab, und nicht weit davon spitzt ein weißes Mäuschen aus der Erde; es geht hurtig ab und auf, husch — ist es weg und gleich wieder da; es fühlt sich sicher in seiner Höhle. Nun geht das Spiel von oben an; dort auf dem Baumzweige tanzt das Eichkätzchen und sieht mit seinen runden, klugen Augen in die lustigen des Knaben; wie gerne möchte er da Oben sein! er setzt die Beine an den Stamm, aber es geht nicht und er wundert sich, weil doch das Eichkätzchen noch kleiner ist. — Durch's Gebüsch schaut neugierig ein Reh und vergißt seine Scheu vor dem Kinde; selbst die Vögel kommen allmählig näher und picken von den hingestreuten Brosamen: Thiere, Blumen und Kind werden bald gute Freunde.

So vergeht die Zeit wie im Fluge und die Schatten werden immer länger, endlich erlischt der Sonnenglanz und der kleine Wenzel denkt an sein Mutterlein; er wundert sich, wo sie so lange bleibt. Da kömmt urplötzlich die Furcht über ihn, er ruft, er springt fort, immer den Mutternamen auf den Lippen, bis er sich im Weinen verliert. Er merkt gar nicht, wie weit er springt; immer fort, immer fort und wie es in seinem Herzen trauriger wird, fällt auch der Abend rasch in den Wald. Der Knabe steigt empor, mühsam, keuchend und weinend; nun erlahmen die schwachen Glieder; er sieht den Weg nicht mehr, er stürzt nieder vor einem Hemmniß. Aber — o Jubel, o Selig-

keit! da lag sein Mütterlein, den Korb unter ihrem Haupte als Ruhekissen, da lag sie im tiefen Schlafe von der Arbeit ermattet. Wenzel war so glücklich, sie gefunden zu haben; eine süße Ruhe kam in sein geängstetes Herz; er versuchte die Mutter aufzuwecken, aber sie schlief gar so gut. Da nahm er aus dem umgelegten Korbe das letzte Stück Brod, schmiegte sich an den Schoos der Mutter wie in ein Bett, aß und schlief vor Mattigkeit und Ermüdung ein. Sein Haupt ruhte dicht an dem mütterlichen Herzen und die beiden Arme umschloßen sie.

Der Frühmorgen begrüßte wiederum die Natur und der Gaisbub stieg jodelnd zu Thal, um im Dorfe Mehl zu holen. Als er zu der Stelle kam, wo Mutter und Kind immer noch schliefen, tönte eben sein Jodelruf am lautesten und Wenzel erwachte, rieb sich die Augen und erhob sich aus dem Schoos der Mutter. Der kleine Sennhirte näherte sich erstaunt, aber als er das Weib anblickte, stieß er einen gellenden Schrei des Schreckens aus, und mit dem Worte: „Herr Jesus, sei uns gnädig!“ eilte er im Fluge von dannen, wieder der nahen Sennhütte zu.

Der Schreckensruf war in das Herz des Kindes gedrungen mit unsäglicher Angst. Er stürzte auf seine Mutter, sie zu wecken, aber sie regte sich nicht; er nahm die Hände, sie waren starr und fielen widerstandlos zurück; er streichelte ihre Wangen und seine Hände fuhren zurück vor der eisigen Kälte des Todes: der Knabe hatte die ganze Nacht auf einem Todtenbette geschlafen! Er verstand dies freilich nicht, aber das Grausen überrieselte ihn — er weinte und schrie, um die Mutter zu erwecken, er warf sich über sie und sprang wieder zurück vor unbewußtem Entsetzen. Doch bald war er nicht mehr allein; alle Bewohner der Sennhütte eilten herbei und umdrängten die Beiden. Annei, die erste Sennerin — zog das Kind von der Leiche, nahm es auf den Arm, eilte mit ihm fort und weinte laut und so heftig im Grausen und Mitleiden des weiblichen Gemüthes. Dazwischen suchte sie es zu beruhigen, daß die Mutter bald nachkommen werde, aber ihr Trost weckte nur auf's Neue die eigenen Thränen.

Jetzt waren sie bei der Sennhütte angelangt und Annei sagte: „Komm, Wenzel, jetzt machen wir 's Feuer an und kochen die Milch.“

„Gelt, Annei, daß die Mutter sich erwärmt?“ fragte schluchzend der Knabe und war dann gleich bereit, mit den vollen Backen in's Feuer zu blasen, daß sich sein verweintes Gesicht noch mehr röthete. Er wollte mit dem Essen dann auf die Mutter warten, aber Annei liebkoste ihn auf ihrem Schoose und sagte, es reiche noch lange für die Mutter. Dann führte sie ihn zu den schönen Kühen; ihre Glocken bimmelten so lustig, die Hörner griffen in einander, die Schweife wedelten, und Wenzel klatschte vor Freude in die Hände. Annei gab ihm die Peitsche des Sennbuben und führte ihn zu den muntern Gaisen und bald ward die Frage nach der Mutter seltener, die neue Freude

hatte wie ein tröstender Engel das Kinderherz in Besitz genommen. — So verging Stunde um Stunde; Wenzel schlief auf weichem Moose, oder spielte in dieser reichen Welt des Vergnügens. Als Nickel — der Sennbub — mit einem wahren Jammergesichte zurückkam — lief ihm Annei entgegen und unterrichtete ihn zu jener gutmüthigen Verstellung des Herzens, die sie den ganzen Tag bereits geübt hatte. Er spielte mit dem Knaben, machte ihm eine eigene Peitsche und sagte: „Wenzel, jetzt bist Du mein Sennbub und schau, dort die braun und weißgefleckte Gais gehört Dir, auf die mußt Du Acht geben." — Wenzel aber war glücklich und wartete ohne Schmerz auf seine Mutter.

Inzwischen läutete im Dorfe die Armenglocke zum Begräbnisse. Die ganze Gemeinde hatte sich dem Sarge angeschlossen; hinter demselben ging gleichsam als Leidtragender der reichste Bauer — der Kugelbacher, welchem die Alm gehörte, wo Wenzel aufgenommen ward. Er hatte in seinem Stolze die Arme bei Lebzeiten kaum beachtet, und nun ward er vom Schicksale berufen, ihr Leidtragender zu sein, denn kein anderer Freund war da, um ihr diese letzte Ehre zu erweisen.

Der Sarg war in die Erde gesenkt und der kleine Hügel darauf geschichtet; das einfache Kreuz stak bereits darin und alle Anwesenden erhoben die Hand zum Kreuzzeichen, um das übliche Schlußgebet zu verrichten, als der alte, ehrwürdige Pfarrer emporblickte, die ganze Versammlung überschaute und durch die lautlose Stille sprach: „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden! Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit finden." —

Meine lieben Pfarrkinder!

Wenn Eines aus unserer Mitte dahinstirbt, Eines von denen, mit welchen wir jung gewesen und alt geworden sind, da braucht es keine Grabrede: Jeder hält sich dieselbe im Herzen mit Gebet und Erinnerung; das Mitleid und die Liebe spendet zum Weihwasser noch die Zähren. Anders ist es heute an diesem Grabe. Sie, welche wir zur ewigen Ruhe hineingelegt haben, war eine Fremde unter uns und daher muß ich, ehe wir diese Stätte verlassen, noch einige Worte an Euer Herz reden.

Vor drei und einem halben Jahre, als eben der Frühling begann, fuhr spät Abends ein armseliger Karren in unser Dorf. Ein Mann zog ihn, neben her ging das Weib mit einem Kinde auf dem Arme, ein größeres Mädchen aber lag eingebettet in dem kleinen Wagen. Dort unter der Linde machten sie Rast, denn sie hatten kein Geld, um wie andere Menschen ein schützendes Obdach zu suchen. Aber Eure eigenen Kinder schaarten sich neugierig um die Auswanderer und flehten bei Euch um Erbarmen. Ihr guten Leute kamt mit Speis und Trank und holtet mich herbei, denn der Mann bedurfte auch der Seelenpflege, er war vom Fieber geschüttelt, zum

Tode krank. Ich reichte ihm die heilige Wegzehrung zu der weiteſten Reiſe, die wir über kurz oder lange Alle antreten müſſen, und Ihr nahmet die Fremden im Armenhauſe als barmherzige Samariter auf. Nach drei Tagen ſtarb der Mann und nach einer Woche hatte er auch das Mädchen an ſeiner Seite; da liegen ſie nun beiſammen auf unſerm gemeinſchaftlichen Acker.

Seht, Ihr Alle habt Grund und Boden, ein Erdenflecklein, das Euch gehört; der liebe Gott aber hatte der Landfremden auch ein kleines Stücklein Erde mitten unter Euch geſchenkt: dieſe zwei Gräber. Ihr wolltet ſie nicht von dieſem ihrem einzigen Eigenthum vertreiben und ließet ſie mitleidig bleiben. Könnt Ihr ſagen, daß es Euch je gereut hat? daß Euch je mit Undank vergolten wurde? — Nein, das Weib war brav und fleißig; ſie hat mit Euch gebetet in der Kirche und mit Euch von Einem heiligen Tiſche das Brod des Lebens empfangen; ſie hat die Heilkräuter vom Berge geholt und Manchem auch ein heilendes Tränklein davon bereitet; ſie hat Eure Kinder gewartet, wenn der Eine und Andere nicht Zeit dazu fand, ſie hat Euch geholfen bei jeder Arbeit; ſie hat Eure Kranken gepflegt, bei Euren Todten gewacht und am Allerſeelentage ihre und Eure Gräber gemeinſam geſchmückt. So hat Euch Alle Dienſt und Gegendienſt, Erbarmen und Dankbarkeit und die chriſtliche Nächſtenliebe verbunden, aus der Fremden wurde eine Mitſchweſter, ihr Kind der muntere Geſpiele der Eurigen.

Meine Lieben! Gott ſelber hat den Mann und das Kind und nun auch das Weib unter uns eingepfarrt. Da liegt ſie nach einem Leben der Mühe, des Kummers, der Thränen und empfängt im Himmel die Verheißung Gottes für alle frommen Dulder: „Selig ſind die Trauernden, denn ſie werden getröſtet werden.“

Aber ſie hat ein armes, hilfloſes Waislein zurückgelaſſen — ein heimathloſes Geſchöpf ohne Vater und Mutter, ohne Freund und Verwandten. Nochmals ſage ich Euch: das einzige Stücklein Land als Erbgut ſind dieſe drei Gräber, ſonſt hat das Kind nichts! Wollt Ihr, könnt Ihr den armen Knaben davon vertreiben? Wollt Ihr ihn durch rauhe Hände fortbringen laſſen zu der ihm unbekannten Stätte ſeiner Geburt? mir iſt ſie bekannt; ich frage Euch im Namen der Barmherzigkeit, die mit Barmherzigkeit vergilt! — O, Ihr weint, Ihr verſteht das heilige Wort der Bergpredigt. Es tönt zu Euch herab von dem Berge, wo die Arme eines plötzlichen Todes ſtarb und das Kind in ſeiner glücklichen Unwiſſenheit weilt, es tönt in Eure mitleidigen Herzen; es tönt auch in das meinige, welches ſich dem guten Werke gewiß nicht entziehen will. Ja, wir haben das Wort verſtanden, und die Verheißung: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit finden,“ wird dermaleinſt über uns und Eure Kinder ausgegoſſen ſein. Amen.“

Die lautloſe Stille wurde durch Schluchzen unterbrochen und ein andächtiges Vaterunſer ſtieg aus allen Herzen zum Himmel empor; dann verließ die Verſammlung das Grab, nur einige Beter blieben bei den Ruheſtätten

ihrer eigenen Angehörigen zurück. — Am Abend desſelben Tages kam der reiche Kugelbachbauer zum Pfarrer und erklärte ſich bereit, das Kind anzunehmen, und es den Sommer über bei Annei auf der Alm zu laſſen.

So hatte Wenzel eine neue Heimath gefunden und wurde der kleinſte Sennbube auf der Almhütte.

II.

Sommer und Winter.

Der reiche Kugelbauer war nicht der Einzige geweſen, welcher ſich bereit erklärt hatte, das verwaiste Kind anzunehmen. Zum nicht geringen Erſtaunen des Pfarrers erſchien am nächſten Morgen ein altes, in der Gegend verrufenes Weib und wollte den Knaben holen. Sie beſaß in einem unheimlichen Bergwinkel, abgetrennt von allen Nachbarn, eine Hütte mit einigem Ackerlande, das mühſam genug zu bebauen war. Die Hütte hieß gewöhnlich nur „das Hexenhaus" — und Verſchiedenes hatte zu dieſem nicht einladenden Namen beigetragen. Es war gleich einer Höhle in den Felſen gebaut, von Felsblöcken überhängt, an denen aber Geſträuche und Latſchen herabhingen und ein Baum die ſpärliche Erde für ſeine Wurzeln ſuchte. Auf einer Seite klaffte der Abgrund und durch einen ſchwarzen Spalt ſtürzte das Waſſer ſchäumend hernieder. Die Bewohnerin der einſamen Hütte war mutterſeelenallein; ſie hatte, wie man zu ſagen pflegt, „nicht Kind und Kegel;" — ihr Mann war längſt todt und ſeit dieſer Zeit lebte ſie in der größten Einſamkeit. Zum Anbau des Feldes, oder zu denjenigen Arbeiten, die ſie nicht mehr allein verrichten konnte, wußte ſie immer einen Fremden aufzutreiben; bald war es ein herumziehender Vagabund, bald ein Wanderburſche, bald ein alter Keſſelflicker, und wenn die Zeit der Arbeit vorüber, fand man keine Spur mehr von ihm. Die Leute ſchüttelten die Köpfe über „die Hexen-Mariane," denn weil ſie eigentlich nichts von ihr wußten, während man auf dem Lande Alles von einander weiß — mußte nach ihrer Meinung durchaus etwas Böſes dahinter ſtecken. Man mied das einſame Haus, und nur die reiſenden Maler ſtanden oft davor; ſie fanden es romantiſch und taugſam für ihr Skizzenbuch; ein loſer Vogel unter ihnen hatte ſogar einmal verſucht, ihm einen Schild anzumalen, beſtehend aus einer Fratze, die ein Hexengeſicht vorſtellen ſollte; ein anderer verewigte es noch mit ſeinem ſpitzen Bergſtocke, indem er die gemalten Züge in den Stein grub. Die Alte ſchien für all dieſe Beleidigungen, Nachreden und Neckereien ſtumpf zu ſein und kümmerte ſich keinen Strohhalm Werthes darum, nur daß ſie die Menſchen noch hartnäckiger mied, als zuvor. Die verſtorbene Kräuterſammlerin hatte davon die einzige Ausnahme gebildet. Oft ruhte ſie mit Wenzel bei ihr auf den Steinen der Hütte und wurde von der Milch ihrer einzigen Kuh gelabt. Die beiden Weiber ſchienen ſich trotz der Verſchiedenheit ihres Alters und ihrer Schweigſamkeit zu verſtehen: ſie

waren Beide einsame Pilger auf dem dornenreichen Lebenswege und hatten nur Gott zu ihrem Hort und Beschützer.

Dieses arme, verachtete und einsame Weib war es, welche das Kind vom Pfarrer begehrte. Der würdige Mann war im tiefsten Herzen bewegt, denn er hatte ein milderes Urtheil, als die Menge und die stille Beterin am Eckſteine seiner Kirche, manche große Thräne, die er oft an den braunen, gefurchten Wangen herabtröpfeln sah auf die knöchernen Hände, welche den Rosenkranz hielten, hatten die bösen Reden entkräftet. Er dachte: „wer Niemanden braucht als den lieben Gott, muß entweder ein gemartertes, oder ein mit Erinnerung belebtes Gemüth haben;“ und jetzt dachte er, als sie den verlassenen Knaben verlangte: „ein kaltes ist es nicht.“ Dennoch war er froh, daß der kleine Wenzel bereits untergebracht war, denn die rosige Jugend des Kindes schien ihm doch nicht geeignet, um als Röslein an der Dornenhecke des einsamen, abgeschiedenen Felsenhauses aufzublühen. Die Alte aber kehrte mit einem „gelobt sei Jesus Christus,“ dem sie einen Seufzer anhängte, in ihre Einsamkeit zurück. —

Am gleichen Morgen unternahm der Kugelbachbauer mit seinen drei Knaben eine „Almfahrt,“ um den kleinen Wenzel in Augenschein zu nehmen, den er früher nicht beachtet hatte. Sein Gesicht war bei diesem Gange nichts weniger als zufrieden, es trug im Gegentheile einen sehr mürrischen Ausdruck. Zum ersten Mal im Leben hatte er sich von den Umständen in einem Entschlusse übereilen lassen, und er kämpfte nun zwischen Aerger mit sich und Andern, ja mit Gott selber, welche das Weib gerade auf seiner Alm mußte sterben lassen, wodurch er zum Leidtragenden hinter der Bahre gezwungen wurde. — O, nun durchschaute er des Pfarrers Rede, die auf ihn, den reichen Bauern, gemünzt war! konnte er anders thun, als zeigen, daß es ihm auf so einen Buben nicht ankomme! aber die dumme Rührung, welche ihn gleich schnurstracks zum Pfarrer trieb! Das war sein Hauptärger! warum hatte er nicht abgewartet, ob vielleicht Jemand sonst sich melde! und richtig hatte sich die Alte gemeldet. Er — der reiche, angesehene Bauer und sie, die verrufene Hexe! diese Zusammenstellung trieb ihm die Zornröthe in's Gesicht. Also mit dieser war die Verstorbene in Verkehr gestanden! — Solche Gedanken kreuzten sich im Kopfe des Bauern und er war so grimmig, daß er bei jedem Worte der eignen Knaben zornig auffuhr; armer Wenzel — da ist wohl in diesem Herzen kein Platz, wo Vaterliebe Dich hinbettet! —

Als der Bauer auf der Alm erschien, sah er schon von Weitem die Annei und den Nickel auf dem Bänkchen, als ob Feiertag wäre und die Erstere hatte den kleinen Wenzel auf dem Schooße. Sobald sie jedoch den Herankommenden sah, schob sie den Knaben im Schrecken unsanft zur Erde; es war die erste, rauhe Behandlung, welche er seit der Trennung von der Mutter erfuhr und in kindlichem Instinkte brachte er sie mit dem strengen Bauern zusammen,

welchen er kannte und fürchtete. Wenzel lief, was er konnte und versteckte sich hinter der Hütte. Nickel mußte ihn suchen und zog den Widerstrebenden herbei. Der reiche Bauer, welcher seine Wohlthat überschätzte, hatte sich die Scene nicht anders gedacht, als den Knaben mit emporgehobenen Händen vor sich auf den Knieen liegend, und nun war er kaum zu bewegen, dem Bauern die Hand zu reichen! Als Annei schmeichelnd sagte: „Schau, Wenzel, der Kugelbachbauer will Dich barmherzig aufnehmen, bitt ihn schön, daß er Dein Vater wird und seine Buben Deine Geschwister!“ — da verkroch er sich fast in Annei's Rockfalten und langte nach Nickel, indem er schluchzend sagte: „Ich will ihn nicht und seine Buben auch nicht! ich bleib bei Dir und dem Nickel!“

Der Bauer sah finster auf das Kind und die Knaben drohten ihm mit der Faust, alles Mitleid und alle Rührung war von der Eigenliebe verschlungen und mit kurzen Worten gab der Bauer seiner Sennerin den Befehl, den Buben oben zu behalten, ihn abzuhärten und fest zu machen (— als ob er ein Stück aus der Almheerde gewesen wäre —) und den Nickel hieß er ihm folgen, um die Habseligkeiten aus dem Armenhause, die der Knabe den Sommer über brauchte, herauf zu schaffen. Ohne einen weitern Blick auf Wenzel verließ er die Alm; seine Knaben jedoch versuchten noch einige lose Neckereien mit Fäusteballen, Gesichterschneiden und Gestikulationen, welche nicht sonderlich bös gemeint waren, nichts desto weniger aber das kleine, pochende Herz in Schrecken setzten. O, Ihr heiligen Engel der Wohlthätigkeit, warum habt Ihr Euch hinter der armen Felsenhütte verborgen und mit Eurem Flügelschlage nicht das Herz des reichen Bauern gesänftigt! — Aber wir lernen wohl noch erkennen, daß aus dem Leiden oft die größten Wohlthaten entkeimen, wie der Fruchtkern zuerst im Boden liegen muß, um empor zu wachsen zu Licht und Sonne.

Nickel kam des Abends fröhlich wieder zur Alm; auf dem Rücken in seiner „Kraxen“ trug er Wenzels ärmliches Bett und dessen sonstige Habseligkeiten an Kleidungsstücken, und somit war dieser völlig daheim in der Sennhütte. Dort ging fast ein neues Leben an; nun hatte auch das Herz etwas zu sorgen, nicht nur Hände, Arme und Füße. Annei wusch und nähte in den Feierstunden, und man hätte glauben können, sie sei die leibliche Mutter des Knaben, denn es liegt nun einmal zu tiefst in jedem echt weiblichen Herzen, für arme, verlassene Kinder die Mutterarme auszubreiten. Auch Wenzel hing mit Leib und Seele an seiner Annei; in der tröstenden Fluth des Vergessens, worein Gott die Kindheit in ihren herbsten Leiden taucht, fühlte er sich glücklich, obwohl er noch hie und da nach der Mutter frug, denn der Tod ist für solch ein Alter noch das unverstandene Wort; es weiß nichts von einem ewigen Schlummer, und so frug auch Wenzel einige Male, wann die Mutter erwache? bis selbst seine kindliche Erinnerung entschlief und er nur in den neuen Eindrücken lebte. Annei war immer lustig; früher hatte er oft scheu

auf die Mutter geblickt, wenn Zähre um Zähre an der hagern Wange herablief und selbst in deren Liebkosungen sich der Schmerz ausdrückte. Annei hingegen lachte, statt zu weinen; ihr ganzes Wesen strotzte von Jugend und Gesundheit; sie hob mit ihren kräftigen Armen den kleinen schmächtigen Wenzel, der um ein Jahr im Wachsthume zurückgeblieben schien, hoch in die Luft; sie prüfte alle Tage schaukelnd sein Gewicht und fütterte ihn, als ob er auf der Alm wäre, um gemästet zu werden. Unter Tags war Nickel sein munterer Gefährte und richtete ihn zu einem Sennbuben ab. Wenzel hatte sein eigenes Schaf und seine Ziege; diese hütete er mit der emsigsten Sorgfalt und seine Peitsche war ihm so lieb, wie dem König das Zepter; aber nur die Luft spürte die schwachen Hiebe und er lachte, wenn es ein wenig knallte, mit kindlichem Entzücken. Die Arbeit wurde den Beiden zum Spiele. Nickel fand dabei noch genügend Zeit, Pfeifen zu klopfen und zu schnitzeln; Wenzel saß daneben und blies auf der Schalmei, wie sein Gefährte es nannte. Dann suchten sie die schönsten Blumen, den rothen Alpenrausch, die Bergveilchen, sogar Edelweiß brachte Wenzel vom Berggipfel herab — und Alles wurde damit geschmückt — auch der Mutter Grab nicht vergessen von dem gutherzigen Nickel. Vorsichtig lenkte er den kleinen Knaben über das Steingerölle, daß er von der Felsenplatte aus hinabblicken konnte auf das Dorf, den fernblinkenden See und die grünen oder gelben Felder. Oft kletterte Nickel auf einen hohen Baum gleich einem flinken Eichkätzchen und der kleine Wenzel jubelte, indem er gleichfalls den schwachen Versuch machte. Sie waren von früh Morgens bis spät Abends in der Luft; Regen und Sonnenschein schienen auf den Knaben gedeihlich zu wirken, und das heitere Leben um ihn wirkte noch am allerbesten. Abends versammelten sich die Sennen und Sennerinnen der umliegenden Almen in der Kugelbachhütte und die Jodellieder erschallten, daß der Knabe hüpfte und tanzte, bis er auf Annei's Schoos sank und sanft hinüberschlummerte in den andern Morgen.

So verstrich der Sommer nur allzuraſch; es stellten sich die schweren, kalten Nebel ein und der Tag war gekommen, wo die Alm verlassen werden mußte. Annei sang zum Erstenmale traurige Abschiedslieder, während die Knaben die Alm nach Blumen durchwanderten, um die ganze Heerde zu schmücken; sogar die Schweine trugen um den Hals die schönsten Kränze und die stattlichste Kuh mit der lautschallenden Glocke schritt in voller Würde, noch mit Bändern und farbigen Papierstreifen geschmückt — der Heerde voran, Nickel und Wenzel an ihrer Seite. Den Zug beschloßen die Sennen und Sennerinnen und das Echo gab die Abschiedsgrüße fast wehmüthig zurück.

Nun waren sie im großen Bauernhofe angelangt, und ein neues Leben nahm seinen Anfang. Armer, kleiner Wenzel; nun geht's in die Schule, freilich noch nicht in jene mit der schwarzen Tafel und der Ruthe, aber in jene ernste Lebensschule, wo das Lernen noch viel, viel schwerer ist! —

Wenzel ſtand unbeachtet und vergeſſen in dem Hofraume; Alles war mit der Heerde beſchäftigt und ſeine bisherigen Beſchützer hatten alle Hände voll zu thun. Da kam das erſte Heimweh in ſeine junge Seele, er weinte ſtille vor ſich hin und wußte nicht, ſollte er zum Armenhauſe, wo er früher gewohnt, oder ſollte er auf den Kirchhof, wo nach Nickels und Annei's Bericht ſeine Mutter immer noch ſchlafe, laufen. Er ſetzte ſich vor die Hausthüre auf den Stein und das kleine Herz pochte heftig in ſeiner Verlaſſenheit. Da drang aus der Stube ein klägliches Schreien und Weinen; Wenzel hatte augenblicklich ſeine eigenen Thränen vergeſſen und lief in die halboffene Stube. Niemand war zu ſehen; nur eine Wiege ſtand am Ofen und aus derſelben kam das Weinen. Er trat hinzu und ſchaute hinein. Das jüngſte Kind des Bauers — ein Mädchen von eilf Monaten, war über dem Einzug der Heerde auch vergeſſen worden und feierte ſein Erwachen nun mit den klagenden Lauten ſeiner Kindheit, Töne ohne Worte, welche Jeder verſteht, welche Jedem zu Herzen dringen. Der Knabe hatte ſelbſt noch Thränen in den Augen, aber er lächelte dem kleinen Kinde entgegen, ſtreichelte deſſen Wangen und trocknete ſie. Dann ſprach er tröſtend: „Die Mutter kommt ſchon, hör auf zu greinen; die Kühlein ſind im Stall; hörſt ſie?“ Und nun machte er mit ſeiner kleinen Stimme ſie nach, dann die Schafe und die Gaiſen, bis das Kind lachte, mit den Füßen ſtrampelte und ſich an Wenzels Hand emporrichtete. So hatten die Beiden bald Freundſchaft geſchloſſen und waren Beide durcheinander getröſtet.

In dieſem Augenblicke trat die Bäurin in die Stube und ſah unbemerkt eine gute Weile lächelnd zu. Beſſer hätte das verwaiſte Kind ſeinen Einzug nicht feiern können, und als nun Wenzel die neue Mutter ſah und als er die ihm von Annei oft vorgeſagten Worte erröthend ſtotterte: „Habt Erbarmen mit mir; ich bin der arme Wenzel“ — da hörte ſie gar nicht darauf, ſondern ſah immer noch, wie das Kind ihn als Bruder begrüßte. Sie ſagte, indem ſie ihn bei der Hand nahm: „Grüß Dich Gott zu hunderttauſendmalen, armer Bub! Hätt' Dich über dem lieben Vieh bald vergeſſen; aber Du haſt ja mit dem Roſel ſchon Bekanntſchaft gemacht und da ſieh ich gleich, zu was man Dich brauchen kann. So bleibt nur beieinander, derweil ich zum Abend koch.“

Wenzel war auf dieſe Weiſe vom Sennbuben zum Kindsbuben avanſirt und die kleine Roſel ſchien damit völlig einverſtanden. Sie lachten und ſpielten mit einander und Wenzel ſang ein Almlied nach dem andern. Inzwiſchen waren die drei Knaben: Sepp, Hansjörg und Stephel auch hereingekommen und unterbrachen den traulichen Frieden mit ihren knallenden Peitſchen, die über das Bettchen hinſausten, daß die Kleine wieder zu weinen begann, und die Mutter herbei kam. Sie ſtiftete Ordnung und hielt den Buben den armen, ſanften Wenzel als Beiſpiel vor, hieß ſie, demſelben die Hand reichen und ſagte zu Sepp dem Kleinſten: „So da haſt Du einen Schlafkameraden; der kleine Bub hat noch übrig genug Platz in Deinem Bett. Vertragt Euch gut

miteinander, und daß Du ihn an die Wand liegen laß't, er fallt sonst heraus!"

Sepp sah mit schielen Blicken auf den armen Wenzel und rannte mit einem neuen Peitschenknall, der um die Füße des Schlafkameraden pfiff, seinen Brüdern nach zur Thüre hinaus. Beim Abendessen sah Wenzel wieder seine Annei und den Nickel; das ganze Herz lachte ihm vor Freude und er führte Beide zur Wiege, um ihnen sein neues „Schäfchen" zu zeigen. Der Bauer nickte ihm nur finster zu und kümmerte sich wenig um den Zuwachs seiner Familie oder seines Gesindes, wozu er auch Wenzel rechnen mochte.

Die erste Nacht im Kugelbachhofe war für unsern Wenzel keine sonderlich warme. Das Wandwinkelchen wurde ihm nicht zu Theil; Sepp legte sich der Quere nach in das Bett and gönnte dem Schlafkameraden fast nur die harte Schneide der Bettstatt und den kleinsten Zipfel der Zudecke. Aber Wenzel war müde und schlief am Ende dennoch, er träumte von einem harten Falle und als er Morgens erwachte, lag er auf dem Boden; aber die Bäurin stand neben ihm und sorgte in den künftigen Nächten für den Wandwinkel.

Wenzel hatte nicht Zeit, sich in den darauf folgenden Tagen weder um Annei, Nickel oder seine Lieblingsthiere umzusehen, noch mit den drei Knaben Freundschaft zu schließen. Er war Rosels ständiger Gefährte und wünschte sich nichts Besseres und Anderes. Er liebte das kleine Schwesterlein aus ganzem Herzen und zeigte sich sehr anstellig in ihrer Wart und Pflege. Bald verstand er es sogar, die harten Semmel zu reiben, die Schnuller-Läppchen zu füllen, ihr den Brei in das Mäulchen und um dasselbe zu schmieren; aber wenn er auch täglich auf die Mußscharren hoffte, die ihm zum Lohne die Mutter Bäurin versprochen, wußte Sepp immer schneller sich den Besitz anzueignen und ihm blieb das Zusehen: Letzterer wußte überhaupt, sich den kleinen Wenzel dienstbar zu machen. Eine Verheißung oder Drohung für die Nacht, wo er in seiner völligen Gewalt stand, wirkte Wunder; manche eingeflogene Fensterscheibe, mancher zerbrochene Krug, manche Schliffelei kam auf des armen Wenzels Rechnung und der harte Bauer trieb die Zahlung nicht selten mit strengen Worten oder einem Peitschenhiebe ein. Wenzel weinte und schwieg; aber die kleine Rosel war gleich dem Sonnenschein, der die Wassertropfen von der Wiese auftrocknet. Sie begehrte sogar nicht mehr zur Mutter, wenn sie ihren Wenzel hatte. Da saßen sie stundenlang beisammen auf dem Boden; Rosel zerzauste ihm das Haar, warf das Spielzeug umher, damit der Knabe es hundertmal hole, und Wenzel schnitzelte neues, wie er es von Nickel gelernt. Die schwarze Katze war die Dritte im Bunde; sie strichen ihr das weiche Pelz, bis es Funken sprühte; wenn aber Rosels Fäuste zu derb eingriffen, wehrte Wenzel ab; in seinen eignen Haaren mochte die Kleine

immerhin scharf eingreifen, auch wenn seine Augen bisweilen von Thränen überliefen. —

So verstrich der Winter, Wenzel hatte sich nützlich gemacht, die Einen liebten, die Andern duldeten ihn, Allen bezahlte er es mit Dankbarkeit und Demuth, ihm jedoch war das kleine Rosel gleich dem Sonnenstrahle, der die Heckenrose mitten unter den Dornen erglühen macht. Aber wie oftmals ein rauh daherstürmender Wind das schwache Röslein entblättert, so sollte es auch dem armen Wenzel ergehen.

Die lustige Fastnachtszeit war gekommen und die drei Knaben des Kugelbacher feierten den voranschreitenden Freitag, indem sie ihre Gesichter schwarz färbten und in die Stube hereinstürmten, wo Rosel in ihrem Stühle fest eingekeilt saß, neben ihr der treue Wenzel stehend. Der Plan, das Kind zu erschrecken, gelang; sie schrie aus vollem Halse und je ärger sie schrie, desto höher stieg die Lust der Brüder, ihre Schalkspossen zu treiben. Sie schnitten die gräulichsten Gesichter und näherten sich dem Stühlchen. Aber Wenzel stand wie ein Held zum Kampfe gerüstet davor. Er rief: „Laßt mein Rosel in Ruh oder ich schrei der Mutter!“ dabei stieg ihm die glühende Zornesröthe in's Gesicht und er streckte die schwachen, wehrlosen Arme aus. Die Knaben aber spotteten und lachten seiner; Sepp schrie: „Wenzeslaus — Lauswenzel, der Du bist! komm heran, versuch's, Dich werfen wir wie einen Ball in die Höh! Rück an, Lauswenzel!“ Dabei stürmte er gegen Rosels Schutzwache und die Andern kamen von der Seite auf die Kleine, welche immer jämmerlicher schrie. Da ergriff den armen Wenzel eine ohnmächtige Wuth; bald war er mitten unter den Dreien; sie warfen ihn auf die Seite; er flog wie ein Ball gegen Rosels Stühlchen, dasselbe stürzte mit dem Kinde um, — alle standen wie festgebannt, denn das Blut strömte aus der Schläfe des Kindes, die Lehne hatte den Kopf verletzt und Wenzel lag auf dem Kinde.

In diesem Augenblicke eilte die Mutter herbei. Sprachlos vor Entsetzen hob sie die Verwundete auf; sie sah nur Wenzel auf dem umgeworfenen Stuhle, die Knaben schlichen hinaus. Da lag nun das blutende kleine Ding, blaß, wie eine Leiche, und ehe der Vater herzukam, war sie es auch, der scharfe Stoß hatte die Schläfe getroffen. Wenzel kniete schluchzend an dem Bette; sein Herz war nicht minder tief verwundet; er wußte nichts von sich, er wußte nicht, war er an Allem Schuld, hatte er oder die Andern das Kind getödtet; er sah nur, daß es sich nicht mehr regte, daß es schlief, wie seine Mutter, die nicht mehr erwacht war. Niemand kümmerte sich um den Knaben, Niemand schien denselben zu sehen. Man schmückte die kleine Leiche, man zündete ein Kerzlein daneben an; die Nacht kam — Wenzel kniete und lag daneben auf dem Boden, er aß nicht, er regte sich nicht. Man legte das wächserne Bild, nicht mehr sein frisches, rothes Rosel in den Sarg, man trug ihn fort — Niemand achtete seiner. Er aber lief dem Zuge nach und als

wieder Alle den Kirchhof verlassen hatten, da legte er sich auf den kleinen Hügel, umklammerte ihn mit den Armen und schluchzte laut; dann schlief er ein.

Die Nacht war angebrochen, als ihn zwei Arme aufhoben und forttrugen. Es war seine treue Annei; sie legte ihn in ihr eignes Bett in der Bodenkammer, und dort schlief er an ihre Brust geschmiegt, im Schlafe aufstöhnend und des Kindes Namen rufend, in Fieberglut die ganze Nacht.

Es war, als ob mit der Rosel auch der Wenzel begraben sei. Niemand dachte seiner; die Mutter war im Schmerze um ihr Kind versunken; die drei Knaben empfanden eine natürliche Scheu vor Wenzel und schlichen wie Missethäter umher; der Bauer hatte seiner ohnedem nie geachtet. Annei aber pflegte ihren Liebling und Nickel verbrachte jede freie Stunde an seinem Lager. Als er wieder gesund war, hatte sich auch der Vorfrühling eingestellt. Nickel trieb die Schafe und Gänse auf die Waide und nahm Wenzel mit sich. Als ihn die Bäurin wieder zum Erstenmale sah, überfloßen ihre Augen von Neuem; aber er weckte nur traurige Erinnerungen in ihr; sein Wärteramt in der Stube war dahin und so überließ sie den Knaben gerne Annei's und Nickels Pflege und war froh, ihn dem Hause und dem Blicke ihres Mannes entrückt zu wissen. — Das war Wenzels erster Winter im neuen Elternhause. Er war noch nicht in die Schule gegangen, wo die schwarze Tafel steht und die ABC-Bücher ausgebreitet liegen, aber das arme Kind hatte die Anfangsgründe in der Leidensschule des Lebens auf herbe Art gelernt, aus welchen ein sanftes Dulden, aber auch eine Entrüstung über alles Unrecht, das Andern zugefügt wurde, hervorging.

III.

Wenzel als Schulbub.

Zum ersten Male seit langer Zeit schlug Wenzels Herz recht fröhlich, als ihm Nikolaus ankündigte, daß sie morgen zur Alm ziehen würden. Das arme Kind hatte seit Rosels Tode immer ein scheues Gefühl im Kugelbachhofe genährt; er schrack schmerzlich zusammen, so oft er die Bäurin sah, er wich dem Bauern furchtsam aus und fühlte die Feindschaft der Knaben, welche ihr eignes Unrecht auf die kleinen schwachen Schultern legten und oftmals sagten: „Du bist an Allem Schuld; ohne Dich lebte das Rosel heutigen Tags noch; vor unsern rußigen Gesichtern und ihrem Geschrei wäre der Stuhl nicht umgefallen; was hat's Dich angegangen?“ —

War es ein Wunder, daß nun der kleine Wenzel jubelte, als die Almlieder ertönten und der Hof weit hinter ihm lag. Sein kleines Herz öffnete sich der Freude, wie die fest geschlossene Knospe im Frühling. Er schritt keck der Heerde voraus, denn er war nun bereits sechs Jahre alt, er hatte schon allerlei bei der Arbeit geholfen und so ein kleiner Dorfjunge ist deßhalb ein ganz anderes Männlein, als einer seines Alters in der Stadt,

welcher an der Hand seiner Kindsmagd einhertrippelt; so einer ist ein kleines Kerlchen, das auf eignen Füßen steht; Wenzels Füße aber standen nicht nur fest, sie sprangen auch behende über Stock und Stein. Als er die Almhütte wieder sah, war's ihm nicht anders, als ob er in die Heimath zurückkehre; er wirthschaftete mit Nickel darin herum mit dem lustigen Gefühle: „ohne mich ging's gar nicht! ich gehör dazu;" manches Geschäft, das früher Nickel besorgen mußte, taugte aber recht für den kleinen Sennbuben, und die Gaisen anerkannten ihn ohnedem schon längst als ihren rechtmäßigen Herrn, so klein er auch war. Nickel aber richtete ihn förmlich ab, lehrte ihn, keck emporklettern, schwindellos an Abhängen vorbeigehen, wie ein Eichkätzchen springen, er lehrte ihn pfeifen und singen und das Jodeln klang glockenhell aus der kleinen Kehle. Er merkte sich die längsten Strophen der lustigen Almlieder, ohne oft einen Sinn davon zu verstehen; er kannte alle Blumen bei Namen und wußte, welche Kräuter seinen Thieren am besten zusagten.

So verstrich Tag um Tag auf die fröhlichste Art; aber der schönste blieb immer der Samstag. Da banden sie mitsammen zwei Kränze aus den frischesten Alpenrosen, kein verwelktes Blümlein durfte dabei sein, und in aller Frühe des Sonntagmorgens trugen sie dieselbe auf Rosels und der Mutter Grab.

Wir können ohne Beeinträchtigung unserer Geschichte mit dieser kurzen Uebersicht den ganzen Sommer übergehen; es kamen keine besondern Ereignisse vor und das gehört auch gar nicht zu einem glücklichen Leben; am höchsten ist dasjenige zu preisen, welches gleich der Wiese mit seinen zahllosen kleinen, unansehnlichen Blumen, im Schmucke des täglichen Einerleis glänzt, für das der liebe Gott so reichlich sorgt. Es ward Herbst und die Alm wurde wieder mit dem Bauernhofe vertauscht. Dennoch zog Wenzel mit fröhlichem Herzen ein; Nickel war dort selber als arme Waise aufgewachsen und zeigte ihm den rechten Platz; er nahm ihn zu sich, theilte mit ihm sein Lager, Annei sorgte für die nöthigen Kleidungsstücke und Knechte, wie Mägde betrachteten ihn als ihr Eigenthum: er hatte mit Händen und Füßen immer vollauf zu thun. Kein Mensch dachte an ihn, als den angenommenen Knaben, nur des Pfarrers Augen folgten dem Kinde in aller Stille. Die frischen Kränze auf den beiden Gräbern erweckten zuerst seine Aufmerksamkeit, er hatte ihn bei diesem heimlichen Gange belauscht, und da er einmal den Faden in der Hand hielt, entwickelte sich vor ihm bald der kleine Knäul jener Ereignisse.

So kam es, daß eines Nachmittags der Pfarrer unversehens in die Stube des Bauernhofes trat, als eben Mann und Frau dort versammelt waren. Er redete die Beiden in seiner traulichen Weise an: „Grüß Gott mitsammen! Wollt nur einmal nachsehen, wo denn unser Schulpflichtiger steckt, der Wenzel, Euer angenommenes Kind." —

Bei diesen einfachen Worten überkam die Beiden ein Gefühl des Vorwurfs und der Verlegenheit. Der Bauer sah sich im Geiste wieder im

Pfarrhof ſtehen, wo er dem Verwaisten ſeine Vaterſchaft anbot und ihm war's, als ob der Pfarrer nun Rechenſchaft darüber begehre; die Bäurin erblickte die beiden ſpielenden Kinder — Roſel und Wenzel, und ihr war's, als ob der kleine Engel ſie nach ihm frage, nach ihm rufe, wie ehedem im Leben ſo hundertmale. Der Pfarrer merkte die Verlegenheit und fuhr fort: „Ja, ja; wenn der Bauer ſeine Heerde in den Stall treibt, machen wir's, der Schullehrer und ich, mit unſern Heerden auch ſo; drum ſeh ich nach meinen Schäflein, deſſen Wolle juſt recht zum Scheeren gewachſen iſt; aber der Schullehrer iſt gerad der Rechte dafür, da geht's ohne Binden und Zwicken ab."

Inzwiſchen war der Bauer hinausgegangen, um den kleinen Wenzel zu rufen. Mit laut pochendem Herzen erſchien der Knabe, küßte des Pfarrers Hand und ſtand da, wie ein leibhaftes Fragezeichen nach dem verhängnißvollen Satze: „Was ſoll aus mir werden?" — Aber der Pfarrer war das Ausrufzeichen dazu. Sein mildes Lächeln ſagte: „Etwas Gutes!" und ſein Schweigen, während er liebevoll auf das Kind ſchaute, war der Gedankenſtrich. Dann legte er die Hand wie ſegnend auf des Knaben blonde Haare, hob das Geſicht desſelben empor, daß die blauen, treuherzigen Augen ſich aufthaten und ſagte: „Wenzel, wie ſteht's? willſt ein braver, fleißiger Schulbub werden und am End des Jahrs einen blauen Preis davontragen? Wie? ich mein halt, die kleinen Finger, welche ſo ſchöne Kränze flechten können, müßten auch nicht ungeſchickt ſein zum Schreiben." —

Zum erſtenmale hörte Wenzel von ſeinen Kränzen ſprechen; ſeine Wangen färbten ſich wie die Almröslein, während die Bäurin nun plötzlich Alles errieth und Thräne um Thräne aus ihren Augen perlte in wehmüthiger Erinnerung. Der Pfarrer wiederholte ſeine Frage und Wenzel ergriff eilig deſſen Hand, als ob er gleich mitgehen wollte; dieſer aber ſagte: „Nun, ſo Eil hat's nicht, aber morgen Früh um 8 Uhr! und nun geh an Dein Geſchäft, draußen wartet ſchon der Nickel auf Dich!"

Wirklich zeigte ſich deſſen faſt breitgedrücktes Geſicht an den Fenſterſcheiben, denn er war ihm voll Sorge nachgeeilt, der treue Nickel. Wenzel ſprang davon und erzählte jubelnd ſeine Neuigkeit im ganzen Hofe und Alle freuten ſich, daß der Knabe nun die Freude des Umgangs mit ſeinen Altersgenoſſen haben ſollte.

O du liebe, glückliche Zeit des erſten Lernens! jenes ſüßen Kinderſpieles unter den jungen Altersgenoſſen, wo aus den kleinen Buchſtaben ſich die ganze Welt des Gedankens aufbaut; wo ein anderer, ein milder Geiſt dem unſern die Schwingen leiht; wo die erſte Gemeinſamkeit der Anſtrengung, der erſte Wetteifer, das erſte Pflichtgefühl, die erſte, öffentliche Anerkennung uns in das Leben einführt; wo der Arme dem Reichen gleichſteht und nur Fleiß und Begabung den Vorrang einräumen; wo das verwaiste Kind ſeine große Geſchwiſterfamilie findet und ſeinen Liebling oft für's ganze Erdendaſein

erwählt; wo die erfrornen Glieder und von Liebloſigkeit rauh berührten Herzen ſich wärmen am Gemeindeofen und am Gemeindelehrer! O du liebe Zeit und du alter Freund der Kindheit, ſei uns gegrüßt! —

Der alte Lehrer Herz, ſo hieß er in Wirklichkeit, nahm den kleinen Wenzel freundlich auf. Er war einer Derjenigen, welche trotz der zunehmenden Jahre ſich die innere Jugend, das Verſtändniß für all ſeine Knaben und Mädchen zu bewahren wußte, und Seiner Hochwürden war der Gleiche. Was ſie lehrten und ſagten, kam ſelbſt aus einer inwendigen Kindeseinfalt und gerade deßhalb verſtanden ſie die Schüler und Schülerinnen ſo gut. Neben dem Ernſte hatte in ihren Gemüthern auch der Scherz noch Platz und ſie konnten zu gelegener Zeit ſo fröhlich und ſpaßhaft ſein, wie die Kinder ſelber. Die ernſte, väterliche Vermahnung wirkte darum noch tiefer, wie es immer geſchieht, wenn ſie von geliebten Menſchen kommt. Mußte nach den Worten der Schrift: „wer ſein Kind lieb hat, züchtiget es mit der Ruthe“ — einmal die herbe Strafe einſchreiten, ſo geſchah es ohne Zorn, und zeigte ſich die leiſeſte Reue und Beſſerung, dann kam auch gleich wieder die Liebe, gerade, wie Gott das vom Ungewitter gebeugte Gras mit ſeiner Sonne wieder aufrichtet. In ſolch eine Schule war es gut zu gehen und Wenzel merkte dies auch gleich am erſten Schultag, ſo, daß er ſich auf den zweiten freute. Der Lehrer hatte ihn mit einer Leſefibel und einer ſchwarzen Tafel, woran an zwei Schnüren Schwamm und Griffel hingen, der Letztere wohl geſpitzt, ausgeſtattet, und der Knabe kam ſich damit ſchon halb gelehrt vor. Er verwandte kein Auge von dem guten alten Herrn; es war ſo luſtig zuzuhören, Alles ſo leicht zu verſtehen und zu merken, beſonders die ſchönen Geſchichten vom Jeſuskinde und den Engeln, welche der Pfarrer erzählte. Er dachte ſich ſeine kleine Roſel mitten darunter, am weißen Kleide nur noch goldene Flügel und die bleichen Wangen wieder roſenroth, gleich der Morgenröthe. Auch der Heimweg war luſtig. Erſt jetzt lebte Wenzel unter den Dorfkindern, gehörte zu ihnen und fühlte ſich in ihrer Mitte heimiſch. Sepp war auch in der gleichen Schule nur bei den Größern und that nun lange nicht mehr ſo hochmüthig und geringſchätzig gegen ihn; vielleicht fürchtete er auch ein wenig, daß Wenzel zum Verräther manches Knabenſtreiches werden könnte.

Bei Wenzels Heimkehr wollte er ſich wieder zu Niklas in den Stall begeben; aber die Bäurin rief ihn und Sepp gleichzeitig. Der Beſuch des Pfarrers hatte ihn wieder zum angenommenen Kinde des Hauſes gemacht und in der Schlafkammer der Knaben ſtund nun ein eigenes Bett für ihn.

Wenzel war bald der Liebling des Pfarrers und Lehrers. Er hatte ein gar aufgewecktes Köpflein und darin allerlei ſeltſame Gedanken, welche er auch in kindlicher Offenheit ausplauderte. Für Alles, was er nicht recht begriff, machte er ſich eine erklärende Vorſtellung, welche oft komiſch genug ausfiel, aber den Beiden doch Freude machte. Eines Tages ſprach der Pfarrer

beim Religionsunterrichte von der heiligen Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Geist, drei Personen und doch nur Eine Gottheit. Wenzel sah ganz versunken in Gedanken vor sich hin; er hörte nichts weiter vom Unterrichte, denn er war mit dem Verständniß des Einen noch nicht fertig. Da richtete er zufällig seine Augen auf die andere Seite, wo die Mädchen saßen; aber sie blieben wie festgebannt dort und dann zog es wie eine Verklärung, wie ein fertiger Gedanke, der das grübelnde Nachdenken erlöst hatte, über sein geröthetes Gesicht. Der Pfarrer bemerkte es und sagte: „Nun Wenzel, hast's? Sag's frisch heraus, was denkst jetzt gerad?"

Wenzel stand, wie es üblich war, auf und sagte frohlockend: „Hochwürden, die Dreifaltigkeit!"

„Nun, Wenzel, wie ist's mit der? Sag's uns!" —

Und der Kleine sagte in seiner kindlichen Einfalt: „Gerad wie mit der Bärbel ihrem Zopf; das ist auch nur Einer und hat doch drei Theil in einander, daß man's kaum auseinander merkt!" —

Der Pfarrer lächelte, legte die Hand auf des Knaben Haupt und sagte: „Recht, mein Kind! und der liebe Gott wird Dir's nicht verübeln, wenn Du sein größtes Geheimniß auf diese schlichte Weise Dir zu erklären suchst."

Ein ander Mal sprach der Pfarrer von der Allmacht Gottes und forderte die Kinder auf, ihre eigenen Beispiele vorzubringen, oder ihre Gedanken zu sagen. Bald war Wenzels Fingerchen wieder erhoben und der Pfarrer rief ihn auf. „Nun, was weißt Du, Wenzel?" —

Der Kleine antwortete: „Unser Herrgott könnte den großen Berg dort gleich wo anders hinstellen; das mag er nur nicht thun, weil er's schon das erste Mal recht gemacht hat. Aber thun könnt er's doch, den ganzen Berg mit unserer Sennhütte. Er thut lieber was Anderes."

Wenzel stockte und der Pfarrer ermunterte ihn, weiter zu sagen, was Gott in seiner Allmacht lieber thue? Der Knabe plauderte weiter: „Wenn ein reicher Bauer über Land geht, und seine Aecker auf der rechten Seite ansieht, und wenn auf der linken ein armer Bettelmann liegt, dann macht der liebe Gott, daß der Bauer schnell links auf den Armen hinsehen muß, daß er dem hilft und was schenkt." —

In Wenzels Gesicht lag bei diesen Worten das herzinnige Mitleid, als ob der Arme wirklich halb verhungert dort liege und der gute Pfarrer war davon so gerührt, daß er in seine Tasche langte, einen Sechser hervorholte, diesen dem Wenzel gab und sagte: „Da, Wenzel, hast Etwas, wenn Dir der liebe Gott einmal mit seiner Allmacht das Gesicht hinwendet, wo ein Armer liegt." Dann wandte er sich an die ganze Schule und sagte: „Ja, Kinder, der Wenzel hat Recht. Das größte Werk der göttlichen Allmacht sind des Menschen gute Gedanken und Thaten. Aus unserer schwachen Kraft könnten wir es selber nicht thun." —

Gleichwie der kleine Wenzel sich das Wohlwollen des Pfarrers und Lehrers gewonnen hatte, so liebten ihn auch alle Schulkinder. Niemals verklagte er Eines, er duldete lieber das empfangene Unrecht, nur um Frieden zu haben; er war Allen gefällig; er half treulich mit Einsagen, wenn seinem Nachbar im Schrecken oder in der Verlegenheit der rechte Einfall nicht kam; er zertheilte in der Noth des Andern seinen Griffel bis auf's kürzeste Stümplein und knöchelte seinen kleinen Finger zusammen. Wenn er ein Zeugniß ablegen mußte, war es immer ein getreues und doch schonte er den Angeklagten in mitleidiger Liebe. So war es wohl natürlich, daß Wenzel jeden Monat ein schönes Fleißzeichen nach Hause brachte, welche dann alle am Spiegel aufbewahrt in den verschiedenen Farben prangten. Sein gutes Beispiel wirkte auch auf Sepp; er wollte dem angenommenen Knaben nicht zurückstehen. Die Bäurin hatte ihre Freude an den Beiden und selbst des Bauers finstre Miene wurde milder und er gab dem armen Knaben hie und da ein freundliches Wort.

Wieder kam die lustige Faßnacht und in der Schule entstand ein unruhigeres Treiben, daß der gute Lehrer Nachsicht und Geduld von Nöthen hatte. Er dachte freilich entschuldigend an seine eigene Kindheit, aber so toll hatte er's doch nicht getrieben. Das war ein Verstecken unter den Bänken! das war ein Lachen, wenn plötzlich ein mit der Kohle geschwärztes Gesicht auftauchte oder ein Mädchen gezupft wurde zu Ehren des unsinnigen Donnerstags. Am ärgsten trieb es aber doch der Sepp des Kugelbacher. Dem kleinen Wenzel kamen oft verstohlen die Thränen, denn er dachte an seine Rosel, die der Sepp längst vergessen hatte. Er allein hatte deßhalb keine Lust zu Faßnachtsscherzen; er ging lieber zu dem kleinen Grabhügel, suchte Schneeglöcklein und steckte sie dort als Zier auf. So kam es, daß diesesmal am Monatsschlusse nur Wenzel ein Fleißzeichen erhielt und er war eben im Begriffe, es der Rosel zu bringen und dasselbe an das schwarze Kreuz, statt eines Bildes zu kleben. Da sah er den Sepp auf der Kirchentreppe sitzen und zwar mit einem so verdrießlichen Gesichte, daß dem armen Wenzel ganz betrübt zu Muthe ward, und er ihn frug: „Was thut Dir weh, Sepp, sag mir's!" — Sepp aber wurde immer verdrießlicher, schob den kleinen Tröster unsanft von sich und sagte: „Laß mich, Duckmäuser, Scheinheiliger, mit Deinem Fleißzeichen. Gelt, das ist Dir grad recht, weil ich keines hab! Jetzt ist's aus mit meinem Namenstag, jetzt krieg ich die neue Kappe nicht, die mir der Vater versprochen hat." —

Wenzel sah bald seinen Bruder, bald sein Fleißzeichen an. Er hatte es daheim gar nicht zeigen wollen, weil der Sepp diesesmal keines heimbrachte, aber der Rosel hätte er's um so lieber zu ihrem morgigen Sterbetag geschenkt. Da fiel ihm ein, was der Pfarrer über die Gedanken bei der Allmacht gesagt und mit raschem Entschlusse reichte er sein Fleißzeichen dem Sepp und sagte: „Nimm's! ich schenk Dir's, statt der Rosel, sie wird mir's nicht verübeln."

Sepp sprang jubelnd auf; er warf seine alte Mütze in die Höhe und fing sie mit dem Kopfe auf; dann gab er mit derselben dem Wenzel einen dankbaren Klapps und rief: „Die schenk ich Dir, sobald ich die neue hab!“ und eilte davon. Wenzel gärtelte noch eine Weile auf Rosels Grab, fügte aus Hölzchen ein Kreuz zusammen, steckte es hinein und erzählte ihr in Gedanken Alles; dann ging er zufriedenen Herzens nach Hause. — Heute aber zog der Bauer die Augen finster zusammen, als er nach Wenzels Fleißzeichen frug und dieser stumm und verwirrt vor ihm stand. Er sah Sepps bittenden Blick, der zugleich drohend wurde. Jetzt erst fiel ihm bei, daß er eigentlich den Vater betrogen habe und zu seiner Beschämung gesellte sich ein unruhiges Gewissen. Ohne ein Abendessen schlich er in sein Bett, steckte den Kopf unter die Zudecke und weinte bitterlich.

Aber der liebe Gott, welcher in das Herz sieht und die gute Absicht in die Wagschale legt, der auch eine kleine gute That mit seinem Segen belohnt, trocknete die Thränen des Knaben im Schlafe. Im Traume erschien ihm sein Rosel, wie er sich dieselbe oft gedacht hatte, als Engel mit goldnen Flügeln; sie lächelte ihn an und hielt das Fleißzeichen in der Hand. Neben ihr stand seine Mutter, nur viel jünger, viel schöner, als sie im Leben gewesen und auch sie lächelte. Da erwachte er fröhlich und so oft er nun das weggeschenkte Fleißzeichen an dem Spiegel sah, kam eine wahre Glückseligkeit in sein Herz hinein. Sepp aber war von diesem Tage an sein bester Kamerad und beschützte ihn treulich bei allen Neckereien der ältern Brüder. Sie lernten nur um so fleißiger mitsammen, und als der Josephstag kam, theilte Sepp mit dem Wenzel freigebig seine Geschenke, nur die neue Kappe behielt er für sich. Als wieder ein Monat vorbei war, steckten sie ihre rothen Fleißzeichen wie die Rekruten ihre Nummern auf die Mützen, daß der Bauer sie schon von weitem sehen konnte. —

IV.

Ein Reif auf der Frühlings-Au.

Wie es in den Jahrgängen des Lebens verschiedene Arten von Frühling gibt, bald paradieseswonnig, bald nebelfrostig, bald wechselnd, als ob der ganze Frühling nur Ein Apriltag wäre: so ist es auch mit der Kindheit. Unter diesem zauberreich klingenden Worte, mit dem unser Gedanke nur Seligkeit verbindet, ist gar oftmals auch das frühe Elend versteckt. Seht die tausend armen Kleinen, welche hungernd an einer harten Brodrinde nagen, seht sie, abgemagert und hohläugig, wie junge Greise; seht sie halb nackt und erfroren als kleine Bettler von Haus zu Haus ziehen, unter Thorbögen kauern, zu müde zum Spielen, nur den Blick nach der rettenden Speise gerichtet. Wo bleibt hier der blumenreiche Kindheitsfrühling? O, habt Erbarmen, wo Ihr die Kindheit ohne Freude seht! Da muß ein Nachtreif die ganze Herzensau

grausam zerstört haben. Ein hilfloser Greis ist erbarmungswerth; aber ihm lacht die Erlösung entgegen vom gütigen Himmel herab; ein hilfloses Kind jedoch ist der Inbegriff alles Elendes; wird die Erlösung kommen?

Auch für unsern kleinen Wenzel war der Frühling nur ein Apriltag; auf den kurzen Sonnenschein folgte ein neues Schneegestöber, das die aufgesproßten Blumen der Freude zu zerstören drohte.

Ostern war gekommen, ein grünes, lachendes Ostern. Die Hasenscharten blickten grünneckend die Kinder an gleich Fragezeichen nach bunten Ostereiern; das Gras überdeckte den Boden mit einem grünen Teppiche; die Weiden streckten grüne Zeigefingerchen empor; die Büsche glänzten in der Sonne wie grüne Transparente; die Palmzweige zeigten ihre grünen Blättlein und der Gründonnerstag verdiente seinen Namen mit allem Rechte. Da war Niklas mit des Bauers Erlaubniß auch „in's Grüne" gelaufen, um einen Vetter zu besuchen. Wenzel freute sich über diese kleine Reise seines älteren Kameraden und dieser hatte ihm die allerschönsten Ostereier und den süßesten Osterfladen mitzubringen versprochen. Er zählte die Stunden bis zu Nickels Heimkehr und nun war es Osterdienstag, er mußte bereits auf dem Heimwege sein. —

Die Landleute kosteten die Feiertagsfreude, wie das Bier in ihren Maßkrügen: kein Tropfen durfte zurückbleiben, und so war das Wirthshaus zum Schlusse auch gedrückt voll. Lauter Gesang erscholl, denn Jeder sang sein eigenes Lied, ohne auf den Andern zu achten und dazwischen klang die Musik vom Tanzboden. Die jungen Bursche, welche noch zu den Feiertagsschülern zählten, waren davon ausgeschlossen; dafür gingen sie „über Land" und guckten nicht selten tiefer in den Krug, als die jungen Köpfe ertragen konnten. Des Kugelbachbauers Stephel, der bereits 17 Jahre zählte, war auch darunter; er hatte all sein Geld zu sich gesteckt, wohl mehr, um damit großthuerisch zu klimpern, als es auszugeben, und rauchte verstohlen seine Pfeife.

Im Dorfe selber spielten die Knaben auf dem weich gewordenen Boden mit ihren rothgebrannten Schussern, wo man 30 um einen Kreuzer bekömmt, — dieses Kegelspiel im Kleinen — und machten es dabei akurat den Erwachsenen nach; es gab manch rothen Kopf, manch drohende Faust, manch siegreiches Gesicht, manch spöttischen, schadenfrohen Zuschauer, manchen Hazardspieler. — Wenzel hatte seine wenigen Schusser in einem Augenblick an die größern Jungen verloren gehabt und schlenderte nun einsam zum Dorfe hinaus. Es war der Weg, den Nickel daher kommen mußte und so ging er ihm entgegen, wohl eine Stunde weit, bis es allmählig dämmerte. Nun mußte er endlich kommen. Er setzte sich auf einen Stein und wartete; wenn sich aber in der Ferne eine Gestalt zeigte, lief er derselben entgegen und schrie: „Nickel!" Aber es war ihm bereits das halbe Alphabet von Namen begegnet, nur der Nikolaus blieb immer noch aus. Plötzlich aber erstarb ihm fast der Ruf im Munde; vor ihm stand — nicht Nickel — sondern der Stephel — todt-

bleich, mit zerzausten Haaren, die Kleider in Unordnung — Blut daran, ja frisches, rothes Blut! — Als er den Wenzel erkannte, packte er ihn krampfhaft und sagte leise, fast mit tonloser Stimme: „Du kommst mir recht; eil, eil zur Hexenhütte; lauf was Du kannst; bleib über Nacht dort und morgen sagst mir, wie's steht. Fürcht Dich nicht, wegen daheim, ich vertusch Alles. Du aber schweigst oder" — er stieß einen drohenden Fluch aus — „ich erwürg Dich! — Was stehst noch da! — Hörst mich nicht? fort, sag ich Dir; der Nickel stirbt." —

Wenzel hörte nichts mehr; er lief athemlos, wie vom Sturmwind gejagt von dannen, ohne des Weges zu achten und doch stand er nach wenigen Minuten vor der verrufenen Hütte. Er kroch die aus Steinen überschichtete Treppe hinauf — Todtenstille herrschte, ein Schauder überkam ihn, aber immer noch tönte es vor seinen Ohren: „Nickel stirbt" — und er schlich durch die offene Thüre und stand vor einer zweiten ebenfalls geöffneten. Ein matter Schein vom Oellichte drang hervor und nun vernahm er ein klägliches Stöhnen. Er eilte hinein. Auf dem Bette lag der Nickel, bleich, blutig, den Kopf mit einem Tuche umwunden und dennoch quoll immer in neuen Strömen das Blut hervor. Auf dem Stuhle vor dem Bette saß eine große weiße Katze und ihre Augen leuchteten wie Feuer; neben dem Bette, mit Nickels Kopf beschäftigt, stand das alte, runzlige Weib, das die Menschen eine Hexe nannten — aber ihr Gesicht glich eher dem umwölkten Himmel, während ein Mondenschimmer durchbrach: das Mitleid war dieser milde Schein. Wenzel stieß einen Schreckensruf aus und sank vor dem Bette auf die Knie; aber Nickel hatte ihn erkannt und sein bleiches Angesicht strahlte von dem Erkennen; er streckte seine Hand aus und sagte mühsam: „Ich hab Dir Alles mitgebracht, aber — er — hat Alles." —

Weiter konnte er nicht reden; das Blut quoll von Neuem und Wenzel schluchzte, verbarg seine Augen in die Decke, während sein kleines, armes Herz laut hämmerte und ihm die Besinnung raubte. Die Alte pflegte den Kranken und das Kind, welches sie zu Nickels Fußende legte und flüsterte: „Weine nicht, das thut dem Nickel weh — sei ganz still, ganz still; — er muß einschlafen. Bet ein Vaterunser, und noch eins und alleweil noch eins dazu. Unser Herrgott ist der beste Doktor von der Welt." —

Wenzel unterdrückte sein Schluchzen, — er betete, er fing immer von Neuem an, blickte scheu nach Nickel, und als dieser in seiner Ermattung ruhig dalag, traute er sich nicht mehr aufzuschauen und schlummerte endlich auch, von Schmerz, Müdigkeit und Beten eingewiegt, zu Nickels Füßen. —

Es war bereits heller Tag, als Wenzel erwachte. Nickel lag immer noch, wie im Schlafe, aber dazwischen tobte und schrie er, wie in einem wilden Kampfe begriffen, es war ein Fiebertraum schrecklicher Art. Die Alte nöthigte das Kind, warme Milch zu trinken und dann sagte sie: „So Wenzel, jetzt geh

heim, sonst merken sie es, und sie dürfen's beileibe nicht erfahren. Sag dem Stephel, er soll beten, weiter kann er nichts thun. Jetzt geh', 's hilft nichts, Kind." —

So tröstete sie milde den Knaben und schärfte ihm noch mal ein, wegen dem Nickel und Stephel nichts zu verrathen, dann schob sie ihn zur Thüre hinaus. Wenzel sagte noch schluchzend: „Aber ich komm wieder."

„Ja, ja, komm wieder; der Stephel wird auch Botschaft brauchen; aber daß sie's daheim nur nicht merken, Bub." —

Der Knabe lief nun eilig von dannen.

Stephel erwartete ihn auf dem Wege mit Ungeduld und Wenzel stotterte seine Botschaft. Dann lief er vor ihm, wie vor einem Geiste davon, der Schule zu. Er war schon um eine halbe Stunde zu spät daran und Seppel nach ihm gefragt worden. Dieser aber sah nur stockig vor sich hin und hatte keine erklärende Antwort. Aus Wenzel war auch nichts herauszubringen und so hieß der Lehrer zum erstenmal unzufrieden den Knaben seinen Platz einnehmen. Im Verlaufe des ganzen Tages wollte es Wenzel nicht gelingen, des Lehrers Zufriedenheit herzustellen. Er stotterte, statt zu reden; es flimmerte ihm vor den Augen, es surrte ihm vor den Ohren, er sah und hörte nichts als den blutenden Nickel und die Worte: „er stirbt." —

Daheim ging es nicht anders; er machte Alles verkehrt, ließ den Löffel und die Gabel fallen, schrack bei jedem Worte zusammen, getraute sich Keinem in's Gesicht zu sehen und wich sogar dem Sepp aus, welcher ihn gleichfalls zu meiden schien. Nach dem Abendgebet nahm ihn Stephel auf die Seite und sandte ihn wieder hinaus zur Hexenhütte; er selbst getraute sich nicht zu gehen; wie der Mörder den Ort seiner Missethat scheut, so fürchtete er sich vor dem steinernen Hause.

So ging es Tag für Tag, Nacht für Nacht. Der Lehrer wurde immer unzufriedener und auch der Bauer schüttelte den Kopf; jede Nacht kniete und schlief er nach langem Wachen vor Nickels Bette und jeden Morgen brachte er dem Stephel eine beruhigende Botschaft. So lange das Wundfieber dauerte und der Kranke phantasirte, war ihm noch leichter zu Muthe; aber als er so still und bleich da lag, als er vor Schwäche kaum die Augen öffnen konnte, da griff ihm die Angst in's Herz. Er dachte an seine Mutter, wie sie immer schlief und nicht mehr erwachte, wie sie nun schlief unter dem Hügel, wo das Gras darauf gewachsen und verdorrte und wieder wuchs und sie nicht erwachte; er dachte an sein Rosel, das auch so dagelegen mit der blutenden Schläfe, fortschlafend in alle Ewigkeit.

Daheim hörte er die Fragen nach Niklas, hörte die Scheltworte und Drohungen des Bauern; in der Schule ruhten die Augen des lieben, guten Lehrers und des Pfarrers prüfend auf ihm, Seppel und Hansjörg wichen ihm aus, weil der Erstere seinen ältesten Bruder fürchtete, und dann trugen alle

ihre Fleißzeichen heim, nur er hatte keines. Dies Alles machte des Knaben Herz so traurig, o, so traurig, daß er sich am liebsten zu Nickel hingelegt hätte, um zu schlafen, immer zu schlafen, hinein zu schlafen bis in das Grab und die Ewigkeit.

So verstrichen zwölf furchtbar lange Tage und Nächte. Am dreizehnten entließen der Lehrer und Pfarrer alle Schulkinder, nur Wenzel mußte zurückbleiben. Da stand er scheu und zitternd vor Beiden, seine ehemalige kindliche Offenheit war der Furcht gewichen und sein junges Herz befand sich in gänzlicher Verwirrung. Sie frugen, sie forschten, sie ermahnten in väterlicher Güte und das drang in sein Gemüth, daß es aufthaute bis in die Augen hinauf. Er öffnete den Mund, um Alles vertrauend und flehend zu bekennen; da sah er am Fenster Hansjörgs Gesicht, er gab ihm ein warnendes Zeichen, er drohte. Erbebend senkte er das Haupt und schwieg. Nun nahm ihn der Pfarrer bei der Hand; er zog den Widerstrebenden nach sich, fort über die Gasse, fort zum Kugelhachhofe, hinein in die Stube, wo der Bauer und die Bäurin stand. Wenzels schwache Kraft war gebrochen, er sank auf die Knie, erhob die beiden Hände empor und schluchzte bitterlich.

Der Pfarrer brachte seine Anklage vor in jener Strenge, unter welcher die Liebe eines Seelsorgers sich verbirgt, der sein Schäflein aus Dornen zu retten sucht, wenn die Rettung es auch blutig ritzt. Der Bauer erhob die Hand zum Schlage, aber der Priester hielt dieselbe begütigend zurück. Seppel und Hansjörg wurden gerufen und ein Verhör angestellt — sie stotterten, sie widersprachen sich selber, sie wußten nichts von ihm, sie sahen ihn niemals. Aber des Nachts? — Eine Verwirrung ergriff Alle — des Nachts? — er war nicht daheim! —

Das Wort war gefallen und gleich dem lange drohenden Ungewitter brach der Sturm los. „Die Hexenhütte!“ war Alles, was Wenzel hervor stotterte; dann schwand ihm die Besinnung, von einem heftigen Schlage getroffen sank er darnieder.

In jener Nacht lag Wenzel wieder in seinem Bette, aber statt seiner standen der Pfarrer und der Bauer vor Nickels Krankenlager, der bereits in der Genesung begriffen war. Dort erfuhren sie die ganze Wahrheit von Anfang bis zu Ende, eine jener Rohheiten, welche absichtslos zum Schlimmsten führt: wie Niklas heimkehrte von seinem Vetter, fröhlich in seinem Tuche die versprochenen Ostergaben tragend; wie Stephel ihm begegnete durch sein erstes Pfeiflein und den ungewohnten, reichlichen Trunk erhitzt in aufgeregtem Zustande; wie er ihm sein Mitgebrachtes bubenhaft entreißen wollte; wie Nickel sich zur Wehre setzte, wie Stephel als Bauernsohn den Knecht hochmüthig höhnte; wie ein hartes Wort dem andern folgte, wie das Wort zur That wurde, wie Knittel und Stein aus Stephels Hand fuhr und Niklas vor der Hexenhütte blutend darniedersank; wie der Angreifer mit dem Kainszeichen

floh, gejagt von Reue und Angst und endlich wie er dem Knaben begegnete, diesen aussandte um Nachricht; wie dieser Nacht für Nacht in der Hütte war und Stephel die Brüder verleitete, es zu verheimlichen, um der Strafe zu entgehen.

Der arme Wenzel war gerechtfertigt und der Kranke gerettet. Pfarrer und Lehrer liebten den Erstern noch mehr, als zuvor, Seppel that ihm Alles zu Liebe, um sein Betragen in letzter Zeit, wozu ihn der Bruder gezwungen, zu vergüten und auch die Bäurin suchte, es den Knaben vergessen zu machen. Aber zwei Menschen konnten ihn doch nicht mehr in Freundlichkeit ansehen; er war ihnen im Wege: Der Bauer, welcher ihn nie geliebt hatte und den er durch seine Gegenwart stets an die Rohheit seines ältesten Sohnes mahnte, an eine Rohheit, welche sogar die gerichtliche Einschreitung beinahe hervorgerufen hätte — und Stephel selber, der ihn haßte, in Folge seines Geständnisses. Es war dem armen Wenzel nur mehr an zwei Orten heimisch: in der Schule und in der Hexenhütte, zu der er nun in jeder freien Stunde eilte, um mit Mutter Marianne und der weißen Katze zu spielen, oder Ersterer in kleinen Dienstleistungen zu helfen. Daheim glich er einem scheuen Rehe; selbst der Preis, den er davon trug, schien dort seinen Glanz zu verlieren, während ihn nicht nur Mutter Marianne mit lobenden Worten, sondern auch die Katze mit Schnurren bewunderte.

Da kam wieder die Zeit der Almfahrt und der Bauer schien selber leichter aufzuathmen, als Nickel und Wenzel davonzogen. Beide knallten und sangen lustig um die Wette, Annei stimmte ein und es widerhallte von den Bergen. Als sie die Almhütte zu Gesichte bekamen, stießen sie einen lauten Juchzer aus und sangen:

Grüeß di Gott Edelweiß,
Grüeß di Gott Alm!
Grüeß di Gott Liegerstatt,
Guet thuest ma g'fallu! —

V.

Wie der kleine Wenzel ein Thier annimmt und wie es ihm damit ergeht.

Das war ein schöner Sommer, den unser Wenzel auf der Kugelbach-Alm verlebte. „Alle guten Dinge sind drei," heißt das Sprichwort und von dieser Dreizahl des Almaufenthalts war die letzte nun vollends die schönste. Jetzt konnte der Knabe viel kecker und unermüdeter umhersteigen; er ging ja bereits schon in's achte Lebensjahr und war dabei ziemlich abgehärtet. Er konnte seinem Hirtenamte vollkommen vorstehen und die Heerde war unter seiner Hut so sicher, als ob Nickel sie überwache. Jede gefährliche Stelle, jeder schroffe Abhang, jede Schlucht war ihm bekannt; er fühlte sich ganz heimisch in seinem Berge. Im Klettern that er es seinen Gaisen gleich und

ſtellte mit ihnen oftmals einen Wettlauf an über Bergabhänge und auf Felſenſpitzen. Kein Baum war ihm zu hoch, kein ſcharfkantiger Grat zu ſchmal — hinauf und hinüber ging's mit Sicherheit. Mit der ganzen Thierwelt rings herum hatte er Bekanntſchaft gemacht; er kannte die Eigenthümlichkeiten und Schlupfwinkel einer jeden Gattung, denn es blieb ihm bei der Hut genug Zeit zur Beobachtung übrig. Gar zu gerne hätte er ein eigenes Thierlein gehabt, um es zahm zu machen; aber ſo oft er ſich Eines fangen wollte, oder es bereits gefangen hatte, übermannte ihn das Mitleid. Dann that ihm auch die Wahl weh; es hätte eines ſein müſſen, dem damit kein Schaden, eher eine Wohlthat geſchehen wäre. Etwa einem Mäuslein, das immer von Menſchen und Thieren verfolgt wird? Ja, ein Mäuslein mit dem lebhaften, geſcheidten Auge, munter, furchtſam in Gefahr und doch muthig in der Noth, die Reinlichkeit liebend, ſich immer putzend; mit dem feinen, quikſenden Stimmlein. Aber da beobachtete er einmal, wie ein junges Ding ſo hurtig aus dem Erdloche lief, wie die Mutter es mit einem Tone warnte und wie ſie ſogar ihre eigne Gefahr verachtend herbeieilte, als Wenzel ſchon das Schweiflein gepackt hielt. Die kleinen Augen ſahen wie flehend auf ihn; er ließ den Gefangenen los und ſagte: „Nein, kein Mäuslein!“ — Das Eichkätzchen gefiel ihm über die Maßen wohl, wie es ſich keck vom Baume auf die Erde ſtürzte und an einem andern wieder hinaufſprang, eh das Auge ihm nur folgen konnte. Aber das luſtige Thier paßte gar ſo gut zum Baume, es wäre Schade geweſen, es gefangen zu nehmen. Dem Häslein, als er es nach großer Anſtrengung und Verfolgung gefangen hatte, klopfte das arme Herz allzuſtark, als daß er es hätte behalten können und als er es entließ, ſetzte es ſich in einiger Entfernung auf die Hinterbeine, bewegte ſeine Ohren und machte faſt ein Dankſagungs-Compliment. — Die Gaiſen waren ein zu leichtſinniges Volk, nur zum Necken und Springen tauglich; ſie beſaßen nicht die rechte Gemüthlichkeit, um ſie an Kindesſtatt anzunehmen. Die kleinen Kälber entwuchſen ihm zu bald, oder er mußte ſie gar zum Tode fortführen ſehen, an ſo eines konnte er ſeine Liebe nicht hängen. Ein Vogel — ja, der wäre ſchon recht; aber ſollte er ihn einſperren in den engen Käfig, nachdem der ganze Wald ſein Haus geweſen war? Das kam ihm zu grauſam vor. Er hatte die Vögel gar ſo lieb und ſchon im vorigen Jahre ein Schwälblein im Stalle eifrig beobachtet. Ehe es wegflog, hatte er um deſſen Hals ein Perlenringlein eng gebunden, um es wieder zu erkennen, und richtig war daſſelbe im Frühlinge von ſeiner weiten Reiſe wieder am rechten Orte mit dem Ringlein eingetroffen. „Ei, ei,“ — dachte Wenzel, „und ich verfehl den nächſten Weg ſo leicht.“ — Oftmals ſah er dem Spechte zu, welcher ſein Neſt in einen hohlen Baum baute. Da war ihm der Eingang zu groß; gleich wußte er ſich zu helfen, indem er ſich unermüdlich Schlamm holte und ihn ſo lange feſtklebte, bis der Eingang die richtige Weite bekam. Was mußte dabei der

kleine Kerl in seinem Köpfchen Alles gedacht haben? Dann bewunderte er wieder die Spechtmeise, welche nach der Sättigung den Vorrath für den kommenden Hunger aufsparte und sorgsam versteckte; er hätte sich beinah vor ihr geschämt. Wie klug geberdete sich nicht der bunte Specht, als er Nüsse und Eicheln in einen Baumspalt einklemmte, um sie leichter aufzuknacken, und er, der große Wenzel, denn gegen den Specht war er ja ein Riese, stellte sich oftmals so ungeschickt und wußte sich nicht zu helfen. Dann lachte er über den lustigen Wendehals mit seinem Geberdenspiele, wie er allerlei Verbeugungen machte und Höflichkeiten ausübte, und dem hatte es doch gewiß kein Schulmeister hundertmal gesagt, wie den Knaben im Dorfe, denen die Mützen angewachsen schienen. Stundenlang horchte er auf den Gesang der Vögel und merkte bald, daß sie eigentlich mit einander sprachen gleich ihm und dem Nickel, wenn sie sich aus weiter Ferne Lieder zusangen. Einer sang, der Andere hielt mitten im Liede inne, horchte, bis die Antwort an ihn kam; oder er unterbrach denselben mitten im Satze; sie waren offenbar verschiedner Meinung, sie pfiffen durcheinander im Wortwechsel. Ein Dritter höhnte sie und äffte sie nach, ein rechter loser Spottvogel, wie mancher Bube. Wenzel hatte die Vögel gar so lieb; aber einmal wurde er über sie ganz ergrimmt. In einer Felsenhöhle entdeckte er nämlich eine Eule. Da saß sie, halb schlafend, vom Tageslichte fast erblindet. Er hatte noch nie eine gesehen und staunte sie verwundert an. Der große, runde Kopf mit den wunderbaren Augen, das weiche, abstehende, sammtartige Gefieder gefiel ihm über die Maßen wohl. Plötzlich kamen eine Menge kleiner Vögel dahergeflogen, stürmten auf die Eule los, zerzausten, neckten, plagten sie und ließen ihren muthwilligen Witz an ihr los. Das arme Thier konnte sich in seiner halben Blindheit nicht wehren und mußte sich Alles gefallen lassen. Nun hätte Wenzel am liebsten dreingeschlagen und seine Lieblinge davongejagt; aber es kamen immer neue Schaaren, sie hatten ihre Freude daran, den gefährlichen Feind ungefährlich zu finden, ohne zu bedenken, daß er Nachts sich für die erlittene Unbill grausam rächen könne. Wenzel erzählte den Vorfall dem Nickel und sie gingen in der Abenddämmerung wieder zur Höhle der Eule. Aber diese war nun munter geworden. Ihre Augen leuchteten; komisch drehte sie den Kopf und den Hals, hob bald den einen, bald den andern Fuß auf, kratzte sich damit hinter den Ohren, konnte die vierte Zähe auswärts und einwärts biegen, machte Bücklinge, zog sich zu einer Kugel zusammen; dann wieder knackte sie mit dem Schnabel, sträubte die Kopffedern, schnitt gräuliche Grimassen, als ob sie eine närrische Seele hätte und stieß einen schaurigen, gespensterhaften Ruf aus, flog davon und begann ihre Jagd auf Vögel und Mäuse.

Dies Alles beobachteten die Beiden und Wenzel jubelte. Er rief: „So eine junge Eule fang ich mir; die ist weich, die kann man schön streicheln, wie die Katze der Mutter Marianne. Am Tag, wo ich zum Spielen nicht Zeit

habe, kann sie schlafen, ohne daß die bösen Vögel sie plagen, und Abends in der Feierstunde mach ich sie zahm und richte sie ab. Im leeren Stall hat sie Platz genug und Mäuse gibt's auch genug; die stirbt nicht vor Hunger; der Annei wird das gerad recht sein. Gelt, Nickel, Du hilfst mir? wir fangen eine ganz junge." —

Nickel versprach ihm seinen Beistand und bald hatten sie den rechten Ort ausgekundschaftet. Eine junge Eule wurde Wenzels Beute; er legte das weiche Thier an seine Brust, streichelte es und trug es heim. Annei zankte zwar über „das wüste Vieh," — aber es war nicht so ernsthaft gemeint; sie gönnte ihrem lieben Wenzel den Spaß und die benachbarten Sennen und Sennerinnen stellten sich ein, um Wenzels Pflegling zu sehen. Nun war er glücklich, ein ganz eigenes Thier zu haben, und bald wurde die junge Eule zutraulich; sie erkannte seine Stimme, schmiegte sich an ihn und rief, sobald er sich ihr nahte. Auch Nickel hatte seine Freude daran und verweilte manche Stunde bei Wenzels Zähmungsunterricht. — Auch Seppel kam oftmals zur Alm und blieb meistens den Sonntag über daselbst. Das kleine Fleißzeichen hatte ihn zu Wenzels treuem Freunde gemacht. O, wenn wir bedächten, wie wenig oft dazu gehört, ein Menschenherz zu gewinnen, wir wären nicht so karg in kleinen Opfern! Aber freilich, nur die unberechneten Opfer, welche nicht aus der Klugheit, sondern aus dem guten Herzen stammen, haben den Segen Gottes solcher Liebe und Dankbarkeit.

Auch Sepp wurde ein Freund der zahmen Eule und erzählte daheim unaufhörlich von dem seltsamen Thiere und seinen lustigen Geberden, daß Alle neugierig wurden. Nur Stephel verhöhnte die Knaben; er war zu gleicher Zeit ärgerlich über ihr Vergnügen und neidisch darauf. Sein rohes Gemüth, zu dem sich der Stolz des reichen Bauernsohns gesellte, haßte den armen kleinen Wenzel und den armen großen Nickel. Er dachte nicht an sein sträfliches Vergehen, sondern nur an die bösen Folgen, die es gehabt hatte, denn Mancher sah ihn nun über die Achsel an und es war ein scharfer Verweis gefolgt. Statt aber Reue und Beschämung zu empfinden, grollte er vielmehr demjenigen, den er so sträflich mißhandelt hatte und grollte dem kleinen Wenzel, welcher von der höchsten Noth bedrängt, Alles verrathen mußte. Obwohl er vor den Leuten seine Tücke unter einer freundlichen Miene verbarg, sann er in der Stille auf Rache und sein Plan war fertig. —

Eines Tages, als sich der Sommer dem Ende näherte und man bereits schon an den Abzug von der Sennhütte dachte, ging Stephel mit einem Auftrage des Vaters dahin und Sepp begleitete den Bruder. Den ganzen Weg über erzählte Sepp nur von der Eule und Stephel hörte ihm wortlos zu, aber um seinen Mund und um seine Augen spielten Hohn und Tücke. Bei der Almhütte angelangt, entrichtete er seine Botschaft und spähte dabei überall umher, ob er nichts zu tadeln fände. Aber er sah nichts Unrechtes,

nicht einmal den kleinen Wenzel, diesen Dorn in seinem Auge, nicht den Niklas, der sich bei der weidenden Heerde befand. Aber auch Sepp war verschwunden und Stephel merkte nun, die beiden Knaben mußten bei ihrer Eule sein. Wie böse Freude zog es über sein Gesicht und er lachte vor sich hin, indem er sich dem Stalle näherte. Derselbe war ganz dunkel; das spärliche Licht fiel nur durch ein kleines Fensterloch und Stephel rief vor demselben: „Nun, wo ist Euer Wunderthier? was kostet das Ansehen?“

Wenzel trat vor das Fensterlein und entgegnete bittend: „Laß unsere Eule in Ruh; sie schläft, weißt, Stephel, 's ist jetzt nicht die rechte Zeit, sie sieht ja nichts am Tage; daheim zeigen wir sie Dir schon, wenn sie des Nachts aufgewacht ist.“

Stephel rief: „Nun, wart, ich will sie einmal aufwecken!“

Er eilte fort, holte mehrere große, lange Kinfackeln, zündete sie an und trat plötzlich mit denselben in den Stall. Die Eule stieß einen gespensterhaften Ruf aus, ihre Pupillen verengten sich, wie von Tollheit ergriffen flog sie gegen den Feuerschein. Stephel aber schwang lachend die Kinfackeln um sie, während die Knaben herbeistürzten, um die Eule zu retten. Es entstand ein Wettkampf, den Stephel mit der Einen, freien Hand von sich abwehrte. Sepp suchte die Eule zu fangen, Wenzel griff nach den flammenden Spänen, das Thier heulte dazwischen und flatterte immer wieder gegen das Licht. Jetzt brannten ihre weichen, losaufstehenden Federn, jetzt war es um sie geschehen, aber auch Wenzels Zorn war hell entflammt; er hatte den Feuerbrand ergriffen und schleuderte ihn weit von sich. Er war in einen Haufen Heu geflogen und in Einem Augenblicke stand derselbe in hellen Flammen. Der dunkle Stall schwamm nun in einem Feuermeer; da war die Eule vergessen, sie stürzten aus dem Stalle, riefen um Hilfe, Annei, die Sennen und Nickel eilten herbei, aber jeder Rettungsversuch war vergebens, die alte, hölzerne Hütte stand in Flammen, und nur die wenigen Geräthschaften konnten herausgeholt werden. Als das Vieh den Brand sah, brüllte und schrie es laut durcheinander und die Menschen vermehrten den wirren Lärm. Sepp saß auf einem Baumstumpf und weinte, ob über die Angst vor dem Vater, ob über die brennende Almhütte oder die verbrannte Eule, wußte er wohl selbst nicht. Stephel aber stand in der Ferne und sah finster in den Brand. Was mochte er denken? Hielt ihm vielleicht das prasselnde Feuer eine Predigt? Was sagten ihm die umherfliegenden Funken?

VI.

Das gerettete Kätzchen.

Und Wenzel? — Wohin ist der Knabe gekommen? —

Wie vom Sturme gejagt, als ob das Feuer ihm folge, eilt er von dem Schauplatze des letzten Ereignisses. Er springt über Stock

und Stein den Berg hinab; seine bloßen Füße merken nichts von den spitzen Steinen, immer fort, immer fort in rasender Eile jagt der Knabe. Er schaut nicht um, er hält nicht inne, er hört nur das prasselnde Feuer und die Eule, obwohl sein Ohr längst außer aller Gehörsweite ist; er achtet nicht des Weges, von einem mächtigen Instinkte getrieben lenkt er vom gewöhnlichen Pfade ab; er springt über alle Hemmnisse, als ob er selbst die Flamme sei. Dort, links liegt das Dorf, liegt der Kugelbachhof, aber er wendet sich, wie das scheue Reh vom Jäger, er springt wie der Hase in ein anderes Nest — und nun ist er in der Nähe der Hexenhütte, nun sieht er sie bereits, oder vielmehr den Fels mit den emporragenden Baumstämmen, welche die Hütte überschatten. Jetzt hält er inne. Seine kleine Brust keucht, der Schweiß rinnt ihm vom Leibe, als ob das Feuer mit ihm gezogen sei und weinend stürzt er zur Erde. — Da lag er eine lange Weile, endlich stand er auf und ging langsam der Hütte zu. Aber vor seinen Augen schwimmt stets noch das Feuermeer; ihm ist's, als ob selbst die steinbedeckte Hütte, als ob der Fels brenne. Jetzt langt er am Fuße des Berges an, wo man dieselbe gegenüber liegen sieht. Was ist das? — er hält inne. Auf dem Steine sitzt Mutter Marianne und schaut starren Blicks hinüber. Sie hat beide Hände auf den Schleedornstock, der ihr gewöhnlich als Stütze dient, gestemmt, aber ihr Auge schaut nicht rechts, nicht links, immer nur auf die Hütte. Sie gewahrt nicht einmal den Knaben an ihrer Seite; ihre Wangen sind noch fahler, als sonst; was mag sie haben?

Von neuer Angst gepackt, eilt Wenzel auf sie zu, fällt in ihren Schoos und ruft: „Mutter Marianne, was ist Euch?“ —

Da sieht sie den Knaben — ein Freudenstrahl zieht über ihr Gesicht, sie erhebt den Stock und die Hand und deutet nach der Dachrinne über der Hütte, welche aus dem Fels hervorsteht, um das herabrinnende Wasser von der Hütte abzulenken. Dann stöhnt sie: „Wenzel, sieht's? dort, dort? Zwei Tage und Nächte sitzt das arme, kleine Thier dort; es kann nicht rückwärts und vorwärts; seit zwei ewig langen Tagen und Nächten sitzt es dort und schreit so kläglich um Hilfe, und ich altes Weib bin mutterseelenallein und muß es verhungern lassen. Seit zwei Tagen und Nächten hör ich den Schrei und könnt's nicht mehr aushalten; da bin ich fortgegangen, nur um es nicht mehr zu hören. Der Marder hat die alte Katze zerrissen, da ist die junge in der Angst geflohen, wie sie dorthin gekommen, weiß ich nicht. Und nun muß sie elend verhungern, das kleine Ding von der treuen, weißen Mutz und ich muß sie schreien hören!“ —

Wenzel sah das Kätzlein auf der gefährlichen Stelle, da war für einen Augenblick Alles vergessen. Wie der Pfeil schoß er von dannen, bald war er den Augen der Alten entschwunden. Sie erhob sich, schwankte an ihrem Stocke der Hütte zu, und nun sah sie Wenzel wie ein Eichhorn an der Hütte,

an den Zweigen, an den Balken emporklettern, nun sah sie ihn oben am Baumstamme; nun wandte er sich zur Dachrinne; nun saß er dort über dem schwindelnden Abgrunde, nun rutschte er vorsichtig weiter, weiter, hielt sich mit den beiden, schwachen Händen ein — ein Schrei entfuhr ihr! wenn die vielleicht morsche Rinne bräche! wenn die Hände ausglitten! wenn ein Schwindel ihn erfaßte! Jetzt ist er am Ende der Rinne, wo das Kätzchen sitzt, jetzt hat er es ergriffen, jetzt hält er es auf dem Schooße, jetzt schwenkt er mit der einen Hand sein Hütchen und sitzt frei auf der Rinne! Die Alte erhebt den Arm, sie getraut sich keinen Ruf auszustoßen — ihr Herz hat nur einen Schrei zu Gott! —

Nun schiebt sich der Knabe langsam zurück; seine beiden Hände sind wieder frei, das Hütlein sitzt auf seinem Haupte, das Kätzlein hat sich auf seinem Rücken eingekrallt; keck und sicher klettert er herab, er ist gerettet und hat das Kätzlein gerettet. —

Die Alte und der Knabe sitzen nun beisammen in der Hütte und das Kätzlein frißt behäbig die große Milchschüssel aus, es kann nicht satt werden! — Wenzel aber erzählt sein letztes Erlebniß der Mutter Marianne und das gepreßte, kleine Herz entladet sich all seiner Thränen. Die Alte nimmt ihn wie ein kleines Kind auf den Schoos, streichelt seine Wangen, legt ihre runzligen auf das weiche, rothe Gesicht und beschwichtigt ihn. Was sagt sie wohl? — Nichts als die einfachen Worte: „Ich hab ja gleich anfangs Deine Mutter sein wollen, nun bin ich's erst recht, Wenzel. Mir gehörst, bei mir bleibst, nimmer gehst fort. Schau, ich hab's Deiner Mutter, Gott hab sie selig, versprochen, und Gott verzeih mir's, daß ich gemeint hab, der Reichthum beim Bauern thät Dir besser, als die Einsamkeit bei mir. Jetzt aber bist *mein* Kind, Wenzel. So, jetzt wein nicht, jetzt schlaf; bist müd, armer Bub. Wein nicht, an der alten Hütte droben ist kein Schad und für die Eule hast ja das Kätzlein."

So sprach die Alte und das Kind schlief unter ihren besänftigenden Worten ein, es schlief in die Nacht und in den neuen Tag hinein und das Kätzlein schlief an seiner Seite, schmiegte sich an seine Brust, wie es sich droben auf der Rinne an seinen Rücken geschmiegt hatte. —

Am andern Morgen wankte die Alte an ihrem Stabe mühsam in's Dorf. Sie ging schnurgerade in's Pfarrhaus und erzählte Alles. Der Pfarrer wußte bereits den Vorfall, Sepp hatte bei ihm sein Herz entlastet. — Sie gingen mit einander zum Bauern und fanden denselben in sich versunken, ohne Zorn. Auch ihm hatte Sepp Alles haarklein erzählt und seine Bruderliebe für Wenzel bewiesen; Stephel war aber noch nicht gänzlich verstockt: er hatte die prasselnde Predigt der Flamme und der Funken verstanden und Alles ehrlich bekannt. — Der Bauer willigte in Wenzels Uebersiedlung; er mochte erkennen, daß eine Wohlthat aus freudigem Herzen kommen müsse, um eine Saat zu sein, aus welcher Segensfrüchte erstehen; die seinige hatte ihm keine gebracht.

Aber Mutter Marianne verlangte auch den Niklas; der kleine Wenzel ſollte nicht in Einſamkeit verkümmern, und vielleicht hatte das kläglich ſchreiende Kätzlein auf der Rinne auch der Alten eine Predigt über ihre menſchenſcheue Einſamkeit gehalten? —

Und nun iſt meine Geſchichte eigentlich zu Ende.

Die Heerde wurde am andern Tage vom Berge getrieben und Nickel hielt ſeinen Einzug in der Hexenhütte. Aber bald war auch dieſe verwandelt und der alte Name paßte nicht mehr. — Mutter Marianne war nicht ſo arm, als die Leute gemeint hatten. Sie beſaß ein anſehnliches Kapital und noch im nämlichen Herbſte arbeiteten Maurer und Zimmerleute an der halbverfallenen Hütte, daß ſie ſtattlich und maleriſch zugleich ausſah. Es herrſchte ein fröhliches Leben in derſelben und die Alte verjüngte ſich bei den beiden Knaben. Oftmals lächelte ſie ſtill vor ſich hin, oder ſie faltete die Hände und ſagte: „Die Menſchen haben mir viel Böſes gethan und ich meinte, es wäre am beſten, nichts mehr von ihnen zu wiſſen. Aber unſer lieber Herrgott meint es anders! — Da hat er mir die beiden Kinder geſchickt, und mein altes, verknöchertes Herz merkt nun auf einmal wieder, daß die Menſchen zuſammengehören; wär' ja ſelbſt mein Kätzlein ohne ſie jämmerlich verhungert, und wer weiß, wie mein Ende geweſen wäre." — Wenzel ging nun wieder fleißig in die Schule und lernte um ſo friſcher, je fröhlicher ſein Herz ſchlug. Pfarrer und Lehrer nahmen ſich ſeiner emſig und väterlich an, und merkten, welch einen offenen, klaren Verſtand er habe; ja — als der Lehrer ihm mit der Zeit all ſein Wiſſen beigebracht hatte, wurde er des Pfarrers Schüler und merkte ſich die lateiniſchen Vokabeln eben ſo gut, wie die deutſche Sprachlehre. Nickel aber beſtellte Stall und Feld und die Mutter Marianne wurde dabei jünger, ſtatt älter. —

Viele, viele Jahre ſind nun darüber hingezogen. Mutter Marianne ſchläft neben der Kräuterſammlerin auf dem Friedhofe und iſt Jenſeits zur ewigen Jugend erwacht, die außer der Zeit und Vergänglichkeit ſteht. Nickel wirthſchaftet in der ehemaligen Hexenhütte, an ſeiner Seite ein braves Weib und kleine Buben und Mädchen; Wenzel aber hat eine andere Braut erwählt: — er iſt ein geiſtliches Herrlein geworden und nach ſeinem erſten, heiligen Meßopfer ſtieg das große, erneute Opfer der Verſöhnung zu Gott in heißen Gebeten empor für ſeine zwei Mütter und ſeinen Vater draußen auf dem Friedhofe, und ihm iſt ſo heilig zu Muthe, als ob ihm ſein Roſel als Engel miniſtrire. Sein höchſter Wunſch iſt, einmal in dieſem Dorfe Pfarrer zu werden; denn dort leben ja ſeine zwei liebſten Freunde, Niklas und Sepp, und dort blüht jener Garten, wo ſeine liebſte Saat in der Erde ſchlummert, deren Blüthen aber in den Himmel hinaufwachſen.

Caspar Joseph Mezzofanti,

geb. 1774 zu Bologna, geſt. 1849 zu Rom.

Eine biographiſche Skizze von Ney.

Die Abendſonne ſtreute ihre glühenden Lichter durch das üppige Weinlaub, das ſich gleich Jalouſieen vor den Fenſtern ausbreitete, in ein kleines, aber behaglich eingerichtetes Gemach, übergoldete die alten, ſchweinsledernen Einbände der Bücherreihen, die an der größern Zimmerwand vom Fußboden bis an die Decke emporkletterten, und ſpielte in langen, glänzenden Streifen auf den Papieren, welche, dicht über einander gehäuft, einen runden Tiſch, in deſſen Mitte ſich ein gewaltiger Erdglobus erhob, bedeckten. Es war das Studirzimmer des Abbate Cicotti in Bologna. Der gelehrte Abbate ſaß, das von greiſen Locken umkränzte Haupt nachdenkend in die Hand geſtützt, in einem jener altmodiſchen Lehnſtühle, die man jetzt nur noch ſelten als Erbſtücke in Familienkreiſen findet, als ſich die Thür langſam öffnete und ein bleicher, ärmlich gekleideter Knabe eintrat. Cicotti ſchaute empor. Ein leiſer Zug des Unwillens überflog ſeine hohe Stirne, als er den Eintretenden erblickte, und ſein ſonſt ſo heitres Auge ruhte faſt zürnend auf dem Knaben, der ſchüchtern an der Thür ſtehen geblieben war. „Da biſt Du doch wieder, Giuſeppe!“ ſagte er vorwurfsvoll.

„Ich weiß ſchon, welche Bitte Dich zu mir geführt hat, aber wie oft ſoll ich es Dir wiederholen, daß ich Dich, ſo leid es mir auch thut, aus meinem Inſtitute entlaſſen muß. Du haſt in kurzer Zeit Deine ſämmtlichen Mitſchüler überflügelt und die höchſte Stufe der Ausbildung, die mein Lehrinſtitut den Zöglingen bietet, erreicht. Warum willſt Du nicht das Inſtitut der Jeſuiten beſuchen?“

„Ob ich es will, hochwürdiger Herr!“ entgegnete Giuſeppe mit leuchtendem Auge und flammende Röthe zeigte ſich auf ſeinen ſonſt ſo bleichen Wangen.

„Ob ich es will? Von Herzen gern. Es wäre der heißeſte, innigſte Wunſch meines Lebens, aber“ —. Er ſtockte und eine Thräne perlte in ſeinem kindlich frommen Auge. „Nun, Giuſeppe,“ fragte der Abbate mild, „welches Aber hindert Dich in das Inſtitut einzutreten?“

Giuſeppe trat Cicotti einige Schritte näher, und mit leiſer, faſt tonloſer Stimme, gleichſam, als ob er ſich des Geſtändniſſes ſchäme, antwortete er: „Mein Vater erlaubt es mir nicht!“ Die Beherrſchung ſeines aufgeregten Gefühls war mit dieſem Geſtändniſſe vorüber; laut ſchluchzend ſank er vor dem geliebten Lehrer auf die Kniee und bedeckte die Hand des Abbate mit heißen Thränen. Auch Cicottis Auge wurde feucht. Ein ſolch glühender Drang nach Fort-

bildung, eine solche Begeisterung für das Studium war ihm bei einem Schüler in Giuseppe's Alter, — der Knabe hatte noch nicht das 10. Lebensjahr zurückgelegt — eine wunderbare Erscheinung, auch dazu, da er bisher in Verhältnissen und Umgebungen aufgewachsen war, die diesem Wissensdurste nichts weniger als günstig waren. Wie unsere Zeit noch hie und da sogenannte Wunderkinder auf dem Gebiete der musikalischen Technik auftauchen sieht, so sah auch Bologna im vorigen Jahrhundert in dem kleinen Giuseppe ein Wunderkind, natürlich eines in einer höhern und edlern Bedeutung als alle jene kleinen dressirten Virtuosen, denn schon in seiner frühesten Jugend, in seinem 3. Lebensjahre, hatte er in einer Klein-Kinderschule, welcher eine Dame als Leiterin vorstand, durch seine innere Fassungsgabe und sein erstaunenerregendes Gedächtniß in kurzer Zeit den Lehrkursus so beendet, daß seine Lehrerin ihren Vorrath an Kenntnissen erschöpft sah. Ein Aehnliches wiederholte sich auch in dem Lehrinstitute des Abbate Cicotti. Mit Riesenschritten durcheilte er das Feld des Wissens und der Abbate sah sich genöthigt, dem kleinen Giuseppe, durch den sich alle seine Mitschüler von reiferem Alter überflügelt sahen, aus seinem Institute zu entlassen, da dieses in seinem beschränkten Wirkungskreise dem kleinen Gelehrten keine höhere wissenschaftliche Fortbildung bieten konnte.

Nach einer Pause, deren Stille nur durch das leise Weinen des Knaben unterbrochen wurde, erhob sich der Abbate aus seinem Lehnstuhle. „Sei getrost, mein Sohn," sagte er mild tröstend, „ich will morgen mit Deinem Vater reden, und ich hoffe, daß er meiner Bitte, Dich dem Institute der Jesuiten zu übergeben, keinen Widerstand entgegensetzen wird. Es beschütze Dich die heilige Jungfrau!"

Giuseppe verließ das Haus seines Lehrers freudestrahlenden Auges, Cicotti wollte ja sein Fürsprecher werden, Cicotti ihm die Thür zum Jesuiteninstitute öffnen. Rasch eilte er durch die belebten Straßen Bologna's, in denen sich die Bewohner in bunten Gruppen drängten, theils um die Abendkühle zu genießen, theils um ihren Geschäften nachzugehen. Die berühmten, schiefen Thürme, an denen ihn sein Weg vorüberführte, würdigte er in seiner Eile keines Blickes, ebenso wenig den Neptun-Springbrunnen mit seinen rauschenden Fontainen, an deren wechselndem Farbenspiele sich fröhliche Kinderschaaren unter Jauchzen und Tanzen ergötzten. Giuseppe eilte vorüber. Sein Herz war so reich, so glücklich, es sehnte sich nach Mittheilung und wem hätte er wohl seine Freude sicherer vertrauen können, als dem Mutterherzen? Darum bog er rasch in eine der engen Seitengassen ein, die auf den Marktplatz münden, und nach wenig Schritten stand er vor dem kleinen, ärmlichen Hause seiner Eltern. Der Vater war noch nicht heimgekehrt und daher die Gelegenheit günstig, der lieben Mutter sein vor Freude übersprudelndes Herz auszuschütten. „Cicotti will den Vater bitten und ich werde in das Institut eintreten!"

das waren die glänzenden Funken, die das Gewebe seiner Mittheilungen durchliefen. Doch wehmüthig blickte die Mutter auf den begeisterten Knaben. Sie hatte keine Hoffnung, daß sich dieser heiße Wunsch ihres Giuseppe erfüllen werde. Ihr Mann war ein offener und ehrenhafter Charakter, dabei aber hartnäckig in seinem Festhalten vorgefaßter Ansichten. Er hatte zwar mit großer Befriedigung die raschen Fortschritte seines Sohnes in der Kinderschule und in der Lehranstalt des Abbate beobachtet aber auch zugleich beschlossen, da er Giuseppe zu seinem künftigen Beruf hinreichend gebildet glaubte, nun seine praktische Ausbildung als Handwerker sich zur Aufgabe zu machen und den Knaben statt mit der Feder und dem Buche mit Säge und Beil arbeiten zu lassen. Vergebens hatte ihn die Mutter, die eine höhere Bildung als ihr Mann genossen und viel natürliches Talent zeigte, die wunderbaren Fortschritte Giuseppe's als einen Fingerzeig des Himmels hingestellt, daß der Knabe nicht zur Werkstatt, sondern zum Studirtisch bestimmt sei; vergebens hatte sie ihren Mann auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, vielleicht ihren Sohn einst als Priester am Altare Gottes zu sehen. Der Vater hatte alle Einwendungen gegen seine Pläne bis jetzt durch den nur zu wahren Satz: „Dazu besitzen wir keine Mittel!" entkräftet. Schon wollte die Mutter die hochfliegenden Hoffnungen ihres Augapfels, denn Giuseppe war ihr einziger Sohn — die übrigen Kinder ruhten schon unter dem Rasen des Friedhofs und ihre Tochter Therese lebte an einen Friseur verheirathet außer dem Hause — durch einige anzudeutende Zweifel in ihrem Fluge hemmen, damit den armen Knaben das Nein des Vaters nicht als ein vernichtender Schlag unvorbereitet treffe, doch die Rückkehr des Vaters, der als ein fleißiger Zimmermann bis in die sinkende Nacht auf der Baustätte gearbeitet hatte, unterbrach das Gespräch zwischen Mutter und Sohn. Nach dem gemeinschaftlichen Abendgebete, das die religiösen Eltern nie unterließen mit ihrem Sohne zu beten, begab er sich zur Ruhe. Ob wohl Giuseppe in dieser Nacht geschlafen hat?

Der Morgen des für ihn so entscheidenden Tages fand den Knaben schon wach. Rasch kleidete er sich an und nun auf den Dielen seines Bodenkämmerleins knieend, brachte er im heißen, innigen Gebete Gott sein Morgenopfer dar. Die Sonne lauschte durch das schmale Dachfenster nach dem bleichen, betenden Knaben und verwandelte mit ihrem strahlenden Lichte die einfache Kammer in eine goldüberkleidete Kapelle. „Heilige Jungfrau," tönte es von den leise sich bewegenden Lippen des Betenden, „sei meine Fürsprecherin bei Gott. O Du Gütige, Du Süße, Du Milde und Gebenedeite, nimm mich unter Deinen mütterlichen Schutz." Giuseppe eilte nun nach der Wohnstube seiner Eltern. Schon wollte er die Thür öffnen, als er an einem lauten Gespräche, in das sich außer der kräftigen Stimme seines Vaters noch eine zweite ihm nicht fremde einflocht, erkannte, daß Abbate Cicotti, sein Verspre-

chen zu lösen, gekommen war. Wie klopfte in banger Erwartung dem armen Knaben das Herz! Es war ihm, als stünde er vor einem Tribunal von Richtern, in deren Hände sein Urtheil über Leben und Tod gelegt sei. Die Unterredung dauerte lange. Jede Minute wurde ihm zu einem endlos dünkenden Zeitraume. Endlich, endlich öffnete sich die Thür und das freudestrahlende Gesicht seiner Mutter lachte ihn an. Welch ein glückverheißendes Zeichen! Er flog ihr entgegen. „Giuseppe, der Vater ist es zufrieden!“ Das waren die einzigen Worte, die sie in ihrer Freude zu stammeln vermochte. Glücklich schlang er seine Arme um seinen Vater, um seinen Lehrer. Sein Dank waren Thränen der reinsten und süßesten Freude.

Schon am folgenden Tage las man in dem Schülerverzeichnisse des Instituts, zu dessen Lehrern außer Weltgeistlichen auch einige Väter der Gesellschaft Jesu gehörten, den Namen: Caspar, Joseph Mezzofanti. So jung auch noch der neue Schüler war, so trat er doch schon gleichsam als eine Person von Ruf in die Lehranstalt ein. Deßhalb mit Aufmerksamkeit von seinen Lehrern behandelt, durcheilte Giuseppe auch hier wie im Fluge die verschiedenartigsten Fächer des Unterrichts und mit Staunen sahen die Jesuiten den jungen Mezzofanti schon nach einigen Jahren am höchsten Ziele der Anstalt angelangt. Ein klarer, scharfer Verstand, der bis zum Kern einer Sache zu dringen vermochte und vor dem die dunklen Seiten des Wissens gleichsam durchsichtig wurden, verband sich mit einem immensen Gedächtnisse. Man erzählt von ihm, daß er eine engbeschriebene Folioseite einer griechischen Abhandlung nach einmaligem Durchlesen ohne Stocken und ohne Sprachfehler hergesagt habe. Aber die größte Zierde dieses jugendlichen Gelehrten war seine tiefe, herzinnige Frömmigkeit — ein Erbtheil seiner Mutter — seine Sittenreinheit, Demuth und Bescheidenheit. Die Auszeichnung und das Vertrauen seiner Lehrer wurde ihm nicht zu einer Quelle des Stolzes, des hochmüthigen Herabblickens auf die unter ihm Stehenden, sondern nur ein Stachel zu neuen Anstrengungen und fortgesetzter, unermüdlicher Ausdauer auf dem Wege der Wissenschaft, den er an der Hand seiner ausgezeichneten Lehrer betrat. Als er nun auch in diesem Institute die höchste Stufe der Ausbildung erreicht hatte, da trieb ihn sein Wissensdurst zu neuen Studien. Seine Frömmigkeit leitete ihn auf eine Bahn, wo er den erstern stillen, aber auch gleichzeitig seines Herzens innigsten Wunsch erfüllen konnte, er beschloß nämlich, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Mit Freude begrüßten seine Lehrer diesen ihres frommen und gelehrten Schülers so würdigen Entschluß. Aber das frühere Hinderniß trat wieder schärfer als je dem Wunsche Giuseppe's entgegen; sein Vater legte wieder sein Veto ein und bestimmte sogar, daß sein Sohn sich einem Handwerke widmen solle, um endlich sein tägliches Brod selbst verdienen zu lernen. Welch ein Contrast! Giuseppe, der bisher mit dem Lichte des Stu-

diums in die Tiefen der Wissenschaft hinabgestiegen war und sich hier so reiche Schätze gesammelt hatte, sollte nun die einer wissenschaftlichen Bildung so fern liegenden Kreise des Zimmergewerkes zu seinem Lebensberufe erwählen. Ach, es waren trübe, traurige Stunden für den armen Giuseppe! Aber hier war es die Mutterliebe, die für den Sohn in die Schranken trat. Unablässig bat seine Mutter ihren Mann um Genehmigung, Giuseppe in das Priesterseminar eintreten zu lassen; selbst heftige Aufwallungen des sonst biedern Zimmermannes schreckten sie nicht zurück, und wie der Bettler nicht müde wird, dem Reichen so lange nachzulaufen, bis dieser ihm endlich ein Allmosen zuwirft, so wurde auch sie nicht müde, bis sie endlich sich die Genehmigung ihres Mannes erbettelt hatte. Sie sah ihren Sohn in seinem 12. Jahre in das Seminar zu Bologna eintreten. Giuseppe kannte nun das Ziel, dem er zusteuern wollte und mit aller Energie und Ausdauer ging er zu Werke, um es so bald als möglich zu erreichen. Selten war eine Nacht, in der nicht das Licht aus seiner Zelle auf die stillen Straßen der Stadt herabschimmerte und oft überraschte der Morgen den jungen Seminaristen noch bei seinen Studien. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn bei solchen Anlagen und solchem Fleiße Mezzofanti schon in seinem 15. Jahre in die philosophische Klasse eintrat. Doch an eins hatte der Eifrige nicht gedacht, an seinen Körper. Die bleichen Wangen, die tiefliegenden Augen waren seinen Lehrern schon längere Zeit Symptome einer nahenden Krankheit gewesen. Sie warnten ihn und baten ihn, sich zu schonen, doch dieser Feuergeist vermochte den Flug nach dem vorgesteckten Ziele nicht zu hemmen. Die Warnungen wurden rasch vergessen und, unter seine Bücher vergraben, fühlte Mezzofanti die sich täglich steigernde Schwäche seines der Schonung bedürftigen Körpers nicht, bis sich die drohenden Symptome zu einer Krankheit entwickelt hatten. Nun zeigte sich leider die Zerrüttung seiner körperlichen Kräfte so vorgeschritten, daß er seine Studien vollständig aussetzen mußte. Mezzofanti und nicht studiren! Es waren zu extreme Gegensätze, die nur die drohende Hippe des Todes zu vereinigen verstand. Mezzofanti mußte sich in das Unvermeidliche, für ihn Entsetzliche, fügen, wenn er nicht schon als sechszehnjähriger Jüngling durch die stille Friedhofspforte in das Reich der Gräber eingehen wollte. Sein Gesundheitszustand war so tief erschüttert, daß aus Wochen Monde, aus Monden Jahre wurden, ehe er wieder die unterbrochenen Studien fortzusetzen wagen konnte. Endlich im 4. Jahre nach seiner Erkrankung erblicken wir ihn wieder in der altgewohnten Thätigkeit. Immer weitere Kreise zog sein Geist im Reiche des Wissens. Zu seinen theologischen Studien gesellten sich Studien über kanonisches Recht und durch Besuch der Vorlesungen eines berühmten geistlichen Rechtslehrers auch über römische Gesetzgebung. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit trat nun aus den stillen Mauern des Seminars hinaus auf den Markt der Oeffentlichkeit. Schon zählte man ihn zu den berühmten Männern Bolog-

na's, wenn nicht gar Italiens, und um die klare Stirne des bescheidenen Jünglings wob sich schon der Lorbeerkranz des Ruhmes, den ihm später die gelehrte Welt Europa's durch die dunklen Locken flocht. Unter seinen Lehrern befand sich in damaliger Zeit auch eine Dame, Namens Clotilde Tambroni. Sie war Professor oder vielmehr Professorin an der Universität zu Bologna und Mezzofanti besonders dadurch geistig verwandt, daß sie gleich ihm die Vorliebe für das Studium fremder Sprachen theilte. Innig schloßen sich diese beiden Linguisten aneinander und es bildete sich zwischen ihnen ein Freundschaftsverhältniß der reinsten und edelsten Natur, das sich unter allen Stürmen bewährte und nur der Tod zu lösen vermochte. Das Sprachstudium wurde nun Mezzofanti's Lieblingsbeschäftigung und auf diesem Felde hat er das Außerordentlichste geleistet, was wohl je ein Mensch leisten kann. In den Sprachschätzen der Araber und Cophten war er damals schon so bewandert, wie in seiner eigenen Muttersprache. Keine Gelegenheit, ein fremdes Idiom kennen zu lernen und zu studiren, ließ er vorübergehen und mit einem wahren geistigen Heißhunger stürzte er sich auf jeden Fremden, der auf seiner Reise Bologna berührte, um von diesem in die Sprache seines Vaterlandes eingeführt zu werden. Auf diese Weise hatte er das Französische, Englische, Deutsche, Neugriechische, Spanische 2c. erlernt. Hiezu nur ein Beispiel aus vielen: Ein junger Schwede besuchte in Bologna seinen Onkel, um bei diesem auf längere Zeit seinen Aufenthalt zu nehmen. Aber der lang und froh erwartete Gast mußte in dem oheim'schen Hause die Rolle der Stummen von Portici spielen, denn weder sein Onkel und dessen Umgebung verstanden die fremden Sprachlaute des Schweden, noch dieser die ihrigen und man sah sich genöthigt, um sich nur einigermaßen verständlich machen zu können, zur Zeichensprache zu greifen. Dieses Auskunftsmittel war aber nicht nur lästig und unvollkommen, es führte auch oft die unangenehmsten Mißverständnisse herbei. So sah man sich endlich veranlaßt, einen Dollmetscher zu engagiren, zum wenigsten so lange, bis der erlernte Wortvorrath der Beiden zu einem Verständnisse ausreichen würde. Wer konnte nun wohl diese Stelle genügender ausfüllen, als der berühmte Linguist Mezzofanti! Die an ihn in dieser Beziehung gerichtete Bitte wurde von dem Gelehrten auf das Freundlichste und Bereitwilligste acceptirt, denn hier galt es ja ein neues Feld zu erforschen und zu bebauen. Mezzofanti besuchte den Schweden, aber zu seinem Erstaunen fand er in der schwedischen Sprache eine ihm noch völlig unbekannte Welt. Was war zu beginnen? Wer sollte hier helfen, wenn es selbst ein Mezzofanti nicht vermochte? Doch der Linguist bebte nicht zurück. Wie ein kühner Reisender sich mit der Axt seinen Weg durch die Waldungen fremder Erdgegenden bahnt und vor keinen Schwierigkeiten und Hindernissen zurückschreckt, wenn es gilt, Unbekanntes zu erforschen, so auch hier Mezzofanti. Die fremden Wortlaute waren ihm Waldungen, durch die er sich erst mit der

Art seines Geistes einen Weg zu bahnen hatte, ehe er zu den unerforschten Sprachschätzen Scandinaviens gelangen konnte. Je größer das Hinderniß, desto größer der Reiz, es zu besiegen. Glücklicherweise hatte der junge Schwede einige Bücher unter seinen Reiseeffecten. Ein köstlicher Fund für Mezzofanti! Im einsamen Studirzimmer wurde nun der Schlüssel zu diesen scandinavischen Hieroglyphen gesucht und siehe! sehr bald entdeckte der Sprachforscher die verwandtschaftlichen Elemente zwischen der ihm bekannten deutschen und der von ihm zu studirenden schwedischen Sprache. Durch die Erkenntniß des Verwandtschaftlichen gliederte sich nun das Eigenthümliche ab und der Weg war gebahnt. Nach mehreren Tagen eilte Mezzofanti zu dem Nordländer, um mit ihm in seiner Muttersprache zu conversiren und zwar mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, als wenn der Sprachengeist des Pfingsttages auch ihn erfüllt hätte. Als der Scandinavier später Bologna als Flüchtling vor den Verfolgungen der Revolutionspartei verlassen mußte, trug er die wundersame Kunde von dem großen Sprachgenie Bologna's von Land zu Land und legte so den Grundstein zu Mezzofanti's europäischem Rufe.

Obgleich Mezzofanti seine theologischen Studien schon lange beendigt hatte, so konnte ihm doch erst nach der feststehenden, kirchlichen Verordnung im 23. Jahre die heilige Weihe als Priester ertheilt werden. Er verließ nun das Seminar, um als Professor den Lehrstuhl der orientalischen Sprachen an der Universität seiner Vaterstadt einzunehmen. Welch' eine Auszeichnung für den jungen Kleriker! Doch das Sonnenleuchten seines Glückes sollte bald durch stürmende Wetterwolken verhüllt werden.

Es begann die Zeit der französischen Revoluton. Montesquieu's, Rousseau's, Voltairs und der Encyklopädisten giftige Saat, durch die alles Heilige und Ehrwürdige mit frechem Spott in den Staub getreten und jede höhere Richtung des Lebens untergraben worden war, hatte schreckenerregende Früchte getragen; der Unglaube, die Zügellosigkeit, die Gemeinheit und Frechheit triumphirten über Alles, was die Menschheit Großes und Edles hervorgebracht hatte. Auch über Frankreichs Grenzen hinaus zogen die Sendboten der neuen Lehre von der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit und besonders war es Italien, das den Gifthauch der Revolutionsideen mit durstigen Zügen schlürfte. Als daher Bonaparte siegreich in dem Lande „der Myrthe und Goldorangen" vordrang, jauchzte ihm die Bevölkerung als einem Freiheitsspender entgegen; in den Städten und Dörfern erhoben sich Freiheitsbäume, auf denen die blutrothe Jakobinermütze als Symbol der in Frankreich mit Blut besudelten Volksfreiheit prangte, und auf den Trümmern der alten Rechte und Gesetze entstanden die neuen Staatsordnungen der ligurischen, zu der das Gebiet von Genua gehörte, und der aus Modena, Mailand, Mantua, Romagna, Bologna und Ferrara bestehenden cisalpinischen Republiken.

Also auch Bologna, die Vaterstadt unseres Mezzofanti war von dem Strudel

dieſer Umwälzung mit fortgeriſſen worden. Sie, eine Vorkämpferin für die republikaniſchen Inſtitutionen, ſchwelgte nun nach dem Frieden von Campo Formio, durch den die cisalpiniſche Republik geſchaffen worden war, in einem Taumel der Freiheits-, Gleichheits- und Brüderlichkeitsideen. Natürlich galt die neue Freiheit und Gleichheit nur für die Republikaner, die Andersdenkenden ſtanden außer dem Geſetze und die ſyſtematiſchen Verfolgungen der Gegner durch die Revolutionsparthei legten von der Brüderlichkeit des jungen Staates kein empfehlenswerthes Zeugniß ab. Auch die Geiſtlichkeit wurde durch einen Eid, durch den ſie der jungen Republik Treue und Gehorſam ſchwören mußten, gezwungen, in die cisalpiniſche Republik als „Bürger" einzutreten. Wer die Eidesleiſtung verweigerte, hatte nur Exil, Gefängniß, oft auch Hinrichtung zu gewärtigen. Nur ein Kleriker ſchien den Republikanern unantaſtbar, nur bei dieſem wollten ſie eine Ausnahme geſtatten und ihn von dem vorgeſchriebenen Eide dispenſiren, wenn er die republikaniſche Regierung als eine geſetzmäßige anerkennen würde, und dieſer Mann war der junge Abbate Mezzofanti. Doch Mezzofanti widerſtand allen Einflüſterungen und Verſprechungen und erklärte ſich unumwunden für einen Gegner der republikaniſchen Regierungsform. Mit Erbitterung hatten die Häupter der Stadt, beſonders die franzöſiſchen Gewalthaber, den Widerſtand des Linguiſten aufgenommen und doch wagten ſie es nicht, auf den von der Achtung und Verehrung Italiens getragenen Sprachforſcher die Strenge des Geſetzes anzuwenden und ihn in's Exil oder Gefängniß zu ſchicken. Sie begnügten ſich, ihm die Profeſſur zu entziehen. Gleiches Schickſal theilten in dieſem Jahre, 1798, mit ihm ſeine Freundin Clotilda Tambroni und der berühmte Arzt und Phyſiker Ludovico Galvani, der Entdecker des galvaniſchen Fluidums. Mezzofanti hatte durch dieſen ſtrengen Widerſtand ſeiner politiſchen Ueberzeugung nicht allein ſeine bürgerliche Stellung, ſondern auch gleichſam ſein tägliches Brod zum Opfer gebracht. Seine Einkünfte, die er als Profeſſor bezogen hatte, beſtanden in ungefähr 180 Thl., dazu kam noch ein Benefiz von 60 Thl. und die Zinſen von 60 Thl., welches Kapital er durch Erbſchaft von einem Freunde erhalten hatte. Jetzt ſah er ſeine Einnahme nur auf die beiden letztern Poſten beſchränkt und es iſt daher nicht zu verwundern, wenn der Hunger oftmals mit an ſeinem Tiſche ſaß. Doch zwei Eigenſchaften: Gottvertrauen und Genügſamkeit, würzten ihm auch das Stücklein Brod und ließen ihn nicht in ſeinem Elende verzagen und verkümmern. Aber ihn ſollten noch härtere Schickſalsſchläge treffen. Seine Mutter erblindete, ſein Vater wurde kränklich, daß er nicht mehr ſeinem Gewerbe vorſtehen konnte und ſeine Schweſter Thereſe Wittwe, die ſich nun mit ihrer zahlreichen Familie dem bitterſten Elende Preis gegeben ſah. Doch Mezzofanti war in dieſer Leidensſchule ein zweiter Job. Er klagte nicht, er verzagte nicht. Seine Eltern und ſeine Schweſter führte er in ſeine beſcheidene Wohnung, in der ſelbſt die Noth ein- und ausging. Er wurde ihr

Ernährer, ihr Pfleger. Da die kleine Einnahme nicht ausreichte, damit auch nur das Nothdürftigste zu bestreiten, so übernahm der große Linguist in den Häusern der Reichen Privatunterricht. Wer je als Lehrer das Mühevolle und Undankbare eines solchen Unterrichts erprobt hat, der wird Mezzofanti's Stellung, selbst bei den erhöhten Einnahmen, zu würdigen wissen. Aber der junge Abbate scheute weder das Anstrengende seiner Beschäftigung, noch das für ihn Peinliche, sich den Launen der Eltern und Kinder fügen zu müssen, es galt ja der Versorgung seiner Familie und da war ihm keine Mühe und kein Opfer zu groß. Doch selbst aus der Distel sammelt die Biene Honig. So auch Mezzofanti. Das, wozu ihn die Noth und die Liebe zu seiner Familie trieb, wurde für ihn zu einer Quelle reichen Genusses. Viele einflußreiche Familien lernten nämlich den bescheidenen Gelehrten schätzen und verehren und öffneten ihm bereitwilligst ihre Privatbibliotheken. Hier hatte nun der Linguist reiche Gelegenheit, seine Sprachstudien zu erweitern, und vergraben in den Büchern blühten ihm hier Stunden des reinsten Glückes und Genusses. Auch führte der Umgang mit Fremden von Bildung, die in den Familien seiner Zöglinge als Gäste einkehrten, ihn mehr und mehr in den Geist der ausländischen Sprachen ein, und so wurde die Schule der Noth für ihn eine Schule der genußreichsten Fortbildung. Aber wir finden Mezzofanti in dieser Zeit nicht allein in den Marmorhallen des Reichthums, in den Kreisen der Aristokratie, sondern auch in den düstern Sälen der Lazarethe, unter Kranken und Sterbenden, Verwundeten und Invaliden. Die in dem italienischen Feldzuge verwundeten und erkrankten Oesterreicher hatten in den Lazarethen Bologna's Aufnahme gefunden und blieben, als die Franzosen Bologna besetzten, bis zu ihrer Genesung in Pflege der Sieger. Hier nun sehen wir den jungen Abbate fast täglich von einem Schmerzenslager zum andern gehen, nicht als Linguist, nein, als Priester. Als tröstender, versöhnender Engel stand er bald an dem Bette eines blondhaarigen Deutschen, ihn zur Geduld und zum Gottvertrauen ermahnend, bald neigte er sein Ohr zu einem mit dem Tode ringenden Magyaren, um seine letzte Beichte zu hören und dem Sohne der Puste das große Wort: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin in Frieden! zu verkünden. Hier reichte er dem braunen Slavonier den Leib des Herrn und dort ertheilte er einem Czechen aus dem fernen Böhmen die sakramentalische Weihe der heiligen Oelung. Und er fungirte allein in diesen Hallen des Elends, denn kein anderer Priester verstand ja die Sprachen der Unglücklichen, die hier nach religiösem Troste und Erquickung verlangten. Nur ihm konnte der Deutsche, nur ihm der Czeche, der Slavonier, der Ungar, der Pole ꝛc. seine Beichte ablegen. Trotz dieser unermüdlichen, aufopfernden Anstrengung fühlte er doch eine gewisse Unzufriedenheit mit sich selbst, weil es ihm bei der großen Anzahl der Blessirten nicht vergönnt war, allen Katholiken in ihrer geistigen Noth Beistand zu leisten. „Es sticht

mir in's Herz," sprach der edle Linguist, „daß aus Mangel an Gelegenheit, mit ihnen in Verbindung zu treten, ich öfters unfähig bin, allen denjenigen Beichte zu hören, die römisch katholischer Confession sind."

Das Jahr 1803 brachte endlich in der traurigen finanziellen Lage Mezzofantis eine Wendung zum Bessern. Anfänglich zum Bibliothekar-Assistenten ernannt, wurde ihm dann später der Lehrstuhl der orientalischen Sprachen wieder übertragen. Er war jetzt 30 Jahr alt und beherrschte bereits 24 Sprachen. Sein eiserner Fleiß trieb ihn rastlos weiter. In den Bibliotheksälen blieb kein Buch seinem forschenden Blicke verborgen; er lebte unter seinen Folianten gleich wie unter seiner Familie und trug reiche Goldkörner des sprachlichen Wissens heim in sein Studirzimmer, aus dem man das Lämpchen, das dem Unermüdlichen zu seinen Forschungen leuchtete, in das späteste Nachtdunkel schimmern sah. Sogenannte freie oder Erholungsstunden kannte der Linguist nicht, denn selbst seine Besuche in den verschiedenen Hotels der Stadt dienten ihm nur dazu, um durch den sprachlichen Umgang mit Fremden, der durch sein heiteres, sich leicht in alle Formen schmiegendes, geselliges Wesen sehr erleichtert wurde, sein Wissen zu befestigen und zu bereichern; ja, der große Sprachforscher scheute sich nicht, selbst geistig tief unter ihm Stehende als Sprachlehrer anzunehmen, wenn es galt, seinem Sprachgebäude einen neuen Stein einzufügen. „Ich machte es mir zur Regel," erzählte er aus dieser Zeit," jede neue Grammatik zu lernen und nach jedem fremden Dictionair zu haschen, der in mein Bereich kam. Ich füllte beständig meinen Kopf mit neuen Wörtern. Ich muß bekennen, daß es mir nur wenig Mühe kostete, denn neben einem guten Gedächtnisse hat Gott mich mit einer unglaublichen Biegsamkeit der Sprachorgane begabt."

Mezzofanti's Ruhm hatte schon die Alpen überstiegen, und sein Name wurde in der gelehrten Welt nur mit der größten Verehrung und Achtung genannt. Napoleon, der damals im Sonnenglanze seines Glückes stand, umgab sich nicht nur mit einem Gefolge von legitimen und illegitimen Fürsten, die wie ein glänzender Lichtschweif dem blutigen Kometen folgten, sondern er suchte auch „die Ritter des Geistes," die Gelehrten und Künstler, an seinen Triumphwagen zu fesseln, um so gleichsam mit dem Glanze der Wissenschaften sein Herrscherdiadem zu schmücken. Auch der Linguist Mezzofanti schien dem Corsen würdig, in den Kreis jener Männer einzutreten, die er in der Metropole seines gewaltigen Reiches versammelt hatte. Ein kaiserliches Handschreiben, voll schmeichelhafter Lobeserhebungen, lud den berühmten Sprachenkenner zur Uebersiedelung nach Paris ein. Wer hätte solcher Einladung nicht Folge geleistet? In Bologna mußten sich Mezzofanti's Kräfte im Kampfe mit so mancher Entbehrung allmählig aufreiben, in Paris dagegen erwartete ihn eine in jeder Beziehung sorgenfreie Existenz; in Bologna blieb er nur ein, wenn auch geachteter, doch seiner gesellschaftlichen Stellung nach unbedeutender

Professor, in Paris sollte er, auf die Höhe der menschlichen Gesellschaft gestellt, zu einem Fürsten im Reiche der Wissenschaft erhoben werden. Doch Mezzofanti lehnte die Einladung ab. Sein Streben war bei seinem demüthigen Charakter, nie auf äußern Glanz, auf den Weihrauch der Ehre und Auszeichnung gerichtet; er fühlte sich glücklich und zufrieden, wenn ihm nur seine Bücher die gesuchte Ausbeute lieferten, wenn er nur sein Wissen bereichern und dadurch in den Kreisen seiner Vaterstadt nützlich werden konnte. Dazu gesellte sich seine wahrhaft rührende Liebe zu seiner Mutter und zu der Familie seiner Schwester. Er schlug also die glänzenden Anerbietungen des französischen Kaisers aus und blieb in Bologna. Am Tage sehen wir ihn nun in der Bibliothek, wo er unermüdlich die Bücher ordnete, um einen sichern und vollständigen Catalog zusammen zu stellen, am Abend aber finden wir ihn am Krankenbette seiner blinden Mutter, wo der große Gelehrte sich als der liebevollste und geduldigste Pfleger zeigte, oder unterrichtend oder spielend mit seinen Neffen und Nichten; des Nachts aber saß er bei seinen Büchern, oder dichtete Oden und Sonnete in den verschiedensten Idiomen, ja einmal hatte er sogar das dramatische Feld zu bebauen gesucht, indem er eine Komödie für seine kleinen Freunde ausarbeitete. So kam das Jahr 1808 heran, in welchem die Professur für orientalische Sprachen wieder aufgehoben, dadurch die frühern Verhältnisse, in denen er so glücklich gelebt hatte, gelöst wurden, und Mezzofanti wieder durch Privatunterricht seine Angehörigen ernähren mußte, was ihm um so beschwerlicher wurde, da das ununterbrochene geistige Arbeiten seine Gesundheit untergraben und zu angestrengter körperlicher Thätigkeit, wozu auch das Unterrichten zu rechnen ist, unfähig machte. Doch mit zuversichtlichem Auge blickte er der düstern Zukunft entgegen; sein Trost und sein Stab war sein Gott und die Stärke, gegen diese Ungunst des Schicksals anzukämpfen, fand er im Gebete. War aber auch Alles, was ihm bisher lieb und angenehm gewesen war, dem Wechsel unterworfen, eines blieb sich selbst in diesen traurigen Stunden gleich, das war sein Fleiß in Erlernung und Erforschung fremder Sprachen. In der damaligen Zeit fing man in der gelehrten Welt an, der heiligen Sprache der Hindu, in denen die Vedas, die Gesetzbücher geschrieben sind, eine erhöhtere Aufmerksamkeit zu schenken, besonders seit Sir William Jones Europa die Schätze dieser uralten Sprache zu erschließen begann. Kaum erhielt Mezzofanti von der Entdeckung dieser Sprachenwelt Kunde, als er auch sogleich mit vollen Segeln in's offene Meer der Forschung hinaussteuerte, um auch seinen Theil an diesem indischen Sprachschatze heimzutragen, und so sehen wir den Gelehrten, trotz Noth und Arbeit, Sanskrit studiren. Sechs Jahre waren langsam und traurig unter diesen ungünstigen Verhältnissen vergangen. Während dieser Zeit hatten sich auf der Weltbühne bedeutungsvolle Ereignisse zugetragen. Napoleons Heer lag unter den Schneefeldern Rußlands begraben, die Schlacht von Leipzig war geschlagen worden, und die

verbündeten deutſchen Heere zwangen den Corſen, zu Fontainebleau ſeine Abdication zu unterzeichnen. Die alten Fürſten nahmen ihre Throne wieder in Beſitz; auch Papſt Pius VII. kehrte aus ſeiner Gefangenſchaft zurück, in die Napoleon den Stellvertreter Chriſti durch General Radet hatte ſchleppen laſſen, weil er gegen die Uebergriffe des Kaiſers auf kirchlichem Gebiete nicht allein auf das Feierlichſte proteſtirt, ſondern wegen der Beſetzung des Kirchenſtaates durch General Miollis und der Auflöſung des Kardinalcollegiums die Excommunicationsbulle gegen die, welche dieſe Gewaltthätigkeiten ausgeführt, oder ſich als Werkzeuge dazu hatten brauchen laſſen, geſchleudert hatte. Am 31. März 1814 kehrte Pius nach Bologna zurück, alſo an demſelben Tage, an dem der Thron Napoleons durch den ſiegreichen Einzug der Alliirten in Paris geſtürzt wurde. Engliſche und öſterreichiſche Ehrenwachen begleiteten den heiligen Vater auf ſeinem Triumphzuge durch Italien und der neapolitaniſche General Pignatelli, welcher bei der Gefangennahme des Papſtes betheiligt geweſen war, eskortirte nun den päpſtlichen Triumphwagen. Die Bewohner Bologna's empfingen das Oberhaupt der Kirche mit unbeſchreiblichem Jubel. Unter denen, welche eine Audienz beim heiligen Vater erhielten, war auch Mezzofanti. Angelegentlichſt ſuchte der Papſt den Linguiſten für Rom zu gewinnen, indem er ihn bat, doch die Secretärſtelle an der Propoganda, die erſte Staffel zur Kardinalswürde, zu übernehmen. Doch Mezzofanti's Beſcheidenheit erlaubte ihm nicht, dieſe glänzende Stellung anzunehmen; er glaubte zu ſchwach und unwürdig zu ſein, einem ſolchen Amte mit Energie und Erfolg vorſtehen zu können. Alle Bitten des heiligen Vaters blieben daher fruchtlos. Mezzofanti begnügte ſich mit dem Lehrſtuhle der orientaliſchen Sprachen, den ihm der Papſt als ein Zeichen ſeiner Gunſt übertrug. Mit dem zweiten Pariſer Frieden kehrte Sicherheit in den ſtaatlichen Verhältniſſen zurück, Handel und Gewerbe blühten wieder auf und Wiſſenſchaften und Künſte fanden Pflanzſtätten an den Höfen der Fürſten. Auch die Reiſeluſt, dieſe Tochter des Friedens, erwachte wieder und ſo ſehen wir Schaaren von Reiſenden die Gefilde Italiens durchſtreifen, theils um die Reize dieſes ſüdlichen Himmels zu genießen, theils um durch die Kunſtſchätze der italieniſchen Städte, beſonders Roms, in wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Beziehung ſich auszubilden. Ein Magnet für dieſe Touriſten wurde auch Mezzofanti, der Beſuche von faſt allen Koryphäen der Wiſſenſchaft erhielt. Unter dieſen befand ſich auch Lord Byron. Stolz auf ſeine eigenen Sprachkenntniſſe trat der engliſche Dichter in die beſcheidene Wohnung des Prieſters ein, um dieſen „auf die Probe zu ſtellen.“ Die Unterhaltung bewegte ſich in den verſchiedenſten Sprachen und Mundarten Europa's, bis zuletzt Byron, um dem Linguiſten mit einem Schlage ſeinen Vokabelreichthum vorzuführen, die Kernflüche italieniſcher, ſpaniſcher, engliſcher Schiffer, Poſtknechte, Maulthiertreiber, Laſtträger ꝛc. aufſagte. Lächelnd entgegnete Mezzofanti: „Iſt das Alles?“

Und ſich in die Bruſt werfend, erwiederte Byron: „Es gibt keine andern, oder man müßte ſie erfinden!“

„Sie ſind im Irrthum, Mylord,“ war Mezzofantis Antwort, und ſogleich nannte er dem erſtaunten Sohne Albions noch an tauſend andere Redensarten, durch die ſich die untern Volksklaſſen Höflichkeiten zu ſagen pflegen. Ueber dieſe Unterhaltung erzählt Lord Byron ſelbſt Folgendes: „Ich erinnere mich nicht eines einzigen fremden Literaten, den ich hätte wiederſehen mögen, als vielleicht Mezzofanti, der ein Wunder der Sprache, ein Gigant der Redetheile, eine herumwandelnde Polyglotte iſt, der zur Zeit des Thurms zu Babel als allgemeiner Dollmetſcher hätte leben ſollen; ein wahres Wunder und dazu ohne Dünkel! Ich habe ihn in allen Sprachen verſucht, von welchen ich blos einen Lieblingsſchwur oder eine Beſchwörungsformel der Götter gegen Poſtknechte, Wilde, Freibeuter, Schiffer, Matroſen, Piloten, Gondeliers, Maulеſeltreiber, Kameltreiber, Vetturini, Poſthalter, Poſtpferde, Poſthäuſer ꝛc. kannte, — und bei Gott! er beſchämte mich in meinem eigenen Idiom.“

Das Leben Mezzofanti's floß nun, gleich dem Bache im Thale, klar und geräuſchlos dahin. Seine Stunden theilte er zwiſchen Studien und Unterricht und der zärtlichſten Sorgfalt für ſeine Familie. Ungefähr nach 12 Jahren ſollte aber dieſer ſtille Gang ſeines Lebens eine für ihn und die katholiſche Kirche hochwichtige Wendung erfahren. Auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß damals Gregor XVI., ein Prieſter, ausgezeichnet durch die edelſten und vielſeitigſten Gaben des Geiſtes und Herzens. Sein Scharfblick hatte in dem gelehrten Prieſter zu Bologna den rechten Mann erkannt, durch den die Ausbildung der Miſſionäre eine bedeutende Förderung erhalten würde. Daher erhielt Mezzofanti vom heiligen Vater eine Einladung nach Rom, um ihn hier durch perſönliche Rückſprache für die Secretärſtelle der Propaganda zu gewinnen. Mezzofanti durfte dem beſtimmt ausgeſprochenen Wunſche des Papſtes keine Weigerung entgegenſetzen, er verließ Bologna um die heilige Stadt zu beſuchen. Nach einer mehrtägigen Reiſe gelangte er in die Umgegend der Metropole der Chriſtenheit, die unter dem Namen „der Campagna“ bekannt iſt. Ein baumloſes, einſames Feld dehnte ſich vor ihm aus, in dem wie die Werke von Cyklopenhänden Säulenruinen und Bautrümmer einer untergegangenen mächtigen Zeit emporragten. Da plötzlich glänzte es am Horizonte, ein leuchtender Stern trat aus einem Nebel voll Rauch und Dunſt, es war das Kreuz der Peterskirche. Bald ſtieg auch das rieſige Kuppelgewölbe dieſes herrlichſten Tempels der Erde am Geſichtskreiſe empor. Mit welchen Gefühlen begrüßte Mezzofanti dieſen geheiligten Boden, der das Blut der Apoſtelfürſten und Millionen anderer heiliger Martyrer trank, dieſes Ziel von Millionen Pilgern, die hier Vergebung und Troſt ſuchen. Hoch über der Engelsburg, die ſich über dem Mauſoleum eines römiſchen Kaiſers aufbaut, ſchwebte ſchon der goldene Engel, bald ſtiegen auf die Siegesſtätte der erſten Chriſten, das Colloſeum, und die

Palastrümmer der alten Römer, so wie die prachtvollen Villen der Nobili aus einem Häusermeer empor. Und welche herrliche Fernsicht entzückte nun das Auge des Reisenden! Statt des hohen, dürren Grases der öden, weiten Campagna, gipfelten sich Waldhügel auf, erhoben sich der albanische Berg mit seinen grünen Schatten und der Hügel, an den sich Fraskati mit seinen Gärten lehnt, während östlich die Sabinerberge und am Horizonte die blauen Appenninen aufstiegen. An verwitterten Denkmälern aus der alten Römerzeit und einzelnen zerstreutliegenden Hütten, die sich in die alten Trümmer hineingebaut hatten, vorüber, gelangte Mezzofanti endlich an das Thor der Siebenhügelstadt. Seine Aufnahme in Rom war eine glänzende und besonders war es Gregor, der ihn mit Auszeichnung empfing. Lange Zeit sträubte sich Mezzofanti, die ihm zugedachte Ehrenstelle anzunehmen, bis es endlich der Ueberredungskunst des heiligen Vaters in der letzten Audienz gelang, den Linguisten für die Propaganda zu gewinnen. Scherzweise nannte daher Gregor diese Einwilligung Mezzofanti's „einen langen Sieg." Von der Gnade und Auszeichnung, mit der ihm der Papst überall begegnete, auf das Innigste gerührt, betheuerte Mezzofanti beim Scheiden, daß von seinen vielen Sprachen, die er zu reden verstände, keine geeignet sei, um die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit auszudrücken, die sein Herz bewegten. Wir finden also nun Mezzofanti in Rom, als den Secretär der Propaganda. Um die Wichtigkeit dieser Stellung verstehen zu können, wird es hier am rechten Orte sein, einige Notizen über diese bewundernswerthe Anstalt Rom einzuflechten. Die Congregation de propaganda fide ist die Hauptanstalt der katholischen Kirche für Glaubensverbreitung und Mission. Von Gregor XV. 1622 gestiftet, besteht sie aus einem Präfecten, der jedesmal ein Kardinal ist, aus einem Oekonomen, einem Secretär, und den Dollmetschern der fremden Sprachen. Ferner zählt diese Congregation noch 24 Kardinäle zu ihren Mitgliedern, zu denen jetzt unter andern auch Kardinal Schwarzenberg gehört. Alles, was sich auf Missionen bezieht, gehört zu ihrem Wirkungskreise. Daher stehen alle Seminarien und Collegien zur Ausbildung von Missionaren unter ihrer Oberleitung. Die erste Dotation bestand in den 500 Dukaten, welche bei dem Tode eines Kardinals an die päpstliche Kasse gezahlt wurden. Urban VIII., Gregors Nachfolger, gründete das Seminar de propaganda fide auf dem spanischen Platze zur Aufnahme von jungen Leuten aus den verschiedenen Völkern der Erde, um sie hier zu Missionaren auszubilden. Nach einer Unterredung Alexander VII. müssen sich die Zöglinge der Propaganda verpflichten, in ihrem Vaterlande das Evangelium zu verkünden. Diese Zöglinge, meist durch Missionare nach Rom gesendet, werden von der apostolischen Liebe verpflegt; ihre Reise, ihr Unterhalt, ihre Erziehung und Ausbildung, ihre Rückkehr kosten ihnen nicht einen Scudi. Als Kleidung tragen sie einen römischen Hut, eine schwarze Sutane mit Knöpfen und einen

rothen Gürtel. Das Studium der heiligen und profanen Wissenschaften unter Leitung von geschickten Lehrern und erleichtert durch eine auserlesene Bibliothek und ein reichhaltiges Museum, ist ihre tägliche Beschäftigung. In den Vacanzen verlassen sie größtentheils Rom, um sich auf dem Lande die nöthige Erholung zu gönnen. Eine Druckerei beschafft die erforderlichen Meßbücher, Bibeln, Katechismen und andere Bücher in allen Sprachen zum Gebrauche der neubekehrten Völkerschaften. In diese hochwichtige Anstalt trat also Mezzofanti als Secretär ein. Kein Zögling kannte den großen Linguisten, als dieser seinen ersten Besuch im Urbanscollegium machte. Im ersten Zimmer fand er einen jungen Türken. Mezzofanti begrüßte ihn in seiner Muttersprache und rasch entspann sich zwischen Beiden eine lebhafte Conversation. Durch den Besuch eines jungen Griechen verwandelte sich das Türkische augenblicklich in das Neuhellenische und als im Laufe der Unterhaltung auch ein Irländer in die Zelle trat und Mezzofanti auch diesen mit den lieben Lauten der fernen Heimath begrüßte, da schauten die Zöglinge mit Verwunderung auf den Unbekannten, der sich ihnen nun zu ihrem freudigen Erstaunen als Mezzofanti zu erkennen gab. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft des großen Sprachforschers durch das Urbanscollegium und aus allen Zellen eilten die Seminaristen herbei, um den berühmten Linguisten zu sehen. Doch wie erstaunten sie, als der neuernannte Secretär, so verschieden auch die Länder waren, aus denen sie stammten, Alle in ihrer eigenen Muttersprache bewillkommte. Mezzofanti hatte sich dadurch auf eine ehrenvolle Weise in sein neues Amt eingeführt. In der Propaganda fanden sich damals 41 Sprachen vertreten, aber eine sehr wichtige war nicht repräsentirt, die chinesische nämlich. Sie zu erlernen, bot sich in dieser Zeit nur in Neapel Gelegenheit dar, weil dort ein Zweigcollegium der Propaganda für Zöglinge aus China, Cochinchina, Pegu, Tonquin und den indischen Inseln eingerichtet war. Neapel wurde daher das Ziel der glühendsten Sehnsucht Mezzofanti's, nicht um in den Schönheiten dieses irdischen Paradieses zu schwelgen, nicht um die volkbelebte Stadt in ihren duftenden Zaubergärten, oder das herrliche Meer, aus dessen blauen Fluthen sich Capris Felsenpyramide erhebt, zu schauen, nein, um bei den bezopften Söhnen des östlichen und südöstlichen Asiens das A, B, C der Sprache „des Reiches der Mitte" zu erlernen. Seine Sehnsucht fand bald Erfüllung. Mezzofanti eilte nach Neapel und warf sich mit seinem eisernen Fleiße dem Studium der chinesischen Sprache in die Arme, aber er hatte seine Kräfte überschätzt. Es galt eine Herkulesarbeit zu verrichten, es galt riesige Schwierigkeiten zu überwältigen und Anstrengungen dauernd zu überwinden, die seine durch zu angestrengtes Studiren schon angegriffene Gesundheit nicht auszuhalten vermochte. Von heftigen Fieberanfällen heimgesucht, sah sich Mezzofanti genöthigt, seine Studien zu unterbrechen. Doch die Ruhe trat zu spät ein. Aus dem Fieber entwickelte sich eine gefähr-

liche Krankheit, so daß die Aerzte für sein Leben fürchteten. Gottes Güte aber gebot dem Todesengel und er wich von dem Krankenlager des berühmten Linguisten. Die Aerzte untersagten ihm nun jede Studien der fremden Sprachen, jede Unterhaltung in denselben und erlaubten ihm nur den Gebrauch des Italienischen. Mezzofanti sah sich durch anhaltende körperliche Schwäche genöthigt, zu gehorchen. Er kehrte nach Rom zurück. Zu seiner Freude traten aber später einige chinesische Zöglinge in das Urbanscollegium ein, und da Mezzofanti sich wieder hinreichend gekräftigt fühlte, setzte er nun die unterbrochenen Studien der ihm so begehrenswerthen Sprache fort und auf den Anfangsgründen, die er schon in Neapel überwältigt hatte, baute sich endlich nach rastlosem Fleiße mit Hilfe der chinesischen Studenten das Gebäude dieser verwickelten und schwierigen Sprache so fest und sicher auf, daß competente Richter ihm im Chinesischen den Preis zuerkennen mußten. Die unsäglichen Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hatte, lagen nach seinem Urtheile gegen Kardinal Wiseмann besonders darin, daß er, entgegen seiner bisherigen Methode, anfangs durch das Ohr und nicht durch das Auge zu lernen, bei der chinesischen Sprache eine von der Ohrensprache, wenn ich mich so ausdrücken darf, auch gänzlich verschiedene Augensprache zu studiren hatte.

Das Jahr 1838 brachte dem Sceretär der Propoganda den Purpur und reihete ihn dem Kardinalscollegium ein. Diese hohe kirchliche Würde, die ihn dem Pontificate nahe stellte, führte in seiner gewohnten Lebensweise keine Veränderung herbei. Hatte er seine Pflichten als Kardinal erfüllt, so eilte er wieder zu seinem Studirtische. In dieser Zeit lernte er die Amarinna, einen abyssinischen Dialekt und die baskische Sprache, die wegen ihren Mundarten und unzählbaren gedehnten Zeitwörtern, sowie dadurch, daß sie jeder Verwandtschaft mit einer europäischen Sprache entbehrt, bei den Sprachgelehrten als „die Unüberwindbare" gilt. Sein Studium erstreckte sich also auch auf die einzelnen Dialekte. So fand ihn der Generalvikar der Diöceſe Nevers, J. Gaume, beim Erlernen des Niederbretagnischen und er war schon im Stande, sich mit Bewohnern von Vannes und Plecadeuc zu unterhalten. Eines Tages erkundigte sich der Kardinal nach der Vaterstadt eines jungen Franzosen, der ihm vorgestellt wurde. Als dieser ihm Bourgone nannte, entgegnete er: „Ah, da gibt es zweierlei Volkssprachen. Welche reden Sie?"

„Die Niederburgundische," antwortete der Gefragte, und von diesem Augenblicke an unterhielt sich Mezzofanti mit dem jungen Manne in diesem Dialekte so leicht und ungezwungen, als wenn er von Jugend auf in Nuits oder Beaune gelebt hätte. Die Methode nun, die Mezzofanti bei seinem Studium befolgte, war nach seiner Aussage, wie Dr. Tholuk erzählt, dieselbe, die beim Sprachunterrichte in den Schulen angewendet wird. Mezzofanti lernte eine Anzahl Vokabeln und verwandte dieselben dann so viel als möglich gleich zu Sätzen.

Vokabularien und Dictionaire wurden daher seine „Lieblingslectüre.“ Freilich darf nicht außer Acht gelassen werden, daß das Gedächtniß des Linguisten Alles, was es einmal aufgenommen hatte, wie mit einem eisernen Griffe festhielt. Dem Dr. Libri erklärte der Kardinal, daß er bei dem Erlernen fremder Sprachen weniger Schwierigkeiten gefunden habe, als der Uneingeweihte gewöhnlich voraussetzt, da es ja nur darauf ankomme, erst einige wenige Punkte zu bemeistern, die dem Studium dann eine feste, sichere Bahn brächen, und wer in 10—12 Sprachen Meister sei, der könne dann eine unbeschränkte Zahl fremder Idiome mit Leichtigkeit hinzufügen. Durch die Forschungen Mezzofanti's wurde auch die Thatsache von der Grundeinheit aller Sprachen, die sich wieder in eine Dreiheit der Dialekte spaltet, entsprechend den 3 Menschenstämmen, dem semitischen, japhetischen und dem des Cham, festgestellt.

Betrachten wir das Leben des berühmten Linguisten, so finden wir in demselben vier Grundtugenden: Frömmigkeit, Bescheidenheit, Genügsamkeit und unermüdliche Thätigkeit. Selbst als Kardinal ließ er sich in den längern Nächten, welche er dem Studium widmete, kein Feuer anzünden. Einfach und mäßig war er im Essen und Trinken, mild gegen die Armuth, ja bei seinen beschränkten Mitteln sogar verschwenderisch wohlthätig, anspruchslos im Kreise seiner Verehrer, bereitwillig, jeden Dienst, den man von seinen Sprachkenntnissen verlangte, zu erfüllen, dabei aber zurückhaltend in Kreisen, in denen man vielleicht seinen außerordentlichen Sprachenreichthum zu ergötzlichen Unterhaltungen oder zu einem Schaugepränge benutzen wollte, sanft und ohne Falsch, geduldig und Gott ergeben im Leiden.

War nun auch jede Stunde, in der Mezzofanti einen Fortschritt in seinen Sprachstudien errang, oder in der er seinen Schülern durch Unterricht nützlich wurde, für ihn eine Stunde des Glückes, so gab es im Laufe des Jahres doch einen Tag, der ihm alle übrigen frohen und glücklichen Stunden aufwog und dieses war Epiphania, der Tag des Sprachenfestes in dem Urbanscollegium. Es ist ein Fest, an dem man die Erde und ihre Nationen in der Einheit des Glaubens in Rom vereinigt sieht, an dem man die Strahlen erkennt, die der leuchtende Mittelpunkt der Christenheit bis zu den fernsten Grenzen der Erde ausgießet. Treten auch wir in die Kapelle der Propaganda am Feste der heiligen drei Könige ein, um vorerst dem heiligen Opfer, das dem Sprachenfeste vorangeht, beizuwohnen. Wir sehen uns erstaunt unter der Menge um, die voll Andacht den Beginn der feierlichen Handlung erwartet; denn wir erblicken in dem kleinen Raume Orient und Occident vereinigt. Da knieet der schwarzlockige Sohn Italiens; dort betet der blonde Britte neben dem ernsten Armenier; des Griechen edle Gesichtsbildung sehen wir neben den adlernasigen Maroniten, kurz den Occidentalen neben den Orientalen. Die heilige Messe oder vielmehr die heiligen Messen beginnen. Priester aus fast allen Ländern Europa's stehen opfernd

an den Altären der Kapelle. Doch siehe, wer ist der Geistliche mit dieser eigenthümlichen Mitra, in diesen glänzend farbigen Gewändern, der so eben aus der Sakristei tritt, um das heilige Opfer zu celebriren? Seine Hand trägt ein kleines Kreuz und zwei Diakonen in langen, grünen, mit violetten, golddurchwirkten Sammt verbrämten Tuniken begleiten ihn. Es ist ein maronitischer Bischof vom Fuße des cedernumrauschten Libanon. Sein Gesang ist eintönig und voll Wehmuth, gleich einer Klage über das harte Loos der Knechtschaft des Christenthums unter der Willkürherrschaft des Halbmondes. Dem Maroniten folgt ein ernster, strengblickender armenischer Priester. Es ist ein herrlicher Anblick, dessen Kopf, umwallt von den langen schwarzen Haaren des Hauptes und Bartes und bedeckt mit einer kreuzgeschmückten Tiara zu sehen. Man glaubt einen Bischof der ersten christlichen Jahrhunderte zu erblicken. Einfach, aber majestätisch sind die Ceremonien des Armeniers bei der heiligen Opferhandlung. Ceremonienreicher ist die Messe des griechischen Priesters, der, in einen breiten mit Gold und Purpur durchwirkten Seidenmantel gehüllt, nun zum Altare des Herrn tritt. Seine Bewegungen sind edel und feierlich, aber so zahlreich, daß die Handlung fast eine Stunde währet. Aber alle diese Priester, so verschieden in Kleidung, Sprache und Ceremonien, opfern einen und denselben Leib, ein und dasselbe Blut, durch ein und dieselben Sakramentesworte. In der Consecration des Brodes und Weines verschmelzen Abend- und Morgenland. Diesem Gottesdienste folgt das Sprachenfest. Der große, reichverzierte Saal, in dem diese Feierlichkeit stattfindet, ist rings mit Sitzen versehen, auf denen hier das Kardinalscollegium der Propaganda, dort die Zuschauer Platz genommen haben. Eine Büste des heiligen Vaters auf einem sammtbedeckten Piedestal schmückt die eine Wand des Gemachs. Das Fest beginnt.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?"

Diese Worte Schillers finden auch bei diesem Feste, natürlich in einer höhern, geweihtern Bedeutung, Anwendung. Fast alle Nationen der Erde haben in diesem Saale ihre Repräsentanten, die den Ruhm Christi in den Sprachen der Welt verkünden. Hier klingt das taktmäßig gesprochene Gebet des braunen Arabers, dort haucht der schlanke Perser die Sylben einer Ode, hier singt der erzfarbige Peguaner leicht und anmuthig seine Rede, dort gurgelt der Türke das Lob Gottes, hier klagt in bald sanften, bald starken Lauten der ebenholzfarbige Sohn Aethiopiens, dort verkündet in rauhen Tönen der Schotte den Ruhm der Kirche und da pfeift und flötet ein Chinese seine Muttersprache, in der er Maria, die Gebenedeite preiset ꝛc. An 40 Sprachen werden an diesem Tage gesprochen: hebräisch, chaldäisch, armenisch, griechisch, kurdisch, schottisch, polnisch, indisch, französisch, äthiopisch, syrisch, arabisch, persisch, peguanisch, georgisch, illyrisch, deutsch, holländisch, portugiesisch, kophtisch,

samaritanisch, türkisch, sabäisch, tamulisch, irisch, bulgarisch, englisch, spanisch, albanisch, chinesisch 2c. Und in diesem Wörterchaos, das die Ohren der Zuhörer in unverständlichen Tönen umschwirrt, sitzt Kardinal Mezzofanti, zuhörend, verbessernd, richtend. Er allein kann den Rednern folgen, er allein die Fülle der tausend und abertausend singender, gurgelnder, hämmernder, klagender, flötender 2c. Wörter genießen. Die Augen der Zöglinge, die redend und declamirend auftreten, sind nur auf ihn gerichtet, als dem lebendigen Mittelpunkte des Sprachenfestes. Was mag er in seinem edlen Herzen fühlen, wenn er diese Blüthe der Nationen sieht, die er zum Apostolate vorbereitet und die vielleicht schon in wenig Jahren unter der Keule des Afrikaners, unter dem Schwerte des Chinesen, unter dem Pfeilregen des Südseeinsulaners 2c. ihr Leben als Martyrer verbluten! Doch im Jahre 1849 war der Platz leer, auf dem sonst bei den Sprachenfesten der große Linguist zu sitzen pflegte. E poco bene! sagten die Zöglinge traurig. Ja, ihr geliebter Lehrer war krank, schwer krank. Das Sprachenfest fand ihn auf dem Sterbebette. Zu einer heftigen Entzündung der Lungenhäute war ein gastrisch-nervöses Fieber getreten. Der 75jährige Greis, durch Alter, Sorgen und Studien entkräftet, fühlte, daß seine Natur im Kampfe mit der Krankheit unterliegen würde. Gottergeben sah er dem letzten Augenblicke entgegen, getröstet durch das Bewußtsein eines gläubigen, sittlich reinen Wandels und gestärkt durch den öftern Empfang der heiligen Sterbesakramente. Es war am 17. März, zwei Monate also nach seinem Epiphania, als er seinen Geist, in der Vorahnung der himmlischen Seligkeit freudig in die Hände seines Erlösers aushauchte. Gesegnet sei und bleibe stets das Andenken dieses frommen und gelehrten Kardinals!

Betrachten wir schließlich den Sprachenschatz, den sich Mezzofanti durch seinen Fleiß und seine Ausdauer erworben hatte, so stellt sich Folgendes heraus: 1805, in seinem 31. Jahre, beherrschte er bereits 24 Sprachen. 12 Jahre später konnte er, nach M. Rose, 20 Sprachen lesen und in 18 conversiren. Baron v. Zach zählte drei Jahre später deren 32 und Lady Morgan sogar deren 40. Im Jahre 1836 gab Mezzofanti dem Componisten Grafen Mazzinghi die Zahl der erlernten Sprachen auf 40 und einige Jahre später schon auf 50 an. Dem Rector der Propaganda, Breskiaki, nannte er zehn Jahre später 78 Sprachen und Dialecte, in denen er Meister war und sein Neffe, Dr. Gaston Minarelli, fand nach genauer Prüfung der hinterlassenen Papiere des Kardinals sogar die enorme Summe von 114 Sprachen und deren Mundarten. Doch was heißt es, eine Sprache kennen und können? Einige Gelehrte verlangen einen Vorrath von 10,000, andere nur von 4000 Vokabeln. Mezzofanti zählte nur die Sprachen, die er leicht und grammatikalisch richtig sprechen, flüchtig lesen und correct schreiben konnte, zu denjenigen, von denen gesagt werden konnte, er kenne sie. Nach einer Zusammenstellung des Dr. Rusell ergibt sich, daß Mezzofanti 30 Sprachen mit seltener Reinheit, 9 flüch-

tig und 11 seltener gesprochen und geübt hatte. Unvollkommen sprach er 8 Sprachen, studirt, aber nicht gesprochen, hatte er 14 Sprachen. Von Dialekten verstand und sprach er 7 französische, 6 italienische, 2 englische, 3 baskische, 4 arabische, 4 deutsche, 3 spanische, 2 chinesische und 1 hebräischen, also in Allem 32. Wenn man nun bedenkt, daß das Studium dieser Dialekte oft dieselben Schwierigkeiten bietet, wie das Erlernen der Hauptsprache, so wird man eingestehen müssen, daß der Kardinal Kaspar, Joseph Mezzofanti der größte Linguist aller Zeiten gewesen ist und wahrscheinlich auch bleiben wird.

Der Magister.

Schwank in einem Acte. Von **Theodor v. Inama.**

Personen:

Hitzig, Magister.
Friedrich Spitz, } zwei Schüler desselben.
Johann Schimmel, }
Eva, Köchin bei Hitzig.

Die Handlung spielt in der Studirstube des Magisters. In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch, auf dem eine Menge Bücher und Scripten zerstreut liegen. Rechts eine Commode, links eine Bücherstelle. An der Wand rückwärts das Bett des Magisters.

Magister (sitzt am Schreibtische und kaut an einer Feder).

Heu me miserum! Will mir denn heute kein Reim mehr einfallen? Morgen ist der Namenstag unsers vielgeliebten Königs und Herrn, und ich habe die Hymne auf ihn noch immer nicht zu Ende! — Wenn ich die zwei Gulden verlöre, die mir der Redacteur des Tagblattes zahlt! Horribile dictu! Es wäre gräßlich (springt auf). Himmel, Himmel, was reimt sich darauf! (zählt an den Fingern.) Bimmel, Cimmel, Dimmel, Fimmel, Gimmel, Kümmel, Lümmel — (ärgerlich.) Nichts will passen! Ach ich bin ein geschlagener Mann! Alles ist so schön, und dieser Himmel will sich jetzt nicht reimen! (liest.)

Sieh Dein Volk, Geliebter, knieen vor Deinem Throne,
Wie es Treue schwört, Dir und Deinem Sohne,
Und Gebete für Dich betet zu dem Himmel —

Wie Alles so herrlich klingt. Metaphern in Hülle und Fülle! Die letzte Strophe soll die beste sein und einen kräftigen Abschluß haben! Und jetzt muß mir dieser Himmel — (es klopft.) Herein, herein!

Johann Schimmel (tritt ein).

Magiſter.

Welch Getümmel! Ach der Schimmel! Hätt' ich nur den Reim auf Himmel!

Schimmel.

Guten Nachmittag, Herr Profeſſor!

Magiſter.

(Für ſich.) Jetzt muß ich's wieder laſſen! (Gravitätiſch zum Schimmel.) Guten Tag! Placire Dich nur hieher an den Tiſch, und explicire mir Dein Penſum. Wo bleibt der Spitz ſo lang?

Schimmel.

Der ſchuſſert noch ein wenig auf der Straße. Er wird gleich heraufkommen.

Magiſter.

O, semper pigritia! Faules Individuum! Da muß ich den baculus wieder appliciren. Was haſt Du zu machen.

Schimmel.

Ein Argument haben wir aufbekommen. Hier iſt's.

Magiſter (lieſt).

Bildet den Dativus pluralis von folgenden Wörtern: Der Himmel — Schon wieder der Himmel! Alſo nur friſch an's Werk! Der Himmel heißt:

Schimmel.

Coelus.

Magiſter.

Was? der Himmel? Haſt Du Deine Vokabeln nicht beſſer memorirt? Coelus! Schimmel! Du ſollſt Lümmel heißen, nicht Schimmel! Der Himmel! Du biſt eine Gans, kein Hans! Der Himmel!

Schimmel.

Coelum.

Magiſter.

Optime, optime! Alſo im Dativo pluralis?

Schimmel.

Coelis.

Magiſter.

Brav, mein Schimmel! Wenn Du immer ſo fleißig biſt, erhältſt Du von mir ein praemium diligentiae. Was heißt das?

Schimmel.

Lohn des Fleißes. Nun kommt Der Vater.

Magiſter.

Fabricire jetzt nur Alles erſt allein. — (Für ſich): Will doch ſehen, ob

mir nichts einfällt! (Er geht mit Riesenschritten im Zimmer auf und ab und zählt an den Fingern die Reime ab, die er undeutlich hören läßt.) (Zu Schimmel): Arbeite nur fort, ich komme im momento wieder (ab).

Schimmel (aufspringend).

Was der Magister heute wieder hat! Er macht sicherlich wieder ein Gedicht, weil er so verrückt ist. Aber das kommt mir gerade gelegen. Hab' ihm schon lange etwas anthun wollen, dafür, daß er mich neulich bei meinen Eltern verklagt hat. Was fang' ich denn nur geschwinde an! — Ah, da steht seine Kaffeemaschine! Will ihm ein Bischen Kaffee hinein thun. (Er schabt von seinem Griffel hinein.) So, 's wird gut schmecken (lacht).

Magister (tritt ein; Schimmel schnell an seinen Stuhl).

Es ist zum Verzweifeln! Selbst in der freien Luft reimt sich nichts auf Himmel! (es klopft.) Herein, herein!

Friedrich Spitz (tritt ein).

Guten Nachmittag, Herr Professor!

Magister.

Endlich einmal da! Wo warst Du so lange, Du pigerrimus pigrorum, Du Faulthier?

Spitz.

Meine Uhr geht zu spät, Herr Professor!

Magister.

Was, Uhr? Ich habe keine Uhr, und doch geht sie nie zu spät; beim Schussern die Deine immer steht! Hm! Ad loca! Wo ist Dein Specimen?

Spitz.

Hier ist's, Herr Professor!

Magister (sieht es an).

Also übersetze fleißig: Mit der Dummheit.

Spitz.

Contra — Dummheit (besinnt sich).

Magister.

Nun — stultitia.

Spitz.

Stultitia —

Magister.

Ja, nachplappern! Wo bleibt die Aufmerksamkeit, Bürschlein? Du bist kein Fritz, sondern ein Fratz, kein Spitz, sondern ein Spatz, ein Papagei, ein Staar! Wie?

Spitz.

Stultitiam.

Magister.

Also weiter! — (Nimmt sein Gedicht zur Hand.)

Wie es Treue schwöret Dir und Deinem Sohne,
Und Gebete für Dich spricht —

(Läuft sinnend auf und ab.)

Victoria, ich hab's!
Und Gebete für Dich spricht zum lichten Aether,
Täglich zu dem mächt'gen Vater aller Väter!
Ha, herrlich, unübertrefflich, göttlich! Nur geschwind geschrieben! (schreibt.)

(Die beiden Schüler lachen heimlich.)

Magister (ruft).

Ev, Ev!

Eva (tritt ein).

Was wollen's, Herr Professor?

Magister.

Da nimm, lauf' in die Druckerei hinüber, und sag' eine schöne Empfehlung von mir, da sei das Verlangte. Aber warte dort ein wenig; Du bekömmst etwas mit an mich.

Eva.

Ist schon recht, Herr Professor! (läuft mit Hast aus dem Zimmer.)

Schimmel.

Was heißt: das Geld?

Magister.

Geld, ja Geld! Ah! — Pecunia, das solltest Du jam dudum wissen.

Schimmel.

Ich bin fertig, Herr Professor!

Magister (besieht es).

Gut gemacht, Junge. Du kannst nun nach Hause gehen. Repetire Deine Vokabeln nochmal!

Schimmel.

Adieu, Herr Professor.

Spitz.

Was heißt: bezahlen?

Magister.

Pensare. Denn weil die Alten viel mehr Geld gehabt haben, als wir, drum haben sie es gewogen und nicht gezählt. Nun applicire Deinen Verstand, Spitz! Ich appellire an Deinen Fleiß und Deinen Mutterwitz und hoffe, daß das Specimen bald perfectum sit.

Spitz.

Nein, Herr Professor; hier ist's das Imperfectum.

Magister.

Esel, asinus quadratus! Weißt Du nicht, was perfectus heißt? Das heißt so viel, als: ich darf auch fortgehen.

Eva (leuchend an der Thüre).

Herr Professor, kommen's doch 'raus!

Magiſter.

Ja, ja, da bin ich ſchon (läuft hinaus).

Spitz (aufſpringend).

Der ſchlimme Magiſter! Mich allein noch dazubehalten, während der Schimmel ſchon fort iſt und jetzt drunten ſchuſſern kann! Was ſpiel' ich ihm denn nur geſchwind für einen Streich. Denn umſonſt ſoll er mich nicht dabehalten haben. Warte! Ein bischen Tinte in ſeinen Kaffee ſoll ihm nicht ſchaden! (Er gießt etwas Tinte in die Kaffeemaſchine.) Guten Appetit. (Läuft wieder zu ſeinem Tiſche.)

Magiſter (tritt mit freudeſtrahlendem Geſichte auf).

So lieber Spitz! Biſt Du fertig?

Spitz.

Noch nicht ganz. Noch einen Satz muß ich überſetzen. Jeder iſt ſeines Schickſals Schmied.

Magiſter.

Quisque fortunae suae faber est. So, nun kannſt Du nach Hauſe gehen. Aber weil Ihr ſo fleißig wart, will ich Euch heute eine immenſe Freude machen. Ich lade Euch Beide zu mir ein. Geh nur stante pede nach Hauſe und ſag' es Deiner Mutter, und dann laufe zum Schimmel und ſag's ihm auch und dann kommt wieder.

Spitz.

Ja, das will ich thun. Adieu, Herr Profeſſor.

Magiſter.

Auf Wiederſehen! (Spitz ab.)

Magiſter.

O ich glückliches Geſchöpf! Grande opus exegi. Vollendet iſt das große Werk! Zwei Gulden ſind in meine Taſche gewandelt! Der gütige Monarch! Wie gut iſt's, daß er gerade heute ſein Namensfeſt celebrirt, da ich die zwei Gulden am nothwendigſten hatte. Doch des Glücklichen Sache iſt, wieder Glückliche zu machen! Drum will ich den zwei lieben Jungen und meiner alten Ev mit einem recht guten Kaffee aufwarten (ruft): Ev, Ev!

Eva (tritt auf).

Da bin ich Herr Profeſſor. Was befehln's?

Magiſter.

Nimm ſchnell die Maſchine und koche für vier Perſonen Kaffee, aber recht guten, hörſt Du! Sollſt auch Dein Theil daran haben, altes treues Weib, amor et deliciae meae! Hol auch beim Bäcker ein Paar mürbe Laibchen; wir wollen heute einmal recht vergnügt ſein!

Eva.

O, Sie guter Herr Profeſſor! Gleich ſoll's g'ſchehn ſein. Kaffeebrod hab' ich ſchon zu Hauſe (nimmt die Maſchine und geht ab).

Magiſter.

So, nun will ich etwas Platz machen für unſre Gäſte (räumt den Tiſch ab). Weg mit dir, alter Zumpt. Du paßſt nicht zu unſrer Freude. Auch du, Heinſius verſchwinde! Du haſt mir ſchon ſo manchen Reim finden geholfen; nur dieſesmal ließeſt Du mich im Stiche. Aber (ſtrahlend) da half mein eigen Genie! Rem acu tetigit, ſagt ein alter Schriftſteller. Ja, ich hab' ihn auf den Kopf getroffen dieſen Nagel. Victoria! (es klopft.) Herein! Es werden meine Jungen ſein.

Spitz und Schimmel (treten auf).

Eine Empfehlung von der Mutter, und weil Sie es erlaubt haben, ſo ſind wir ſo frei —

Magiſter.

Gut, gut, liebe Kinder! Legt nur Eure Mützen ab. Wir wollen heute einmal luſtig ſein.

Eva (tritt ein).

Ah, grüß Gott, liebe Herrn! Das iſt ſchön, daß Sie ſich bei uns eingefunden haben und unſern Kaffee nicht verachten! Gleich wird er fertig ſein. Ich will jetzt das Tiſchtuch ausbreiten; und hier ſind einſtweilen die Brödchen, da können Sie ſich zuerſt an dieſe halten (ſie ſtellt Taſſen auf den Tiſch). Wem ſoll ich denn die Taſſe mit der gemalten Ruthe geben? (lachend): Wer verdient ſie mehr?

Magiſter.

Die verdient keiner. Komm Spitz, Du ſollſt ſie haben, aber ſei darum nicht böſe! der Kaffee ſchmeckt eben ſo gut aus dieſer wie aus einer andern (ſteht auf und ſtellt noch einiges in Ordnung).

Spitz (für ſich).

Weh, was ſeh ich! die Maſchine iſt fort! So bekommen wir heute Tintenkaffee zu trinken! Ph! (zu Schimmel) Aber der Magiſter iſt heute freundlich! Möchte doch wiſſen, was die Urſache iſt!

Schimmel (zerſtreut).

Ja; (für ſich) was wird aus dem Allem noch werden! Der Magiſter wird auf mich rathen, wenn er den vielen Staub ſchmeckt. Daß ich gerade da ſein muß, wenn ſein Zorn losbricht!

Spitz (für ſich).

Was fang' ich an? Schieb' ich die Schuld auf den Schimmel, oder bekenn' ich mein Unrecht! Ich weiß mir ſelbſt nicht zu rathen.

(Eva kommt mit dem Kaffee.)

Magiſter.

Ach, Jungfer Eva kommt ſchon! Das iſt gut! Optime! Nun ſoll's gleich an's Werk gehen. Verſeh' ſich jeder mit einem mürben Wecklein, und Du Ev ſchenke unſern lieben Gäſten ein (ſie thut's). Nun wünſch' ich Euch

Allen guten Appetit. Der Kaffee hat eine schöne dunkle Farbe. So, jetzt schenke mir ein, und dann vergiß auch Dich nicht! Sibi quisquo proximus. Hier steht Zucker. Rauchen dürfen die jungen Herrn ohnedieß noch nicht.

(Sie lachen schüchtern.)

Magister (da die Gäste nichts genießen wollen).

Nun, so fangt frisch an, meine Lieben, und genirt Euch nicht! Ist vielleicht der Kaffee nicht gut?

Beide Gäste.

O ja!

Magister (kostet ihn, schreckt aber zurück).

Nun, was ist das! (nimmt eine größere Portion); Prr, was für ein Geschmack! Donner und Doria, ist das ein Kaffee! Hast Du die Maschine nicht ausgeputzt, alte Ev! Du nachlässiger Dienstbote!

Eva.

Um Gotteswillen, ja. Sorgfältig ausgefegt wie immer. Was ist es denn! (sie kostet) Mm! pfui Teufel.

Magister.

Ja entsetze Dich nur an Deiner Trägheit und Unreinlichkeit!

Spitz (bei Seite).

Gott sei Dank, daß er nicht an mich gekommen ist!

Schimmel (ebenso).

Wie bin ich froh, daß er nicht mich im Verdachte hat!

Eva.

Ich bin unschuldig, Herr Magister!

Magister.

Was? Magister? Schon drei Jahre servirst Du mir treu und redlich und hast immer gesagt: Herr Professor, und jetzt willst Du mich wieder zum Magister machen? Du bist Schuld an all dem Unheil! Vier Tassen Kaffee rein zum Wegschütten. Unerhört, entsetzlich! Ev, Du kannst aus meinem Dienste gehen; ich brauche keine Dienstboten, die mir nur Schaden bringen, der findet sich zur rechten Zeit von selbst ein. Packe nur zusammen, und beeile Dich, sobald als möglich fortzukommen! Wenn mein Zorn ärger wird —

Eva (weint).

Um Gotteswillen! Hören's mich an, Herr Professor! Ich kann nichts dafür, ich bin unschuldig. Der Kaffee muß an und für sich schon schlecht gewesen sein.

Magister.

Was? Nichts! Fort sage ich Dir, das ist mein letztes Wort, oder

(springt auf und greift nach seinem Stocke).

Spitz (schüchtern).

Herr Magister!

Magiſter.

Was iſt das? Auch Du, Brutus! Was willſt Du von Deinem Profeſſor?

Schimmel (verlegen).

Ach, Herr Profeſſor, den Kaffee —

Spitz.

Die Ev iſt —

Magiſter.

Was iſt die Ev? Faul iſt ſie, träg iſt ſie, unnütz iſt ſie, ſchädlich iſt ſie, fortzujagen iſt ſie und das ſogleich! (macht Anſtalten)

Spitz.

Die Ev iſt unſchuldig —

Schimmel.

Den Kaffee hab' ich —

Magiſter.

Was haſt Du mit dem Kaffee? Silentium, bringt mich nicht noch mehr in Zorn!

Eva.

Ich bin unſchuldig, das weiß Gott!

Schimmel (wirft ſich dem Magiſter zu Füßen).

Den Kaffee hab' ich verdorben!

Spitz (ſtürzt neben ihn).

Nein, nein, Herr Profeſſor! Ich, ich hab's gethan! Schimmel will mich nur aus der Strafe ziehen! Wie es mich reut! (weint.)

Magiſter.

Ah, was iſt das? Jetzt wollen Alle den Kaffee verdorben haben! Silentium, ſag' ich, und Du Ev —

Spitz (auf den Knieen).

Ich habe Tinte in die Maſchine geſchüttet!

Schimmel (ebenſo).

Nein, nein, Herr Profeſſor, ich habe meinen Griffel hineingeſchabt!

Magiſter.

Was iſt das? Horribile auditu! Das habt Ihr gethan? Ihr —

Schimmel.

Ach, wie bereu' ich meine Bosheit! Ich bin Schuld an allem Unheil!

Spitz.

Verzeihung, Gnade, Herr Profeſſor! Ich hab' Alles angeſtiftet!

Magiſter (nach langem Beſinnen).

Und Du Ev?

Eva (tritt zwiſchen die beiden Knieenden).

Ich bin unſchuldig! Gewiß bin ich's! Ich habe von all dem nichts gewußt!

Spitz.

Ja, die Ev ist unschuldig! Ich bin der Unheilstifter!

Eva (bittend).

Aber die Jungen haben es auch nicht so schlimm gemeint! Sie sind ja so gut!

Magister (geht einige Male zornig auf und ab).

(Die Andern stehen angstvoll zur Seite; endlich besänftigt.)

Nun denn, Ihr schlimmen Buben! Steht auf! Euer böses Gewissen und Eure Angst sei Euch Strafe genug! (bei Seite): Hab' ich doch das herrliche Gedicht schon verwerthet! Und Du Ev! Komm näher und verzeih Deinem alten Professor seine Hitze. Du darfst bei mir bleiben. Du bist mir jetzt nur um so werther. Aber der Kaffee —

Eva.

Der ist wohl nicht mehr gut zu machen, mein guter Herr Professor.

Magister (aufgeräumt).

Nun, so mache einen neuen; kommt meine Lieben, seid wieder gut! Post nubila Phöbus. Wir wollen heute absolut einmal vergnügt sein, und hoffentlich wird uns nichts mehr darin stören (reicht Allen die Hände).

Der Vorhang fällt.

Aus dem Leben des heil. Vinzenz von Paul.

Von Dr. **Friedrich Beck.**

Der Galeot.

Wo ist mein Held? Ich such' ihn nicht,
Wo sich der Ehrgeiz Lorbeern flicht
Im wilden Sturmgebraus der Schlacht;
Ich such' ihn nicht im Schooß der Pracht,
Nicht im Geräusch von Freudefesten
Bei Kerzenglanz in Prunkpalästen:
Ich such' ihn dort, wo schwere Schuld
Verzweifelt an des Himmels Huld,
Wo von verdientem Strafgeschick
Sich wendet mitleidlos der Blick,
Wo nur der Tod noch in die Qual
Entsendet einen Hoffnungsstrahl;
Dort ist mein Held im Kranz der Ehren;
Folgt mir mit ihm — zu den Galeeren!
Kennt ihr das Wort? Dem Mörder graut,
Vernimmt er seinen Schreckenslaut;

Er würde flieh'n in Kerkermauern
Gern aus der Unglücksſchiffe Schauern,
Wo er mit jedem Seufzer wach
Ein Echo rufet hundertfach,
Und aller Mitgefangnen Chor
Fluch ſchickt und Läſterung empor.
Tritt ein in dieſen dunklen Gang!
Was drunten raſſelt, iſt Kettenklang.
Was rechts und links zur Lucke ſtrebt,
Die Hand um eine Gabe hebt,
Sie ſind's; es ſind die Lebend Todten,
Es ſind die armen Galeoten!
Je fünf gefeſſelt an die Bank,
Verwundet mancher, mancher krank,
So ſitzen ſie, am Haupte kahl,
Am Rücken eingebrannt ein Mahl;
Der Ruf des Argouſin ertönt,
Da knarrt der Rudergriff und dröhnt,
Sie ziehen an, zurückgebogen,
Der Schlag fällt plätſchernd in die Wogen,
Und raſtlos taucht es auf und nieder,
Geſpannt ſind ſchmerzhaft alle Glieder,
Es keucht die Bruſt, die Pulſe klopfen,
Der Schweiß rinnt hell herab in Tropfen;
Weh dem, der ſäumt! nicht ſäumt die Strafe,
Und knirſchend beugt ſich ihr der Sklave. —
Ernannt war zum Almoſenier
Vincenz, er, aller Prieſter Zier.
Vom Haus Graf Gondy's zu Paris,
Wo liebe Freunde er verließ,
Rief aus der einſam ſtillen Zelle
Die Pflicht ihn fort nun nach Marſeille.
Im Hafen lagen die Galeeren;
Vermeidend des Empfanges Ehren
Gab er nicht, wer er ſei, bekannt,
Sein Kleid nur kündet ſeinen Stand.
So tritt er ſeine Wand'rung an,
Spricht dieſen bald, bald jenen an
Und ſpendet Troſt und milde Gaben,
Im Gram und Elend ſie zu laben.
Doch wie er forſchte dort und da
Und prüfend in ihr Inn'res ſah,
Was er geſucht, er fand es nicht,
Der Buße Geiſt, der Gnade Licht;
Er fand von Reue keine Spur,
Sie grollten mit dem Schickſal nur;

Nur Grimm und Hohn ohnmächt'ger Wuth
Tobt in der Bruſt wie Höllenglut;
Zurückprallt von dem eh'rnen Schilde
Der Herzen jedes Wort der Milde.
Mit Trauer ſah und tiefbewegt
In ihren Zügen eingeprägt
Vincenz der Sünde Flammenſchrift,
Nur Einer ſchien von ihrem Gift
Noch nicht berührt. Mit düſt'rem Schweigen
Sah man das ſchöne Haupt ihn neigen;
Es war ein Mann noch friſch an Kraft,
Doch weil er nicht am Werke ſchafft,
Weil ſtandhaft er die Arbeit weigert,
Ward auch die Züchtigung geſteigert
Grauſamer ſtets von Tag zu Tag;
Schon war es nah, daß er erlag.
Da naht Vincenz; zu ihm gewandt
Faßt er des Hoffnungsloſen Hand
Und ſpricht ſo ſanft, wie Engel ſprechen:
„Ich möchte gern dein Schweigen brechen,
Mein Freund! Wie kömmt es, daß Du meideſt,
Was Alle thun, und lieber leideſt
Die Strafe, trotzend dem Gebot?“ —
Ihm gab zur Antwort Jener leiſe:
„Was ich begehre, iſt der Tod,
Der Tod, den ich als Retter preiſe!“ —
„Doch abzukürzen ſelbſt Dein Leben,
Iſt Dir hiezu ein Recht gegeben?“ —
„Ein Recht!“ ... „Ach, Herr, wenn unerträglich
Das Leben ward, das Leid unſäglich,
Wer will mich zwingen es zu tragen?
Wohl könnet Ihr mich Solches fragen;
Ihr wißt nichts von des Gatten Leiden,
Der von dem Liebſten mußte ſcheiden,
Von Frau und Kindern! Ach, ſie ſterben!
Ich kann für ſie nicht Brod erwerben,
Ich werde nie ſie widerſeh'n!
Vor fremder Thür' es zu erfleh'n,
Sind ſie zu ſtolz. Ich weile hier
Getrennt und fern; umſonſt nach mir,
Nach Hilfe rufſt Du, Henriette!
Mich feſſelt dieſe ſchwere Kette,
In die des Richters Spruch mich ſchlug,
Der Menſchen Haß und böſer Trug;
Nur Gott kennt Wille, Herz und Sinn;
Er weiß es, ob ich ſchuldig bin!“ —

Und wieder ſenkte trüb den Blick
Der Galeot. — „Was Du gelitten,
Erführ' ich gern, Dein Mißgeſchick
Erzähle mir!“ drang jetzt mit Bitten
Vincenz in ihn. — „Es ſei! hört an!
Wohl war nicht gut, was ich gethan;
Mag auch mein Leichtſinn ſtrafbar gelten;
Verbrechen iſt er nicht zu ſchelten.
Ein Goldſchmied nach Gewerb und Kunſt
Stand ich in meines Meiſters Gunſt;
Ich wohnte ſelbſt in ſeinem Haus,
Oft ging er bei mir ein und aus.
Obwohl begütert, war er karg,
Sein Geiſt verſchlagen, ſchlimm und arg.
Einſt ſprach er liſtig: „Nimm dieß hier
Und birg' es wohl; ich dank' es Dir!“
Ein falſcher Stempel war's. Ich nahm,
Und raſch ſo ging er wie er kam.
Nicht weiter dacht' ich mehr der Sache,
Doch nachgeforſcht ward im Gemache.
Man fand; ich mußte ſchuldig ſcheinen.
Umſonſt mein Läugnen und Verneinen,
Daß ich Urheber ſei der That.
Der Meiſter ſchwur, daß ich dem Staat
Gefälle treulos unterſchlagen.
Was er verübt, ich mußt' es tragen!
O Uebermaß von Schmach und Schande!
Nein — ſterben will ich! dieſe Bande,
Eh' Wahnſinn raſet im Gehirne,
Zerſchmettern ſollen ſie die Stirne!“ —
Schon rafft er auf verzweiflungsvoll
Das Eiſen, das ihn tödten ſoll;
Da hemmt Vincenz noch ſeinen Arm
Und rufet mild und rufet warm:
„Halt ein, mein Bruder, o halt' ein!
Nicht ſo entfliehſt Du Deiner Pein,
Nicht ſolch ein Tod kann Dich erlöſen,
Er führt hinab Dich zu den Böſen,
Zu einer Qual, die ewig währt,
Weil Du von Gott Dich abgekehrt.
Vielleicht noch, o verzage nicht, —
Fällt in die Nacht ein Hoffnungslicht,
Vielleicht noch wechſelt Dein Geſchick,
Vielleicht gibt's Wege, die zurück
Dich führen zu den trauten Deinen!“ —

„Unmöglich! Keinen wüßt' ich, keinen!“ —
„Du kennſt nicht, Freund, die tauſend Pfade
Von Gottes unerſchöpfter Gnade;
Wenn Jemand würde jetzt erſcheinen,
Um den nicht Weib, noch Kinder weinen,
Der, wenn man ihn in Bande ſchlüge,
Mit größ'rem Gleichmuth ſie ertrüge
Als Du, weil nichts ihn in der Welt
In der er einſam ſtehet, hält,
Wenn er an Deine Stelle träte,
Ja ſelbſt um Deine Feſſeln bäte,
Dir Mittel ſchaffte heimzuzieh'n,
Aus dieſem Schreckensort zu flieh'n,
Sprich, glaubeſt Du, daß Dir dann Leben
Noch Glück und Freude könnte geben?“ —
„Gewiß! — Doch wer ſoll mir erwerben
Die Freiheit? Laßt, o laßt mich ſterben!“ —
„Nein, leben ſollſt Du, ſollſt Dich weihen
Den Deinen! Ich will Dich befreien;
Ich ſelber bin's, bin jener Mann,
Der einſam ſteht, Dich retten kann!“ —
„Wie? Iſt es Wahrheit, iſt's ein Traum?
Ihr ſelber — glauben kann ich's kaum;
O nimmermehr! und wär' es wahr,
Und brächtet Ihr das Opfer dar
Im Uebermaß der Lieb und Güte,
Die ſich wie eine Himmelsblüthe
Vor mir erſchließt, wie könnt' ich's tragen,
Säh' ich in Feſſeln Euch geſchlagen?...
Ihr dürft nicht, nein .....“ Sein Wort verklang;
Enteilt war ſchon im Mitleidsdrang
Vincenz zum Wächter der Galeere
Und bat, daß er den Tauſch gewähre.
Man ſtaunt und glaubt im Geiſt geſtört
Den guten Prieſter; unerhört
War dieſer Fall. Doch überwiegt
Zuletzt ſein dringend Fleh'n; er ſiegt
Und jeden Zweifel, der erwacht,
Zerſtreuet ſeiner Rede Macht.
Von Freude ſtrahlend wird zum Boten
Der Freiheit er dem Galeoten,
Der länger ſeinem Vorſatz nicht,
Den nichts erſchüttert, widerſpricht.
Vincenz drückt heimlich in die Hand
Die Börſe ihm, tauſcht ſein Gewand,

Heißt schleunig ihn nach Brüssel eilen,
Und gibt ihm noch Empfehlungszeilen
An einen Freund. Auch war's sein Wille,
Daß er bewahre in der Stille,
Was zwischen ihnen sich begab,
Als ein Geheimniß bis zum Grab.
Der Arme, der das Leben haßte
Vor kurzem noch, wie freudig faßte
Er jetzt die Hand, die ihn befreit!
Die Thränen seiner Dankbarkeit
Benetzen sie; noch in der Pforte
(Sie öffnet sich) ruft Segensworte
Er seinem Retter nach und scheidet.
Der aber trägt sein Loos und leidet
Für ihn voll Ruhe, voll Geduld;
Er nimmt auf sich den Schein der Schuld,
Gesellt zu Mördern, Räubern, Dieben
Hört er nicht auf, auch sie zu lieben,
Er lindert, wo er kann, den Schmerz
Und bessert manch verwildert Herz,
Und will zu schwer die Bürde lasten,
So läßt er die Gedanken rasten
Auf einem rührend frohen Bild,
Das ihn mit Seligkeit erfüllt.
Am Abend ist's. In enger Kammer
Birgt eine Mutter ihren Jammer;
Wie ist sie blaß, verzehrt von Sorgen!
Nährt sie die Kleinen wohl noch morgen,
Die süß schon schlummern in der Wiege?
Da hört sie Schritte auf der Stiege;
Man fragt nach ihr, wer mag es sein?
Sie öffnet und ein Mann tritt ein
Im schwarzen Kleid. Sie kennt ihn nicht,
Bis ihn bescheint der Lampe Licht;
„Fabrice!“ so ruft sie; „Henriette!“
So stammelt er, — und hier im Bette
Die Kinder! Ja, Du lebst, sie leben,
Und ich bin Euch zurückgegeben!“ — —
Vier Wochen eilten hin im Flug,
Seitdem Vincenz die Ketten trug;
Da ward man sorglich in Paris,
Weil ohne Nachricht er dort ließ
Die Freunde. Unerklärlich blieb
Sein langes Schweigen, und man schrieb,
Von ihm zu hören nach Marseille.
Man forscht umsonst an mancher Stelle;

Sie, die zu finden ihn begehren,
Betraten nun auch die Galeeren.
„Sah Keiner, sprecht, sah Keiner hier
Vincenz wohl, den Almosenier?“ —
Es wird verneint. Sie forschen weiter
Im finstern Raume. Ihr Geleiter —
Ein Wächter war's — erzählt im Geh'n
Die edle That, die er gesch'n.
Sie horchen auf. „Wozu noch mehr?
Kein And'rer kann es sein als Er;
Führ' uns zu ihm! “ — „Es soll gescheh'n!“ —
Welch überraschend Wiederseh'n!
Da sitzt der heil'ge Mann in Banden!
Er sah sie schon, eh sie ihn fanden,
Und hätte gern sich abgewandt;
Es war zu spät, er war erkannt;
Die Fesseln fallen; durch das Thor
Führt man mit Jubel ihn hervor;
Rasch durch die Stadt von Mund zu Munde
Flog, die unglaublich schien, die Kunde.
Doch er, zu dessen Ruhm und Preise
Ein Jeder redet laut und leise,
Er ging, als ob er nichts gethan,
Nicht Lob verdiene, seine Bahn,
Die Bahn der Lieb' und Demuth fort
Nach seines Herrn und Meisters Wort,

Das dioptrische Mikroskop.

Von Dr. Francis Place.

Bei der Betrachtung der Zauberlaterne (S. 70 und 113) haben wir gesehen, daß dieselbe recht gut als Mikroskop dienen kann; wir begegneten auch wirklich drei Mikroskopen, welche durchaus nichts Anderes waren, als sehr vervollkommnete Zauberlaternen, und deren Namen blos die Art bezeichneten, auf welche der zu vergrößernde Gegenstand beleuchtet war (S. 71 u. 72).

Es gibt aber noch eine andere Art Mikroskope, bei der das Bild, welches die vergrößernde Glaslinse hervorbringt, nicht auf einem Schirme aufgefangen wird, sondern im Innern einer Röhre erscheint, in welche man hineinschauen muß, weshalb man ein solches Instrument ein dioptrisches Mikroskop nennt, was man etwa mit: „Durchschau-Vergrößerungsglas“ zu übersetzen hat.

Allerdings folgt aus dem Gesagten, daß das vergrößerte Bild in diesem Falle immer nur von Einem Beobachter auf einmal gesehen werden kann; das dioptrische Mikroskop eignet sich daher gar nicht dazu, einer größeren Anzahl von Personen mikroskopische Gegenstände zu zeigen, hierzu ist vielmehr die Zauberlaterne (z. B. das Gas-Mikroskop) bei weitem das passendste Instrument. Weil aber bei derselben die Bilder niemals so klar und scharf erscheinen, wie bei dem dioptrischen Mikroskope, so eignet sie sich auch nicht zu genauen Beobachtungen, auch verdankt man ihr nicht eine einzige Entdeckung. Ferner ist ihre (besonders des electrischen- und des Gas-Mikroskopes) Anschaffung ziemlich kostspielig und ihre Anwendung stets mit vielerlei Weitläufigkeiten verbunden; während das dioptrische Mikroskop zu jeder Zeit und an jedem Orte rasch angewandt werden kann und dabei zu erstaunlich niedrigen Preisen zu haben ist. *)

Wir werden im Folgenden zuerst die Einrichtung dieses Instrumentes betrachten und daran eine Beschreibung der Art knüpfen, auf welche mit demselben leicht ebenso unterhaltende wie belehrende Beobachtungen angestellt werden können.

Der wesentlichste Theil des — etwa um's Jahr 1600 in Holland erfundenen — dioptrischen Mikroskopes besteht in einer Röhre von 4—10 Zoll Länge, die in der Regel 3 Gläser enthält, welche man Objectiv (Gegenstand-Glas), Collectiv (Sammel-Glas) und Ocular (Augen-Glas) nennt. Das Objectiv hat den Zweck, im Innern der Röhre ein vergrößertes Bild des Gegenstandes zu Stande zu bringen. Von der Güte dieses Glases hängt der ganze Erfolg ab; die außerordentliche Verbesserung der Mikroskope rührt fast allein davon her, daß man es in neuester Zeit dahin gebracht hat, völlig achromatische und aplanatische Linsensysteme **) anzufertigen, welche so klein sind, daß mancher Haselnußkern sie an Größe übertrifft. Das von diesem Glase hervorgerufene Bild kann im Innern der Röhre mit einem geölten Papiere wirklich aufgefangen werden; es versteht sich aber, daß es zu Stande kommt, auch wenn man es nicht auffängt, in welchem Falle man es durch ein Vergrößerungsglas betrachten kann, welches sich am anderen Ende der Röhre befindet. An dieses letztere wird das Auge gehalten, weßhalb man es Ocular nennt. Zwischen Ocular und Objectiv befindet sich im Innern der Röhre noch ein drittes Glas, welches zwar zur Vergrößerung nichts beiträgt, im Gegentheile dieselbe merklich vermindert, dafür aber durch außerordentliche

*) Die gut assortirten Mechaniker und Optiker führen zum Beispiel Sorten im Preise von 3—10 Thalern. Die Instrumente zum letztgenannten Preise lassen bereits Einzelnheiten (Streifen, Widerhacken u. s. w.) erkennen, die kein Gasmikroskop jemals gezeigt hat, oder zeigen wird.

**) Was man unter einem achromatisch-aplanatischen Linsensysteme zu verstehen habe, ist in den Jugendblättern für 1860, Seite 423, ausführlich angegeben.

Vermehrung der Schärfe und Helligkeit des Bildes nützt und von dieser Eigenschaft (Licht zu sammeln) seinen Namen erhält.

Somit werden also die vom Gegenstande (dem Objecte) ausgehenden Lichtstrahlen durch das Objectiv so gebrochen, daß im Innern der Röhre, nahe beim Oculare, ein stark vergrößertes Bild des Objectes entstehen würde, wenn nicht das dazwischenliegende Collectiv dies große Bild in ein kleineres, weit helleres, zusammendrängte, welches man durch das Ocular vergrößert betrachtet. Daß die im Mikroskope gesehenen Bilder stets umgekehrt sind, bedarf nach allem Bisherigen wohl keiner weiteren Auseinandersetzung. Ein Gestell (Stativ) trägt sowohl diese Röhre, als auch ein Tischchen, auf welches das Object gelegt wird. Durch ein Räderwerk oder eine Schraube, häufig auch durch bloses Verschieben mit der Hand, wird der Abstand zwischen Objectiv und Object so lange verändert, bis das Bild dem Beobachter in voller Schärfe und Klarheit entgegentritt.

Die Beleuchtung des Gegenstandes ist keineswegs eine Nebensache. Ist der Gegenstand undurchsichtig, wie dies z. B. bei den schillernden Flügeldecken der Käfer der Fall ist, so beleuchtet man ihn von oben her, am besten indem man Abends bei Lampenlicht den Brennpunkt einer Sammellinse auf ihn bringt. Es ist jedoch meistens möglich, dem Gegenstande die erforderliche Durchsichtigkeit zu geben, und dann beleuchtet man ihn mittelst eines Spiegels von unten her. Bei Tageslicht ist ein gewöhnlicher Spiegel meistentheils ausreichend, bei Lampenlicht ist aber ein Sammelspiegel vorzuziehen, das heißt: ein solcher, der Bilder und Brennpunkt zu Stande bringt, wie ein Sammelglas. Man verschafft sich leicht einen solchen, indem man auf einen gewöhnlichen, flachen Spiegel ein Sammelglas legt, welches auf einer Seite gewölbt, auf der andern aber flach ist, und dessen Brennweite so groß ist, daß die grellste Beleuchtung genau auf den Gegenstand trifft. Jeder Anfänger ist übrigens vor der Anwendung allzugrellen Lichtes zu warnen, weil es die Augen angreift, ohne irgend zu größerer Deutlichkeit des Bildes beizutragen. Bekanntlich sind die Schatten der Gegenstände Abends in den schief auffallenden Strahlen der niedrig stehenden Sonne ungleich länger, als am Tage; aus einem ganz ähnlichen Grunde sind manche Umrisse und Schattenlinien des Bildes im Mikroskope sehr schwach sichtbar, so lange der Spiegel das Licht genau von unten nach oben wirft, während dieselben sofort kräftig hervortreten, sobald man den Spiegel etwas zur Seite schiebt und somit das Licht in schiefer Richtung durch das Object sendet.

Gewöhnlich geben die Mechaniker den Mikroskopen eine Anzahl Objecte bei, deren Betrachtung nach dem Gesagten keine Schwierigkeit mehr bietet; weil aber der Ankauf einer größeren Anzahl solcher Objecte ziemlich kostspielig ist, so muß jeder Mikroskopbesitzer im Stande sein, die Objecte für seinen Bedarf selbst herzurichten (zu präpariren). Die Anfertigung solcher Präpa-

rate erfordert allerdings ein scharfes Auge, eine ruhige Hand und viele Uebung, ist aber lange nicht so schwierig, wie man allgemein glaubt; und weil sie ganz außerordentlich belehrend ist, so dürfte eine Besprechung dieses Gegenstandes hier wohl am rechten Orte stehen.

Früher pflegte man den Gegenstand (etwa den Saugrüßel einer Biene) geradezu zwischen zwei Glasplatten zu legen, die durch einen Ring in einem runden Loche festgehalten wurden, welches durch eine hölzerne oder beinerne Platte gebohrt war. Die letztere war etwa $^1/_2$ Zoll breit, 2—5 Zoll lang und enthielt in 4—8 nebeneinander durchgebohrten Löchern ebensoviele Objecte. Man hat diese Methode mit Recht verlassen. Solche Gegenstände, die ohne Gefahr des Zerquetschens zwischen zwei flache Glasplatten gelegt werden können, und welche hierbei durchsichtig genug sind (wie z. B. Schüppchen von den Flügeln der Schmetterlinge), können zwar häufig auf die alte Art eingelegt werden, also ohne Zusatz von Harz, Firniß und dergleichen; man pflegt jedoch dabei den Gegenstand mitten auf eine sehr klare Glasplatte (den Objectträger) zu legen, die etwa $^3/_4$ Zoll breit und 2 Zoll lang ist, worauf man ihn mit einer kleineren Glasplatte (dem Deckgläschen) zudeckt. Das Deckgläschen ist $^1/_2$ Zoll lang, ebenso breit, ziemlich dünn *) und überaus rein und klar. Um dasselbe auf dem Objectträger dauernd zu befestigen, bedient man sich des gewöhnlichen gelben Wachses (nicht des viel spröderen weißen), welches hierin jedem noch so hoch gepriesenen Kitt oder Cement vorzuziehen ist, wenn man es richtig zu behandeln versteht. Man hält zu diesem Ende ein Stückchen Wachs in eine Lichtflamme, bis ein Tropfen zu fallen droht, mit welchem man alsdann rasch den Kanten des Deckgläschens entlang fährt, wodurch dieses auf den Objectträger aufgeheftet wird. Nunmehr hält man ein Stück einer starken Stricknadel, das man in einen Holzgriff gesteckt hat, in die Lichtflamme, bis es vom Glühen nicht mehr weit entfernt ist, worauf man mit demselben das vorhin aufgestrichene Wachs wieder aufschmilzt, dabei mit dem heißen Eisen fortwährend das Deckgläschen berührend. Bald wird man gewahren, daß das Wachs in einer dünnen Schicht zwischen beide Gläser tritt, und dies ist gerade das Gewünschte. Man läßt das Wachs ringsherum etwa um die Breite eines Messerrückens zwischen die Gläser treten; damit dieses aber möglich sei, muß man der austretenden Luft einen Ausweg lassen, also beim ersten Aufstreichen eine Ecke des Deckglases frei behalten, an der das Wachs erst zu allerletzt eingetrieben wird. Man schabt alsdann mit einem stumpfen Messer das außen erreichbare Wachs los,

*) Bei schwachen Mikroskopen reicht man mit dem dünnsten Glase aus, das bei guten Gläsern vorräthig ist; zu feineren Beobachtungen mit sehr stark vergrößernden Mikroskopen sind aber papierdünne Deckgläser nöthig. Man erhält dieselben von Glasermeister H. Vogel in Gießen ungemein viel wohlfeiler, als die angeblich aus Paris oder London bezogenen von Mechanikern in Residenzstädten.

wiſcht die Glasflächen mit einem Läppchen ab, das mit etwas Terpentinöl befeuchtet iſt, verzeichnet den Namen des eingelegten Objectes auf einem Stückchen Papier, welches man auf den Objectträger leimt, und das Präparat iſt fertig. Nur wenige Gegenſtände ſind aber ſo durchſichtig, daß ſie, auf dieſe Weiſe „trocken eingelegt," zu ſcharfen Beobachtungen ſich eignen und alle Einzelnheiten gut erkennen laſſen. Der Saugrüßel (Rollzunge) eines Schmetterlinges würde z. B. plump und dunkel, wie ein Elephanten-Rüßel, erſcheinen, allenfalls vielleicht eine ſchwache Spur von Querlinien zeigend. Bringt man aber einen Tropfen Waſſer ſo zwiſchen die Gläſer, daß das Object ganz davon durchzogen wird, ſo wird man über den Erfolg ſtaunen, da man nun einen klaren Blick in die überaus künſtliche Zuſammenſetzung dieſes zarten Organes thut. Wenn es nun gleich eine bekannte Regel für den Mikroſkopiker iſt, alle Beobachtungen in Waſſer anzuſtellen, ſo iſt doch klar, daß das Object in dieſer Verfaſſung nicht wohl für längere Zeit aufzubewahren iſt, auch kennt man noch keinen Kitt, bei deſſen Anwendung das eingeſchloſſene Waſſer nicht endlich verdunſtete. Aus dieſem und anderen Gründen hat man eine erſtaunliche Menge von Stoffen zum Erſatz des Waſſers in Vorſchlag gebracht. Es möge hier genügen, den paſſendſten derſelben zu nennen: den Canada-Balſam. Derſelbe wird durch Hitze oder Zuſatz von Terpentinöl leicht flüſſig gemacht, der Gegenſtand hineingebracht, und — das Präparat iſt fertig. Ein Wachsverſchluß iſt offenbar überflüſſig, da der Balſam mit der Zeit hart wird und ſomit wird ein Uebelſtand unmöglich, der beim trockenen Einlegen oft genug eintritt, daß nämlich der Gegenſtand zwiſchen den Gläſern verſchimmelt. Die uns vom Schöpfer eigenhändig gemachten Präparate, welche vorſündfluthliche Inſecten in Bernſtein eingeſchloſſen enthalten, geben uns einen Begriff von der gränzenloſen Dauer der Balſam-Präparate.

Leider geſtattet es der Raum nicht, noch genauer auf dieſen Gegenſtand einzugehen, oder eine Anleitung zu geben, wie man die Gegenſtände mit dem Präparirmeſſer zu zerlegen habe, damit ſie ſich auf die paſſendſte Art präſentiren; oder wie man es zu Stande bringt, daß ſie vom Balſam vollkommen durchzogen werden; oder wie man die läſtigen Luftblaſen aus dem Balſam entfernt. Dafür dürfte es vielleicht manchem unſerer jungen Mikroſkopbeſitzer willkommen ſein, eine Anzahl von Objecten kennen zu lernen, bei denen die Mühe des Einlegens durch einen beſonders intereſſanten Anblick belohnt wird.

Wir fangen dabei mit einer ſchwachen Vergrößerung an, die auch bei den geringeren Mikroſkopen anzutreffen iſt, wobei wir zuerſt eine Milbe (Acarus) vornehmen wollen, die in Balſam gelegt iſt. Dem bloßen Auge erſcheint ſie als ein ungemein feines Pünktchen, das Mikroſkop aber läßt ihren borſtigen Leib, unheimliche, hakenförmige Klauen an ihren Füßen und ein Paar förmliche Krebs-Scheeren erkennen. Derlei Milben leben (namentlich im Spätſommer) in unermeßlicher Menge auf Thieren und Pflanzen, kommen auch

oft genug aus dem Grase oder von den Bäumen an die Menschen, und verursachen, indem sie sich in die Haut einbohren, ein unerträgliches Jucken. Aehnliche Acariden trifft man bekanntlich auch in verdorbenem Mehle, auf getrockneten Pflaumen, an der pulverigen Rinde von altem Käse u. s. w. — Natürlich wird man größere Insecten nicht ganz einlegen, sondern nur Theile derselben. Von den Mückenmännchen (Mückenkönigen), die sich im Herbste so vielfach zeigen, nimmt man den Kopf, sammt seinem schönen Putz, gebildet von dem geraden Rüßel in der Mitte, eingefaßt von zwei lyraförmig geschwungenen fein gefiederten Tastern, während außen zwei sichelartig gebogene Fühler stehen, die nach Art der bekannten Weymouth-Kiefern mit überaus zarten Haarbüscheln besetzt sind. Es ist nicht leicht, diesen Putz recht schön symmetrisch (natürlich trocken) einzulegen. — Die Schuppen mancher Fische, die die Köchin gedankenlos wegwirft, gewähren einen reizenden Anblick; die des Fluß-Barsches z. B. zeigen am einen Ende eine Reihe schön geschweifter, ungemein zart liniirter Bogen, während das andere Ende dicht mit langen und spitzen Dornen besetzt ist. — Von den bekannten Bärenraupen nimmt man Klauen und Haare. Man schneidet nämlich von den acht hinteren Füßen der Raupen das, schon mit bloßem Auge sichtbare, dünne, gelbliche Fußende ab, das aus einer großen Menge spitzer Klauen besteht, mit denen sich diese Thiere so wunderbar fest anklammern können. Die Raupenhaare sind mit feinen Widerhaken, die in die Haut eindringen, besetzt; in die Augen gebracht, erregen sie höchst schmerzhafte und bösartige Entzündungen, und namentlich haben die unsäglich feinen Haare vom Processionsspinner (Gastropacha processionea) schon vieles Unheil angerichtet. — Ueberhaupt sind Haare — besonders bei etwas stärkerer Vergrößerung — interessant, da sie auf die verschiedenste Art gebildet sind. Die unerhörteste Haarbildung zeigt sich an der Larve eines kleinen Käfers aus der Familie Anthrenus. Diese Larve ist kaum einen halben Zoll lang, dicht schwarz behaart und richtet in Thierhaaren (also in Naturaliensammlungen, bei Kürschnern, in Kleiderschränken und allen Wollenstoffen) unermeßliche Zerstörungen an. Reichlich zwei Drittheile der Schäden, die man „Mottenschaden" nennt, rühren von der Anthrenus-Larve her. Erwischt man die Larve lebendig, so verwahrt man sie in einer Büchse, bis nach einigen Tagen oder Wochen ein kleiner, netter, schwarz-roth-weiß gesprenkelter Käfer herausschlüpft, worauf man die leere Haut (trocken) einlegt. Die seltsamen Haare, die auf einigen dieser Hüllen in Menge vorkommen, haben förmliche Lanzenspitzen, die mit dem übrigen Haare durch ein unglaublich feines Fädchen zusammenhängen, über dessen Festigkeit man billig staunen muß. Wollte man diese Gestalt aus unserem festesten Material — dem Guß-Stahl — nachbilden, so würde das Gebilde bei der ersten Berührung sofort zerbrechen. — Die Rüßel der Schmetterlinge und Bienen hält gewiß Jeder für kunstreich gebaute Organe;

daß aber der Rüßel der gemeinen Stubenfliege einen noch ungleich künſtlicher eingerichteten Bau hat, erregt allgemeine Verwunderung. Die einzelnen Saug-lappen deſſelben beſtehen aus ganzen Reihen von Schläuchen, deren jeder aus Hunderten von Ringmuskeln gebildet iſt. Die Aneinanderfügung dieſer Muskeln iſt ungemein wunderſam, doch iſt zu deren Studium eine ziemlich kräftige Vergrößerung erforderlich. Der Fliegenrüßel — ſymmetriſch in Balſam auseinandergelegt — iſt eins der allerſchwierigſten Präparate, weil aber gerade dies Object ſo ungemein leicht tauſendweiſe zu erhalten iſt, ſo iſt deſſen wiederholte Anfertigung zur Erlangung der nöthigen Uebung ſehr empfehlenswerth. — Auch der Fuß der Fliege iſt für uns lehrreich: zwiſchen den ſtarken Klauen, welche der Fuß der Fliege mit denen aller Inſecten gemein hat, gewahrt man nämlich bei der Fliege zwei weißliche Lappen oder Beutel, die von einem klebrigen Stoffe durchdrungen ſind, wodurch es der Fliege möglich wird, an den glatten Fenſterſcheiben emporzulaufen. Den Weſpen fehlt dieſe Vorrichtung, ſie können daher auch nur mit Hülfe der Flügel an den Scheiben emporſchwirren. Dafür liefert uns die Weſpe an ihrem Stachel ein um ſo ſchöneres Object. Einen Weſpenſtachel zu präpariren iſt nicht ſchwer, fordert aber gute Augen. Jede Weſpe hat nicht Einen, ſondern zwei Stachel, die in einer gemeinſamen Scheide liegen und einzeln hervorgeſtoßen werden können. Dieſe Scheide iſt das, was man immer „Stachel“ nennt, die wahren Stachel ſind bei weitem zarter. Das Mikroſkop zeigt uns nun bei kräftiger Vergrößerung eine lange Reihe ſcharfer und ſpitzer Widerhaken, durch welche die Stachel häufig in der Wunde zurückgehalten werden. Es iſt intereſſant, als Folie zu dieſer zarten Spitze das Ende einer Nähnadel unter das Mikroſkop zu bringen. Freilich iſt aber eine Nadel noch lange nicht das feinſte Gebilde menſchlicher Kunſt. Man verſteht es gegenwärtig, photographiſche Glasbilder hervorzubringen, welche kaum die Größe eines Stecknadelknopfes haben, trotzdem aber unter dem Mikroſkope eine erſtaunliche Menge fein ausgeführter Menſchen, Thiere, Bäume, Gebäude oder auch Buchſtaben erkennen laſſen. Bekanntlich enthält das Papiergeld mit ungemein kleinen Buchſtaben die geſetzliche Strafbeſtimmung in Betreff der Anfertigung und Verbreitung falſchen Geldes. Photographirt man nun einen ſolchen Kaſſenſchein in der vorher angegebenen Größe, ſo wird die erwähnte feine Schrift offenbar in demſelben Verhältniſſe verkleinert, wie der ganze Kaſſenſchein; dennoch kann man mit guten Mikroſkopen auf den von Dancer in Mancheſter gefertigten Photographien ſolcher Banknoten dieſe Strafdrohung deutlich leſen. Dergleichen mikroſkopiſche Photographien ſind bei allen beſſeren Mechanikern zu bekommen. Um aber mit einem Objecte zu ſchließen, welches uns in auffallender Weiſe den verſchwenderiſchen Formenreichthum vor Augen ſtellt, mit dem die Schöpferkraft Gottes ihre Werke ausſtattet, wollen wir ein Paar Schmetterlings-Schuppen betrachten. Es iſt das-

ſelbe Präparat, welches wir (S. 114) bereits kennen lernten, aber welcher Unterſchied! Sahen wir dort nur tulpenartige Schattenbilder von 2—3 Fuß Länge, ſo geſtattet uns das dioptriſche Mikroſkop einen klaren Blick in den herrlichen Wunderbau einer ſolchen Schuppe. Sie iſt nämlich mit 30—100 Linien der Länge nach überzogen, zwiſchen denen — nach Art der Leiterſproſſen — tauſende unſäglich feiner Querlinien ſtehen. Ungemein herrlich iſt der Anblick, den eine dergeſtalt mit Längs- und Quer-Streifen überdeckte Schuppe gewährt *), wozu die Schuppen geeignet ſind, die ſich auf den grauen Vorderflügeln des rothen Ordensbandes (Noctua Nupta) finden, noch weit mehr aber die ungewöhnlich großen Schuppen, die zwiſchen der feinen Wolle am Bauche des Ligusterſchwärmers (Sphinx Ligustri) liegen.

Wenn man nun die unermeßliche Menge von Schmetterlingen bedenkt, die ſich im Laufe eines einzigen Sommers ihres Lebens freuen, wenn man dabei überlegt, wie viele Schüppchen wohl ein einziger dieſer Schmetterlinge hat, wenn man endlich alsdann einen Blick in das Mikroſkop thut und in jedem dieſer Schüppchen ein ſo wunderſam und meiſterhaft gebildetes Kunſtwerk erblickt, ſo wird man gewiß ſchon aus dieſem Einen Beiſpiel zugeben, daß uns das mikroſkopiſche Naturſtudium — gleich dem beredteſten Prediger — geraden Weges zur Anbetung Gottes hinlenkt. Denn aus Seinen vielen, großen und weislich geordneten Werken ſollen wir ja Gottes unſichtbares Weſen — das iſt: Seine ewige Kraft und Weisheit — erkennen, alſo daß wir wegen unſeres Unglaubens keine Entſchuldigung haben.

Aus Texas.

II.

Von Theodor Weſt.

An der Texasküſte und beſonders am Sabineſee und Sabinepaß, ſo wie in den Sümpfen der Nachbarſchaft ſind zahlreiche und große Alligatoren. In was immer für einer Richtung man blicken mag, wird man ſie träge und unbeholfen herumſchwimmen oder ſich in den ſchilfumwachſenen Lachen des Sumpfes wälzen ſehen.

*) Allerdings erfordert dies Object eine ſehr ſtarke Vergrößerung und überhaupt ein vorzügliches Inſtrument; ja, es hat ſogar bis vor kurzer Zeit für das non plus ultra der optiſchen Kraft unſerer Mikroſkope gegolten, die Querſtreifen auf den Schuppen vom Saubauge (Hipparchia Janira) zu zeigen. Dieſe Zeit iſt aber vorbei. Die Querlinien auf den Schuppen der Hipparchia ſowohl, als auch auf den, noch viel feiner liniirten, langen, glashellen Schuppen des Kohlweißling (Pieris Brassicae) ſind bei weitem nicht eng genug, um unſern heutigen Mikroſkopen erſten Ranges als Gränzprobe zu dienen; die unglaublich engen Querlinien auf den Kieſelpanzern gewiſſer kleiner Algen (Diatomeen) ſind hierzu geeigneter.

In letzterer Zeit ist das Jagen von Alligatoren zu einem bedeutenden Geschäftszweige geworden, um ihre Häute und Drüsen als werthvolle Handelsartikel zu gewinnen. Die Häute werden zu wasserdichtem Leder verarbeitet, während die Drüsen Moschus enthalten. Sie werden getrocknet und dann an Apotheker in Galveston oder Neu-Orleans verkauft, die für ein Pfund getrockneter Drüsen fünf Dollars bezahlen. Der daraus gewonnene Moschus ist übrigens von untergeordneter Qualität, obgleich von einigen Personen sehr gesucht. Für die Mehrzahl jedoch ist der Geruch widerwärtig und eckelerregend. Jedenfalls ist als sicher anzunehmen, daß Jeder, der mit einem dieser stark duftenden Thiere von dem Geschlechte der Eidechsen in enge Berührung gekommen, diesen fashionablen Wohlgeruch auf immer verschwören wird.

Es war am Sabinepaß, daß ich mit einem alten Jäger Namens Elton bekannt wurde. Er wohnte am Ufer des Angalinaflusses, aber vom November bis April brachte er seine Zeit am Sabinepasse und dessen Umgegend zu. Er hatte einen Gehülfen mit sich, einen Halbblut-Indianer, vom Boluxistamme, Namens Tom und die zwei zusammen tödteten in ein paar Stunden genug Alligatoren, um sich für den ganzen Tag mit dem Abziehen der Häute und Ausschneiden der Drüsen zu beschäftigen.

Tom war weit erfahrner als sein Herr in der Kunst, diese eckelhaften und gefährlichen Bestien zu tödten, da er sich nur auf seinen Lasso und sein langes Messer verließ, während Elton, der nur seine doppelläufige Büchse handhaben konnte, nur selten mit seiner Kugel einen verwundbaren Theil erreichte, und viel Pulver und Blei nutzlos verschwendete. Tom dagegen näherte sich dem Thiere, als es sich sonnend am Rande eines sumpfigen Pfuhls lag und gewandt seine lederne Schlinge um dasselbe werfend, und dann mit Elton's Hilfe, die Bestie auf trockenen Grund bringend, wartete er auf eine günstige Gelegenheit, um, während das wüthende Thier mit seinem mächtigen Schwanze den Boden peitschte und mit seinen Kinnbacken nach den Jägern schnappte, sein Messer in die Weichen des Ungeheuers zu begraben, das nach einem heftigen und wüthenden Todeskampfe sich endlich starr auf den Boden ausstreckte, bereit für den Abbalgungsproceß.

Ich wartete diesen Winter auf ein Schiff, das nach Galveston oder Neu-Orleans fuhr und machte es mir zum Geschäft mit meiner Büchse unter den Hirschen und dem wilden Geflügel, die sich auf der Prairie und dem Sumpfe in Schaaren befanden, aufzuräumen. Während eines meiner Streifzüge, die ich gewöhnlich des Morgens unternahm, stieß ich auf Elton und seinen Gehilfen, die eben damit beschäftigt waren, die Panzerhaut eines wenigstens achtzehn Fuß langen Alligators abzustreifen. Ich hielt an, um zuzusehen und da es nicht weit von ihrem Lager war, so luden sie mich mit ächter Jägergastfreundschaft ein, ihr Frühstück mit ihnen zu theilen. Ich nahm die höfliche Einladung

an und während ich in ihrem Zelte ausruhte, berührte unser Gespräch wie natürlich ihre Beschäftigung und ich fragte sie, ob dies Thier, das sie eben abzubalgen im Begriffe waren, nicht von ungewöhnlicher Größe sei.

„Es kann hier ein großer Alligator genannt werden, aber eigentlich ist es nur ein gewöhnliches Ungeziefer. Die großen Alligatoren kommen nicht oft hieher und nur gelegentlich, um ein Maul voll Seefische zu kriegen. Wenn Sie große Alligatoren sehen wollen, so müssen Sie dahin gehen, wo Tom und ich vor einem Jahre waren. Da werden Sie genug sehen und größere als dieser Bursche hier!"

„Wo war dies?" fragte ich, in der Absicht, dem alten Jäger eine Geschichte zu entlocken, da ich gehört hatte, er wisse sehr gute Berichte von seinen Abenteuern zu geben. „War es weit von hier?"

„Nein," erwiederte er, „nicht weit zu Lande, es war da oben" — und er zeigte über die Prairie nach Nordwesten — „nicht über zehn Meilen in gerader Linie. Aber wenn Sie Nachbar — das heißt, wenn Sie Zeit haben und es hören wollen, so will ich Ihnen Alles, was darauf Bezug hat, mittheilen."

„Gewiß," erwiederte ich, „nichts wird mir so viel Vergnügen machen."

„Tom, Du kannst inzwischen Feuer machen und ein Paar von den Wildgänsen *) braten; bis ich das Garn meiner Geschichte abgesponnen habe, werden sie gerade zum Essen fertig sein."

Tom that, was ihm gesagt wurde und Elton begann seine Erzählung.

„Sie kennen den Squire Smith unterhalb des Passes, wie ich vermuthe." **)

„Ja," antwortete ich, „ich wohne in seinem Hause." — „Eines Tages sandte der Squire nach mir und ließ mir sagen, ich sollte nach seinem Laden kommen, in dem er für die Flößer von Bauholz auf dem Nachez und Sabine einen Vorrath von Kleidern und Lebensmittel hält. Ich ging dahin und als er mich sah, sagte er: „Elton, wie weit seid Ihr den Taylor's Bayou ***) hinaufgekommen?"

„Ich sagte ihm, ich rechnete, ich wäre etwa zwölf Meilen weit gekommen."

„Seid Ihr je an den Quellen desselben gewesen?" fragte er.

„Nein," erwiederte ich, „denn so weit als ich hinaufkam, war das Wasser gerade so tief, als es ab seiner Mündung ist, wo er in den Sabinesee fließt."

„Ich dachte so," sagte er; „seht hier Mr. Elton" — und er breitete eine Karte von Texas auf den Tisch aus; — „seht, hier ist Taylors Bayou, vom Westen kommend und mit einem Arm vom Norden, und die zwei Arme vereinigen sich zehn oder zwölf Meilen oberhalb des See's."

---

*) Die Wildgänse in Texas sind Rothgänse.

**) Amerikanische Sprechweise. Wenn er etwas glaubt, so sagt er entweder „I reckor" (Ich rechne) oder „I calculate." Ist er jedoch seiner Sache nicht sicher, so sagt er „I Suppose" (Ich vermuthe).

***) Fluß.

„Ich sehe, wie es ist," sagte ich.

„Nun seht her auf diese Seite," sagte er, „seht diesen Strom, der nach Südwesten fließt und in die East-Bay mündet, ein Zweig der Galveston-Bay, — das ist der Alligator Bayou, und wie Ihr seht, diese zwei Ströme entspringen neben einander und sind, nach Allem was ich weiß, mit einander verbunden. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß diese Karte richtig ist, denn diese Gegend ist, so viel ich weiß, noch nie vermessen worden. Nach der Natur der niedern, platten Ebene dort und dem Aussehen des Wassers des Bayou ist kein Zweifel, daß diese Flüsse die Abzugskanäle eines großen Sumpfes sind, und es ist meine Ansicht, daß wir eine Inland-Schifffahrt zwischen dem Sabinesee, und den Galvestonbay in's Werk setzen könnten. Nun will ich Euch sagen, warum ich nach Euch sandte. Ihr seid der Mann dazu, diesen Weg zu erforschen, und wenn Ihr und Tom die Erforschung unternehmen wollt und Ihr mit Eurem Boot nach dem Alligator Bayou fahrt, so will ich Euch fünfzig Dollars und jedem einen completen Anzug und ein Paar Wolldecken geben. Die Kleider und Decken sollt Ihr jedenfalls haben, ob Eure Untersuchung von Erfolg begleitet oder nicht, wenn Ihr nur den Versuch macht, das zu thun, was ich Euch sagte. Wollt Ihr es thun?"

„Ja Squire," sagte ich und Tom hier war froh genug, daß sich die Gelegenheit bot, zu Kleidern zu kommen, denn er war beinahe nackt.

„Wann wollt Ihr aufbrechen?" fragte der Squire.

„Morgen früh oder noch heute Morgen, wenn Sie es wünschen?"

„Also morgen früh," antwortete er, „in der Zwischenzeit könnt Ihr Eure Vorbereitungen treffen, während ich Euch einen Vorrath von Kaffee, Taback und Munition zurecht machen werde."

Am nächsten Morgen nach Sonnenaufgang waren wir schon zehn Meilen aufwärts im Bayou. Wir fanden denselben gleich allen Flüssen und Bächen, die durch eine sumpfige Gegend fließen, tief und eng, aber nirgends so enge, daß wir nicht hätten mit unsern Rudern weit genug ausgreifen können, ohne die Ufer zu berühren. Die Oberfläche des Wassers und das Riedgras an den Ufern waren voll Vögel und als wir unsern Weg durch den schlangenförmigen Kanal nahmen, flogen Tausende und Tausende von ihnen auf, und wenn sie über unsern Köpfen dahinflogen, so verdeckten sie die Sonne. Das Geräusch ihrer Flügel und ihr fortwährendes Gekrächze geht über alles Donnern, das ich je gehört. Woher sie alle kommen, ist mehr als ich sagen kann.

Wir ruderten bis Mittag und da fanden wir die gabelförmige Theilung des Stroms, von der unser Squire sprach. Da hier ein Stück trocknen Landes und genug trocknes Schilfgras war, so beschloßen wir zu landen und ein Paar Vögel und Kaffee zu kochen.

Wir sahen Haufen Alligatoren als wir den Strom hinaufruderten; aber sie lagen schlafend im Wasser und ihre langen häßlichen Schwänze ankerten

im schwarzen Schlamme des Sumpfes. Sie waren so träge oder so wenig an den Anblick eines Bootes gewöhnt, daß sie nie den Versuch machten, uns aus dem Wege zu gehen und so ruderte Tom, während ich mit dem Boothaken ihnen kräftige Stöße in ihre schuppigen Seiten gab, um sie aus dem Weg zu treiben.

Und so kamen wir vorwärts, bis wir an den Ort gelangten, wo sich der Strom in zwei Arme theilte. Nachdem wir unser Mittagessen gekocht und verzehrt hatten, gingen wir in dem Hauptstrom, der in einer südwestlichen Richtung floß, vorwärts.

Die Sonne hatte mit ihren brennenden Strahlen das Ungeziefer zu erwärmen begonnen und wir waren kaum eine Meile weit gekommen, als der Bayou von ihnen voll war. Ich glaube, Nachbar, es waren mehr Alligatoren als Wassertropfen da und es waren die größten, die meine Augen je gesehen. Der Bursche, den Sie uns abbalgen sahen, war ein Kind, gegen diese Burschen in jenem Bayou!

Indem wir mit unseren Rudern und dem Boothaken hart arbeiteten, gelang es uns, ein kleines Stück Weges vorwärts zu kommen. Tom meinte, es sei dies nur ein Nest von Alligatoren und weiter oben würden wir freieres Wasser haben. Aber dies bestätigte sich nicht, denn je weiter wir kamen, desto zahlreicher wurden die Bestien und wir fanden uns zuletzt vollkommen eingeschlossen. Das Ungeziefer schien keine Anstalten zum Angriff zu machen, aber gelegentlich erhob einer der Burschen seinen schlangengleichen Kopf über die Bootwand, als wollte er als unser Passagier Platz nehmen und ein anderes riesenhaftes Ungeheuer machte sich das Vergnügen, das Boot auf seinen Rücken zu schieben. Es war all dies nicht sehr angenehm, Nachbar!

Mit der steigenden Hitze wurden die Bestien geschmeidiger und ihre Neugier schien sichtlich im Zunehmen. Sie machten sich jedenfalls zu familiär mit uns — dachten wir — für eine so kurze Bekanntschaft, da einige sogar Anstalten machten, von unserem Boote ausschließlichen Besitz zu ergreifen. Wir konnten natürlich unter den obwaltenden Umständen nicht unsere Zustimmung geben und Sie können mir glauben, Nachbar, daß Tom und ich alle Hände voll zu thun hatten. In unserem kleinen Boote war nicht mehr Platz, als wir für uns selbst brauchten und wenn selbst Platz gewesen wäre, so hätten wir solche häßlichen Kunden doch nicht aufgenommen. Ein großer Bursche kam an die Seite des Bootes, indem er den Haufen anderer Bestien bei Seite schob und sich auf den Rücken von einem Paar dieser Bestien erhebend, steckte er seine häßliche rothe Schnauze in den Stern unseres Bootes und nahm sich kaltblütig einen Schwan und ein paar Rothgänse, die wir zu unserem Nachtessen geschossen hatten. Dies war zu viel für Tom und er nahm sein langes Messer und stieß es dem großen Diebe gerade hinter der Vorderpfote tief in's Herz. Er ließ indeß seine Beute nicht fahren, fiel unter das Boot und schluckte die Vögel während seines Todeskampfes.

Unſere Lage fing jetzt an gefährlich zu werden; denn kaum hatten die wilden Beſtien das Blut ihres Gefährten geſehen, als ſie ſofort wüthend wurden. Sie peitſchten das Waſſer und das ſchlammige Ufer mit ihren großen Schwänzen und machten uns durch den Koth und Schlamm, den ſie gegen uns ſchleuderten, beinahe blind. Unſere Ohren begrüßte ein tauſendſtimmiges Blöcken, das aus allen Theilen des Sumpfes ertönte.

„Halloh Josh!“ (Joshua war der Taufname Elton's) rief Tom. „Sieh dort! Ich will erſchoſſen werden, wenn ſie nicht alle Alligatoren in den Bazou herbeibrüllen!“

Es war leider nur zu wahr, denn ſie kamen von allen Richtungen des Bayou gegen uns.

Die Schilfrohrgebüſche und das Schilfgras zitterten und wogten, als wären ſie von einem Sturme gepeitſcht, und Alligatoren ſchwammen zu Tauſenden um uns herum.

Ich bebte nie zuvor vor einer Gefahr, ſo ernſt ſie auch ſein mochte, aber als ich dieſe Tauſende von blutdürſtigen Ungeheuern ſah, dachte ich, es ſei um uns geſchehen. Indeß wollte ich es doch nicht aufgeben. Unſer Boot war ziemlich ſtark und konnte eine ziemlich große Anzahl von ſolchen Schlägen, wie die Alligatoren mit ihren Schwänzen dagegen führten, aushalten, ohne aus ſeinen Fugen zu weichen und ſo waren Tom und ich mächtig*) beſchäftigt, unſere langen Meſſer in den Rachen der häßlichen Thiere zu ſtoßen, als ſie ſich erhoben, um nach uns zu ſchnappen.

Ich rechne, wir müſſen wenigſtens hundert von ihnen den Garaus gemacht haben. Wir zählten ſie natürlich nicht, aber je mehr wir tödteten, deſto mehr ſchaarten ſie ſich um uns. Endlich hatte Tom einen guten Gedanken, denn ich muß Ihnen ſagen, Nachbar, wenn er auch nur ein halbblütiger Indianer, ſo iſt doch Niemand geſcheidter als er.

„Joh!“ rief er ſo laut er konnte — um ſich über dem Geblöck der Beſtien hörbar zu machen — „paß auf eine gute Gelegenheit und wirf mir den Laſſo zu, der neben Dir am Boden liegt und dann nimm den Boothaken.“

„Was fällt dem Indianer nur ein,“ dachte ich, aber ich gab ihm den Laſſo.

„Sieh dorthin!“ ſchrie er abermals, „ſiehſt Du nicht den langen, ſchwarzen Gator**), dort in dem Bayou?“ und ſein Laſſo kreiſte um ſeinen Kopf, um einen Wurf zu thun; „dieſer Burſche muß uns aus dieſer garſtigen Falle helfen.“

Und die lederne Schlinge ſauste durch die Luft und im nächſten Augenblicke, als Tom einen wilden und triumphirenden Kriegsruf ausſtieß, bewegte ſich das Boot ſo raſch und heftig, daß ich auf den Boden fiel, mit dem Geſichte vorwärts und voll Koth und Schlamm war. Ich richtete mich auf

*) Ein Beiwort, deſſen ſich Jäger und die Leute in den Neu-England-Staaten ſtets bedienen, wenn ſie etwas ſehr Schwieriges oder Großes ausdrücken wollen.

**) Soll heißen „Alligator.“

so schnell wie möglich und sah, daß er den Lasso über den Kopf des Alligators geworfen, dann den Strick eingezogen und am Bogen des Bootes befestigt hatte. Mit dem scharfen Ende des Boothakens leitete er nun die Bewegungen unseres wilden Wasserpferds.

Der Alligator schwamm nun stromabwärts, wie natürlich und versuchte vergeblich des ihn verfolgenden Bootes los zu werden. Das Boot ward aus dem Wasser und über die Rücken der todten Bestien gezogen, die den Bayou rings um das Boot erfüllten, bis es endlich das freie Wasser erreichte. Jetzt zog Tom den Strick ein, bis wir nur einige Fuß von dem Ungeheuer waren, das uns aus unserer gefährlichen Lage befreit hatte. —

Das Ende davon war, wir kamen nach dem Sabinepaß zurück, und ich berichtete Squire Smith, daß zwischen den Taylor's und Alligators Bayou's allerdings eine Verbindung bestehe, die Schifffahrt jedoch durch riesiges Floß von Alligatoren gehemmt sei und es ein mächtig großes Boot erfordere, um den Durchgang zu bewerkstelligen. Wir erhielten unsere Kleider und Wolldecken und fünf und zwanzig Dollars als ein Geschenk für die ausgestandenen Gefahren und seit dieser Zeit, rechne ich, hat Niemand versucht, Galveston auf diesem kurzen Wege zu erreichen!"

Vertrauen.

Aus dem Englischen des Charles Boner, übersetzt von O. L. Heubner.

Es zieht nach Ost, es zieht nach West
Viel englisch Seemannsblut,
Das hat nicht Ruh, durchfliegt das Meer
In kühnem Wagemuth.

Wohl minder lockt sie der Gewinn,
Der Wagemuth wohl mehr: —
So oder so, ein englisch Schiff
Ritt auf dem span'schen Meer.

Der Herr sein eigener Kapitän,
Ein nettes schmuckes Schiff
Geschickt zum Kampf mit jedem Feind,
Mit Räuber wie mit Riff.

Doch sieh! Da kommt ein stärkrer Held
Als je ein Räubersmann,
Er ist schon da, das Schifflein fliegt,
Die wilde Jagd geht an.

Der Sturmwind wühlt die Wasser auf,
Er schlägt sie all' zu Schaum,
Er stampft das Meer und öffnet es
Bis zu dem tiefsten Raum.

Er tobt und tobt wild um das Schiff
Und ſchleudert's auf wie Giſcht;
Der Seemann ſelber denkt, daß jetzt
Sein Lebensſtern erliſcht.

Nur Einer ſtehet ruhig, ſtill
Trotz Wetter, Wog' und Wind:
Ein Gegenſpiel zu ſolchem Graus,
Ein Knabe, halb noch Kind.

Es war ein Anblick eigner Art,
Faſt ängſtlich wunderbar,
Daß dieſer Knabe ſo gefaßt
In ſolchen Nöthen war.

„He Junge!" ſagten ſie, „weißt nicht,
Was Untergehen heißt?
Noch ſo ein Stoß wie dieſer da
Und jede Planke reißt."

„Da hält kein Tau, kein Eichenholz,
Wir werden all' verſenkt!"
Der Knabe wies zum Steuer hin,
Und ſprach: „Der Vater lenkt!"

Das wußt er, und das war genug,
Das macht' ihm frohen Muth:
„Der Vater lenkt das gute Schiff,
Der Vater lenkt es gut."

Und rast der Sturm, daß Mann für Mann
Der letzten Stunde denkt,
Der Knabe lächelt ſtill für ſich,
„Wenn nur der Vater lenkt!"

„All' anf's Verdeck! Nun wendet um!
Und wendet's nicht, ſo bricht's!"
Der Knabe ſteht noch ohne Furcht
Noch heitern Angeſichts.

Und wacker ſtieg das Schiff empor,
Als ſtieg's auf einen Thurm;
Es liegt ſtraff an, ſie drehten bei,
Und wandten's durch den Sturm.

Wie auch das Meer den Knaben ſchlug,
Sein Muth blieb ungekränkt. —
Es fährt ſich gut auf jeder Fahrt,
Wenn nur der Vater lenkt.

Digitized by Google

Ihr Schlingel!

Digitized by Google

Herr Cantor und Chorregent Leberlein.

Erzählung von Franz Bonn.

I.

Die schönste Zeit ist der Frühling und „die Jugend!“ werden die sich denken, die euch kleine Herrn Leser und kleine Fräulein Leserinnen über diesem Buche sitzen sehen oder daraus vorlesen hören — und sie haben Recht. Ja, der Frühling und die Jugend sie sind gleich an Reichthum und Fülle der Keime, an Leben und Trieb, an Kraft und Freude. Darum wird auch jedes Menschen Herz froh, wenn es Frühling und Jugend in frischer Blüthe schaut.

So geschah es heute selbst dem sonst für Freude wenig empfänglichen Cantor und Chorregenten Leberlein, als er aus seiner düsteren Wohnung in das helle Morgenlicht des Frühlings trat, um wie gewöhnlich dem Früh-Gottesdienste seinen Pflichten gemäß anzuwohnen. „Ein schöner Morgen“ flüsterte er unwillkürlich für sich hin. — Er, der sonst in lauter Gegentheil des Frühlings zu leben pflegte! Die Musik, die seine Hauptaufgabe gewesen wäre, war ihm nur insofern von Werth, als es sich handelte, in die unverständliche Tiefe der ältesten Tonbildungen hinabzusteigen und so haßte er nichts mehr als die Melodie — außerdem brachte er seine Zeit mit Forschen nach Alterthümern, Sammeln alter Münzen und Geräthe hin, wobei er weniger geschichtliches Interesse hatte, als reine Freude am Alten, das ihn, ob für die Wissenschaft werthvoll oder werthlos, in gleicher Weise ergötzte. Ueberdieß war er von gar grämlicher Gemüthsart, ohne Umgang mit Menschen, höchst erbittert über die ganze Welt, die ihn verkannte und nur im Grunde seines Herzens schwebten noch jene Züge gutmüthiger Einfalt, die ihn unter andern Umständen und Lebensläufen vielleicht zu einem liebenswürdigen Menschen gemacht hätten. Aus seiner Einsamkeit, in der er in der herrschaftlichen düstern Dienstwohnung mit einer alten Haushälterin seit 40 Jahren lebte, entwickelte sich eine gewisse Selbstüberschätzung und Sucht nach seltsamen Erlebnissen, dabei war er von Natur aus furchtsam und voll Spuck und Aberglauben, so sehr sich auch die jeweiligen Herrn Pfarrer bemüht hatten, ihn in diesem Punkte zu bessern. So war des Herrn Cantors und Chorregenten Leberlein Inneres beschaffen und was sein Aeußeres anlangt, so stimmte das — wie bei den meisten Menschen — mit dem Innern vollständig überein. Wie in seinen Anschauungen war er auch in seiner Kleidung weit hinter seiner Zeit zurückgeblieben, und während ihm die Brille und der große Stock ein gar gravitätisches Aussehen gaben, lockte seine Kopfbedeckung und das Ganze seiner Haltung jedem, der ihn sah, ein kleines Lächeln ab, welches durch die Wichtigkeit seiner Miene nicht vermindert wurde.

So kam es, daß Herr Cantor und Chorregent Leberlein trotz seiner hohen Stellung, — denn diese war auf der Erhöhung des Chors in der Kirche — ein besonders beliebter Gegenstand jugendlichen Muthwillens war, und so von einer Jugend-Generation der Andern wie ein werthvoller Schatz übergeben wurde. Das war seit mehr als 25 Jahren im Orte in aller Leute Mund und es handelte sich nur darum, daß die jeweiligen Buben des bezüglichen Alters, Einen oder den Andern in ihrer Mitte hatten, der mit dem edlen Erbstück etwas Neues anzufangen wußte; daß man kicherte, wenn er vorbeiging, ihm nachspottete: „Leberle, Leberle," allerlei alte Scherben mit Anfragen über deren Werth als Alterthümer zu ihm brachte; daß man ihm, wenn er wo nachgrub, allerlei Spott anthat; das und Aehnliches war längst im Gebrauch und seinerseits so in Gewohnheit gekommen, daß er sich wenig daraus machte. Er hielt sich eben einmal für eine verkannte Größe. Er hatte in jüngeren Jahren eine Oper geschrieben, zu der ihm ein befreundeter Lehrer den Text geliefert. Die Oper hieß „Herkules" und hatte nicht weniger als 6 Akte, da in jedem derselben zwei der berühmten Arbeiten dieses Helden vorkamen — besonders musikalisch war die Scene der Reinigung des Augias-Stalles, und eine Arie des erymantischen Ebers! Er bot die Oper allen möglichen Bühnen an, aber wie es eben den größten Meistern zu gehen pflegt — man war zu kurzsichtig, um den ganzen Werth des Leberleinischen Werkes zu verstehen, man schickte ihm das herrliche Opus zurück und er hatte außer den Kosten der Arbeit selbst auch viele Portoauslagen, was ihn allerdings neben der gekränkten Ehre vielfach schmerzte. Zwölf Jahre lang währten diese Versuche, die Welt zu beglücken, bis er überall zurückgestoßen sich entschloß, diesen köstlichen Schatz bis zu seinem Tode aufzubewahren, nach welchem gewiß der gebührende Ruhm ihm werden würde. Daher kam seine Weltverachtung und Erbitterung, die sich jesesmal steigerte, so oft er, was gewöhnlich an Sonntagen geschah, seiner alten Haushälterin Proben des herrlichen Werkes vortrug, die dann regelmäßig weinte und nicht begreifen konnte, daß die Bühnenvorstände keinen so guten Geschmack hatten, wie sie, die sie doch außer dem „Herkules" keine Oper gehört hatte.

Seit jenem unglücklichen Versuche, mit Mozart um die Palme zu ringen, wendete er sich vollkommen der Kirchenmusik zu und leistete hier in seinem Sinne Großes. — Daß ihm der Morgen heut so schön vorkam, hatte außer dem wirklich herrlichen Frühlingswetter seinen Grund in dem Umstande, daß heute seine große Messe in C zur Aufführung kommen sollte und zwar unter ganz besonderen Verhältnissen. Seit einigen Tagen befand sich nämlich der Herr Graf, der Guts- und Schloßbesitzer des Ortes — mit Familie hier und wünschten dieselben gnädigst eine Messe ihres Herrn Chorregenten und Cantors Leberlein zu vernehmen. Mit großer Sorgfalt hatte er daher gestern sein schwieriges Werk den Chorknaben einstudirt und so hoffte er denn heute einen

entschiedenen Sieg seiner Kunst zu erleben. Mit größerer Eile, als er sonst zu gehen pflegte, begab er sich daher trotz des schönen Frühlingsmorgens auf den Chor der Kirche.

Ein Feldherr, der zur Schlacht auszieht, ein Minister, der in eine Staatsversammlung fährt, in der es sich um wichtige, politische Ereignisse handelt, sie mögen von einer großen Empfindung ihrer Bestimmung, von gewaltiger Hoffnung für ihre Sache erfüllt sein und mag ihr kühner Geist alle Bangigkeit und Sorge überfliegen: größer, hoffnungsvoller und zuversichtlicher aber kann ihre Empfindung nicht sein, als die eines Dirigenten vor Beginn der Aufführung seines Werkes. Er sieht die dichtgedrängten Schaaren, die er entzücken und erobern soll, er überlegt die große Aufgabe, die ihm geworden, aber er schätzt auch im Geiste die Kräfte ab über die er verfügen kann. Welche Auswahl von Tönen, welche Macht der Accorde, welche Wucht der Harmonie, welchen Reichthum von Melodien! — und kommt ihm ein Bangen, so scheucht die Ueberzeugung von der Verläßigkeit seiner Truppen, der Glaube an den Beruf jede Sorge fort und kühn und stolz ergreift er den Dirigentenstab.

So that wenigstens Herr Cantor und Chorregent Leberlein, als sich nunmehr die Kirche und der Chor allmählig gefüllt und die Glocken den Beginn des Gottesdienstes angekündet hatten. Das Ergreifen des Dirigentenstabes ging ohne alle Mühe ab, als er aber nach überstandenem „Kyrie" den Stab aus der Hand legen wollte, um eine Prieſe zu nehmen, da ging das nicht so leicht. — Man pflegt kleine Unfälle des Lebens mit dem Ausdrucke „Pech haben" zu bezeichnen und sagt von Einem, dem es mißlich geht: „der hat Pech." Bei Herrn Leberlein war das nicht figürlich zu verstehen, denn, daß es mit dem Weglegen des Dirigentenstabes so schwer ging, hatte seinen Grund in dem warm gewordenen Pech, mit welchem ein geheimer Feind den Feldherrnstab vor Beginn der Schlacht beschmiert hatte.

Aber der geheime Feind, den wir alsbald näher kennen lernen werden, hatte sich in seiner Erwartung getäuscht, denn der fatale Klebstoff übte nicht die erwartete Wirkung. Gefaßt, als wäre Nichts geschehen, behielt Herr Leberlein den Taktstock in der Rechten und verzichtete lieber auf den Genuß einer frischen Prieſe, als daß er seinem Feinde den Triumph des Hohngelächters gegönnt hätte. — Der geheime Feind aber, der sich seines Spottes nicht freuen konnte, sann auf neue Arglist und während Herr Leberlein mit dem Organisten sich bezüglich des Glorias besprach, drehte derselbe heimlich die Partitur um und versetzte dadurch den Herrn Chorregenten Leberlein, als er derselben wieder ansichtig wurde, in solchen Schrecken und in solche Verwirrung, daß er ganz aus dem Takte kam und in der Eile, mit der er die verkehrte Partitur zurechtstellen wollte, dieselbe ungeschickter Weise von dem Empor der Kirche herunterwarf, so daß es einen lauten mächtigen Schlag that, der alle Andächtigen erschreckte. Nun war es für das „Gloria" mit der Glorie des Herrn Leberlein aus, denn

bis die Partitur, die glücklicherweise Niemanden beschädigte und mit ein paar eingebogenen Ecken davonkam, wieder zur Stelle kam, war das Gloria zu Ende und Herr Leberlein mußte zu seinem Schrecken erkennen, daß es ohne sein Taktgeben gerade so gut zusammenging, als hätte er den Takt geschlagen. Damit war aber der geheime Feind nicht zufrieden und der kleinen Unfälle sollten für den heutigen großen Tag noch mehrere sein.

Herr Leberlein hatte nämlich auf das Offertorium die meiste Sorgfalt verwendet und hoffte davon den größten Beifall — der Sopran und Alt hatten einen gewaltigen schwierigen Gang und der Singknabe, der bei der Altstimme das Solo hatte war gestern nicht wenig gezüchtigt worden, bis er die verwirrten Töne rein herausbrachte. — Der Singknabe aber dachte sich, die Rache ist mein und da er Niemand Anders als der geheime Feind selber war, so geschah es, daß er bei der delikatesten Stelle in so gräuliche Mißtöne sich verstieg, daß die volle Orgel einfallen mußte, um dem Jammer ein Ende zu machen. Welche Niederlage für Herrn Leberlein. Er sah, daß der Herr Graf sich wiederholt ungeduldig umgewendet hatte und jetzt glaubte er ein Hohngelächter auf dessen hochgräflichem Antlitz zu gewahren — und das gerade bei der schönsten Stelle. — Ja, „die schönsten Stellen!" Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, das über diesen „schönsten Stellen" eines Kunstwerkes waltet! Wie oft reißt gerade bei der schönsten Stelle eine Saite, oder wird der Sänger gerade bei der schönsten Stelle heiser, oder wenn man vorliest, gerade bei der schönsten Stelle geht die Thüre auf und wird gemeldet, daß morgen der Kaminkehrer komme, oder es fällt etwas um und im Schauspielhause — wie oft gerade bei der schönsten Stelle niest ein Fremder aus der Provinz so laut, daß alle Aufmerksamkeit zerstört und aller Genuß verdorben ist. Diese allgemeine Erfahrung und ein kräftiger Puff, den er dem frechen Altisten versetzte, beruhigten bald den großen Mann wieder und er war eben im Begriffe, sich des schönen Zusammenwirkens des Chors beim „Agnus Dei" zu freuen, als die Orgel, welche nach längeren Pausen einfallen sollte, trotz der größten Anstrengung des Organisten nicht einfiel. — Das war aber wieder das Werk des geheimen Feindes und die Folge davon, daß Leberlein den falschsingenden Altisten nicht nur mit einem Puffe abgestraft, sondern auch vom Chor entfernt hatte, denn als der verbannte Sänger sich hinter die Orgel zurückgezogen, gelang es ihm, den zum Orgelziehen bestimmten Knaben für seinen Zweck zu gewinnen, so daß dieser statt den Blasbalg in Bewegung zu setzen, sich in eines jener sinnreichen Spiele verlor, das muthwillige Buben unter allen Umständen, an allen Orten mit allen Gegenständen und zu jeder Zeit zu erfinden wissen. Neuer Aerger des Herrn Leberlein, neue Schläge mit dem noch immer festklebenden Taktstocke und noch weitere Verbannung waren die Folgen jener peinlichen Stille, die durch des Feindes Tücke über den Registern der Orgel lagen.

Dieſer geheime Feind war aber ein gewiſſer „Michl," ein junger ausgelaſſener Bube, der zwar nicht die Schadenfreude der Bosheit kannte, deſſen Muthwille aber ſo groß war, daß er oft alle ſchuldige Rückſicht bei Seite ſetzend ganz nahe da aufhörte, wo die Bosheit anfängt. Er war etwas über ſein Alter geiſtig entwickelt und mit guten reichen Anlagen von der Natur bedacht. Aber je leichter er Alles auffaßte, je müheloſer er lernte und begriff, um ſo ſchneller vergaß er das Erlernte und ſo kam es auch, daß ſein für das Gute ſehr empfängliches Gemüth eben ſo leicht ſich dem Schlimmen aufthat und er die guten Vorſätze, je ſchneller er ſie zu faſſen bereit war, um ſo geſchwinder vergaß. Für ihn lag die Verſuchung ſo nahe als die Tugend — und ſo war er vorläufig in der talentvollen Menſchen oft begegnenden Gefahr — ein Taugenichts zu werden. Freilich konnte ihm dieſe Gemüthsart nicht zur Entſchuldigung dienen, wenn er das geworden wäre, denn nicht der Reichthum der Begabung, ſondern der Mangel an Willenskraft ſtürzt ſolche Leute in's Verderben, und den Willen zu ſtärken liegt in jedes Menſchen Macht. Vorläufig war er aber noch kein böſer Junge — ſondern mehr ein ſogenannter „Schlingel." — Woher wohl der Name kommt? Man leitet ihn von „ſchlingen" ab, was ſo viel heißt als ſich in Krümmungen ausdehnen, bewegen und bezeichnet alſo mit Schlingl einen großen langen Menſchen, der herumſchlendert *). Man könnte auch ſagen: einer der überall Schlingen legt, damit geſetzte Leute straucheln, ſei ein „Schlingel" und könnte „Schlingel" endlich auch davon herleiten, daß ſolche Menſchen wie Schlinggewächs regellos und ganz nach Belieben aufwuchern. — Jedenfalls war der Schlingel „Michl" kein großer und langer Menſch, wenn ihm auch im Herumſchlendern nicht leicht einer es zuvorthat. Schon als ganz kleiner Bube hatte er alle mögliche muthwillige Streiche aufgeführt und war dafür im ganzen Orte bekannt. Wenn in der Schule irgend welche Störung vorfiel, ſo ſprach die Vermuthung jedesmal dafür, das habe Michl gethan. Und ſo kam es denn, daß er häufig für Thaten gezüchtigt wurde, die irgend ein Anderer in der Schule verübt hatte. Lieber ertrug er aber die Schläge, als daß er einen verrathen hätte und dieſer ſchöne Zug zeigt deutlich, daß ſein Herz nicht verdorben, ſondern gut war.

Mit der Zeit wurden aber ſeine muthwilligen Streiche größer und umfangreicher und das, was wir ihn eben in der Kirche vollbringen ſehen, zeigt deutlich, daß ſein Muthwille ſchon ſehr weit gediehen war. Einem alten Manne ſeine Freude verderben und noch dazu in der Kirche, während des Gottesdienſtes die Andacht ſtören — das geht eigentlich über den erlaubten Muthwillen weit hinaus. Aber Michl dachte weder an die Würde des Alters, noch an die Heiligkeit des Ortes und verletzte darum wiſſentlich das dieſem

*) Siehe Adelung.

schuldige Gefühl der Ehrfurcht nicht. Ihm war der Herr Chorregent kein alter Mann, sondern das „Leberle" und der Chor eine so tagtägliche Umgebung, daß er gar nicht das Gefühl hatte, als wäre er in der Kirche, denn erst wenn er vom Chor herunterstieg und in das Portal der Kirche kam, machte er regelmäßig Kreuz und Reverenz. —

So sehr daher wir seinen Muthwillen zu entschuldigen geneigt sind, so wenig war es Herr Leberlein, der nach so viel Jammer und Zorn ganz erschöpft in seiner Wohnung anlangte. Freilich hätte er leicht alle diese losen Streiche vergessen, hätte ihm der Herr Graf nach dem Gottesdienste das gebührende Lob für seine Tondichtung gespendet. Aber der Herr Graf, den Herr Leberlein mit dem noch immer festklebenden Taktstock in der Rechten gebührend am Portale der Kirche erwartete, lächelte nur und sagte leichthin: „Bravo, Herr Chorregent" und fort war er. Bei so geringschätzender Kritik mußte alle Schuld den verwünschten Altisten treffen, denn weder an dem Geschmack des Herrn Grafen noch an dem Werthe der Musik war nach Leberleins Meinung zu zweifeln.

Nur von seiner alten Haushälterin fand Herr Leberlein wie immer eine beruhigende Bewunderung und so warf er sich neuerdings verkannt in seinen Lehnstuhl! — Lassen wir Herrn Leberlein in seinem Lehnstuhle sitzen und gehen wir lieber hinaus in die helle Frühlingswelt. Die Kirche stand auf einem Hügel und reizend war der Anblick der Kirchgänger, wie sie von den Höhen herab in dichten Reihen zogen, um sich dann wie Wellen eines Baches in verschiedenen Richtungen in der Ebene zu zertheilen. Vor dem Wirthshause blieben Viele stehen in gemüthlichem Gespräche.

„Habt Ihr's schon gehört," sagte ein dicker Mann zu dem Haufen, bei dem er stand, „im Schloß oben spuckt es wieder — seit der Herr Graf hier ist."

„Ist das Klopfmichele wieder los?" fragten sich Alle erstaunt.

„Heut Nacht hat's der Nachtwächter klopfen hören um die zwölfte Stunde!"

„Weiß es der Herr Graf?" meinte einer von den Staunenden.

„Freilich weiß er's" — erwiederte der dicke Mann, „aber er glaubt nicht dran, sagt er."

„Es geht um — das hat schon mein Urgroßvater erzählt und immer im Frühjahr ist der Satan los."

„Das schreibt sich von einer alten Geschichte her: ein Urahne unseres Herrn Grafen ließ seinen Vater bei kalter finsterer Nacht vergeblich klopfen, weil er das Erbe, von dem er Besitz genommen, nicht mehr herausgeben wollte. Der Vater war nämlich in's gelobte Land gezogen und für todt gesagt, denn zehn Jahre lang kehrte er nicht zurück. Der Sohn nahm daher Alles in Besitz — und statt sich der Rückkehr seines alten Vaters zu freuen, ließ er ihn umsonst pochen am Thor und erfuhr Niemand, wohin der Alte

kam. — Der schändliche Sohn aber starb im Frühjahr darauf plötzlich weg und seitdem muß er alle Nacht an die Thüren pochen."

„Man hat aber schon lang nichts mehr davon gehört," warf Einer ein.

„Ja in neuerer Zeit klopft er nicht mehr so oft — aber gestern hat ihn der Nachtwächter deutlich gehört, den Geist des Grafen Michael!"

„Das muß man dem Herrn Leberlein sagen — der ist in alten Dingen zu Haus, vielleicht weiß der was, den Geist zu bannen."

Der Vorschlag fand Beifall und man ging alsbald auseinander. Wer huschte da um die Ecke von dem Platze weg, wo die Männer standen, die wir eben sprechen ließen? War das nicht der Schlingel, der „Michl?" — —

II.

Vor dem Dorfe draußen waren trauliche heimliche Plätzchen, dichtes Gebüsche warf seinen Schatten und an den Zäunen hin, welche die Wiesen trennten, wuchsen viele junge Bäumchen über heimlich rieselnden Quellen. Dort sammelte sich manchmal der „Michl" mit seinen Genossen, wenn es galt, einen Plan gegen fremde Buben des Nachbarortes auszuspinnen, dort pflegte er auch wohl allein zu liegen und in den blauen Himmel zu schauen, singend und pfeifend je nach Stimmung und Lust. Heute war er mit einem einzigen Genossen erschienen, es war des Müllers Hans. — In gleichem Alter, ziemlich ähnlicher Gemüthsart und an Muthwillen schier noch seinem Freunde überlegen, war Hans des Michls liebster Freund. Beide konnten sich aufeinander verlassen und was dem Einen nicht einfiel, auf das kam der Andere. — Hans war nicht im Gottesdienste gewesen und erfuhr nun mit großer Freude aus dem Munde seines Genossen, welchen Schabernak dieser dem Herrn Cantor und Chorregenten Leberlein angethan.

„Du bist ein prächtiger Kerl," sagte Hans, „aber das Fortjagen vom Chore darfst Du Dir nicht so gefallen lassen."

„Hab schon daran gedacht," erwiederte Michl, „ist auch Alles schon in Ordnung, wenn Du mir beistehen willst."

„Auf mich kannst Dich verlassen," versicherte Hans und nun flüsterten sie heimlich weiter und so stille, daß ich Euch nicht erzählen kann, was die beiden Buben miteinander ausmachten. Nur das weiß ich, daß sie lachend über eine Weile davonsprangen, während sich die Gräslein, die sie niedergedrückt hatten, langsam emporhoben und ein lustiger Frühlingswind über das Laub hinfuhr und den frohen Gesellen nachsprang, als wollte er mit ihnen spielen. —

Mittlerweile hatte sich der dicke Mann mit ein Paar seiner Gefährten zu Herrn Leberlein verfügt und denselben von den Wahrnehmungen des Nachtwächters verständigt. Herr Leberlein war der Mann für solche Nachrichten. Panischer Schrecken bemeisterte sich des großen Mannes, aber er wußte die

Schwäche seines Muthes alsbald zu verdecken, indem er die Falten seines Gesichtes gewaltsam zu einem Lächeln zwang, das man ebensowohl für Verlegenheit als feine Satyre halten konnte. — Es wurde alsbald ausgemacht, ohne den Herrn Grafen davon vor der Hand zu verständigen, die nächste Nacht, ohnehin die Walburgisnacht, im Schloßgarten Wache zu halten und Herr Leberlein beschloß, sich unter genügender Bedeckung seiner Person mit dem „Schlüssel Salomonis" einem alten Zauberbuche versehen zur Bannung des Spuckgeistes herbeizulassen.

Die Aufregung, in die ihn diese neue Angelegenheit versetzte, ließ ihn die Kränkung des Morgens bald vergessen und unter höchst gelehrten Studien über die Wirkung und den Gebrauch des salomonischen Schlüssels verstrich ihm der Tag. Es dunkelte schon, als er das Buch zuschlug und obwohl ihn die alte Haushälterin vor der Gefahr warnte und dazubleiben beschwor, gereizt und gestärkt durch den Gedanken, welchen Ruhm er ärnten müsse, wenn es ihm gelänge, das Spuckmichele zu bannen, seinen dicken Rock verlangte, um die Männer aufzusuchen, welche mit ihm zu gehen versprochen hatten. Der Muth des Herrn Leberlein wäre in der That ein unbegreiflicher gewesen, hätte er nicht so calculirt: „Michele kann kein sehr gefährliches Gespenst sein, wie schon der Name andeutet, sein Begehren ist eingelassen zu werden, weßhalb er an die Thüren klopft; würden daher alle Zauberbannformeln nichts helfen, so würde man eben eine Thüre öffnen lassen und so den Spuckgeist sicher besänftigen können und endlich sind ja die Männer mit Spießen versehen und zu nahe werde ich mich nicht hinwagen." Das stärkste Gewicht war aber der Ruhm, der ihm in Aussicht stand und deßhalb fuhr er muthig mit der Hand in den Aermel des Rockes, den ihm die besorgte Haushälterin zum Anziehen bereit hielt. Aber wie erschrak Herr Leberlein, als er in den Aermel wohl oben bei der Achselöffnung hinein, aber unten nicht mehr heraus konnte. Sollte das schon ein Werk des Klopfmichele sein? In großer Hast fuhr er mit dem Arme zurück. „Was ist das?" stotterte er. — „Zugenäht!" antwortete die Haushälterin und wirklich waren die Aermel des Rockes unten am Aufschlag zugenäht. Wer konnte das gethan haben? — der Spuckgeist oder gar der geheime Feind Michl? Letzterer war allerdings gelegentlich der letzten Singproben ein paarmal in die Behausung des Herrn Leberlein gekommen! Die Aermel wurden aufgetrennt und Herr Leberlein kroch beruhigter in den warmen Rock, weil seine Haushälterin bemerkte, daß der Faden, mit dem sie zugenäht waren, aus ihrem Arbeitstische genommen sein müsse, und doch wohl nicht anzunehmen sei, daß ein Spuckgeist den Faden der alten Haushälterin verwendet haben würde, da sicher Geister auch zum Nähen besondere Vorrichtungen besitzen dürften. Mit würdevoller Haltung schritt Herr Leberlein dem Versammlungsorte zu mit dem großen Stocke in der Rechten und Salomonis Schlüssel in der linken Hand.

Die Männer waren in dem Wirthshause zum goldenen Stiefelknecht bereits versammelt, als Herr Leberlein eintrat. Zunächst begann ein Verhör des Nachtwächters über seine Wahrnehmungen in der vorigen Nacht. — Dieser erzählte, daß er gestern Abend nach seiner Gewohnheit im goldenen Stiefelknecht ein paar Gläschen Branntwein getrunken habe und dann auf die Nachtwache gezogen sei, wobei er die eingeworfene Bemerkung des Wirthes, daß er drei Paar Gläschen getrunken, als eine schnöde Uebertreibung ernstlich zurückwies. Als er die zwölfte Stunde ausgerufen, habe er vom Schlosse her ein unaufhörliches Pochen und Klopfen wahrgenommen, welches bald stärker, bald schwächer geworden sei und ganz deutlich als Klopfen einer Knochenhand an einem Thore zu unterscheiden war. Er glaube sich auch nicht getäuscht zu haben, daß er eine weiße Gestalt über die Ecke des linken Schloßthurmes huschen sah und könne sich darin um so weniger irren, als der Mond gegenwärtig ganz hell scheine. Der Wirth bemerkte zwar in seiner Einfalt, daß sich der Nachtwächter in der Zeit getäuscht haben müsse, denn um zehn Uhr sei er bereits bei ihm im goldenen Stiefelknecht gesessen und eingeschlafen auf der Ofenbank gelegen bis zum frühen Morgen. Aber das Zeugniß des Nachtwächters, der natürlich schon seinem Namen zu lieb in Abrede stellte, daß er geschlafen habe, war unantastbar und so zweifelte denn Keiner von der Versammlung mit Ausnahme des gar zu aufgeklärten Wirthes, an der Wahrhaftigkeit der Erscheinung des Klopfmichele.

In der ehemals freien Reichsstadt Augsburg erscheint alljährlich mit dem bestimmten Glockenschlage das sogenannte „Thurmmichele" — ein kleines Figürchen am Perlach-Thurme beim Rathhause und Tausende von Menschen harren seiner Erscheinung und begrüßen ihn mit lautem Zuruf; aber erwartungvoller schlägt dem „Thurmmichele" kein ächtes Augsburger Herz entgegen, als das des Herrn Leberlein dem „Klopfmichele" entgegenschlug, vor dem er nun um so weniger Furcht hatte, als er hörte, daß er vor einem Nachtwächter um die Ecke des linken Schloßthurmes entflohen sei.

Die elfte Stunde schlug als sich die wackeren Männer wohl bewaffnet sechs an der Zahl mit Herrn Leberlein auf den Weg machten. Alles im Orte schlief schon, nur in ein paar Zechstuben war noch Lärm und Licht und selbst im hohen Schlosse waren alle Fenster dunkel, als die edlen Ritter daselbst anlangten. Es war eine herrliche Frühlingsnacht — warme Regenschauer hatten die Erde erquickt und würziger Duft strömte aus allen Gründen auf; der Mond stieg wie ein feuriger Ball über dem fernen Hügelsaume empor und theilte die Wolken, die in phantastischen Bildungen zerrissen den Himmel bedeckten und nur da und dort funkelnde Sternlein durchblitzen ließen. Herr Leberlein hielt sich in der Mitte seiner Getreuen und als dieselben an jener Stelle stehen blieben, wo der Nachtwächter gestern gestanden, entfaltete er den Schlüssel Salomonis, sich zur Beschwörung zurecht stellend. Es hatte indeß

noch gute Zeit und die Geisterstunde war noch nicht gekommen. Gleichwohl hielten die wackeren Männer in tiefem Schweigen aus und auf Herrn Leberleins Stirne standen schon helle Schweißtropfen, als mit dem zwölften Glockenschlage an der linken Thurmecke eine weiße Gestalt sichtbar wurde, die näher heranschritt gegen die Thüre des Schlosses zu. Ein Aufschrei des Entsetzens drängte sich auf der Helden Lippen, aber der Schrecken hielt den Ton der Stimme zurück. Kaum war der Geist sichtbar geworden, als man deutlich an ein Brett pochen hörte und so hatte der Nachtwächter also doch Recht. Es währte geraume Zeit, bis Leberlein sich faßte und ermuthigt von seinen Genossen die Worte stotterte: „apage male spiritus.“ Das Gespenst aber, als es diese Worte hörte, kam näher, was einen Rückzug der Bewaffneten zur Folge hatte. Nur Herr Leberlein vor Entsetzen gelähmt blieb starr und steif stehen. Das Gespenst kam immer näher heran und vor den Augen des Chorregenten ward es dunkel und trüb, als es mit einem lauten Schrei demselben sein weißes Kleid über den Kopf warf und während Leberlein den Schlüssel Salomonis fallen ließ und zu Boden stürzte, verschwand. Die Bewaffneten, welche erst nach einer großen Strecke sich umzuwenden wagten, glaubten sogar ein schallendes Gelächter zu hören, konnten aber nichts mehr wahrnehmen, da sie bereits um eine Ecke gelaufen waren. Es währte nicht lange, so öffnete sich das Schloßthor und der Hausmeister mit einer Lampe erschien.

„Was ist das für ein Lärm?“ rief er mit erzürnter Stimme in die stille Nacht hinaus, die ihm keine Antwort gab. Er wollte eben wieder schließen, als sein Hund, der den Herrn Leberlein mit dem weißen Tuche bedeckt aufspürte, anschlug und ihn auf den weißen Klumpen aufmerksam machte, der vor dem Schlosse lag. Der Hausmeister trat näher und erkannte bald den Herrn Chorregenten. „Zum Teufel! wie kommt Ihr zur Nacht hieher?“ Herr Leberlein war sprachlos.

„Was hattet Ihr vor mit dieser Vermummung? ich hoffe doch nicht, daß Ihr schlimme Absicht hattet, da sollte Euch doch das Wetter!“ —

Herr Leberlein faßte krampfhaft den Arm des Hausmeisters und sah sich nach den Genossen um. „Fragt diese da,“ stotterte er endlich.

„Welche denn?“ versetzte der Hausmeister, sich umsehend und Niemanden erblickend, denn als die kühnen Bewaffneten Jemand aus dem Schlosse kommen hörten, nahmen sie vollends Reißaus.

„Nun, seht Ihr die Männer nicht, mit ihren Spießen?“ stammelte Leberlein.

„Männer mit Spießen? — ich glaube Ihr seid betrunken oder tollgeworden,“ versetzte mürrisch der Hausmeister. „Ich frage ernstlich, was Ihr wolltet?“

„Den Klopfmichele beschwören; aber er hat mir's angethan!“

„Dacht ich's doch beinahe! Ihr treibt wieder solchen gelehrten Kribskrebs, wie damals, als ihr im Schloßgarten mein altes Küchenmesser für ein

Hunnenschwert ausgegraben. Scheert Euch zum Henker mit Eurem Aberglauben," erwiederte der Hausmeister halb lachend.

„Wir hörten ihn klopfen am Thore und als ich ihn beschwor, warf er sein Tuch über mich und entriß mir meinen Schlüssel Salomonis," versicherte Herr Leberlein.

„Ja klopfen hörte ich auch, deßhalb stund ich auf," entgegnete mürrisch der Hausmeister; „aber ich hätte Euch nicht zugetraut, daß Ihr Nachts die ehrlichen Leute durch Klopfen aus dem Schlafe treibt; besonders wo der Herr Graf hier ist; wie leicht hättet Ihr seinen Schlaf stören können."

Kaum hatte der Hausmeister diese Befürchtung ausgesprochen, als sich im ersten Stocke ein Fenster öffnete und die Stimme des Grafen frug, was es gebe. Weil darauf keine passende Antwort im Momente zu geben war, so mußte Herr Leberlein in's Schloß, denn der Graf, der eben schlaflos war und von dem Klopfmichele schon Manches erzählen hörte, wollte sofort Auskunft haben und so wurde denn Leberlein in Gegenwart des Kammerdieners und des Hausmeisters verhört, bis er unter hellem Gelächter der Zuhörer den ganzen Thatbestand entwickelt hatte. Der Graf konnte kein Ende finden über des Cantors Gespensterfurcht zu lachen und bemühte sich vergeblich, dem Herrn Cantor Leberlein darzuthun, daß das Tuch, welches man über ihn geworfen hatte, ein gewöhnliches Leintuch und noch dazu mit dem Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens gemerkt sei. Herr Leberlein bemerkte, das L könne ebensowohl Leberlein als Lucifer bedeuten und nur ein Gespenst hätte wissen können, daß er Salomonis Schlüssel bei sich trug und auch nur ein solches hätte Interesse gehabt, ihm den Zauberschlüssel zu entreißen. Herzlich ausgelacht, verließ Herr Leberlein das Schloß, nachdem ihm bis zu seiner Wohnung, die nahe am Schlosse lag, nicht etwa, weil er sich fürchtete, sondern weil er sich den Fuß übertreten habe, ein Bedienter als Begleiter mitgegeben worden war. —

Während Herr Leberlein zu Bette ging, stiegen zwei Buben im vollen Mondschein über zwei nebeneinanderliegende Hausgartenzäune und flüsterten sich ein leises „gute Nacht" zu. Es war des Müllers Hans und der Michl.

Ich brauch es meinen geehrten Lesern wohl nicht erst zu sagen, daß der Klopfmichele für heute aus diesen beiden Burschen zusammengesetzt war, indem des Müllers Hans als der kleinere sich dem Michl auf die Schultern setzte, um so eine stattliche Figur herauszubringen und beide sich mit einem Leintuch umhüllten, das sie aus dem Hause des Herrn Leberlein in einem unbewachten Augenblicke — die Haushälterin war zu einer Nachbarin gegangen — nahmen, um ihn damit zu erschrecken und zugleich eine Entdeckung ihrer selbst zu verhüten. Den Schlüssel Salomonis hatte Michl, nachdem Leberlein ihn von sich warf, aufgehoben und mittlerweile wieder so vor der Thürschwelle des Herrn Leberlein angebracht, daß

er morgen denſelben nothwendig finden mußte. Froh des gelungenen Stückleins legten ſich die beiden Schlingl heimlich zur Ruhe. —

Die Sache machte gewaltiges Aufſehen; in wenigen Stunden hatte ſich des andern Tages die Geſchichte im Orte verbreitet und Alles lachte über den muthigen Geiſterbanner. Die Bewaffneten, die ſich aus dem Staub gemacht hatten, drehten die Sache nun ſo, als hätten ſie Herrn Leberlein nur zum Beſten haben wollen und ſelbſt der Nachtwächter gab alsbald die Möglichkeit zu, geträumt zu haben. Wußte man auch die eigentlichen Urheber der Sache nicht, ſo glaubte man doch, es ſei Alles nur ein abſonderlicher Einfall des bekannten Leberle — der ſelbſt ſich in ein weißes Leintuch gehüllt und an das Schloßthor geklopft habe und alle Verſicherungen Leberleins waren vergeblich, wie ein Waſſertropfen, wenn es brennt. Umſonſt berief er ſich auf das Zeugniß des Nachtwächters und der ſechs Bewaffneten; umſonſt verſicherte ſeine Haushälterin, daß Herr Leberlein ohne Leintuch fortging und daß der Schlüſſel Salomonis über Nacht von unbekannter Hand vor die Schwelle gelegt war: es hieß, Herr Leberlein iſt ein Narr und wollte er nicht vollſtändig als ſolcher behandelt werden, ſo mußte er ſich entſchließen, zu ſchweigen und dem allgemeinen Unglauben nachgeben; wußte er doch bei ſich, wie die Sache war und fand er doch an ſeiner Haushälterin wieder das einzige gläubige Gemüth. Er beſchloß das, was der Pöbel nicht einſehen wollte, in einer wiſſenſchaftlichen Broſchüre der gelehrten Welt mitzutheilen, und tröſtete ſich mit der Erinnerung an viele große Männer, die der Pöbel der Mitwelt verlacht und verfolgt, bis die Wiſſenſchaft ſpäterer Jahrhunderte ihre Namen preiſend nannte und bewunderte.

So vergingen mehrere Tage, ohne daß Herrn Leberlein ein neuer Spuck oder neue Unbill widerfahren wäre und ſchon hatte er einige Bogen über die Bedeutung, Natur und Zweck des Klopfmicheles geſchrieben und freute ſich des Aufſehens, das ſein Büchlein in der gelehrten Welt machen werde. Da fand er eines Morgens vor ſeiner Thüre einen Zettel, darauf war mit Bleiſtift geſchrieben: „Komme heut Abends an den Schloßgraben, Leberlein! dann will ich Dir ſagen, wer ich bin. Klopfmichele.“ Das war ein Fund, wie Leberlein ihn nur wünſchen konnte. Das Facſimile eines Geiſtes, welche pikante Beilage zu ſeinem Werkchen. Ob er der Aufforderung des Zettels Folge leiſten ſollte, darüber war ſich Herr Leberlein noch nicht vollkommen klar. So intereſſant es für ihn geweſen wäre, zu erfahren, wer der Klopfmichele ſei, ſo hatte er das Kapitel über die Natur des Klopfmichele doch ſchon fertig geſchrieben und ein gewiſſes Etwas ſagte ihm, daß ſeine Erfindungen mehr Aufſehen erregen würden als die am Ende ſehr nüchterne Wahrheit. Andererſeits wußte er, daß er die Expedition allein unternehmen müſſe und daß die ſechs Handfeſten, auch wenn er ſie im Stillen wieder gewinnen könnte, keine abſonderliche Hilfe gewähren würden. Sein Kopf war indeſſen

der Zweifel voll und er beſchloß daher, im hellen Sonnenſchein einen kleinen Spaziergang zu machen über die Felder hin, vielleicht werde da ſein Entſchluß reifen. —

Was doch böſe Buben für eine Ausdauer haben in ihren Schlingeleien! Stellt ſie auf den Kopf und wie Hollundermännchen ſtehen ſie wieder umgekehrt da; ſperrt ſie ein und ſie werden mit den Spinnengeweben des Arreſtes ihren Muthwillen treiben; gebt ihnen Schläge und ſie ſpielen, während ihr ſie über das Knie legt, mit euren Schuhſchnallen! Hätten ſolche Buben nur den halben Fleiß für das, was ſie lernen ſollten, es müßten außerordentliche Menſchen werden.

Wie viele Mühe machten die Neckereien der letzten Tage dem kleinen Michel, welche Gefahr war mit der Darſtellung des Klopfmichele für ihn und ſeinen Freund verbunden und doch hatte er noch die größte Arbeit vor, um mit Herrn Leberlein einen Hauptjux zu unternehmen, der ihm alle Forſchung in Geiſterſachen für immer verleiden ſollte. Deßhalb ſaß Michl mit ſeinem Genoſſen, dem Müller Hans, an jenem traulichen Plätzchen im Felde und hielt großen Rath.

„Du weißt," ſagte Michl, „wie gut uns das Klopfmichele gelungen iſt und wie man den Herrn Leberlein ſeitdem auslacht. Kein Menſch hat erfahren, daß wir zwei das Klopfmichele vorſtellten und Herr Leberlein glaubt noch heut ſteif und feſt daran, daß es ein Geſpenſt war, was ihm erſchien. Nun hab ich ihm heute einen Zettel vor die Thüre gelegt, den mir der Lehrergeorg von Neuhaus geſchrieben hat, ohne daß er weiß, wozu und ihn eingeladen, an den Schloßgraben zu kommen."

„Wird er kommen? Ich glaub's nicht," befürchtete Müllers Hans.

„Er wird gewiß kommen, denn er ſchreibt ja ein Buch über's Klopfmichele, wie ich von ſeiner Haushälterin geſtern erfahren hab. Nun mein' ich ſo — ich ſetz mich jenſeits des Schloßgrabens an die Mauer und fordere ihn auf, zu mir herüberzukommen. Er muß alſo über den Steg."

„Und den ſägen wir ſo ab, daß er in den Graben fällt," rief entzückt der kleine Müller Hans, den Ideengang ſeines Freundes raſch erfaſſend.

„Du haſt mich verſtanden, Hans! Aber nun iſt guter Rath theuer! Woher bekommen wir die Säge und wie machen wir's, daß es Niemand merkt!"

„Das Waſſer im Graben iſt doch nicht tief?" zweifelte nun Hans, als wäre er der Aeltere.

„Keine zwei Schuh! ich weiß es, weil ich ſchon oft Krebſe darin fing," beruhigte ihn Michl, „der Steg iſt auch ganz leicht und nicht beſonders hoch; das ſoll ein Hauptjux werden, wenn er in's Waſſer plumpft! Biſt Du dabei?"

„Ja," ſagte Hans; aber er hatte es kaum über die Lippen gebracht, als ſich das nahe Gebüſch theilte und eine Stimme durch die Zweige rief:

„Ihr Schlingel!“ Michl und Hans ſchauten ſich raſch um und entdeckten zu ihrem nicht geringen Erſtaunen Niemand andern als Herrn Leberlein ſelbſt, der ſeinen großen Stock erhoben hatte, um dem kleinen Schlingelpaar einen gehörigen Streich zu verſetzen.

„Alſo das habt Ihr mit mir vor, das habt Ihr mit einem alten Manne vor, der Euch Nichts zu Leid gethan, als was Ihr verdient habt! Nicht genug, daß Ihr alſo Spott getrieben mit meinem Glauben, ich ſoll auch in finſtrer Nacht in's Waſſer fallen, mir den Fuß brechen oder gar ertrinken?“ Herr Leberlein ſprach das mit einiger Bewegung, denn die plötzliche Erkenntniß ſeines Aberglaubens und des Umſtandes, daß er nur ein Kinderſpott ſei, trotz aller ſeiner Wiſſenſchaft, kränkte und beſchämte ihn tief. —

„Verzeihung, Herr Chorregent,“ verſetzte Michl raſch — „ſo war es nicht gemeint, ſie ſollten keinen Schaden nehmen!“

„Keinen Schaden nehmen? War das in Eurer Macht? Konnte mich nicht ſchon der Schrecken neulich krank machen? und dann wißt Ihr nicht, daß man Euch einſperren wird, wegen Beſchädigung öffentlichen Eigenthums, wenn Ihr den Steg verderbt? — Michl! Du biſt jetzt in meiner Hand, ein Wort von mir zum Herrn Grafen und Du biſt im Thurm ſammt Deinem ſaubern Kameraden da!“ —

Das hatte ſeine Wirkung; unter Thränen knieten die zwei kühnen Complottenten nieder und baten um ſchönes Wetter, denn ein Etwas in ihrem Innern ſagte ihnen: „Herr Leberlein hat Recht.“ —

Herr Leberlein erſah ſeinen Vortheil.

„Wenn Du mir feierlich verſprichſt, nie mehr mit mir Deinen Muthwillen zu treiben, ſo will ich von der Sache ſchweigen und Dir wird nichts geſchehen. Wo nicht, klag ich Dich des Diebſtahls meines Leintuches und hinterliſtiger Nachſtellung gegen meinen Leib an und Du kannſt einige Monate die Ausſicht vom Galgenthurm aus genießen.“ —

„Ich gelobe ewigen Frieden,“ ſtammelte der kleine Michael unter Thränen und Hans begleitete ſeine Worte mechaniſch mit den Lippen.

„So ſei Euch verziehen,“ ſagte Herr Leberlein und verſchwand hinter dem Dickicht.

Michl und Hans aber reichten einander die Hände und ſchämten ſich, denn ſie erkannten, daß ihr Muthwillen ganz nahe an ein Verbrechen ſtreifte und ſahen ein, welcher Jammer für ſie und die Ihrigen aus dem Jux hätte entſtehen können. Sie dankten jetzt Gott dafür, daß Herr Leberlein ſie belauſcht und ſo vor dem Unglück gerettet hatte; denn in der That, des Herrn Leberleins Drohungen waren nicht übertrieben und aus der Luft gegriffen; die Buben wären eingeſperrt und vielleicht unglücklich für ihr ganzes Leben geworden, hätten ſie den Bubenſtreich ausgeführt. So führt der Muthwille oft bis zum Verbrechen und nicht Jeder iſt ſo glücklich, wie Hans und Michl,

daß Einer seinen Plan belauscht und ihn rechtzeitig vor dem Unglück warnt, in das ihn der Leichtsinn zu stürzen droht! Michl und Hans verlegten jetzt ihren Witz auf's Lernen und ich bin überzeugt, sie werden was Tüchtiges leisten. Herr Leberlein ging geraden Weges nach Hause, nahm ohne ein Wort zu sagen sein Manuscript über das Klopfmichele und warf es sammt dem Schlüssel Salomonis in's Feuer zur nicht geringen Verwunderung seiner alten Haushälterin. Damit erreichten seine Forschungen im Gebiete der Geisterkunde ihr Ende und er verlegte sich wieder ganz auf die Musik. — Daß Herr Leberlein nach wie vor ein lächerlicher Mensch blieb, hatte seinen Grund in seiner Eitelkeit, die auch durch die starke Geisterkur nicht vollkommen geheilt werden konnte; aber er verfiel doch nicht mehr dem Gelächter des Pöbels und erlebte auch noch die Freude, daß ihn die Jugend unangefochten ließ, denn Michel und sein Freund hielten treulich ihr Versprechen und sorgten sogar dafür, daß auch die übrigen Buben ihren Spott aufgaben. So war beiden Theilen geholfen und würde sich aus der Geschichte einer und der andere muthwillige Leser die Lehre abnehmen, daß der Muthwille ein sehr gefährliches Ding ist, das man besser unterdrückt als wachsen läßt, so wäre ich damit ebenso zufrieden, als ich hoffe, daß ihr es mit der Geschichte des Herrn Cantors und Chorregenten Leberlein sein möget.

Aus dem Leben des heil. Vinzenz von Paul.

Von Dr. Friedrich Beck.

I.

Die Gründung des Findelhauses zu Paris.

Die Nacht war finster; feuchte Nebel sanken
Herab auf jene Stadt, wo ohne Rast
Das Herz von Frankreich schlägt mit wilder Hast
Gleich wie die Pulse eines Fieberkranken;
Wo frech das Laster sich die Stirne kränzt,
Dicht neben ihm der Tugend Perle glänzt,
Wo Reichthum ein Verdienst, die Armuth Schande, —
Herab auf jene Weltstadt, auf Paris,
Das neue Babylon und Sybaris.
Die Plätze wurden einsam, menschenleer,
Von Notre-Dame schollen dumpf und schwer
Zwölf Schläge, als aus einem Hause spät
Von einem Sterbenden, der Trost erfleht,

Den Rückweg ein nach ſeinem Kloſter ſchlug
Vincenz von Paul. Ein Laienbruder trug
Das Windlicht ihm voran. So ſchritten ſie
Nicht ferne von der Straße Saint-Landri.
Da hörte er — die Schatten bargen düſter
Den Ort — ein heimliches Geflüſter.
Erſt leiſe klang's, bis, wie er näher kam,
Zwei Frauen er in heft'gem Zank vernahm:
„Gib mir's zurück; mein iſt's!" ſo rief die Eine, —
„Was ich bezahlt, nicht nenn' es mehr das Deine!"
Die Andre drauf' — „Es ſoll mit ihm geſcheh'n,
Was mir beliebt. Fort! Laß mich weiter geh'n,
Und jamm're nicht um Deines Kindes Leben;
War ich's wohl, die Dich hieß es preiszugeben?
Zur Wittwe ward's gebracht, ſie nahm es auf,
Nun iſt es mein, ich ſchloß mit ihr den Kauf." —
„Nein, gib's heraus; Du ſollſt mir nicht entrinnen!
Was willſt Du mit dem Aermſten wohl beginnen?
O läugne nicht; ich weiß es nur zu gut,
Vergießen willſt Du ſein unſchuldig Blut,
Ein hölliſch Werk verruchter Zauberei
Mit ihm zu üben; laß und gib es frei;
Mein eigen iſt's!" die Jüng're rief's und rang,
Der Alten zu entreißen ihre Beute.
Vincenz trat näher, horchte ihrem Streite,
Und eh' der Einen zu entflieh'n gelang,
Hielt er die Widerſtrebende zurück.
Kaum trug ihr Schuldbewußtſein ſeinen Blick
Voll milder Hoheit, dem nichts widerſtand.
„Es klagt dieß Weib" — ſo ſprach er — „das ich fand
Bei Dir, daß Du ihr Kind ihr haſt entführt;
Warum behältſt Du, was Dir nicht gebührt?" —
„Weil ich's gekauft," — erwidert die Megäre,
Und Trotz und Furcht miſcht ſich in ihren Zügen, —
„Ich that wie Viele, und ich will nicht lügen;
Ich hab' ein Recht, daß ich der Tollen wehre!" —
„Ach, Herr!" — begann die And're auf den Knieen —
„Laßt ſie hinweg nicht mit dem Kinde ziehen!
Habt Mitleid; eine Mutter fleht Euch an!
Wohl weiß ich, ſündhaft iſt, was ich gethan,
Doch was mich trieb, es war ein hart Gebot,
Der Druck der Armuth, grenzenloſe Noth.
Da hört' ich, daß die Wittwe, der gebracht
Die Kinder werden, die man fand zu Nacht,
Ein ſchauerlich Gewerb mit ihnen treibt.
Es gibt kein Wort, das meine Angſt beſchreibt;

Zu ſchnöden Zauberkünſten ſah ich's ſchon
Verkauft, ihm ſchon den blut'gen Mordſtrahl droh'n,
Ich ſah es, wie es wimmernd lag gebunden, —
Fort eilt' ich, ſuchte, bis ich's aufgefunden,
Und einen Retter hat mir Gott geſendet
In euch nun, der gewiß mir Hilfe ſpendet;
Ihr gebt nicht zu, daß ſie mein Liebſtes rauben;
Bin ich auch arm, ihr dürfet, Herr, es glauben:
Noch hab' ich Kraft, daß ich es pfleg' und nähre,
Es auferziehe zu des Höchſten Ehre!" —
„Gebt mir das Kind!" Feſt ſprach's und mit Bedacht
Vincenz. Vergangen war beinah die Nacht,
Und in der erſten Morgendämm'rung Grauen,
Wie er's befahl, ſo folgten ihm die Frauen.
Er trug das Kleine ſorglich auf den Armen,
Er ſah es an mit freundlichem Erbarmen,
Ein Kinderfreund, gleichwie der Heiland war.
Wem ſtellt nicht dieſer ſelbſt im Geiſt ſich dar,
Wie er, zu ſeinen Jüngern hingewandt,
Einſt ſprach: „Wer ſolch ein Kind zu ſich
Aufnimmt in meinem Namen, — mich,
Mich nimmt er auf und Den, der mich geſandt." —
Sie ſtanden in der Straße Saint Landri
Am Haus der Wittwe. Wie erbebte ſie,
Als in des Morgens ungewiſſer Helle
Der hochverehrte Mann betrat die Schwelle!
Er forſcht ſie aus; ſie wagt nicht aufzuſeh'n,
Sie muß, wenn zögernd auch, die Schuld geſteh'n.
Und prüfend eilte durch den Raum ſein Blick.
Da lagen ſie, — wer ſoll ſie nicht beweinen? —
Die preisgegebnen, aufgefund'nen Kleinen,
Blaß, abgezehrt, im groben, ſchmutz'gen Linnen;
Nicht konnten ſie frühzeit'gem Tod entrinnen.
Es blieb ihm kein Bedenken, keine Wahl;
Raſch überflog er der Verwaisten Zahl,
Auf die ſein mitleidvolles Auge fiel;
Dann ſprach er — und er beugt ſich ſegnend nieder —:
„Bald ſuch' ich euch ein beſſeres Aſyl;
Ihr Armen, lebet wohl; ihr ſeht mich wieder!" —

II.

Und er hielt Wort. Die Strenge der Geſetze,
Er rief ſie an, daß Habſucht nicht verletze
Verlaſſ'ner Weſen Daſein ohne Scheu.
Dann ſann er nach, um ihre Pflege neu
Auf feſtem Grunde dauernd aufzubauen.

Er ſammelt um ſich her den Kreis der Frauen,
Durch den er ſchon erreicht des Guten Viel.
Was er erlebt in jener Schauernacht,
Es rührt aus ſeinem Munde ſie mit Macht,
Und leuchtend ſtellt er hin das edle Ziel.
Sie zaudern nicht; des goldnen Reifes Band
Zog ſich vom Arme manche ſchöne Hand,
Vom Hals die Perlenſchnur, die ſchmucke Kette
Als Liebesgabe, daß ſie Menſchen rette.

Aus kleinem Anfang wuchs das Werk, gedieh;
Doch auch, was hemmend wirkt, es raſtet nie.
Die Laſt des Krieges drückte ſchwer und lang,
Es ſtieg die Noth, es ſank des Mitleids Drang,
Was ſich zur Blüthe wollte reich geſtalten,
Unmöglich ſchien's, im Sturm es zu entfalten.
Vincenz allein, er war's, der nicht verzagte,
Er hofft auf Gott, und wie er Alles wagte,
Wenn's galt, die Hilfe raſch zu bringen,
So kann ihn auch kein Hinderniß bezwingen,
Vor dem zurück entmuthigt Andre weichen.
Beharrlichkeit, des ächten Muthes Zeichen,
Wie ſchmückt ſie ſchön ſein demuthreiches Herz!
Sie theilt nicht flüchtig nur den fremden Schmerz,
Sie läßt nicht in der Seele zarten Saiten
Den Eindruck wechſelnd nur vorübergleiten;
Sie iſt's, die ſtets den gleichen Grundton wahrt,
Und ſo des Sinnes Größe offenbart. —

Auf's Neue um ſich her berief die Frauen
Vincenz, die er nun wankend mußte ſchauen.

„Ihr könnt — ſo hob er an — dem Werk entſagen,
Das ihr begonnen einſt in beſſern Tagen;
Euch bindet keine Pflicht. Jedoch bedenkt:
Gerettet habt ihr nach der Allmacht Rath
Manch armes Kind für Kirche ſchon und Staat;
Schon ſtammeln ſie ein heißes Dankgebet,
Das euch vom Himmel Segen niederfleht;
Geleitet ſind ſie ſchon zur Thätigkeit,
Die bald von fremder Hilfe ſie befreit."

Und weiter fuhr er jetzt und rief bewegt:
„Ihr nahmt ſie auf, weil Mitgefühl ihr hegt.
Zu ihren Müttern hat euch auserkoren
Die Gnade. Ihr, ihr habt ſie neu geboren!
Das Weſen, ach, das ihnen die Natur
Zur Mutter gab, ſtieß ſie in's Elend nur.

Wollt nun auch ihr noch — kann ich es nicht faſſen —
Wollt nun auch ihr ſie ohne Hilfe laſſen?
Wohlan denn, nennt euch ihre Mütter nicht,
Als Richterinnen ſitzet zu Gericht;
Und ich — ich ſammle eure Stimmen ein;
Der Spruch wird Leben oder Sterben ſein!
Sie werden fort, wenn ihr ſie pfleget, leben,
Sie geh'n zu Grund, wenn ihr ſie aufgegeben;
Kein Drittes gibt's, — erwägt es in der Seele,
Daß nicht ein ew'ger Vorwurf einſt euch quäle!" —
Er ſchwieg und ſah umher im Frauenkreis,
Doch Antwort gab ihm nur ihr Schluchzen leis;
Da öffnet er zum Corridor die Pforte.
Welch Schauſpiel, mehr beredt als alle Worte,
Stellt ſich den überraſchten Blicken dar!
Sie ſind es ſelbſt, es iſt die Kinderſchaar,
Und bittend falten ſie die kleinen Hände,
Daß nicht zum Untergang ihr Loos ſich wende.
Gäb's wohl ein Herz, das da noch widerſtände?
Die Frauen ſind dem Werke neu gewonnen,
Zu neuen Opfern willig und bereit,
Um fortzuſetzen auch in böſer Zeit,
Was ſie mit glühendem Eifer einſt begonnen.
So ſiegt Vincenz, er kennt des Menſchen Triebe,
Er weiß, wie oft die Guten ſelbſt erſchlaffen;
Nie fehlen ihm zum Kampf der Rede Waffen,
Sein Schild iſt Gottvertrauen und Gebet,
Das Kreuz ſein Banner, das voran ihm weht, —
So ſiegt Vincenz, der Held der Nächſtenliebe!

Sein Hingang.

Nah des Erdewallens Ziele
(Fünf und achtzig Jahre zählt' er)
War Vincenz. Zur ew'gen Heimath
Waren ihm der liebſten Freunde
Viele ſchon vorangegangen.
Schon ſeit Langem hielt die morſche
Hütte ſeines Körpers aufrecht
Nur der Seele Willensſtärke,
Aufrecht noch ſein irdiſch Leben.
Welch ein Leben! Eine Kette
War's von edlen, milden Thaten,
War ein glänzend Licht im Dunkel
Tiefgeſunkner, trüber Zeiten.
Glaube, Demuth, Selbſtverläugnung,
Jeder Chriſtentugend Blüthe

Schmückte seine Pilgerwege,
Und vor Andern eine seltne
Gabe noch, sie war sein eigen.
Er verstand es, gute Kräfte
Zu beleben, zu vereinen,
Klug und dauernd aufzubauen,
Was für alle Zeiten fortwirkt.
Und so preiset ihn manch Bündniß
Als den Stifter und Begründer:
Die Genossenschaft der Frauen,
Die er oft um sich versammelt,
Sie zum Wohlthun angefeuert;
Jenen Bund der Sendungspriester,
Die als Jesu ächte Jünger
Lehrend, tröstend, Hilfe spendend
Hin durch alle Länder zogen;
Jenes Bündniß auch der Töchter
Der Barmherzigkeit und Liebe,
Die noch heute pflegend walten
An dem Lager armer Kranken,
Die noch heute selbst der Krieger
Dankbar segnet auf der Wahlstatt. —
Wo sich sonst Besucher drängten,
Rath und Beistand zu erholen,
Wo vom Morgen bis zum Abend
In die Nähe, in die Ferne
Seine Boten, seine Briefe
Fort wie Friedenstauben flogen,
In dem schlichten, kleinen Zimmer
Seines Klosters Saint Lazare
Ruhte auf dem Stuhl der Greis
Schlummernd. Wieder wie im Traume,
Den er träumt' als Hirtenknabe,
Zogen wechselnd lichte Bilder
An der Seele ihm vorüber.
Doch wie anders! Nicht wie damals
Pflegt er noch die kleine Heerde;
Nein! Er fühlte sich gehoben
Aufwärts mit den Aetherschwingen,
Hoch hinauf zum Paradiese,
Wo der Herr der Welten thront.
Und er hörte eine Stimme
Und sie sprach: „Vincenz, blick' nieder!“ —
Sieh, da öffnet sich sein Auge,
Und es schauet in der Zukunft
Weite Fernen. Seines Wirkens

Saatfeld ſproßt mit goldnen Aehren,
Und als Schnitter ziehen Engel
Durch die Städte, durch die Länder,
Volle Garben einzuſammeln,
Und die Garben ſind die Seelen,
Die der Heilige gerettet,
Welche freudig ſein gedenken
Und zur Himmelspforte wallend
Ihn umringen, ihn begrüßen
Mit des Dankes Jubelliedern.
„O wie ſchön!“ ſo ruft er leiſe
Und erwacht. Doch immer wieder
Ueberwältigt ihn der Schlummer,
Der ihn in des ernſten Bruders
In des Todes Arme legte.
Trauernd an dem Sterbelager
Standen jetzt umher die Brüder,
Seines Hauſes würd'ge Söhne,
Baten um den letzten Segen
Ihres Vaters. Und er gab ihn.
Mühſam hob er noch ſein Haupt,
Und, zu ſchwach ſie anzureden,
Blickt' er freundlich an ſie Alle,
Läßt ſich mit dem heil'gen Oele
Stärken noch und ſchlummert wieder,
Nur zuweilen noch erwachend,
Wenn man Jeſu Namen nennt.
Und ſo ſah die vierte, frühe
Morgenſtunde, die zum Chore
Täglich ihn zu rufen pflegte,
Seines Lebens Licht entſchwinden,
Wie der Lampe Licht erliſcht. —
Wer vermöcht' es wohl zu zählen
Jene Thränen, die ihm floßen!
Ach, die Armen, die Gefangnen
Und die Greiſe und die Kinder
Und die Kranken und die Vielen,
Denen Freund er war und Vater,
Alle ſchienen ſich verwaiſet,
Ja, die Kirche Frankreichs ſelber,
Die er hob vom tiefen Falle,
Schien verwaist durch ſeinen Tod.
Doch er blieb ihr als ein Vorbild
Durch den Wandel, durch die Werke;
Die Verehrung ſeiner Tugend
Lebet fort in allen Herzen,

Die den Gottessohn bekennen,
Und die Krone der Erwählten
Schmückt den Heiligen, Verklärten
Ewig in des Himmels Glanz!

Erinnerung an die Heimath.

Von C. Salesius.

Trêve.

Mitten im Herzen Englands, in dem „prachtvollen Garten," wie man mit vollstem Rechte die Grafschaft Devonshire nennt — da, wo unser eisernes Zeitalter — das Zeitalter der Dampfmaschinen und Eisenbahnen seinen zermalmenden Fuß noch nicht hingesetzt, da, wo mit Geis-Blatt und Heckenröschen die Raine bepflanzt sind, wo Veilchen und Primmeln in hundert Arten und Abarten ihre Köpfchen überall neugierig erheben, wo Berg und Thal, Ebenen und Hügeln, Felder, und von Bächlein durchschlängelte Wiesen so anmuthig wechseln: da, da liegt Trêve, meine unvergleichlich schöne Heimath.

Die Kunst hatte noch wenig zu schaffen auf diesem gesegneten Erdstriche, und das Landvolk, treu seinen alten Sitten und Gebräuchen, wie der von den Voreltern ererbten Kleidertracht, bewohnt in patriarchalischer Einfalt seine niedlichen Hütten, und tritt in keinen Verkehr mit dem gebildeten Pöbel der Städte. Glücklich und heiter geht jeder seines Weges und füllt den Platz aus, den die Vorsehung ihm angewiesen hat.

O, daß es mir gegönnt wäre, meinen Pinsel in Farben zu tauchen, wie schön, wie herrlich ließe sich das Bild entwerfen! —

Nicht ganz am Fuße eines waldigen Hügels steht, offen allen Einflüssen der belebenden Sonnenstrahlen, ein stattliches Schloß.

Der erste Anblick desselben macht den Eindruck, als ob es mit väterlichem Stolze herniederblickte auf die Häuschen, die es rings umlagern, wie Kinder ihren greisen Vater.

Ja, in Wahrheit, mein seliger Großvater war wirklich und in der That ein Vater seiner Unterthanen. Das untrüglichste Zeugniß hievon gab sein Leichenbegängniß, wo die Grabrede ungesprochen blieb, weil dem Geistlichen die Stimme versagte, indem sich seine Thränen mit den Thränen und dem Schluchzen seiner Umgebung vermischten; aber dieses Schweigen war beredter als jegliches Wort, das da hätte gesagt werden können.

Wir Kinder waren sein Stolz — und jetzt in reiferen Jahren sehe ich wohl ein, daß wir auch ein Gegenstand seiner Sorgen und seines Kummers sein mußten, denn für das greise Ehepaar war es keine geringe Aufgabe, 14 Enkel — alle elternlose Waisen, standesgemäß zu erziehen, und deren künftige Wohlfahrt möglichst zu begründen. Aber zu ihrer Ehre sei's gesagt, niemals ließen sie einem aus uns das Geringste von ihrer Besorgniß merken.

Obwohl unsere Erziehung von Seite des Großvaters mit liebendem Ernste, und wenn es galt mit nöthiger Strenge gehandhabt wurde, so sah ich ihn doch nur zweimal, bei außerordentlichen Gelegenheiten, die Grenzen der Sanftmuth überschreiten; und doch war ich so glücklich, volle 16 Jahre in seiner Nähe zu weilen, 16 Jahre zu verleben in dem stattlichen Schlosse, das seiner äußeren Erscheinung nach so trefflich zu seinem Eigenthümer paßte.

Mit wahrer Wonne hing das Auge an den prachtvollen Garten-Anlagen, dem lieblichen Parke, verhältnißmäßig so reich an Gewild, wie der Hühnerhof an Geflügel.

Angezogen von dem Rufe, in Trêve die bestgeordnetste Oekonomie, die wohlbestelltesten Felder und den zierlichst angelegten Garten zu sehen, kamen Besucher von nah und fern, die sich freilich mit der äußeren Ansicht begnügen mußten, denn Einlaß in das Schloßgebäude wurde nur dann gestattet, wenn während der rauheren Jahreszeit die zahlreiche Familie in London sich aufhielt, wo uns ebenfalls ein Prachtgebäude zur Verfügung stand — eine Art Residenz, wie deutsche Städte deren wenige aufzuweisen haben.

Aber ich verweile lieber mit meinen Erinnerungen auf unserm theuren Landsitze, den wir allen Annehmlichkeiten des Stadtlebens himmelweit vorzogen.

Der große Speisesaal mit seinem künstlich zusammengefügten Steinpflaster, und seinen von zierlich in Eichenholz gearbeiteten Säulen getragenen Bogen, die das Gepräge uralter Zeit hatten, war der Hauptanziehungspunkt für Fremde jeder Klasse; aber auch für uns Kinder war er's, obgleich in einem andern Sinne, denn hier wurde getafelt, wenn wir „en famille" waren; d. h. wenn nicht Besuche von Freunden oder Verwandten ein eleganteres, mehr dem jetzigen Zeitgeschmacke angemesseneres Speisezimmer erheischten.

Wir unserseits zogen das einfachere vor, das uns, ich weiß nicht wie, imponirte und dabei doch wieder so heimlich und traut ansprach.

An einem warmen Sommerabende hatten wir uns etwas früher denn gewöhnlich zu Tische begeben.

Jedes Glied der respektablen Gruppe hatte bereits seinen bestimmten Platz eingenommen, nur Einer war noch unbesetzt, jener des ältesten Bruders, — wir nannten uns alle Geschwister und lebten auch in diesem Verhältnisse; aber Trevor war groß und verständig genug, daß weder die Großeltern noch wir seines Ausbleibens wegen uns ängstigten; überdieß hatte er ohnehin die Gewohnheit, sehr oft stundenlang Busch und Wald zu durchstreichen, daß

Niemand wußte, welche Richtung er eingeſchlagen oder zu welcher Zeit er genau zurückkehren werde. Somit waren wir unbeſorgt, und unſere Zünglein waren ſo geſchäftig wie unſere Hände Meſſer und Gabel zu regieren.

„Großmutter!“ begann Kate, „dürfen wir morgen nicht nach Sutton Paal?“

„Der Weg iſt zu weit“ — entgegnete die Gefragte. „Ihr könnt es kaum machen, Florence und Mary Wilton, glaube ich, ſchon gar nicht; überdieß kann ich Euch auch nicht allein fortlaſſen.“

Ich muß bemerken, daß wir dortmals eben zwei Gäſte hatten, Florence und Mary Wilton, Mädchen von 12 und 15 Jahren, die gegenwärtig zum erſten Male in ihrem Leben den Fuß aus der Stadt, in der ſie geboren, geſetzt hatten. Es war deßhalb ihnen und uns darum zu thun, ſie mit den Reizen des Landlebens und mit den herrlichen Genüſſen in Gottes ſchöner freier Natur bekannt zu machen, bevor ſie wieder in ihr Gefängniß, ſo nannten wir ſcherzweiſe das Stadtleben, zurückkehrten. —

„O ich bin eine ausgezeichnete Fußgängerin,“ fiel Florence haſtig ein, als ſie merkte, warum es ſich handle. „Ich kann laufen, ſo weit man will.“

„Ja in London,“ bemerkte lächelnd Großpapa; „aber Sie müſſen bedenken, daß ein großer Unterſchied iſt zwiſchen dem ſo bequem zu gehenden Straßenpflaſter und unſern rauhen Gebirgswegen; da heißt es brav Bergſteigen, Steinhügel überſpringen und ſelbſt Bächlein durchwaten, wie ich gehört habe, daß ein gewiſſer Jemand es ſo gerne thut!“

Hier warf er einen bedeutſamen Seitenblick auf mich, denn es war ihm nicht unbekannt, daß für mich ein Kapitalvergnügen war, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und in den kleinen Gebirgswäſſern herumzuplätſchern, wie ich es Landkinder mit ſo viel Behagen thun ſah.

Mary wunderte ſich nicht wenig bei dieſer ſeltſamen Neuigkeit, endlich fragte ſie mich im höchſten Stauen: „Ja Lillie, getraueſt Du Dich denn dieſes zu thun? ſchadet's Dir nicht?“

„O kein Gedanke!“ erwiederte ich lachend; „ſo etwas ſchadet mir niemals. Ich habe meine größte Freude daran, wenn die Waſſertröpflein in allen Farben ſo ſchön glänzen; o das herrliche Roth, Weiß, Grün!“

Großmama hatte bisher ſtillſchweigend unſerm Geplauder zugehört, dann aber ſprach ſie: „Sie Mary dürfen dem Beiſpiele dieſes ausgewechſelten Mädchens nicht folgen; da Sie Ihr Lebenlang kein ſolches Spiel getrieben, möchte Ihnen der erſte Verſuch nicht gut bekommen.“

„Willſt Du die Mädchen gehen laſſen,“ bemerkte unſer Bruder Eduard, ſo könnten ſie morgen mich begleiten. Mein Weg führt mich ohnehin faſt bis Sutton Paal. Ich will ſchon Obacht auf ſie geben, und da auch Karl ſich betheiligen will, ſo kann dieſer während der Zeit meiner Abweſenheit meine Stelle vertreten, damit — fügte er mit beſonderm Pathos bei, — doch Ein Gentleman an ihrer Spitze iſt.“

„Ich seh' nicht ein" — sagte Großpapa zu der etwas bedenklichen Großmutter — „warum sich dieses nicht sollte prächtig machen lassen. Topp! es bleibt dabei. Damit aber die Kinder nicht zu sehr ermüden, wollen wir ihnen die Equipage entgegenschicken."

„Schon gut!" erwiederte die Angesprochene „wenn Du es so willst, habe ich nichts einzuwenden. Wie viele werden dann gehen?" —

„Ich — ich — ich —" tönte es gleichzeitig aus dem Munde Aller, die am Tische saßen.

„Genug! genug!" rief Großvater dazwischen.

„Wie könnte Euch denn der Wagen Alle aufnehmen? Uebrigens müssen wir erst abwarten und sehen, wie sich morgen die Witterung gestaltet; die Vorkehrungen werden sich darnach richten müssen."

„Doch jetzt, liebe Kinder!" setzte er mit feierlichem Ernste bei, „lasset uns Gott danken für das Mahl, das seine Güte uns geschenkt."

Alles stand auf und verrichtete mit Andacht das Tischgebet. Bevor sich jedoch das Zimmer vollends geleert hatte, trat Trevor, ein hochaufgeschossener, achtzehnjähriger Junge herein, ungefähr ein 16—18 Monate altes Kind auf dem Arme tragend.

Wir konnten uns vor Erstaunen über diesen komischen Anblick kaum fassen.

Trevor, unser stolzer Trevor! mit einem Kinde auf den Armen — und erst was für ein Kind! O es war so schmutzig an Händen und Gesicht, und die Reste von ehemaligen Kleidungsstücken hingen herab, als ob sie einander ihr „Lebe wohl!" zuriefen. Mit steigender Verwunderung sahen wir, wie Trevor, seine Bürde auf den Boden legend, dem Kleinen ein Stück Butterbrod darreichte, das von ihm mit größter Begierde erfaßt und verzehrt wurde.

„Aber was soll das Alles bedeuten?" sprach endlich der ebenfalls erstaunte Großpapa; „wem gehört dieses Kind?"

„Ich fand das Würmchen im Walde," antwortete der Gefragte — „als ich eben im Begriffe zur Heimkehr war. Er schrie aus vollem Halse und die kleinen blutenden Händchen und Füßchen kamen mir vor, als müßten sie schon lange herumgekrochen sein, um irgendwo Hilfe zu finden. Ich that, als ob ich ihn nicht bemerkte, dann aber streckte er seine kleinen Arme so flehend nach mir aus, daß mir das Herz darüber brach und ich unwillkührlich vom Pferde steigen mußte, um ihn zu mir heraufzunehmen. Der Kamerad kann aber noch nicht reden, er lallte mir, weiß der Himmel was vor, und so war ich trotz all' seiner Versuche, sich verständlich zu machen, am Ende so klug wie vorher. Ich kann nur das sagen, daß ich, vom Mitleide überwältigt, unmöglich dieses unglückliche Wesen seinem Verderben hätte überlassen können.

Da ich vermuthete, er gehöre zu einer, öfter im Walde campirenden Zigeunerbande, so ritt ich die Kreuz und Quere — oft laut rufend, um etwa

die Mutter zu erspähen, allein es ließ sich Niemand hören. Aus dem Walde gekommen, suchte ich im nächsten Dorfe um Aufnahme des Kleinen nach, aber kein Mensch wollte sich des Kindes erbarmen; — was blieb mir nun anders übrig, als den Burschen mit nach Hause zu bringen?"

Es versteht sich von selbst, daß sich um den Erzähler ein höchst neugieriges Auditorium gruppirt und die Geschichte mit dem allergrößten Interesse angehört hatte.

Wir blickten abwechselnd auf den Sprecher und auf den neuen Gast, der mit Appetit sein Butterbrod vertilgte und die Hände nach einer zweiten Auflage ausstreckte. Er schien sich wenig um uns zu kümmern, denn zu viel hatte er mit seiner Mühle zu thun, — er kaute und kaute so lange, daß der Großmaman ganz Angst wurde, er möchte ersticken.

„Geh Dora, gib ihm beileibe nicht zu trinken" — rief die kluge Frau erschrocken, als sie bemerkte, daß unsere gutherzige Dora sich anschickte, Milch für den Kleinen in eine Schale zu gießen — „laß ihn erst sein Butterbrod vollends verschlucken!" Das Kind hatte jedoch das einladende Getränk in Sicht bekommen, und streckte sehnsüchtig die Händchen nach dem Gefässe aus.

„O wie häßlich!" rief Editha; „ich möchte den schmutzigen Buben um keinen Preis anrühren; aber wie schön glänzend schwarz seine Augen sind! und sein Haar ist gelockt wie ....." hier stockte sie, um ein Gleichniß zu finden, denn sie sprach gern auf diese Weise — aber so bereit zum Suchen — so höchst unglücklich war sie im Finden derselben, und die Arme mußte sich deßhalb oft herzlich auslachen lassen.

Auch jetzt ging es ihr so, denn sie konnte keinen Schlußsatz finden zu dem: „sein Haar ist gelockt wie ..... „„ein Schafsbuckl,"" ergänzte Karl lachend, dann aber fuhr er triumphirend fort: „Aber Editha! daß Du nie einen hübschen Vergleich finden kannst!" —

„So gut wie Du, kann ich's auch!" lautete die Erwiederung im Tone beleidigten Stolzes. „Ein Schafsbuckl ist gewiß nicht gelockt — denk' ein Mal!"

„Die Woll' ist gekräuselt," entgegnete Karl — „ich habe nicht gemeint, daß es der Buckl ist."

„Ach was," vermittelte Dora, „so oder so, es ist Alles Eins. Aber Großpapa, was werden wir denn mit dem Findling thun?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, fiel der sechsjährige Willie ein: „Ach, Großpapa, Du behältst den Kleinen, nicht wahr? Er wird ein dunkles Veilchen werden."

„Ich habe Veilchen genug in meinem Kranze," versetzte Großpapa, „ich brauche keine mehr." —

Der liebe gütige Greis, den wir segnen, so oft wir seiner gedenken,

nannte uns Kinder gewöhnlich seine Veilchen-Krone — einige waren seine violetten, andere seine weißen, je nach ihrer helleren oder bläſſeren Geſichtsfarbe.

Willie, ein allerliebſtes Bübchen, gehörte zu den weißen, darum ſchaute er mit einer Art Bewunderung auf die andern — aus dem einfachen Grunde, weil ihm eben, wie in der Regel allen Kindern „Fremdes“ beſſer gefiel als „Eigenes“

„Ich denke“ — begann die ſinnende Dora, „es wäre ein Akt der Liebe, wenn man das kleine, ſchmutzige Ding vor Allem einer gründlichen Reinigung unterzöge. Darf ich ihm nicht ein altes Kleidchen von unſerer Truda*) anziehen?“

„Bringe ihn einer unſerer Hausmägde, oder lieber der Frau Fielding“ — befahl Großpapa; „die ſoll ihn pflegen, bis ſeine Eltern aufgefunden ſind. Ich werde jetzt gleich noch Leute ausſchicken.“

„Ja, Dora,“ ſprach die Großmutter dazwiſchen, „gib ihm ein abgetragenes Gewändchen, und ſorge dafür, daß er ordentlich gewaſchen wird, vielleicht bekommt er doch ein manierlicheres Ausſehen.“ Bei dieſen Worten hob Dora den Findling auf, und brachte ihn in unſer Appartement, gefolgt von der ganzen jüngeren Geſellſchaft, die in Prozeſſion hinter ihr herzog.

Unter unſerm Appartement verſtehe ich aber die Kindszimmer; wir zählten deren mehrere in einer Reihe — es waren ſehr ſchöne, helle, luftige Gemächer, die von der ſchon etwas betagten Wärterin ſo reinlich gehalten wurden, daß ſich keine Spur irgend einer Unordnung bemerkbar machen durfte. Zu unſern Spielen wies ſie uns einen eignen Platz an, den zu überſchreiten uns verboten war. Die eigentliche Kindsſtube war durchaus mit Teppichen belegt und um den, bei dem jungen Volke faſt unvermeidlichen Tropf-Flecken vorzubeugen, hatte ſie ſtets ein blendend weißes Linnen darüber gebreitet, ſowie auch über die beiden Sopha's und Stühle.

Der Schrecken der guten Frau bei dem Anblicke des unreinlichen Knaben läßt ſich leichter denken als beſchreiben. Bald aber hatte das Erbarmen die Oberhand erreicht, als ſie die Geſchichte des armen Würmleins hörte und deſſen blutige Glieder ſah. Sie ließ ſich herbei, das Kind ſelbſt zu reinigen. — Miß Dora, ſprach ſie, möge nur bei Gertrud bleiben und aus deren Garderobe einſtweilen ein Kleidchen für den Gaſt herausnehmen.

Truda, das jüngſte Kind, lag faſt beſtändig auf einem der Ruhebettchen, denn ſie war immer krank, und freute ſich jedesmal herzlich, wenn ſie uns zu Geſicht bekam, und verſuchte unter den bitterſten Schmerzen zu lächeln, wenn wir ihr Blumen oder Spielzeug brachten.

Das größte Vergnügen jedoch konnte man ihr bereiten, wenn die Aeltern aus uns ſie in einem kleinen, mit Rädchen verſehenen Lehnſtuhle hin- und herfuhren; den jüngeren jedoch war dieſe Freude verſagt, denn ſie war ſo ſchwach,

*) Truda = Gertrud.

daß sie kaum auf ihren Füßchen stehen konnte, darum fürchtete Großmamau, wir möchten ihr wehe thun.

Bald nachdem die Kindsfrau sich in das anstoßende Toilette-Zimmerchen mit dem gefundenen Knaben begeben hatte, streckte Truda die Aermchen aus nach Dora, damit diese sich ihrer erbarme, allein sie suchte das Schwesterchen zu beschwichtigen, um Muße zu haben, Nachschau in dem Schranke zu halten und einen passenden oder unpassenden Anzug zu finden. Triumphirend zog sie ein hübsches Kleidchen hervor und wir hatten nach seiner Zurückkunft gar bald das Bürschlein prächtig herausgeputzt, wenn auch nicht zur Zufriedenheit der Frau, so doch zur unsrigen. Wir konnten nicht oft genug in die Hände klatschen — uns nicht satt genug an dem Neuling sehen, der jetzt, nachdem er gereinigt war, die Zigeunerabstammung nicht hätte verläugnen können. Seine dunkle Hautfarbe, die beerschwarzen, glänzenden Augen und das gekrauste Haar gaben ihm insbesondere in dem bunten Costüme ein eigenthümliches Ansehen. Unsere Freude zu schildern über den neuen Bruder, als den wir das Kind schon im Geiste sahen — wäre unmöglich.

In Prozession ward er wieder in das Wohnzimmer zu den Großeltern zurückgebracht, und nun ging es an ein Bitten und Fragen, Drängen und Flehen um den armen Großpapa, der sich unser kaum erwehren konnte. Allein trotz aller Kraft-Anstrengung erreichten wir die Erfüllung unsers so sehnlichen Wunsches nicht, denn der ohnehin zahlreich mit Enkeln gesegnete Großpapa ließ sich von seinem bereits gefaßten Entschlusse nicht abbringen. Er beharrte daher fest auf dem Ausspruche, daß die Frau des Portiers den Knaben so lange pflegen solle, bis seine Eltern ausfindig gemacht würden. Des alten Mannes so oft erprobte Standhaftigkeit kennend, getrauten wir uns zuletzt keinen weiteren Versuch mehr zu machen; doch waren wir fröhlich und guter Dinge wie zuvor.

„Möcht doch wissen, wie er heißt!" begann Willie — „geh Dora, sag' mir's."

„Wie könnt' ich Dir diese Frage beantworten, er kann ja noch nicht reden, und weiß es wohl selber nicht."

„Bürschlein! ich befehle Dir, uns auf der Stelle zu sagen, wie Du heißest!" begann plötzlich Karl mit komischem Ernste. Dabei neigte er sich so sehr über den Kleinen, daß dieser erschrocken über die laute Stimme und wohl auch wegen der vielen fremden Gesichter, die ihn beständig musterten, laut zu heulen begann.

„Karl, laß den Jungen gehen" — bedeutete Großpapa; „Du Editha ziehe die Schelle, damit eins von der Dienerschaft komme, und den Schreihals zur „lodge" trage."

„O," rief ich dazwischen, „bitte Großpapa, erlaube mir, daß ich ihn zu Frau Fieldings bringe."

„Meinetwegen kannſt Du es thun, wenn es Dir Freude macht, aber bleib' nicht zu lange aus.“ —

Die Andern baten, mich auch begleiten zu dürfen, und ſo ſetzte ſich abermals der Zug in Bewegung — und nun ging's, wie Papa gewünſcht, zur „lodge.“

Unter „lodge“ aber begriffen wir ein gar nettes, in gothiſchem Styl gebautes Häuschen am Eingange des Parkes gelegen. Es war der Aufenthaltsort derer, die den Dienſt am großen Thore verſahen, und zugleich beauftragt waren, die Anlage vom herumziehenden Bettelvolk frei zu erhalten. Frau Fieldings empfing den Findling mit aller Herzensgüte, und verſprach, ihn beſtens zu verſorgen, ſo lange, bis er von ihr zurückgefordert werde. Weil dieſe Wohnung vom Schloſſe ziemlich ferne lag, mahnte uns Großpapa's Auftrag zu eiliger Rückkehr, und kaum waren wir wieder daheim über die Schwelle geſchritten, läutete ſchon die große Glocke zur Abendandacht.

Nach verrichtetem, gemeinſchaftlichem Gebete wurden die Kleinen zu Bette geſchickt, doch nicht ohne über uns und ſämmtliche Dienerſchaft den Segen des Himmels erfleht zu haben. Zu dieſem Zwecke ſtand der Großvater in Mitte der zahlreichen Gruppe und ſtreckte betend die Hände über die Knieenden aus, indeſſen Großmaman an ſeiner Seite ſtand, als wollte ſie ihn im Gebete unterſtützen für uns Alle, die ihrem Herzen ſo nahe und theuer waren.

Am nächſten Morgen ſtieg die Tageskönigin in vollſtem Glanze herauf. Um 5 Uhr weckten mich die zu den Ritzen der Läden durch die Vorhänge hereindringenden Sonnenſtrahlen. Ich ſprang ſogleich aus den Federn zum Fenſter, und brachte durch mein raſches Oeffnen desſelben die noch im nämlichen Zimmer befindlichen Schläfer alle aus dem Konzepte.

„Heut' können wir gewiß nach Sutton Paal gehen,“ ſprach ich zu Dora, die ſich träge im Bette aufgeſetzt, und auf die Ellbogen geſtützt, wahrſcheinlich noch mit den Nachklängen eines ſüßen Traumes ſich beſchäftigte. Offenbar war ſie nicht ſo feurigen, lebhaften Charakters wie ich, denn ſie rieb ſich ganz langſam und pathetiſch die Augen. — Endlich da ſie nun das ziemlich grell einfallende Tageslicht gründlich bemerkte, antwortete ſie gähnend: „Kann ſchon ſein! aber wecke ja Florence und Mary noch nicht, es iſt viel zu früh.“

„Es iſt ſchon 5 Uhr,“ erwiederte ich raſch. „Wir müſſen zeitlich aufſtehen! und ſieh nur, dort auf der Wieſe ſtolzirt „Sukey“ ganz gravitätiſch einher. Horch nur, wie ſie brüllt.“

„Sukey“ war unſere Lieblingskuh, und wir hatten die Reinlichkeit in der Milchkammer und überhaupt auch die Melkerei zu beaufſichtigen, denn Großpapa wünſchte, daß wir als zukünftige Hausfrauen ſchon früh eingeſchult würden, da er nur zu gut wußte, wie mißlich es in Familien ausſieht, wo die Mutter nichts weiter verſteht, als ihre Toilette zu ordnen und Einiges

auf dem Klaviere zu phantasiren, übrigens von den Dienstboten auf alle Weise betrogen und übervortheilt wird. Ferner sah er es auch gerne, daß wir uns an das Frühaufstehen gewöhnten, weil er der Ueberzeugung war, daß nichts so sehr die Gesundheit fördere und den Geist stärke und entwickle, als eben die wunderbare Kraft der Morgenstunde, denn auch ihm war das uralte Wort wenigstens thatsächlich nicht unbekannt: „Morgenstund' hat Gold im Mund!" Um uns die Erfüllung seines Wunsches noch mehr zu erleichtern — wir hätten es zwar aus Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit gethan — gab er uns zum wochentlichen Taschengelde eine eigne Zulage, wenn wir unser Milchgeschäft treu versehen hatten. Nachdem wir angekleidet, ging es froh und munter in die freie, frische Luft. Die Kühe standen auf dem ihnen angewiesenen Weideplatze, geduldig der hausbackigen Mädchen harrend, die sie zu melken hatten.

Wir Kinder vertheilten uns unterdessen; die Eine eilte in den nahen Hühnerhof und eroberte die am vorigen Tage frischgelegten Eier, die sie in einem Körbchen jubelnd herbeibrachte.*) Eine andere gab sich damit ab zur Freude des Geflügels, das sich in großer Menge einfand, Futter-Getreide aus der kleinen Hand regnen zu lassen, oder wenn die befiederten Gäste sich etwas übermüthig und ungebührlich benahmen, es mit vollen Händen unter sie zu werfen.

Welch' ein Vergnügen über den Fleiß und die Eilfertigkeit, mit der diese Gruppe ihr Frühmahl verzehrte. Wie sie flatterten und pickten, auf den Rand des Körbchens, und selbst der freundlichen Spenderin auf die Schulter flogen.

Insbesondere verloren die großen Hähne allen Sinn für Artigkeit, und ihre Zuvorkommenheit hatte keine andere Bedeutung, als allen andern zuvorzukommen. Die armen Hennen wurden kraft des Rechtes, daß dem Stärkeren die Oberhand gebühre, auf die Seite geschoben; die „Herrn Gockeln" selbst sahen sich aber wieder überwältigt durch die Truthähne und Pfauen, welche das Feld so lange behaupteten, bis sie es freiwillig räumten, und sich, nachdem sie satt waren, voll Edelmuth zurückzogen, durch ihre stolze Haltung verkündend, daß sie es aus eignem freien Willen thun. Die Pfauen und Truthähne waren aber Willie's größter Schrecken; und doch nahte er ihnen so gerne — neckte sie, wo er konnte — ward aber dafür auch auf das hitzigste verfolgt, daß er nicht selten in Schweiß gebadet von seinen gymnastischen Uebungen abließ. War nun diese erste Parthie so weit mit Futter versorgt, dann kamen von der Wiese und den sie durchkreuzenden Bächlein, von denen eines sich selbst durch den Hof schlängelte, die Gänse, und streckten ihre langen Hälse ebenfalls nach einem Frühstücke aus.

Inzwischen sind die Milchgefässe gefüllt. Wie appetitlich blinkt das

*) In England plündert man die Nester nicht am Abende.

köſtliche Getränk aus den reinlichen Näpfen! doch nicht genug. Von der geſtrigen wird in der Milchkammer der Rahm abgenommen und zu Butter bereitet.

Dora macht ſich aber noch ein anderes, — ein liebes Geſchäft. Sie erbat ſich von den Großeltern die Erlaubniß, eigenhändig alle Milchkrüglein der Armen, die ſich regelmäßig zu dieſer Zeit einfanden, füllen zu dürfen.

„Die Mutter hofft, Sie werden ihr heute ein Stückchen Butter ſchicken; — ſie iſt wieder nicht geſund," — fleht ein dürftiges Kind.

„Unſer Kleines zu Hauſe iſt auch wieder krank — bitte, Miß Dora, geben Sie mir ein wenig von der beſten Milch!" ſpricht ein anderes. —

„Ach, Miß Dora," beginnt eine alte, ſchrecklich ausſehende Bettlerin, „Sie wären engelsgut, wenn Sie uns zur Milch auch etwas Thee ſchenken möchten."

So und ähnlich waren die Geſchäfte am frühen Morgen — ſo lauteten die erſten Begrüßungen unſerer „Penſionäre" — wie wir ſcherzweiſe die lieben Armen nannten.

Ich muß aber ſchon bemerken, daß ſie zuweilen nicht weniger ungezogen waren als das Geflügel. Jedes wollte das erſte ſein — Jedes fürchtete weniger zu erhalten, und ſo kam es nicht ſelten zu kleinen Zänkereien, und kaum hätte Jemand alle Anſprüche befriedigen können.

Das Luſtigſte war mir die Butterbereitung; wir machten dem guten Großpapa jeden Morgen zum Frühſtücke friſche Butter, die er mit beſonderem Behagen zu verzehren ſchien. Der ſüße Rahm auf ſeiner blüthenweißen Unterlage war ſo anziehend, ſo einladend, daß wir die höchſte Freude hatten, uns ſelbſt bei dem Geſchäfte des Milch-Abnehmens zu betheiligen.

Die Obermagd brachte dann mit einer Art Stolz ihr glänzend reines Butterfaß, und bald war die Maſchine im Gange; zuerſt glich die Arbeit einem Spiele; und das Drehen ging ſo flink von Statten; dann aber wurde es ſchwerer und ſchwerer, je größer der Kern ſich geſtaltete. Endlich glaubte man die Frucht im Schatten des Butterfaſſes gereift.

O wie wir da zur klaren Quelle ſprangen, um den Rieſenkürbis vollends von den milchigen Anhängſeln zu befreien. Ich erinnere mich jetzt noch der rothen kalten Fingerchen, die wir uns bei dieſer Arbeit holten.

Die Maſſe zu ſalzen, zu rollen und in hübſche Formen zu bringen, war das Werk weniger Augenblicke. Dann ließen wir uns aber auch die Freude nicht nehmen, den Lohn unſerer Mühen dem väterlichen Greiſe zu zeigen und ihm vorzuſetzen ſo viel er wünſchte.

Hungrig von der ſchärferen Morgenluft, ſehnten wir uns nach dem erwärmenden Kaffee und dem dazu gehörigen heißen Kuchen. Luſtig wie die Vöglein hüpften wir über die ſteinerne Treppe — hinein in die bereits genannte Halle, den Eingangs beſchriebenen Familien-Speiſeſaal.

„Guten Morgen, Großpapa! Wie befindest Du Dich?"

„Guten Morgen, Großmaman! Wie geht es Dir?" —

So tönte es abwechslungsweise von unsern Lippen. Und der nämliche Gruß wiederholte sich, so oft die Gruppe um ein Glied sich vergrößerte, bis wir zuletzt alle versammelt waren.

Nun wurde ein Zeichen mit der großen Hausglocke gegeben, auf welches hin die ganze Dienerschaft sich im nämlichen Sale zur Morgenandacht versammelte, bei welcher der Großvater in eigener Person vorbetete.

Es war so ein liebes Bild — Herr und Diener knieten in Demuth nebeneinander, um den Tribut des Dankes und der Liebe dem Herrn aller Herren darzubringen. Der feierliche Ernst, der den Vorbeter beseelte, schien sich auf die Zuhörerschaft überzutragen. Zehn — höchstens 15 Minuten hielt der Großvater für genügend; — dem „Amen" folgte für uns Familienglieder der dampfende Kaffee nebst Butterbrod.

Die Dienstboten zogen sich zu ihrer Arbeit zurück, denn sie hatten ihre Morgensuppe schon früher verzehrt. So war es der allgemeine Gebrauch; — an dem Morgen aber, von dem ich bereits Erwähnung machte, hatten wir bei dem Frühstücke zwei wichtige Gegenstände zu berathen, — den Findling — und den projektirten Spaziergang. Beides war interessant und bot Stoff in Hülle und Fülle.

Es wurde beschlossen, daß sechs von uns nach Sutton Paal zu Fuß gehen sollen und zwei noch mit dem Wagen nachfahren. Den Kleinen betreffend, erklärte Großpapa — daß, falls die Eltern nicht aufgefunden würden, so müsse er ihn in das Armenhaus thun, denn er habe ohnehin so viele, die von seiner Sorge abhängen, daß es ihm unmöglich sei, ein wildfremdes Kind so aufzunehmen, daß es mit den andern gleich gehalten werden sollte.

Ihn auf andere Gesinnung zu bringen, schien uns von vorneherein unmöglich, darum ließen wir das Gespräch fallen, und bereiteten uns zum bevorstehenden Spaziergange.

Mit Beihilfe unserer Kindsfrau war bald Alles in Ordnung; in weniger denn 10 Minuten standen wir Mädchen reisefertig in der Halle, mit Ungeduld der Ankunft Eduards und Karls harrend.

Florence unterzog mittlerweile den Saal einer besonders aufmerksamen Prüfung, und ich gestehe, sie hatte reichen Stoff zur Betrachtung und Bewunderung. Der Raum ähnelte durchaus dem Schiffe einer Kirche — nur befanden sich darin natürlich keine Bänke, wohl aber standen an den Seiten eichene, zierlich geschnitzte, und dabei so massive Stühle, daß ein starker Mann unserer Zeit Mühe hat, einen solchen vom Platze zu rücken.

Eben da sind auch Nischen angebracht, in denen wahrscheinlich in ältester Zeit Statuen von Heiligen waren — jetzt aber sind sie leider verunziert durch Büsten von Männern und Frauen, deren Namen in keinem Kalender

stehen. Der Eingang wird durch zwei mächtige Thorflügel erschlossen; auf dem entgegengesetzten Ende aber befindet sich ein ungeheures Fenster von gemaltem Glase. Der Boden — von Eichenholz ist so schön polirt, daß wir ihn gewöhnlich als „Schleifbahn" benützten — zum Schrecken und theilweise auch Aerger der Frau Mallet unserer Haushälterin, an dem sich auch unsere Wärterin betheiligte, denn gar oft hörten wir sie in ihrem Unwillen sagen: „Ich wollte, der Herr möchte einen Teppich anschaffen, der den ganzen Boden bedeckt, dann könnten sie doch nicht mehr ihre gefährlichen Sprünge da auslassen."

Frau Mallet hingegen wünschte sogar, daß wir uns ein Mal ein kleines Uebel — „das aber nicht wehe thut" — setzte sie bei, — zuziehen sollten, damit wir, „ihren Boden", wie sie sich ausdrückte, nicht so beschmutzten, denn der Hannah kostete das Reinigen der Merkmale, die wir gewöhnlich zurückließen, mehr als eine Stunde. Wir hörten dieses Alles mit größter Ruhe an — und — lachten; an Besserung dieses Fehlers dachten wir nicht im Traume.

Da wir lange vergeblich auf unsere beiden „Gentlemen" gewartet hatten, begannen wir unsere gewohnten Spiele, um die Zeit zu vertreiben. Oefter als ein Mal fielen wir nieder — und jedem solchen Unglücke folgte ein schallendes Gelächter, und da zuletzt doch unsere Begleiter erschienen, fingen wir schon an müde zu werden.

Dieses Gefühl war jedoch in dem Augenblicke vergessen, als sich uns die Thore öffneten und munter wie gaukelnde Schmetterlinge wir uns auf dem Wiesenteppiche umhertrieben — nicht bedenkend, daß wir keine Kräfte zu vergeuden hätten.

Vorher ward ausgemacht, daß Kate uns begleiten sollte, dann aber wechselte sie mit Gabrielle, weil erstere vorzog im Wagen nachzufahren und uns in Sutton Paal zu erwarten.

„Um 12 Uhr werden wir uns im „Engel" treffen!" lautete unser Abschiedswort.

Ungefähr zwei Stunden lang ging es lustig vorwärts, es gab bald da, bald dort etwas zu sehen. Jetzt wurde ein Blümchen gepflückt, dann einem Schmetterlinge nachgejagt. Hier lief ein Käfer, den die Brüder als Beitrag zu ihren selbstangelegten Sammlungen mitnahmen, — denn Großpapa hatte ihnen auf ihre Bitte hin ein eigenes Zimmer zu ihrem Museum eingeräumt. —

Bei einem dieser Abstecher geschah es mir und Mary Wilton, daß wir uns plötzlich von den andern getrennt sahen. Anfangs beachteten wir's gar nicht; unsere Aufmerksamkeit war zu sehr in Anspruch genommen; in vollster Zerstreuung wanderten wir fort und fort, bis wir zu unserm größten Schrecken bemerkten, daß wir uns im berühmten und berüchtigten „Dartmoor" befanden. —

Dartmoor ist einer der renomirtesten Plätze in England wegen der vielen Ueberreste aus der uralten Zeit des Heidenthums. Hier mehr, denn je anderswo, haben sich die Druiden*) durch ihre seltsamen Monumente verewigt.

„Was ist doch dieß für ein großes Ding?" sprach Mary, auf einen Steinhaufen deutend, der genau die Form einer verkehrt stehenden Pyramide**) hat. Die kleinsten Steine liegen zu unterst, die größeren auf der Oberfläche. Wie bei den Pyramiden ist auch hier kein Bindemittel angewendet, die Riesenprodukte sind lose auf einander geschichtet — das Ganze aber ist ein Kunstwerk, das sich einzig auf die geschickte Benützung des Gesetzes der Schwere gründet. —

Der Volksmund erzählt, daß die Druiden den obern Theil dieses Kolosses benützt hätten, ihre Menschenopfer, die sie den Göttern darbrachten, hier den Flammen zu weihen.

Man kann nur vermittelst einer Leiter zu Höhe gelangen, aber immerhin bleibt es ein Wagstück, das äußerst Wenige probiren.

„Das ist der große „Cromlech" oder Jungfrauenfels" — erwiederte ich — „komm' laß' uns näher treten, er ist so merkwürdig."

Wir liefen nun auf denselben zu; Mary aber wollte mich erschrocken zurückhalten, weil sie fürchtete, die Steinmasse möchte zusammenstürzen und mich unter den Trümmern begraben.

„Komm Lillie! komm'!" rief sie mit ängstlicher Besorgniß, die Felsstücke könnten Dich zerschmettern."

In der That sieht es so aus, als ob sie mit jedem Augenblick das Gleichgewicht verlieren, über den Haufen fallen und Alles zu Staub zermalmen könnten, was sich eben unter diesem unheimlichen Obdache findet.

Ich lachte und suchte die Furcht dadurch zu verscheuchen, indem ich meiner kleinen Freundin erzählte, daß dieses Werk alter Baukunst schon Jahrtausende über sich hinziehen sah; dann fügte ich scherzend bei: „Die Jungfrauen wollten uns nur ein Dach gegen Regen und Sonnenschein aufführen."

*) Götzenpriester.

**) Die Pyramiden sind ehrwürdige Zeugen des Kunst-Sinnes oder ausdauernden Fleißes der Aegyptier. Schon im Alterthume wurden sie zu den Wundern der Welt gezählt. Sie stehen in Mittelägypten an der Westseite des Nil in fünf Gruppen gesondert; im Ganzen sind ihrer 40. Es sind große viereckige, inwendig aus vielen Gängen und Kammern bestehende Gebäude, genau nach den 4 Himmelsgegenden gerichtet. Von einer breiten Grundfläche laufen sie nach oben immer schmäler zu, und endigen sich in eine flache Decke. Sie sind aus Kalksteinen erbaut, die übereinander gelegt, bloß durch ihre Schwere zusammenhalten. Hunderttausend Menschen sollen 20 Jahre ununterbrochen daran gearbeitet haben. Von dem Material derselben kann man nach neuerer Berechnung eine mässige Mauer um das ganze Königreich Spanien ziehen. —

„Was willst Du damit sagen?“ forschte neugierig meine Gefährtin.

„Hörst Du!“ — fuhr ich weiter — „der Cromlech wurde in unvordenklichen Zeiten von einer Parthie lustiger Mädchen eines Morgens vor dem Frühstücke zum Spasse gebaut. Sie selbst trugen die Steine herbei und legten sie so künstlich übereinander. Deßhalb nennt man ihn auch den Jungfrauenfels.“

Nun dürfen wir uns aber nicht länger mehr aufhalten — es wird bald 12 Uhr sein, und da sollen wir in Sutton Paal eintreffen.

Auf unserm weitern Wege zeigte ich Mary auch die „Tors.“

Unter diesem Namen begreift man sonderbar gebildete Thurm-Ruinen, auf den Spitzen der zahlreichen Hügel, die sich einer Kette gleich durch das Moor hinziehen und welche im Alterthume als Signal-Feuerplätze benützt wurden.

Diese Zeichen waren in Zeit der Noth im Gebrauche, d. h. wenn die wilden Horden in England einfielen und die Einheimischen zum Kampfe wie zur Vorsicht und Wachsamkeit aufgefordert werden sollten. Dann flammte bald die eine, bald die andere Feuersäule hoch in den Lüften und die Krieger versammelten sich am verabredeten Orte.

Meine Zuhörerin fand großes Interesse an dem, was ich ihr so eifrig erzählte. Besondere Freude zeigte sie an dem ebenfalls berühmten „Logan.“ Es sind das massive Felsstücke, welche alle auf ihrem schwächsten Ende stehend, so leicht beweglich sind, daß die Hand eines Kindes sie erschüttern kann, wenn gleich ihr Gewicht an 100 Centner übersteigt.

Während all' dieser Instruktionen und Explikationen waren wir unsers Weges fürbaß gegangen.

Die Stunden enteilten dabei so flüchtig und wir hatten so total vergessen, wir seien arme Verirrte, daß uns erst das Hungergefühl sagte, es müsse längst Mittag vorüber sein.

Ueberdieß ließen wir uns durch unsere Neugierde zu weit führen. — Obgleich ich mit den Sagen dieser Gegend und deren Merkwürdigkeiten ganz vertraut und bekannt war, indem Großpapa selbst uns Alles gezeigt und erklärt hatte, so konnte es mir doch für den Augenblick nicht angenehm sein, unter diesen Umständen in die unmittelbare Nähe dieser Kolosse zu gelangen und ich bemerkte zu spät, daß ich, des Weges unkundig, nicht mehr wußte, welche Richtung wir einzuschlagen hatten, um nach Sutton Pool zu kommen; — mit erschrockenem Herzen und betrübtem Gesichte machte ich meiner Freundin diese traurige Eröffnung.

Diese jedoch schien guten Muthes, und theilte meine Besorgniß noch nicht.

„O,“ sprach sie ganz heiter, — „das thut nichts, wir werden uns schon zurecht finden; ohne Zweifel begegnen wir Jemanden, der uns Auskunft geben kann.“

„Jemanden im großen Dartmoor begegnen!“ — erwiederte ich beklommen — „das iſt nicht denkbar! höchſtens treffen wir etwa auch einen verirrten Wanderer, oder ein wildes Thier, ſonſt hält ſich kein lebendes Weſen da auf.“

„Sieh dort!“ rief Mary freudig — „ſieh, dort iſt eine Schafheerde — und noch eine,“ — jubelte ſie, „und Du ſagſt, es wäre Niemand zu treffen?“ —

„Ich kenne mich nun aus,“ rief ich mit freudiger Begeiſterung; „jetzt iſt Alles recht, das ſind die „Gray Wethers“ — (graue Hammel) aber keine Schafheerde, ſondern eine Anzahl beieinander liegender Steine, die von ferne den Anblick einer weidenden Heerde gewähren, daher auch der Name. Nun habe ich keine Angſt mehr, ich glaube mich jetzt auszukennen.“

Beſſer aufgelegt im Sonnenſtrahle froher Hoffnung wanderten wir voran in dem Schritte, den Hunger und Müdigkeit uns geſtatteten. Nur kurze Zeit blieben wir vor den berühmten „grauen Hammeln“ und betrachteten ſie.

Wie bereits angedeutet, ſind es zwei enorme Steinkreiſe, merkwürdig nicht ſo faſt der Höhe als dem Umfange nach. Sie beſtehen aus ungeheueren, grob gearbeiteten Granitblöcken und ſind wahrſcheinlich noch die Ueberreſte eines ehmaligen Götzentempels.

Wir bewunderten deren ſonderbare Geſtalt und die ungewöhnliche Form der Zuſammenſtellung, die nicht abſichtslos zu ſein ſchien; jedoch das Bedürfniß des Magens kühlte unſere Begeiſterung — und die Furcht, zum Mittageſſen zu ſpät einzutreffen, beflügelte unſere Schritte.

Wir gingen — und gingen — wie mir ſchien, endlos. Die Sonne brannte glühend heiß, und weder ein Baum noch eine Staude, noch ein Gränzſtein begegnete dem ſehnenden Auge. Es kam uns vor, als hätten wir Meilen zurückgelegt; halb ohnmächtig ſank ich endlich auf einen Steinhaufen nieder, unfähig jeder weiteren Anſtrengung. Mary, einige Monate älter als ich, war weniger aus der Faſſung gebracht; ſie hatte noch immer Sinn für das Großartige in der Natur. Traurig ſetzte ſie ſich neben mich und ließ ihre Blicke umherſchweifen — dann rief ſie wieder mit Erſtaunen aus: „Was für ein ſonderbarer Platz! — was bedeuten wohl die vielen Hügel?“

„Das ſind Gräber,“ erwiederte ich hochweiſe, denn meine Eitelkeit fühlte ſich geſchmeichelt, in dieſem Falle mehr zu wiſſen als Mary.

„Viele dieſer Erhöhungen wurden ſchon geöffnet, aber man fand nichts darin als Todtengebeine; doch“ ... fügte ich wie in Einem Athenzuge bei: „O Mary! wenn ich nur ein wenig ſchlafen dürfte — ich bin ganz erſchöpft und mein Kopf thut mir furchtbar wehe.“

„Vielleicht“ — tröſtete dieſe, „liegt das Ziel unſerer Reiſe hinter dem nahen Berge. Laß' uns nur noch ein wenig vorwärts gehen, Du kannſt nachher ſchon ausruhen — hier iſt's gar ſo öd und einſam, es wird mir bald auch unheimlich.“

So rafften wir unsere geringen Kräfte zusammen und erstiegen den Hügel, auf dessen Spitze wir schweißbedeckt ankamen — aber wer malt unsern Schrecken, als wir uns neuerdings vis à vis den „grauen Hammeln" sahen. Wir hatten nur einen weiten Kreis gemacht, — und in diesem Falle wäre uns ein Taschencompaß, dessen Brauchbarkeit und Bedeutung wir freilich dortmals noch nicht verstanden, von erheblichem Nutzen gewesen.

Allein was sollten wir Kinder thun? War es uns ja doch, als ob wir uns in einem Zauberbanne befänden, dem wir trotz aller Anstrengungen nicht entrinnen konnten.

Die Sonne begann zu sinken — noch ein Mal hatten wir uns auf den Weg gemacht — und wieder kamen wir auf die alte Stelle zurück.

Nun hatte sich aber mein Kopfweh, das ich der sengenden Hitze, dem Nahrungsmangel und übermäßiger Anstrengung zu verdanken hatte, zu solch hohem Grade gesteigert, daß ich unmöglich mehr weiter konnte. Auch Mary war todtenbleich.

„Lillie" — begann sie mit weicher Stimme — „geh' doch, wir wollen nochmal einen der umliegenden Felsen besteigen, vielleicht gelingt es uns, etwas zu erspähen."

Ich ließ mich überreden, und so wankten wir zu dem sogenannten „Hay Tor", einem der erwähnten Signalhügel. Auf seiner Spitze erheben sich zwei Säulen aus Stein, welche vermittelst schmaler Treppen erstiegen werden können, wofür derjenige, der dieser Mühe sich unterziehen will, durch den Genuß einer wahrhaft zauberischen Fernsicht reichlich belohnt wird.

Für mich sollte das der letzte Versuch sein. Mehr kriechend als gehend erklomm ich den Hügel, aber die Säule hinan zu klettern, lag nicht in meinen Kräften. Fast bewußtlos sank ich zusammen und legte mein schmerzendes Haupt auf einen Stein.

Mary hatte schon viele Geschichten über Schiffbrüche 2c. gelesen, und nun fiel ihr ein, daß die Matrosen öfters Trümmer von Flaggen als ein Zeichen ihrer Rettungsbedürftigkeit aufstecken.

Zu diesem Zwecke nahm sie ihr Taschentuch und befestigte es auf der obersten Spitze — aber bald erschien es ihr, als ob es nicht groß genug wäre, um in der Ferne gesehen zu werden. Ihr erfinderischer Geist führte sie jedoch auf ein anderes Mittel; sie zog nämlich einen ihrer weißen Unterröcke aus und brachte ihn an dem überhängenden Steine an.

Die Sonne ging unter. Ein leiser Wind erhob sich — die improvisirte Flagge wurde von demselben bewegt, darum stieg sie hoffnungsvoll herunter von der Warte und verkündete mir frohlockend den neuen Hoffnungsschimmer; doch setzte sie kleinlaut bei: „Lillie, ich habe nichts Lebendes in der ganzen Gegend gesehen, — Niemanden, der uns zu erlösen käme. Ich glaube, wir müssen doch selbst wieder ein wenig weiter schreiten."

Aber diesesmal konnte ich ihrem Wunsche keine Folge leisten. Sie sah selbst die Unmöglichkeit ein und setzte sich traurig mir zur Seite.

Es war wirklich schauerlich hier; — die mit der Dunkelheit wachsenden Schatten bildeten sich förmlich zu Riesengespenstern, die meine ohnedieß geschwächte Einbildungskraft nicht wenig erschreckten. Darum konnte sich meine treue Gefährtin auch nicht entschließen, allein fortzugehen, um Hilfe zu suchen. — Ich legte meinen Kopf in ihren Schooß — und ach! — es wurde kühler und kühler — und zuletzt so kalt, daß wir Beide zitterten vor Hunger und Frost. Endlich gewannen Müdigkeit und Schwäche die Oberhand und tiefer Schlaf senkte sich auf unsere matten Augenlider.

Plötzlich wurden wir aber durch das Bellen eines Hundes geweckt.

Mary sprang freudig auf — vermuthend, daß sich ein Schäfer in der Nähe befinde. Die Schnelligkeit der Bewegung brachte mich aus dem Gleichgewichte — ich rollte hinunter bis zum Fuße des Hügels. Wie es kam, daß ich das Genick nicht brach, das mögen die heil. Engel wissen und erzählen. Ich kann nur so viel sagen, daß ich nach dem Sturze bewußtlos auf der Erde lag.

Der Hund, die unschuldige Ursache meines Unfalles — eilte auf mich los und begann mir Hände und Gesicht zu lecken, dann beschnuffelte er mich von allen Seiten und begann freudig zu bellen.

„O, Nero! Nero!" rief ich zu mir gekommen, voll Entzücken aus, denn ich erkannte unsern Neufoundländer an der Stimme. Es schien, als ob er Alles begriffen hätte; durch seine Geberden und das beständige Wedeln seines Schweifes wollte er uns gleichsam auffordern, ihm zu folgen, allein wir vermochten es nicht, denn unsere Glieder waren starr vor Kälte.

Nero bellte mit aller Kraft seiner starken Stimme hinaus in das weite Moor und das gescheidte Thier verließ uns nicht, sondern blieb so lange auf dem eingenommenen Posten, bis unser Bedienter, der alte, treue James an Ort und Stelle war.

Wer beschreibt unsere Freude über diese Begegnung!

Der gute Mann dachte vor Allem an unsere Erquickung, deßhalb nahm er sogleich sein Weinfläschchen aus der Tasche, das er sorgsam zu sich genommen, ehe er ausgegangen war, uns zu suchen. Hierauf reichte er uns einiges Biscuit, hob mich sofort auf seinen nervigen Arm, und lenkte seine Schritte nach Sutton Pool, indem dieses Städtchen näher lag als unsere Heimath. Freilich war ringsum dunkle Nacht, aber wir konnten unsers Nero oft erprobtem Instinkte trauen, und hatten nun keine Furcht mehr vor einem wiederholten Begegnen, der mir in ewigem Gedächtnisse bleibenden „grauen Hammel!" —

Es läßt sich denken, daß die übrige Reisegesellschaft im „Engel" sich über unser Ausbleiben sehr unbehaglich fühlte.

Nachdem es bereits 1 Uhr Nachmittags geworden und wir noch nicht

da waren, so schickten sie einen Mann aus, uns zu suchen, — als aber der Stundenzeiger 2—3 und 4 Uhr überschritten hatte, und weder Sucher noch Gesuchte erschienen, da wurde es ihnen herzlich bange.

Mittlerweile war auch Eduard, der anderwärts Geschäfte zu besorgen gehabt, zurückgekehrt. Er wußte noch nichts von unserm Verlorengehen, darum, obgleich über die Mittheilung sehr erschrocken, setzte er doch alle Hebel zu unserer Auffindung in Bewegung. Die Brüder selbst durchstreiften die Wälder, und waren trostlos, keine Spur von uns zu finden.

Endlich kam einer der ausgeschickten Boten auf die Vermuthung, wir könnten in den Fluß Dart gefallen sein.

James erzählte uns, daß Kate und Editha, die gemäß der Uebereinkunft in der Equipage nachgefahren kamen, glücklicherweise den Neufoundländer mitbrachten. Was jedoch die Vermuthung, daß wir ertrunken seien, anbelangt, so wollte er, James — dieselbe durchaus nicht theilen, sondern erbot sich, in Begleitung Nero's das Dartmoor zu durchsuchen.

„Wie — was, das Moor durchsuchen?" sagte ein Mann, der von diesem Unternehmen hörte. „Das ist nicht möglich — da kann ja Niemand mit heiler Haut herauskommen."

„Unmöglich," erwiederte der treue Diener — „ist's auch nicht, und wahrscheinlich haben sie sich dahin verirrt, denn der Wald liegt zur Seite, die Mädchen dürfen nur den Weg verloren haben. — Die beiden Schwestern wollten ihn, nachdem sie seinen ernsten, guten Willen sahen, von diesem großartigen Vorhaben auch nicht zurückhalten und erlaubten ihm gerne, den Hund mitzunehmen.

Frau Markham, die Gastwirthin aber, mußte mit einer Laterne aushelfen und ein Fläschchen Wein nebst Biscuit hergeben, „denn ich habe mir wohl gedacht," bemerkte er, „daß Sie, liebe Kinder, wenn mir je das Glück zu Theil wird, Sie zu finden, recht ausgehungert sein müssen;" und hierin hatte er sich auch nicht getäuscht — und wir nahmen diese uns so sehr willkommene Erquickung freudig und dankend hin. —

Endlich gelangten wir zu Frau Markham, der Tochter unserer Wärterin, welche die Zuneigung der Mutter gegen uns von ihr geerbt zu haben schien. Sie that Alles, was James für uns verlangte, und weil sie glaubte, daß wir recht müde würden, hatte sie auch schon Betten in Bereitschaft gehalten; übrigens waren auch noch die andern Geschwister in Sutton Pool.

Die Mädchen, von Eduard verurtheilt, im Zimmer zu bleiben, hatten sich fast krank um uns geweint.

Von dem herrlichen Essen, welches Frau Markham aufgetischt, blieb beinahe Alles unberührt.

Die Herzen waren zu traurig, als daß ein Nahrungsbedürfniß sich

hätte vordrängen können ... Aber wie frohlockten sie, als Nero's freudenvolles Gebell an ihr Ohr klang — es däuchte ihnen himmlische Musik. Alles machte sich bei seinem Rufe auf die Beine.

Das treue Thier meldete, — wenn auch wortlos, so doch auf unzweideutige Art unsere glückliche Wiederkehr und munterte sie auf, die Thränen zu trocknen und uns entgegen zu eilen. Gabrielle, Kate und Editha liefen zur Thüre, konnten aber Anfangs in der Dunkelheit der Nacht nichts gewahr werden — bald aber verrieth ihnen der Schimmer der Laterne unsere Gegenwart; auch Eduard, der bereits alle Anstalten getroffen hatte, unsere entseelten Körper im Flusse aufsuchen zu lassen, kam herbei. Mit einem Ausrufe unbeschreiblicher Freude hob er mich von James Armen, und die folgenden Minuten sahen mich an Gabrielle's und Editha's Herzen.

Mary und Florence aber weinten und lachten abwechselnd über das so viele Thränen kostende Abenteuer. — Natürlich waren wir Beide die Königinen, um welche sich im Augenblicke alles Andere gruppirte.

So sehr auch James wünschte, die Nacht in Sutton Pool zuzubringen, wollte es doch Eduard nicht zugeben, fürchtend, die Großeltern, welche wahrscheinlich des langen Ausbleibens wegen sich ängstigten, gar zu sehr zu beunruhigen.

Die Wirthin, die zuerst ebenfalls auf James Seite stand, gab endlich Eduards Gründe einsehend nach, doch bat sie sich gleichsam als Gnade aus, uns noch schnell heißen Thee bereiten zu dürfen; was auch angenommen ward.

Bei Allen, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, war der verlorne Appetit wiedergekehrt; ich aber schlief einstweilen auf dem Sopha ohne weitere Bewegung, als daß ich den Mund öffnete, da mir Frau Markham ein Täßchen labenden Getränkes hineingoß.

Nach ungefähr fünfviertelstündiger Fahrt kamen wir nach Hause.

Ich werde in meinem Leben das wonnige Gefühl nicht vergessen, welches mich erfaßte, als ich mich wieder in den Armen all meiner Lieben sah.

Mary und ich wurden sogleich zu Bette befördert. Ach, welch' ein Unterschied zwischen dem behaglich warmen Zimmer — und dem kalten Moor; Großmutter und Kindsfrau wickelten uns in allen aufzutreibenden Flanell. Erstere saß den noch übrigen Theil der Nacht an meiner Seite und that Alles, was sie für nöthig erachtete, um jeder mißlichen Folge unserer Strapazen zuvorzukommen.

Wir mußten einige Tage im Bette zubringen — und das war uns Züchtigung genug für den Leichtsinn, der an und für sich schon bittere Früchte getragen, die aber noch viel bitterer hätten ausfallen können, wenn die heiligen Engel uns nicht so treu behütet und noch Hilfe zu rechter Zeit uns zugeführt hätten. Wünscht vielleicht Jemand zu wissen, was im Laufe der Zeit aus unserem Findling geworden sei, so möge hier die Andeutung genügen, daß,

nachdem vierzehn Tage Nachforschungen um seine Eltern zu keinem Resultate führten, die kinderlose Frau Fielding den Knaben zu sich nahm.

Großpapa versprach aus Dankbarkeit gegen Gott, der sein Enkelchen so väterlich schützte, eine wochentliche Gabe an Geld, Milch, Brod, Fleisch ꝛc., sowie auch abgetragene Kleidungsstücke von unsern Jungens.

Wir aber erbaten — und erhielten auch die Erlaubniß in späteren Jahren ihn im Lesen und Schreiben unterrichten zu dürfen; — aber ich muß bekennen, — er konnte seine Abstammung nicht verläugnen, und dem Triebe seiner — wie es schien, angebornen Leidenschaften folgend, belohnte er die ihm gespendeten Wohlthaten mit Undank und überließ sich einem freien, zügellosen Leben — von welchem Gottes Barmherzigkeit und Langmuth ihn zurückrufen möge, bevor die Sonne seines Daseins sinkt.

Nepomuk, der Gymnasiast.

Von Dr. Saffenreuther.

Ach! morgen ist schon wieder Scription!
Zehn Böcke bracht' ich in der letzten unter.
Ich laufe noch mit Sack und Pack davon;
Bei jedem Pensum geht die Sache bunter.
Der Kukuk hol' Ovidius
Sammt Cicero, Horatius
Mit ihrem ganzen Plunder!

Und erst das leidig griechische Gewirr,
Accente und die Heere von Partikeln;
Dazu das arge Dialektgeschwirr;
Ist dies denn nicht ein Strumpf von lauter Zwickeln?
In meinem Capitolium
Geht's wie ein Mühlrad um und um.
Das soll den Geist entwickeln!

Im deutschen Herz, im Ochsenfurter Gau
Hat eine deutsche Mutter mich geboren.
Was hilfts? ich muß der deutschen Sprache Bau
So lange lernen, bis ich sie verloren.
Die alten Wörter voller Kraft
Hat die Grammatik abgeschafft,
Als quälten sie die Ohren.

Ein Lexikon iſt bald mein armer Kopf,
Dick angefüllt mit lauter großen Sachen.
Dazu noch der Franzoſenſprache Zopf!
Ich ſchweiße, daß mir alle Rippen krachen.
Hebräiſch, Engliſch, Welſch — am End'
Wird noch ein jetziger Student
Ein Omnibus von Sprachen.

Ich mußte dichten jüngſt in Vers und Reim
Nach Schillers Carlos und Marquis von Poſa.
Mein Machwerk ſchien mir ſüß wie Honigſeim
Und duftig wie das Blatt der ſchönſten Roſa.
Doch ach! mein armes Herz zerbrach,
Als der Profeſſor grauſam ſprach:
„Echt Ochſenfurter Proſa!“

Auch eine Rede habe ich gemacht;
Das Thema hieß: Die Segnungen im Frieden.
Da ſprach ich von der Teutoburger Schlacht,
Von Tilly, Blücher, Prinz Eugen und Ziethen.
Ritſch ratſch zerriß man mein Papier
Und rief: „Vom Kriege ſchreibt der Stier!“
So war mein Ruhm entſchieden.

Und die verwünſchte Algebra dazu!
Da ſoll man Unbekanntes ſtets ergründen.
Oft ſteh' ich wie im Kreis die blinde Kuh
Und kann nicht mehr ſo recht Bekanntes finden.
Verſteht man endlich minus, plus,
So ſetzt der sinus, cosinus
Mich gar in alle Tinten.

Noch nicht genug! der ſchrecklich lange Zwirn
Der deutſchen, bayriſchen und Weltgeſchichte
Macht wahrlich mein bereits verbranntes Hirn
Vor lauter Wiſſen vollends noch zu nichte.
Genug, wenn Einer Etwas weiß
Von Geiſerich und Radagais;
Was iſt ſonſt von Gewichte?

Was Wunder, wenn ein luſtiger Geſell
Wie ich nur leidig Pech hat aller Orten.
Trinkt man einmal, ſo ſteht ſchon der Pedell
Gewiß an dieſer Kneipe ſchönen Pforten.
Dann heißt es: Zieh zum Carzer ein,
Den man gebaut für Vögelein
Von deinen feinen Sorten.

Zur Bildung kleckt das Wiſſen nicht; auch Kunſt
Soll unſer Einer nebenbei betreiben.
Ich ſtehe ſchlecht bei der Muſik in Gunſt,
Beim Zeichnen und dem kalligraphiſch Schreiben.
Ich habe jetzt ſtudirt genug
Und werde mich dem Stand vom Pflug
Und Wagen einverleiben.

Doch halt! hübſch langſam nur voran!
Das iſt des Lebens allerbeſte Regel.
Wer driſcht und ackert, ſteht auf rauher Bahn;
Die Feder iſt doch leichter, als der Flegel.
Sei dankbar, wenn man Dich behält
Und nicht ſchon vor die Thür' geſtellt.
Geh, ſtreich alsbald die Segel!

Mein Vater hat ein hübſches Sümmchen Geld
Für ſeinen nobeln Filius verſchoſſen.
Nicht Freude, Zorn hat oft ſein Herz geſchwellt,
Die Mutter viele Thränen ſchon vergoſſen.
Du trankſt bereits mehr als genug.
Auf Cerevis! das Glas, der Krug
Bleibt jetzt für mich verſchloſſen.

Auch noch ein Bischen Fleiß, Herr Nepomuk!
Die Tauben fliegen nicht zum Mund gebraten.
Die Faulheit iſt denn doch ein ſchlechter Schmuck;
Ein froh Gewiſſen könnte auch nicht ſchaden.
Ach Gott! der Meinen Thränenblick! —
Friſch auf! ich will ihr Mißgeſchick
Von ihren Herzen laden.

Der Nepomuk hielt Wort; denn höret nur!
Als er gemacht die nächſten Scriptionen,
Da ging ſchon anders ſeiner Feder Uhr;
Kein Bock erſchien in ſeines Penſums Zonen,
Und als des Jahres Schluß genaht,
Da trat er jubelnd auf den Pfad
Zu eines Preiſes Kronen.

Das Osterläuten im Oberengadin.

Von Theodor Schwyzer.

Einen erhabnern und zugleich lieblicheren Tempel der freien Gotteswelt, als das weithin bekannte Oberengadin im Kanton Graubünden, gibt es wohl nicht leicht, wir mögen den Jura oder selbst die Alpen, mit welchen sich kein anderes Gebirge Europa's vergleichen kann, durchwandern.

Betrachtest du andächtig in stiller Morgenstunde, wenn der heitere Himmel in frischer Jugendschöne sich über dir wölbt, oder Abends beim hellen Mondscheine diesen Naturtempel, welchen der weiseste Baumeister mit seinem allmächtigen Schöpferwort hier aufgebaut hat, so fallen deine staunenden Blicke zuerst auf die riesenhaften Wände und Säulen, die das unendliche Gewölbe mit majestätischem Hochgefühl tragen. Unter diesen himmelansteigenden Säulen ist es denn vor allen der bis vor wenigen Jahren noch ungemessene, selbst das Große weit überragende Bernika, welcher eben so sehr deine Gefühle zu erregen, als deinen Geist zum Nachsinnen hinzureißen vermag, falls du auch fähig bist, Schönheit und Erhabenheit nicht nur zu sehen, sondern auch zu fühlen und zu genießen. Mit Relief- und Frescogemälden aller Art, sind die Wände dieses Tempels geschmückt und verziert, wie kein zweiter es schöner sein kann. Oder hast du je herrlichere, mit Arven- und Lärchenbäumen gekrönte Hügel gesehen, als hier sich deinem Blicke darstellen? Und kannst du einen schönern Mosaikboden sehen, als wenn du mit schönsinnigem Auge den zu deinen Füßen hier betrachtest? Oder siehst du in diesem blumenbesäeten Grund einen Flurteppich mit den schmelzendsten Farben gestickt, so erhöht der jugendliche Inn, der ihn im Silberglanze der Sonne mit Jünglingsmuth durchströmt, noch seine Pracht so sind die grünlichen und bläulichen Seen, mit zierlichen Tannen umsäumt, die blühenden Wiesen, mit den reinlichsten Dörfern voll schmucker, wohlhabender Häuser die werthvollsten Zugaben zur Abrundung des lebensvollen Bildes.

Doch der Schönheiten gibt es in diesem Hochthale so viele, daß wir mit der Schilderung derselben nicht so bald zu Ende kämen, wollten wir alle oder auch nur die hauptsächlichsten berühren. Wir begnügen uns für dies Mal einer Sitte Erwähnung zu thun, an die uns die Osterzeit erinnert. Horch! welcher freudige Glockenton klingt aus der Höhe herab in dieses Bergthal, das selber schon 5—6000 Fuß hoch über dem Meere liegt? Wie lieblich, als wollte ein Echo dem andern rufen, widerhallen die Töne an den riesigen Gletschern und Firnen ringsum? Ist es nicht, als ob heute das helle Glöckchen ein Hosianna und Hallelujah in die Frühlingsluft hinausjubelte, während es sonst immer nur zur Trauer erklingt? Verkündigt es sonst nicht immer die

eingetretene Nacht eines Menschenlebens, und heute triumphirt es, als ob der Morgen der Auferstehung für die ganze Menschheit nahe! Allerdings, so ist es auch, das ist ja

Das Osterläuten zu St. Peter!

Doch wir sehen es deinem fragenden Angesicht an, lieber Leser, du möchtest hierüber genauere Auskunft haben, und statt räthselhafter Worte möchtest du lieber die Lösung, statt der Frage die Antwort vernehmen. Es sei dir gewährt.

Hast du schon einmal das Oberengadin durchwandert, oder wirst du es jemals durchpilgern, oder dich gar an seinen kräftigen Heilquellen zu St. Moritz eine Zeit lang aufhalten, so wird es deinem aufmerksamen offenen Auge angenehm auffallen, wie etwas entfernt von den Dörfern, bald auf einem anmuthigen Hügel, umgeben von den höchsten und letzten Lärchenbäumen wie in Cellerina, bald auf einer lieblichen Halde, ziemlich hoch über allem Walde, wie in Samaden, sich eine einsame Kirche erhebt, ähnlich einer Wallfahrtscapelle. Und ja es ist auch ein Wallfahrtsort, aber für die Todten und nicht für die Lebenden. Es sind dieß die sogenannten „Todtenkirchen," denn neben ihnen, oder rings um sie herum sind die Gottesäcker dieser Gemeinden — die Friedhöfe, in denen Freunde und Feinde, Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, nachdem der Tod sie alle gleich gemacht hat, ohne Unterschied, ohne Rang und Stand zu beobachten, ruhig und friedlich nebeneinander liegen; hier sind die Ruhestätten, in welchen Alle Bewohner zu Staub und Asche, zu einer Handvoll Erde werden, von der sie genommen sind. Hier schlummern die müden Erdenpilger im kühlen Schoos der Mutter-Erde von allen ihren Mühen und Arbeiten, von allen Leiden und Trübsalen aus; in ihrer süßen Ruhe kümmern sie sich nicht mehr, ob über ihnen die Stürme über den Erdboden dahin brausen, oder ob auf ihren Gräbern die Frühlingsblümchen ihr Haupt aus dem langen Winterschlafe erheben, ob es regne oder die Sonne scheine, ob es donnere oder blitze; ungestört schlafen sie ihren Todesschlaf, ob Friede die Länder schmücke, oder Unfriede die Menschen verzehre und Krieg und Hungersnoth die Erde verwüste. Sehr alt muß der Thurm zu St. Peter oberhalb des Dorfes Samaden sein, trägt doch die viel jüngere, oder doch wenigstens damals renovirte Kirche die Jahreszahl 1491. In Freude und Leid gleich innig verbunden, stehen sie, wie zwei treue Gatten, seit Jahrhunderten, Sommer und Winter, Tag und Nacht hier Wache und hüten und bewachen die ihnen anvertrauten Saatkörner einer seligen Auferstehung in unbeweglicher Standhaftigkeit. Wie oft schon verkündigte das trauernd-theilnehmende Glöcklein den Menschen ringsum, es sei wieder einer ihrer Brüder zu den Vätern und Ahnen versammelt worden, denn jedem Entschlummerten singt es weit in's Thal hinaus sein Grablied in gedämpften Tönen, als ob es mitfühlte den tiefen Schmerz der trauernden Herzen. Sonst aber bleibt

das Glöcklein immer ſtumm. Nur an dem oben erwähnten einzigen Tag des Jahres regt es ſich früh Morgens und ſchallt faſt ununterbrochen den ganzen Tag fort. Dann aber hat es nicht den traurig ernſten Klang, wie wenn es einem Todten ruft, vielmehr klingt es froh und freudig dem Auferſtehungstag des Heilandes entgegen, verkündigt mit heller Stimme den Sieg über Tod und Grab, Teufel und Hölle, ſagt den Geburtstag der Chriſtenheit, den Oſtermorgen des ewigen Lebens an; es jubelt ſo ſiegsgewiß mit vollem, reinem Tone, als ob es ſeliglich ſich mitfreue über das Frühlingswehen und Lenzesleben, welches alle Welt durchdringt.

Das iſt das Oſterläuten, das ſeinen Urſprung der Auferſtehungsfeier verdankt, das in dieſem erhabenen Alpentempel wohl ſchon ſo lange Sitte iſt, als Chriſtenmenſchen den Triumph des größten und herrlichſten Sieges feiern! Auferſtehung feiert die Natur allüberall, bis auf die eisbepanzerten Berge hinauf, Auferſtehung feiert der Herr des Lebens, deſſen heiligen Leib die gottentfremdeten Menſchen bis in's Grab gebracht hatten, Auferſtehung des chriſtlichen Geiſtes, des göttlichen Lichts und Lebens in heilandserfüllten Seelen, Auferſtehung der Kraft aus der Höhe in gottſeligen, oſternfeiernden Herzen, verkündigt das Glöcklein von St. Peter und ſeine Geſchwiſter ringsum!

Welche Freude allüberall! Nicht vergebens harrten die Knaben mit ſolcher Sehnſucht der Stunde entgegen, in der ſie mit kräftigem Arme das Glöcklein ſchwingen durften! Gingen ſie doch ſchon bald nach Mitternacht und ohne Furcht und Grauen über die alten und neuen Gräber ihrer Vorfahren und Eltern in den Thurm zum freudigen, ſie nicht ermüdenden Werke. Sinniges Oſterläuten: Das Glöcklein der Todtenkirche ruft heute: Leben! Leben! Gedankenvolles Oſterläuten: die Glocke, welche ſonſt an der Stätte der Verweſung klagte, ruft hell und klar durch die Nacht in den friſchen Morgen hinüber und in den firnenbekränzten Alpendom hinein:

„Oſtern, Oſtern, Feſt der Freude,
Siegestag der Chriſtenheit!
Sei gegrüßt, du heilig hohe
Gnadenvolle Oſterzeit!
Blumen, Glocken, Licht und Lieder
Und der reinen Herzen Schlag,
Alles preiſet Gott und jubelt
Heut' am Auferſtehungstag!

Und in vielen, vielen Zungen
Auf dem weiten Erdenrund
Wird das hohe Lied geſungen,
Wie der Herr vom Tod erſtund....

Drum auch wir in Feierklängen
Jubeln heut den Engeln nach,
Wie vom Tod der Herr erſtanden
An dem heil'gen Oſtertag!" (Guido Görres.)

Mit Gott.

Von Fr. Güll.

„Mit Gott!" Das ſei dein Wanderſpruch
In deines Lebens Wanderbuch.

„Mit Gott!" Das ſei dein Pilgerſtab
Auf deiner Reiſe bis zum Grab.

„Mit Gott hindurch, mit Gott hinauf!"
Geh'n dir des Himmels Pforten auf.

Am Morgen.

Mit Gott, ſo wach ich ſelig auf
Und wandle ſtill in ſeinem Segen.
Mit Gott will nach des Tages Lauf
Ich ſelig mich zur Ruhe legen.

Am Abend.

Mein Gott, du haſt ſchon früh am Morgen,
Haſt Abends ſpät noch mein gedacht:
So ſchlaf ich ſtill und ohne Sorgen
In Deiner Hut auch dieſe Nacht.

Ave Maria.

Die Mittagsglocke tönet
Weit über Feld und Au
Und ſinnend über die Fluren
Zieht hin die „liebe Frau."

Im blauen langen Kleide,
Mit duftigem Schleiergewand
Mit güldenem Saume wallet
Sie über See und Land.

Und die ihre Nähe spüren,
Die beugen still das Knie —
Und falten die Hände und beten:
Gegrüßt sei'st du Marie!

Silbenräthsel.

Von Clara Jäger.

Erste Silbe.

Ich bin der Stärkste Meinesgleichen;
Als König werd' ich anerkannt;
Ein stolzes Reich trägt mich als Zeichen;
Ein Sternbild ist nach mir benannt.
Nicht unter Eichen steht mein Thron,
Ich bin der heißen Länder Lohn.

Zweite Silbe.

Ein Thor, bald auf und bald geschlossen,
Mit Wall und Zäunen wohl verwahrt; —
Wird gleich manch Pfeil durch mich geschossen,
Send' ich auch Boten bessrer Art.
Doch künden Schmerz sie, oder Glück, —
Noch Keiner kehrte je zurück!

Das Ganze.

Ich bin es, wird Dir Lob gespendet,
Preist Dich als groß und gut die Welt;
Bin's, wenn man Deinen Namen schändet
Für einen Bösewicht Dich hält.
Ich folg' Dir in den Erdenschoos,
Du machst Dich nimmer von mir los.

Aus der fröhlichen Knabenzeit.

Von Th. Messerer.

Die erste Vakanz.

Seit acht Tagen Inhaber eines eigenen Stiefelziehers und im Besitz der ersten Taschenuhr, deren ganze Mechanik aus zwei Zeigern bestand, sah ich ziemlich vornehm auf meinen kleinern Bruder herab, wenn er sich in seinem Gottbüchel den dicken Kopf zerbrach. Ich war mithin schon bei dem Wendepunkte angelangt, wo der erste Stolz erwacht, wo man beim Essen kein „Hangerl", auf der Straße das Führen nicht mehr leiden will. Da geschah es, daß mein Vetter, der Nußbartl von Maxlried, auf den gescheidten Einfall kam, meinen Eltern das Versprechen abzunehmen, mich während der Vakanz in seinem Dorfe Gänse hüten und Kartoffeln klauben zu lassen.

Das setzte meinem Selbstbewußtsein die Krone auf. Ich schnitt von der Stunde an ein wunderbar wichtiges Gesicht und zog häufig die Schultern in die Höhe. Bücher und Schulsachen wurden schnell aus dem Wege geräumt und noch schneller war ich mit allen meinen Sinnen ausgerüstet für diesen meinen ersten Landaufenthalt. Ich hatte in Gedanken schon hundertmal Abschied genommen und sah mich eben so oft in einer Ecke des Omnibus sitzen, um mir's in aller Gemüthlichkeit auszumalen, wie ich hier schon recht viel Merkwürdiges entdecken und wie ein Jedes den kleinen Reisenden mit großen Augen betrachten würde. Da mußte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung von meiner Mutter allerlei Bedenklichkeiten hören. Ich sei doch noch viel zu klein, meinte sie, als daß man mich so ganz allein die acht Poststunden im Stellwagen fahren lasse und sie habe keine Ruhe, bis sie nicht irgend einem Bekannten die Aufsicht über mich anvertraut. Der Vater lachte dazu, hielt das für unnöthig und behauptete, daß man einen Buben nie früh genug in die Welt hinaus schicken und selbstständig machen könne. Aber die Mutter setzte es zuletzt doch durch und das Ende vom Liede war, daß ich dem Kutscher vermittelst eines Trinkgelds eindringlich zu Gemüthe geführt und — ich schäme mich wirklich, es zu gestehen — unter den Schutz einer alten Frau aus der Nachbarschaft gestellt wurde, die mir immer ganz besonders zuwider war und die nun zufällig denselben Weg machte. Die gute Frau Radlbeck! Ich konnte sie bloß deßhalb nicht leiden, weil sie, so oft sie mich erwischte, es trotz all meinem Sträuben nicht unterlassen wollte, mich auf die Backen zu klopfen und ihren einzigen kleinen Tonerl zu nennen. Ich war ergrimmt über die getroffene Anordnung, die ich mir indeß gefallen lassen mußte und so brach der Morgen meiner Abreise an.

Mit einem: „Auf, Anton, Zeit iſt's!“ wurde ich von der Mutter aus dem Bette gehoben. Gehoben? Leider, ja, gehoben, denn trotz Stiefelknecht und Taſchenuhr zählte ich immer nur erſt ſieben Jahre. Gleichviel war ich der Größte unter meinen Geſchwiſtern und bloß um der Mutter kein Kreuzweh zu verurſachen, wurde ich noch auf dem Stuhle angekleidet. Strümpfe und Schuhe zog ich aber ſchon ſeit einem Jahre ſelber an, was mich nie gereut hat, denn die unabläſſig herabhängenden Schuhbändel waren die glückliche Veranlaſſung zu dem erſten Paar Stiefel, womit mich mein erzürnter Vater beſchenkte.

Nachdem ich mit aller Haſt mein Frühſtück verzehrt, wobei mir das Mißgeſchick paſſirte, der Kindsnanni den halben Kaffee über den friſchgewaſchenen Schurz zu ſchütten, mußte ich der Mutter mit der Kammſchachtel an ein Seitentiſchchen folgen. Alles, was heute mit mir vorgenommen wurde, geſchah mit einer gewiſſen Feierlichkeit und Gründlichkeit. Schon die Nanni hatte mir beim Waſchen beinahe die Haut auf- und die Ohren abgeriſſen, um mich ja für den Nußbartl recht ſchön zu machen. Jetzt ging mit der neuen Operation ein neues Kreuz für mich und für die Mutter an.

„Willſt jetzt gleich ſtillhalten oder nicht!“ rief ſie halb ärgerlich, drückte mir den unruhigen Kopf zurecht und fuhr mir mit dem Ausrichtkamm ſo feſt über den Scheitel, daß ich's bis in die Zehenſpitzen ſpürte. Ich zog die Stirne in Falten und parirte einen Augenblick. Als ich aber fühlte, daß wieder ganz ſanftmüthig weiter gekämmt und zwiſchendurch zum Oelfläſchchen gegriffen wurde, fing ich alsbald wieder an, zuerſt die Augen und dann den ganzen Kopf nach allen Seiten zu drehen.

Es war das Erſtemal, daß ich unſere Kinderſtube in der Morgenbeleuchtung überſchaute. Du lieber Himmel, wie ſah es da aus! Elischen mußte heute Nacht Streit mit ihrer Lieblingspuppe gehabt haben. Dieſelbe ſtürzte ſich händeringend zum Bettſtattgitter heraus, und hätte ſie ſich nicht mit dem linken Fuß verhängt, ſie wäre in's Waſſer gefallen. Das Badwännchen ſtand drohend unter ihr und das kleine Fannerl patſchte und zappelte unter Nanni's Obhut mit den befreiten Aermchen und Füßchen gar luſtig darin herum. Daneben ſtand in vollſter Unordnung Klara's Küche, wo ſeit geſtern Abend Fritzchen ſeine Blechhuſaren einquartiert hatte. Die ungezogenen Gäſte ſchienen Alles über den Haufen geworfen zu haben und die arme Klara, die ſo eben erſt die ſaubere Entdeckung gemacht, war wie aus den Wolken gefallen und wußte nicht, ſollte ſie weinen oder lachen. Dieſem Wirrwarr gegenüber war ein Kramladen angebracht, worin Elischens alte Puppe, aus deren Armen und Beinen man das Material zu dem Spezereigeſchäfte nahm, trübſelig und verlaſſen auf dem Ladentiſche ſaß. Mein guter Schimmel hatte ſeinen eigenen Schweif als Kopfputz auf und daß er mit dem Fuß in einer Trommel ſtand, war ihm nicht zu verargen, da er ſchon lang kein Auge mehr im

Kopf hatte. Am Fenster lehnte eine zerbrochene Schiefertafel, worauf Fritzchen den Struwelpeter so getreulich abgebildet, daß der Hanswurst an der Wand vor Entsetzen Hände und Füße zusammenschlug. In einer Theaterruine sah man Puppenwäsche aufgehangen und rings umher lagen von der letzten Vorstellung noch sämmtliche Schauspieler mit verrenkten Gliedern auf dem Boden. An das Steckenpferd war ein Puppenwagen gespannt, wobei es auch nicht ohne Unglück abgegangen sein mußte, weil die darinsitzende Dame außer einer zerquetschten Nase noch ein ungeheures Loch ober der Stirne zeigte. Unbarmherzig stand Fritzchen dabei und warf in aller Gemüthsruhe Schusser um Schusser der Unglücklichen in den offenen Kopf. In dem bunten Durcheinander bemerkte man auch einen Gummiball ohne Luft, einen Säbel ohne Griff, ein Bilderbuch mit zwei oder drei Blättern und verschiedene Schachteln ohne Deckel und Boden. Was etwa noch ganz war, mußte Elischens scharfen Augen entgangen sein. Sie wanderte durch die Zerstörung wie der Feind über ein Schlachtfeld hin und wo sie noch etwas zu zerreißen fand, nahm sie es hinter dem Rücken der Mutter ganz geheimnißvoll in die Kur. War's auch nur ein Bild oder ein Papiersoldat, so mußte wenigstens das Fingerchen durchgebohrt werden, und dazu machte sie ein so schlaues und zuversichtliches Gesichtchen, als ob sie einzig bloß aus Wißbegierde bei der allgemeinen Zertrümmerung mitgeholfen. Sie wollte vielleicht nur überall nachsehen und ausspekuliren, wie's denn mit all diesem Zeugs inwendig oder dahinter bestellt sei. Nur meine Bausteine, mein Geduldspiel, meine Muscheln waren ordentlich in ihre Kästchen verpackt und ich eilte von Angst ergriffen plötzlich unter den Händen der Mutter hinweg, um sie in Sicherheit zu bringen.

Nachdem dieß geschehen war, stieg ich auf einen Stuhl, um mich vollends ankleiden zu lassen, immer und immer wieder diese Schätze überschauend, die ich nun verlassen sollte. Ich hörte nur mit halbem Ohre auf alle die Mahnungen und Lehren, wozu der Mutter jedes Kleidungsstück Veranlassung gab, das sie mir anzog.

So wurde denn besonders mein Rock, mein erster, mein neuer, mein großer Rock auf mein kleines Gewissen gebunden, so ein Rock von dem ehrbaren und vorsichtigen Zuschnitt, in den Jeder erst hineinwachsen muß. Um aber den meinigen auszufüllen, hätte ich Nußbartls ganze Oekonomie aufzehren dürfen. Darnach erklärte mir die Mutter, bekräftigt durch ein Paar Schläge auf die Hose, daß auch diese durch Rutschen und Klettern nicht besser würde. Besonders wichtig hielt sie ferner für mich, nie ohne Stiefel auszugehen, erstlich wegen meiner Waden, die zwar ein knapper Bissen für Dorfhunde gewesen wären, aber mehr noch wegen der spitzen Steine und Glasscherben, die's überall gebe und wovor ich dermaßen Angst bekam, daß ich den Entschluß faßte, sie zur Vorsorge auch Nachts nicht auszuziehen, weil mir allenfalls davon träumen könnte. Nachdem ich ohnehin schon mit allen möglichen Leibchen und Binden angethan war und so zu sagen meinen eigenen

Kleiderkoffer machte, kam zuletzt noch meines Vaters Slips, der so groß war, daß ich ältester Sohn des Hauses den Hals strecken mußte, um hinter ihm das Tageslicht noch zu erblicken. Daß ich so nicht erfrieren würde, durfte meine gute Mutter gewiß sein, daß es aber auch einen Erstickungstod gebe, daran muß sie nicht gedacht haben.

Also ausgestattet mit unzähligen Ermahnungen und eingewickelt in all meine Habe, erwartete ich zum Abschied nur noch meinen Vater. Er konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er seinen Slips gleichsam lebendig geworden auf sich zuschreiten sah. Von mir selbst waren nur die Beine und der braune Strohhut sichtbar, und mit einer ernsten Miene, die bald wieder einem lustigen Gelächter über meinen sonderbaren Aufzug wich, sagte mir der Vater, ich solle da draußen einen vernünftigen Jungen machen, gegen Jedermann hübsch artig sein und auch einmal schreiben. Damit hob er mich in die Höhe, gab mir einen Kuß und schob mich zur Thür hinaus. Jetzt war es also Ernst! — ,

Ich sollte von Rechtswegen meinen kleinen Lesern nun doch auch berichten, wie ich damals ausgesehen habe. Doch was läßt sich da sagen! Von mir selbst war eigentlich so viel wie nichts zu sehen, nicht einmal die Spitzen meiner braunen Haare. Alles verdeckte der ungeheure Slips. Nur meine schwarzen Augen spitzten melancholisch daraus hervor und auch das Uebrige, was von mir kleinem Reisenden unterhalb derselben etwa noch sichtbar blieb, sah aus wie bei Einem, der sich eben mit Essigbeeren erquickt hat. Ja, daß ich's nur sage, es war eine große Veränderung mit mir vorgegangen! Beim Abschiede wagte ich nicht ein Wort zu reden — ich hatte genug zu schlucken, wo es so viel zu verbeißen gab, und nicht um eine Million hätte ich meinem Vater gegenüber eine unverzwickte Thräne über mein Reisegesicht rutschen lassen. Als es aber die Treppe hinabging, wie sah es da noch mit meinem großen gewaltigen Muthe aus! Von Stufe zu Stufe verschwand er mehr und mehr, wie Thräne um Thräne in den Fransen meines Slipses verschwand.

„Pfui, Anton," mahnte die Mutter, der meine Sinnesänderung nicht entging, „schämst Du Dich nicht! Da wird es wohl besser sein, wenn ich statt Deiner den Fritz herunterhole. Der hat mehr Courage als Du!"

Hier stand ich kopfhängend schon unter der Hausthür und trat gebeugt in Nacht und Nebel hinaus. Aber schnell richtete ich mich wieder auf, einerseits durch diesen Vorwurf, andrerseits am Schurze der Mutter, den ich auch auf dem ganzen Wege nicht mehr losließ.

Bis jetzt war nie ein Morgennebel über meine Nase gestrichen. Ich hatte das Tagesgrauen immer nur mit Grausen in unserm Kindszimmer erblickt und sogleich wieder die Augen zugemacht, um nach meiner Gewohnheit erst am hellen Tage aufzuwachen. Unsere Straße kannte ich kaum mehr, so still und menschenleer war sie. Höchstens sah man einen Bäckerjungen mit

dem Brodkorbe vorübereilen, allenfalls auch einen Kaminkehrer mit ſeiner Leiter. Kam ein ſolcher in meine Nähe, ſo klammerte ich mich noch inniger an den bewußten Schurz. Es war mir noch nie ſo unheimlich geweſen. Hie und da flackerte auch eine erlöſchende Laterne auf und zwickerte, als hätte ſie gleich mir Thränen in den Augen. Als wir vor das Thor kamen, riß mir der Wind den Hut vom Kopf und es wurde mir ganz ſchauerlich vor Kälte. Da war's, wo ich mein junges Herz erſtarren fühlte, und hätte die Mutter nicht vom nächſten Bäckerladen ſchnell warmes Eierbrod an die Stelle geſchoben, ſo weiß ich nicht, ob ich den Stellwagen noch lebendig erreicht.

Kaum hörte ich das Schellengeläute der Pferde, ſo ſtanden wir auch ſchon beim Wagen. Indeß Frau Radlbeck mich mit einem warmen Händedruck begrüßte, die Mutter mich nach allen Seiten auf's Wärmſte empfahl und mir die heißeſten Segenswünſche mitgab, klapperten mir die Zähne und ich wurde, ich wußte nicht wie, durch das Hinterthürchen in den Wagen geſchoben.

„Glückliche Reiſe, Anton!" hörte ich die Mutter noch rufen und wenige Minuten ſpäter ſetzte ſich das Fuhrwerk in Bewegung.

Die Geſellſchaft darin konnte ich der Dunkelheit wegen nicht erkennen, wohl aber vermuthen, aus welcher Art von Leuten meine Nachbarſchaft beſtand. Rechts halb zugedeckt von Frau Radlbecks weiten Röcken, fühlte ich links eine pelzbeſetzte Jacke nebſt lederner Hoſe und mir gegenüber derlei hohe Stiefel, zwiſchen denen eine Flinte ſtand. Ich rückte ſogleich ein wenig auf die Seite und erſt als ein großer zottiger Hund mich neuen Paſſagier gründlich beſchnuffelt hatte, getraute ich mir wieder aufzuathmen. Es war hier ganz gemüthlich warm, weßhalb ich auch nach und nach meinen Kopf aus ſeiner Umhüllung herauswickelte, halb getrocknete Thränenſpuren mit einem Zipfel des Slipſes vertilgte und nach einigem Schlucken und etlichen Seufzern jeglicher Angſt und Beklemmung los wurde. Jetzt richtete ich mich ganz behaglich ein, lehnte den Kopf zurück und wollte nur das Tageslicht abwarten, um mit meiner Umgebung bekannter zu werden.

„Siehſt Du, Tonerl, wie prächtig das geht und wie das ſo ſchön hutſcht," ſagte Frau Radlbeck und ſtrich mir freundlich über das Geſicht.

„Ja, hutſcht!" dachte ich bei mir, „wenn ich die Zunge zwiſchen die Zähne bringe, ſo iſt ſie wurz ab."

Von den Schwungfedern am Wagen konnten wir wirklich einen hohen Begriff bekommen. Bei jedem Stein warf es die ganze Geſellſchaft in die Höhe, was bald ein allgemeines Gebrumm erregte.

„Der Karren muß älter ſein als die Arche Noah," ſagte mein lederner Nachbar.

„Wenn das lange ſo fortgeht," meinte ein Anderer, „ſo bekommen wir auf trockenem Land die Seekrankheit."

Mir gruſelte. Von einem ſolchen Uebel hatte ich noch nichts gehört und ſtellte mir alſo was Fürchterliches in Ausſicht. Der Mann hatte übri-

gens so unrecht nicht. Waren der Steine auf der Straße schon nicht wenig, so gab es noch mehr Löcher und es rüttelte uns eine Zeitlang durcheinander wie Gerste in einer Putzmühle. Endlich wurde der Weg besser, das Stoßen ließ nach und bald bewegten sich alle Köpfe gleichmäßig nach vorne, wie bei einer Gruppe von Porzellanchinesen, die den Kopf an einer Feder haben. Ich nickte nach den Schwingungen des alten Rumpelkastens auch so im Takte mit und nickte und nickte immer zu, bis ich glücklich — eingenickt war.

Da träumte mir, ich sitze auf Fannerls Bettchen und schaue durch's Wiegengitter hinaus und vor die Wiege war mein Schimmel gespannt, der noch seinen Schweif auf dem Kopfe trug. Die Geschwister saßen um mich herum und spielten Schule und Schullehrer. Aber plötzlich verschwammen die Gesichter der Kinder und neben mir saß ein Jäger auf dem Schimmel und kramte in meinem großen Farbenkasten. Auf der andern Seite erblickte ich die Großmutter, wie sie mit dem Kopfe wackelte und gerade ihr Schulbüchlein aufschlug. Es war Prüfung und ich sollte zur großen Tafel hinaus. Da bemerkte ich erst, daß ich außer dem unvermeidlichen Slipse bloß noch im Hemde war. Mein Entsetzen läßt sich nicht schildern. Ich lief und lief so schnell ich konnte aus dem Zimmer, der Stiege zu. Ueber die erste Treppe aber schwebte ich nur, kein Fuß berührte eine Stufe, über die zweite flog ich schon, immer höher und höher und konnte bei aller Anstrengung den Boden nicht mehr erreichen. Es beklemmte mir die Brust, ich hatte nicht Athem genug, und in dieser Angst schlug ich die Augen auf, sah aber trotz der vollen Tageshelle nichts, denn mein Gesicht lag ganz in Frau Radlbecks Schooß begraben. Wie froh war ich, erwacht zu sein! Das Fahren war mir immer noch lieber als das Fliegen und ich setzte mich bald wieder so fest zurecht, als ob ich die Stunde, die ich verschlafen, im Wachen nochmal durchfahren wollte.

„Wenn wir jetzt den Berg oben sind, Tonerl, so kannst Du schon Marlried sehen," sagte Frau Radlbeck, als eben der Kutscher zum Schlag hereinrief: „Will Keiner von den Herren aussteigen, der Weg ist gar so schlecht!"

„Von Herzen gern!" rief der, welcher der Thüre am nächsten saß, sprang hinaus und alle Uebrigen folgten. Nur ich und meine Beschützerin blieben sitzen und ich spähte zu allen Fenstern hinaus, ob ich nicht bald etwas von einer Thurmspitze entdecken könnte. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß ich so bald schon am Ziele meiner Reise sein sollte und hätte in Jubel ausbrechen mögen, wenn ich mich nicht vor der Frau Radlbeck, die mein volles Vertrauen noch immer nicht besaß, ein klein wenig geschämt. Ich freute mich also im Stillen darüber, daß ich so ohne alle Gefahr, ohne Seekrankheit und Räuber, die große Reise gemacht. Nichts lag mir mehr auf dem Herzen, doch halt! — mein Eierbrod lag noch dort, auf demselben Fleck, wo es die Mutter hingesteckt. Ich zog es schnell hervor und weil es so gar

traurige Erinnerungen an meinen Abschied in mir erweckte, verzehrte ich es, so rasch ich konnte.

Inzwischen tauchte die gesuchte Thurmspitze in der Ferne auf, und dießmal hätte ich vor Freude hellauf geschrieen, wäre mein Mund nicht anderweitig beschäftigt gewesen. Je schneller ich das mürbe Brod hinunterschluckte, desto schneller rückte der Thurm herauf, und als ich meine Sprachorgane wieder gebrauchen konnte, war mein erster Ausruf: „Jetzt kommt Maxlried!"

* * *

Kaum hatte meine Begleiterin durch mehrmaliges Kopfnicken ihr Wohlgefallen an dem lebhafteren Wesen bezeigt, das sich meiner so plötzlich bemächtigt hatte, so legte der Kutscher den Radschuh ein. Auf der Höhe angelangt, waren wir eine kurze Strecke auf ebenem Wege fortgerollt, bis es jetzt wieder bergabwärts ging. Auch wir Zwei stiegen nun aus und ich regte und streckte meine kleinen Beine, die mir von dem langen Stillsitzen ordentlich steif geworden waren. Frau Radlbeck gab sich für halbgerädert aus. Neben ihr hertrippelnd, vergaß ich auf unsere ganze Reisegesellschaft, die plaudernd dem Wagen voraus trabte und war nur damit beschäftigt, die Heimath meines lieben Vetters recht nach Herzenslust zu überschauen.

Am Fuße der Anhöhe lagen in einem freundlichen grünen Thale, das von einem kleinen Gebirgswasser erfrischend durchzogen war, die niedern Hütten in den Wiesengründen zerstreut. Rings um das alte Kirchlein schaarten sich einige größere Gebäude. Es war nur ein schlichtes und gewöhnliches Dorf, und doch fing bei seinem Anblick mein kleines Herz mit aller Macht zu klopfen an und meine Augen wurden immer größer und glänzender, je mehr sie diese neue Welt um mich herum anstaunten. Ich unwissendes Stadtkind hatte kaum so viel Begriff von Landleben und Feldbau, um zur Noth zu wissen, daß der Brodlaib nicht auf den Bäumen wachse und die Kartoffeln nicht im Blumentopf. Am meisten mußte ich mich wundern, als ich auf den umliegenden Hügeln ganze Wälder von grünumrankten Stangen erblickte und ganze Regimenter von sogenannten „Manndln", bis mir Frau Radlbeck erklärte, dieß sei Flachs und jenes Hopfen. Ich stellte nun Frage auf Frage und bekam zuletzt einen ziemlichen Respekt vor der alten Frau, welche um keine Auskunft verlegen war und sogar meine Ansicht über die Stoppeln berichtigte, die ich in meiner Einfalt für Schwefelhölzer hielt. Ich nahm es ihr jetzt auch nicht mehr halb so übel, daß ich unter ihre Obhut gestellt worden war.

Da wir das Ziel unserer Reise in ein paar hundert Schritten erreicht hatten, so fiel es Niemand mehr ein, das liebliche Fuhrwerk zu benützen und wir setzten, nebenher gehend, die kurze Wanderung fort, was nach den ausgestandenen Strapazen einem Jeden außerordentlich zu behagen schien. An der Brücke des kleinen Wassers mußten wir zwei Kreuzer Brückenzoll bezah-

len, die wir aber lieber drüben entrichtet hätten zum Dank dafür, daß ihre morschen Balken für uns noch ausgehalten. Als wir um die Kirchhofmauer bogen, standen die etlichen größeren, mit Stroh und massiven Steinen gedeckten Häuser in einer schmalen Straße vor uns. „Straße," du lieber Gott! Eine Schaar Gänse fraß eifrig an diesem Straßenpflaster und als ich in ihre Nähe kam, streckten sie mir sämmtlich die Hälse entgegen und brachen in ein lebhaftes Geschnatter aus. Noch hatte ich diese ersten Dorfbewohner, die sich meiner Ankunft aufrichtig zu freuen schienen, nicht im Rücken, als ich unter einem Scheuernthor einen Tisch voll Knechte und Dirnen um eine Knödelschüssel sitzen sah. Auch in dieser Versammlung brachte mein Erscheinen eine gewisse Aufregung hervor. Es trat eine allgemeine Stockung ein. Da schien ein Arm plötzlich wie gelähmt und schwebte mit dem vollen Löffel in der Luft, indeß dort eine Kinnlade ihre Schuldigkeit vergaß, und so blieb mancher Knödel gedankenvoll auf halbem Wege stehen.

Mich selbst hatte seit meinem Eintritt in's Dorf noch nichts sonderlich in Verwunderung bringen können. Gänse und Knödel kannte ich von früher schon, auch Landleute waren mir nichts Seltenes. Meine Eltern wohnten auf dem Kälbermarkt, damit ist Alles gesagt. Das Erste, was mir auffiel, war ein Schwarm Kinder, der eben die Schule verließ und an dem ich, genau besehen, auch nicht eine Spur von Schuhwerk entdecken konnte, obgleich die Füße alle ein lederfarbiges Ansehen hatten. Bloßfüßig gehen war immer meine höchste Idee gewesen und wenn ich zur Sommerszeit einmal ein paar Stunden in der Stube barfuß herumspringen durfte, war ich königlich vergnügt. Als ich sehnsüchtig all diesen schwarzbraunen Füßen nachblickte, die so lustig dahinzappelten, fingen meine Stiefel, so lieb und geräumig sie mir auch sonst waren, mich ganz abscheulich zu drücken an. Ich hätte unter diesen Umständen wahrscheinlich zu hinken angefangen, wenn mir nicht der Wirthshund, der mir auf dem Fuße folgte, seit Frau Radlbeck mein Wäschpaket vor dem Wirthshause aus dem Stellwagen genommen, in diesem Augenblick zwischen die Stiefel gefahren wäre. Erschreckt sprang ich zurück, als ich zu rechter Zeit den Ruf: „Je, unser Antoni!" und einen Peitschenknall vernahm, der mich von meiner Angst und von meinem heimtückischen Verfolger erlöste. Indem ich mich nach meinem Befreier umblickte, traf mein dankender Blick ein altergraues Schimmelhaupt, denn meines Vetters Knecht, der Andresl, der den Besitzer desselben führte, ging auf der andern Seite. Der Andresl bewillkommnete mich auf's Allerfreundlichste und so schritt ich nun, rechts neben dem bejahrten Schimmel, links an Frau Radlbecks Rockfalten hängend, getrost meines Vetters Behausung zu.

Wir mußten um verschiedene Ecken von Düngerhaufen biegen und über mancherlei Pfützen setzen, wobei sich meine Beine leider oft zu kurz erwiesen, um all dies Gewässer zu überschreiten, was dann meistens nur meine arme

Reiſegefährtin zu entgelten hatte. Endlich ſtanden wir vor Nußbartls Wohnhaus und meine Führerin, vertraut mit dem hölzernen Kunſtſchloß am Gattern, öffnete ſelbes und zog mich hinter ſich hinein.

„Ja, was muß ich net da ſehn! Der Antonerl aus der Stadt!“ rief's von innen uns entgegen und mit einem: „So grüß Dich halt Gott!“ und einer dampfenden Pfanne, deren Inhalt ſie durch ſcharfes Umrühren vor dem Anbrennen zu ſpät noch retten wollte, ſchritt meine Baſe ſo nahe auf mich zu, daß mir der Rauch in die Augen ſchlug. Ich fing zu reiben an, was Madame Nußbartl, die auch jetzt noch rührte, für Rührung hielt. Für einen Dritten wäre indeß Frau Radlbecks Antlitz weitaus am rührendſten geweſen, als ſie eben unter der Thüre ihren jammervoll beſpritzten Sonntagsrock betrachtete. In ihrer Herzensgüte trug ſie mir's aber nicht nach, reichte mir mein Bündel, ſchloß mich in ihre Arme, überließ mich meinem Schickſal und ging ihrer Wege.

„Ja, wie mich das freut, Büberl,“ hub meine Baſe wieder an, „Du glaubſt es net! Und grad haſt es errathen, grad recht biſt zum Eſſen 'kommen. Was wird der Vetter ſchaun! So, Antoni, geh jetzt in d'Stuben 'nein und mach Dich kommod.“

Mit ausgeſtreckter Pfanne zeigte ſie mir die Thüre. Ich folgte dem Winke, trat ein und — blieb wie aus den Wolken gefallen ſtehen! So ungefähr mag ſich Jonas dereinſt im Bauch des Wallfiſches umgeſehen haben, wie ich in dieſer ächten und wahrhaftigen Bauernſtube. Ja, da ſtand ich nun, erſtarrt, wenn nicht zu einer Bildſäule, doch nahezu zu einem Hackſtock. Schade, daß ich mein Geſicht in dem kleinen Spiegel mir gegenüber nicht ſehen konnte, dafür hatten ſchon die Fliegen geſorgt, deren Zahl hier Legion war. Hier alſo ſollte ich leben und weben, hier!

„So, Anton, G'ſcheidterl, ſo, da haſt jetzt Deine Vakanz!“

Dieſer Gedanke trieb mir erſt wieder einiges Roth in's Geſicht. Ein munteres: „Kuckuck! Kuckuck!“ ließ ſich jetzt zugleich mit ein paar raſſelnden Schlägen hinter mir vernehmen und weckte mich vollends aus meiner Erſtarrung. Als ich mich lebhaft nach dem kleinen Schreier umdrehte, war er in der alten Schwarzwälderuhr bereits wieder verſchwunden. Erſt am Abend kam ich hinter das große Geheimniß. Ich hatte nun, bis der Vetter kam und die Baſe vermittelſt ihrer Kochkunſt den fatalen Brandſchaden von vorhin ausgebeſſert, recht wohl Zeit, mich in der niedern Stube umzuſehen.

Es fand ſich hier noch eine zweite Thüre, worauf in groben Umriſſen Einiges von den Weltereigniſſen abgebildet war. So z. B. prangte dort in den grellſten Farben „der alte Fritz“ mit ſeinem Krückſtock neben einem halbgeräucherten Andreas Hofer, der auf die argbeſchmutzte Erſtürmung der Feſtung Belgrad hinſtarrte. Hinter dieſer Thüre vermuthete ich das Schlafgemach. Doch die durch ein Guckloch aus- und einwandernden großen Fliegen und

meine kleine Naſe überzeugten mich bald, daß dort der Stall ſein müſſe. Stubendecke und Wände waren von Holz und erfreuten ſich genau der Farbe und Bevölkerung, wie bei mir zu Hauſe die Fliegenſtöckchen. Eine lederne Klatſche hing drohend in einem Winkel. In der Größe unſerer Fenſterſcheiben daheim, waren hier die ganzen Fenſter, deren ich drei zählte. Die Fingerzeichnungen auf dem Glaſe ließen die Anweſenheit von ein paar muthwilligen Buben, jedoch ohne Toilettenſeife! vermuthen. Ein wahres Gebäude von einem Kachelofen war das größte und ein faſt ſchwarzer eichener Tiſch das wichtigſte Möbel, was die halboffene, vielbenützte Tiſchſchublade zur Genüge bewies. Um beide führten hölzerne Bänke und um die Füße des letzteren breite Schämel. Zwiſchen Ofen und Tiſch ſtand ein Ruhebett in Geſtalt einer weiteren großen Bank, worauf ſich bei Tag die liebe Jugend herumbalgte. Nachts wurde der Deckel aufgeſchlagen, damit Andresl ſeine müden Gebeine darauf ſtrecken und mit dem Spitzel unter der Ofenbank in die Wette ſchnarchen konnte. Ueber einen Kleiderkaſten mußte ich beinahe lachen. Auf jeder Thür glänzten vier brennrothe Herzen, umgeben von Roſen, die ſo noch nirgend gewachſen ſind und auch nie irgendwo wachſen werden. Den Aufſatz des Schrankes bildeten zwei grimmige Löwen mit noch grimmigerem Schweif, die ein Schild mit der Jahrzahl 1801 trugen. Zu all' dieſen Herrlichkeiten kam noch eine Kleiderleiſte, woran Pferdegeſchirr hing und worunter mehrere Paar Stiefel ſtanden, an denen deutlich die Bodenbeſchaffenheit von Vetters ſämmtlichen Grundſtücken zu erkennen war. Dieß bildete zuſammen die ganze Einrichtung dieſer ächten und originellen Bauernſtube. Dabei darf ich jedoch die Wandgemälde nicht vergeſſen, die mit Ausnahme eines rieſigen Grasobers ſämmtlich hiſtoriſch waren, nämlich Genovefa mit der Hirſchkuh nebſt Beſchreibung, Fridolin auf dem Gang nach dem Eiſenhammer und Wilhelm Tell beim Apfelſchuß.

In einer Ecke der Stube aber, ober dem Eichentiſche, hing ein großes altes Kruzifix, von dem, ſo vergilbt es auch war, ein eigener heiliger Schimmer auszugehen ſchien. Wie ſegnend und beſchirmend waren die Arme des Erlöſers ausgebreitet und mit mildem Ausdruck ruhte das halbgebrochene Auge über dem Frieden dieſer ſtillen ſchlichten Räume. Ein Palmzweig war in's Kreuz geſteckt und über der Dornenkrone hing ein friſcher Feldblumenkranz. Je öfter mein Auge auf ſeiner Wanderung zwiſchen den unbekannten vier Wänden in der heiligen Ecke verweilte, deſto zutraulicher und heimlicher wurde mir's in der leeren fremden Stube. —

„Hausl, da gilt's net, es gilt net, da iſt ausgeboten!“ ſchrie's auf einmal dicht hinter mir, indem die Thüre aufſprang und ein kleiner Bauernbub, ſcharf verfolgt von einem zweiten noch kleinern, an mir vorüber der Stallthür zuflog. Als ſie mich gewahrten, war augenblicklich Friede und

Beide drückten sich unter argem Staunen, längs der Wand und rückwärts gehend, der Stubenthüre zu, hinter der sie auch, scheu wie ein paar Rehe wieder verschwanden.

Ich errieth im Moment, daß es sich hier um ein „Fangenmanuel" gehandelt, wobei der Eine pflichtwidrig über die ausgemachten Gränzen hinausgelaufen und wogegen der Andere gerechte Einsprache gethan.

„Aber Ihr dummen Buben," hörte man draußen die Base, „warum bleibt Ihr nicht drinnen! Hat Euch der Vater net alleweil erzählt, daß der Vetter kommt und jetzt, wo er da ist" — —

„Was, ist der Antoni da?" unterschied ich deutlich Nußbartls wohlbekannte Stimme und gleich darauf schritt die ganze Familie nebst Knecht und Dirn, voraus die Base mit der Suppenschüssel und Jedes sein Besteck in der Hand, feierlich zur Thüre herein.

„Ja, grüß Dich Gott, Vetterl!" schrie mir der Nußbartl, ein kleiner dicker Mann, lustig entgegen und gleichzeitig fühlte ich meine Hand in der seinen wie in einen Schraubstock gepreßt. „Haben's Dich doch einmal 'raus lassen aus Deini Stadtmauern! Nu, wie ist's, ist Alles g'sund daheim, Vater, Mutter, G'schwistert? Na, das freut mich! Ja, Bua, hast brave, rechtschaffene Eltern daheim, der liebe Herrgott b'hüt's! Aber was wär denn das, gleich Dein Rock 'runter und 's Halstüchl a! Bei uns ist's net wie in der Stadt, schau, Bua, wird Dir ja z'warm. — So, jetzt thun wir beten, nachher geht's zum Essen. Mutter, für'n Vettern fein a schön's Teller!"

Und mit einem Aug andächtig in die Ecke, mit dem andern hungrig nach der Suppenschüssel schielend, umstand die ganze Familie den großen Tisch und verrichtete sehr laut ihr Tischgebet, in das ich innerlich mit einstimmte, von dem ich aber wünschte, der liebe Gott möchte es besser verstehen als ich. Ich saß noch kaum recht auf der Bank, so hockten schon die zwei kleinen Buben rechts und links an meiner Seite und starrten mich und den vor mir stehenden blanken Zinnteller, mit dem ich beehrt worden war, unaufhörlich an. Sie hatten ein paar kurzgeschorene Köpfe, aufgestülpte Nasen, schalkhafte Augen und recht possierliche, ächte Bauerngesichter.

„So, Vetterl," sagte der Nußbartl und nickte mir mit seinem breiten gutmüthigen Gesichte zu, „jetzt nimm Dir 'naus und genir Dich net. Weißt, wir Andern essen Alle aus der Schüssel."

Damit schob er mir die Suppe zu. Wären meine Tischgenossen nicht so hungrig gewesen, über mein Gesicht hätte ihnen wahrlich der Appetit vergehen müssen. Zögernd nahm ich einige Löffel voll von der braunen Brühe, die Brocken aber überließ ich sämmtlich meiner kleinen Nachbarschaft, die eiligst darnach fischte. Behagte mir schon die mit Essig durchsäuerte, ungewohnte Suppe nicht, so behagte mir der hornene Löffel noch weit weniger. Seit meinem letzten Kindsmus war kein solcher mehr über meine Lippen gekommen.

„Na, könnt's net ordentlich essen, Buben," mahnte der Nußbartl seine Sprößlinge, „schaut's alleweil den Vettern an wie a paar Holzfuchsen und reißt's das Maul dabei auf, als ob 'bratne Vögel unterwegs wären! Gelt, recht extra schmeckt's Dir a net, Vetter, wie ich merk? Nu, wart nur, bist einmal länger heraus bei uns und laufst recht im Grasgarten 'rum, gehst in d'Haselnuß oder zum Fischen und Krebsen, nachher hau'st a schon noch besser ein. Die Zwei da werden Dir's schon lernen, daß d'Hunger kriegst, Büberl, und daß's Dir bei uns heraus z'letzt besser taugt wie in Deiner rußigen Stadt drin."

Die etlichen Löffel voll Brennsuppe bildeten auch mein ganzes Mittagsmahl. Selbst die Rohrnudel, die ihr folgten und welche die Tischgesellschaft mit den Händen zerriß, konnten meinen Appetit nicht reizen. Aber nur zu bald sollten sich die Worte des Vetters an mir erfüllen! Schon am Abend handhabte ich bereitwillig meinen beinernen Löffel und zergliederte mit meinen Fingern gerne eine jetzt schon altgebackene Rohrnudel. Ich hatte meine erste Befangenheit glücklich hinter mir und war ganz unmenschlich hungrig geworden. Beides verdankte ich meinen zwei neuen Kameraden, ein paar erzlustiger lebendiger Buben. Sie hatten mich nach dem Essen sogleich in Beschlag genommen und so lang in Haus und Dorf umhergejagt, bis ich alle Oertlichkeiten in- und auswendig kennen gelernt und dem ganzen barfüßigen Haufen der Reihe nach vorgestellt war. —

* * *

Erst zwei Tage älter seit meinem denkwürdigen Einzug in Marlried, war ich, wie man sagt, schon völlig aufgethaut und mit Leib und Seele eingewöhnt. Am dritten Morgen steckte ich schon beim ersten Ruf des Hirten in den Kleidern und stand zu gleicher Zeit mit unserer „Blaßl" vor der Thüre. Bei dieser Gelegenheit gestehe ich gerne, daß die Blaßl und ich bereits seit vorgestern auf einem sehr freundschaftlichen Fuße standen, was ich freilich bloß so manchem Büschel Heu verdankte. Ich folgte der guten Kuh, von der auch ich noch manche Maß Milch in Marlried zu verzehren hoffte, zu dem Sammelplatze sämmtlichen Viehes im Dorfe. Ich selbst muhte dort aus Herzenslust mit, als ich die schönen stattlichen Thiere so beisammen sah und hörte, wie sie sich mit einem freudigen „Muh" in allen Tonarten gegenseitig begrüßten. Die meisten drängten sich um den Röhrbrunnen am Kirchenplatze und labten sich erst noch mit einem frischen Trunke. Dann ging's unter Schellengeläut und Peitschenknall munter zur Weide und ich lief lustig durch das Dorf voraus der großen Gemeindewiese zu.

Als ich nun leicht und fröhlich über die thaufrische Wiese dahinsprang, kam hinter dem Buchenwäldchen meines Vetters langsam und prächtig die Sonne herauf. Der wundervolle, nie gehabte Anblick benahm mir zuerst den Athem, dann aber, als das herrliche Himmelslicht seine goldenen Strahlen

über die weite grüne Wiese niedergleiten ließ und als ich die köstliche reine Morgenluft einsog, kam ein Springen in meine Beine, ein Singen und Jubeln in mein Herz, bis es mich eindrang in's kühle Gras und ich mußte mich wälzen in lauter Jubel und Freude, daß es so schön, so wunderschön sei in dieser lieben, lieben Welt! Da hab ich auch gebetet, junge Leser, gebetet ohne Worte, aber aus voller tiefer Brust, gebetet wie's dem lieben Gott im Himmel immer wohlgefällt. Da hab ich auch an die lieben Meinen gedacht, an Vater und Mutter, Klara und Fritz, an Elischen und die kleine Fanny und habe gewünscht, daß sie alle bei mir und so glücklich sein möchten wie ich. —

„Meinst g'wiß, wir sollen Dir gar d'Suppen da außer tragen, ha? Oder willst vielleicht mit der Blaßl zum Fruhstuck heut grasen? Jetzt schaut's mir den Buben net an, legt er sich da in's nasse Gras! Stehst gleich auf! Wenn d'Sonn besser in der Höh ist, nachher geh'n wir schon außer, fruher net!"

Diese Rede, die längste, die ich bis jetzt von dem drolligen Hausl gehört, weckte mich aus meinem Hinträumen. Ich mußte aufstehen und mit ihm und seinem kleinen Bruder nach Hause. Das ging freilich nicht im Paradeschritt. Der Martl hatte seine Zipfelhaube auf und nun galt's, diese bei der großen Quaste zu erwischen, was nicht leicht war. Der Martl war flink wie ein Wiesel und ließ sich nicht beikommen. So rannten wir schnurgerade in Vetters Dreschtenne, wo schon alle Drescher um die große Muspfanne saßen, bei welchem Anblick uns Martls Zipfelhaube nicht mehr interessirte.

In den paar Tagen hätte ich schon immer das Dreschen gern probiren mögen. Jetzt gab's Gelegenheit dazu. Ich ergriff einen Dreschflegel, wollte ihn schwingen, bekam aber nur zu bald Respekt vor diesem Flegel, denn als ich ihn in der Höhe hatte, schlug er mich derb auf den Hinterkopf. Die Knechte nannten mich in der Regel: „Herr Antoni!" und da ein Herr Antoni nicht weint, so weinte auch ich nicht, obgleich ich das nöthige Wasser dazu schon in den Augen hatte. Ich schlich mich in die Stube, um mit furchtbar saurem Gesichte meine süße Milchsuppe zu essen und nebenbei eifrig an meinem Hinterkopfe zu reiben, worüber die zwei Schlingel lachen konnten, daß sie keinen Löffel voll hinunterbrachten.

Ich hatte meinen Kummer über diese Flegelhaftigkeit kaum überwunden, als ich schon wieder in der Tenne war. Dießmal machte ich mir bei der Putzmühle zu thun. Ich drehte aus Leibeskräften um, während Martl eine Melodie dazu pfiff, die mich lebhaft an das Leierkastengedudel auf der Dult erinnerte. Wir setzten dieses schöne Spiel fort, bis der Hausl rief: „Jetzt, Buben, jetzt geht's 'naus auf d'Wiesen!"

Mit einem Sprung war ich außer der Tenne und nun ging's, so viel jeder laufen konnte, hinaus auf die große, freie, lustige Wiese. Die Sonne hatte inzwischen jeden Thautropfen getrocknet, jedes Blumenköpfchen geöffnet, jeden Schmetterling wachgerufen. Wie auf ein verabredetes Zeichen warfen

wir uns alle drei zu Boden, als wollten wir die grüne Erde umarmen und ſchauten mit glückſeligen Augen in der Runde umher. Die Glocken der weidenden Heerde ſchallten zu uns herüber und wir mußten dazu jauchzen und jubeln von Herzensgrund. Dieß ging natürlich nicht, ohne daß der Eine einen Purzelbaum machte, der Andere ein Rad ſchlug und der Dritte auf dem Kopf zu ſtehen verſuchte. Die Köpfe meiner Kameraden waren zwar ſehr hart, aber ſie hatten doch bald genug an dieſem Vergnügen. Wir ſetzten uns zuſammen, um irgend ein Spiel auszumachen, nachdem wir zuvor noch eine Anzahl Lichter ausgeblaſen und von den Stengeln derſelben uns ellenlange Ketten um den Hals geſchlungen.

Da entdeckte ich in der Nähe Weidengebüſch und dahinter den kleinen Bach, den ich ſchon bei meiner Ankunft von der Anhöhe herab geſehen. Mir kam ſogleich ein köſtlicher Gedanke. Der Hausl ſchien zu gleicher Zeit denſelben zu haben, denn er ſtützte ſich ſchon die Hoſe bis über das Knie auf. Der Martl that dasſelbe, und nun liefen wir den Stauden zu, hinter denen ein ſeichtes Bächlein über reinen Kiesgrund munter fortrieſelte. Dieß Wäſſerchen ſollte, wie mich der Hausl verſicherte, zu einem Fang auf kleine Fiſche und Krebſe beſonders gut ſein. Die zwei Bauernbuben ſtanden ſchon im Waſſer und ich zappelte und zappelte, um ja recht ſchnell bei ihnen zu ſein, aber wie Einem immer etwas paſſirt, wenn man's eilig hat, waren richtig in meinen Strumpf- und Schuhbändern wieder Knöpfe! Und ich hatte die dummen Schuhe zur größern Bequemlichkeit eigens angezogen! Aber wer wird da Zeit haben, einen Knopf zu löſen! Ich riß und zerrte an den Bändeln und — ritſch! waren ſie entzwei, die Strümpfe in die Schuhe geſteckt, an's Geſtade hingeſtellt und eins — zwei — drei! war ich im Waſſer.

Der Martl zeigte mir jetzt, wie ich behutſam immer einen Stein am Ufer aufheben und ſchnell nach den kleinen Fiſchen, die darunter hervorſpringen, haſchen müßte. Sein Bruder hatte auf dieſe Weiſe ſchon mehrere gefangen und zeigte ſie mir in einem alten Scherben mit etwas Waſſer. Bei mir waren die Fiſche aber immer flinker, oder ich langſamer als die Andern, denn ich konnte keinen erwiſchen. Der Hausl ſchenkte mir die ſeinigen und ſuchte an einer kleinen Bucht, die der Bach machte, unter Raſen und Steinen nach Löchern, in die er dann behutſam mit der Hand hineinlangte. Auf meine Frage, ob da auch Fiſche ſeien, ſagte der Martl: „Ja wohl, aber die beißen!“ und richtig zog der Hausl einen Krebſen heraus. Ich machte genau dasſelbe in verſchiedenen Löchern nach, zog auch Vieles heraus, was aber allem Andern eher ähnlich ſah als einem Krebſen. Es gelang mir aber doch noch und wenn auch ich keinen Krebſen fing, ſo fing der Krebs doch mich. Ich hatte meine Hand ſchon ziemlich weit im Loche, ohne etwas zu ſpüren, fühlte aber plötzlich nur zu ſehr, wie ein Krebs zwicken kann. Raſch zog ich den Arm zurück und mit ihm an meinem armen Daumen den ſaubern Fang.

Die Luſt, weiter zu krebſen, war mir bei der Geſchichte vergangen und ich beſann mich ſchon wieder auf einen andern Zeitvertreib, als ich den kleinen Martl gewahrte, wie er mäuschenſtill und höchſt eifrig mit Reiſig im Waſſer beſchäftigt war. Ich wadete zu ihm hin und mit vereinten Kräften brachten wir einen Fiſcherkrätzen empor. Ich ſah in meiner Unſchuld gar nichts Unrechtes dabei. Neugierig ſtand ich neben Martl und ſchaute den ſchönen Fiſchen im Korbe zu, wie ſie ſo luſtig durcheinander zappelten und der eine über den andern ſprang. Ich achtete es nicht, daß mir das Waſſer ſchon über's Knie, mithin auch über die Hoſe ging.

Der Hausl rief unterdeſſen mehrmals dringend aus ſeinem Krebswinkel herüber: „Martl, laß den Krätzen ſtehn, der geht Dich nichts an! Wenn Dich der Fiſcherlenz ſieht, da kann's ſein, daß wir gar nicht mehr außer dürfen."

Der Martl ließ ſich aber nicht irre machen und erwiederte mit einem pfiffigen Seitenblick auf den gewiſſenhaften Hausl: „Ich beiß die Fiſch net, ich will's grad anſchaun."

Wie mir ſchien, wollte er ſie aber recht in der Nähe ſehen, denn er ſteckte lachend ſeine Hand in den Korb. Da erſchreckte uns ein geller Pfiff vom Geſtade und der Martl ließ geſchwind Alles fahren, Korb und Fiſch. Und da ſtand nun der Fiſcherlenz in ſeinen hohen Waſſerſtiefeln, mit dem Fäßchen in der Hand und einem fürchterlichen Schnurrbart im Geſicht.

„Hab ich Euch einmal erwiſcht, Ihr Bürſchel, ha!" ſchrie er mit einer wahren Bärenſtimme. „Soll ich Euch net gleich d'Köpf in's Waſſer 'neinſtecken? Wart nur, Martl, von Dein' Vatern kriegſt heut a Fiſch, da paß auf, die werden g'ſalzen ſein! Wem g'hörn denn die Schuh und Strümpf da, g'wiß dem Stadtfrack dort? Iſt mir auch a ſaubers Bürſchl, das! Nu, i nimm's halt mit."

Im erſten Augenblick ſah ich mich nur um, ob nicht ſchnell ein Haifiſch da ſei, der mich verſchlingen möchte. Das ſchien mir noch der einzige Weg zu meiner Rettung vor dem ſchrecklichen Fiſcherlenz. Es kam aber keiner und es überlief mich jetzt in dem eiskalten Waſſer ſiedheiß. Meine Backen hatten ſchon die Farbe, die unſere Krebſe erſt bekommen ſollten und ich fühlte beſorgt nach meinem Kopfe, ob ihn der Lenz noch nicht unter's Waſſer geſteckt. Inmitten dieſer Todesangſt feierten unſere gefangenen Fiſche und Krebſe ihr Befreiungsfeſt — auch ich und der Hausl hatten nämlich vorhin ſämmtliche Beute in's Waſſer fallen laſſen.

Jetzt kehrte mir wieder etwas Muth zurück. Der Lenz war verſchwunden, aber mit ihm auch meine Schuhe und Strümpfe. Ich ſchickte ihnen einen wehmüthigen Seufzer nach. Der Hausl war indeß ſchon hinter dem Fiſcher her und auch der kleine Martl holte ihn bald ein. Ueberzeugt von meiner Unſchuld hielt nun, indem er neben ihm herlief, der Hausl meine Vertheidigungsrede, in der es auf die Herausgabe der Schuhe und Strümpfe

abgesehen war. Der schuldbewußte Martl trabte auf der andern Seite und gelobte feierlich, so feierlich, als man nur im Laufen etwas geloben kann, daß wir das gewiß nicht mehr thun wollten.

Ich wollte dieß Versprechen mit allem Nachdruck bekräftigen und schickte mich schon an, gleichfalls nachzulaufen. Doch ach, kaum aus dem Wasser getreten, war ein Schwarm von Mücken so unverschämt und boshaft, mir's an meinen damaligen Waden fühlen zu lassen, daß ich keinen Strumpf mehr zum Anziehen habe. Und als ich nun ein paar Schritte gehen wollte, da kam's noch ärger, o weh! Meine armen Füße, die noch nie so ohne alle Bekleidung den Erdboden berührten, zuckten bei jeder Stoppel und Wurzel zusammen und jedes Steinchen machte den schmerzhaftesten Eindruck auf sie. Ich ließ meine Hose hinunter und die triefte von Wasser, meine Hemdärmel triefte gleichfalls, und wie ich mich so ganz verlassen sah, so triefte auch meine Augen, aber nicht von Bachwasser! Da stand ich nun, angewurzelt, wie ein aus dem Wasser gezogenes Jammerbild.

Ich weiß nicht, wie lang ich so gestanden habe, als ich etwas in die Luft werfen und wieder herabfallen sah, dann wieder und wieder — Herr Gott, das waren meine Schuhe, die der Hausl vor sich herwarf! Hinter ihm galloppirte der Martl, die Strümpfe gleich Siegestrophäen in der Luft schwingend. Wie wurde mir auf einmal so leicht und wie froh begrüßte ich die Ankommenden! Und als sie mir erst wieder auf die Beine geholfen, das heißt, als ich wieder Schuhe und Strümpfe anhatte, da war aller Schrecken und alle Angst vergessen. Nun wurde erzählt und Jeder wollte besser und treffender für mich gesprochen haben. Der Hausl meinte, der Fischerlenz hätte daheim nie was gesagt, er wollte uns nur erschrecken, aber die Fische durften wir jetzt freilich nicht mehr anrühren.

Der Martl sagte: „Ja und der Lenz hat's selbst g'sagt, er hat uns nur grad a rechte Angst einjagen wollen, aber wir sollten's uns hinter d'Ohren schreiben."

„Freilich," lachte der Hausl und dabei zog er dem kleinen Martl die Ohren so weit auseinander, daß man eine ganze Geschichte hätte dahinter schreiben können.

„Weil nur der Vetter nichts davon erfährt!" sagte ich und that einen sehr tiefen Athemzug.

„Ja, das ist g'scheidt!" jubelte der Martl und dazu schlug er auf seine Hose, daß das Wasser davon spritzte.

„So patschnaß können wir jetzt net heimgehn, Buben," bemerkte der Hausl mit einem Blick auf unsern Zustand, „es ist auch schon gleich Mittag. Entweder müssen wir laufen, daß d'Hosen trocknet, oder wir setzen uns dort neben unserm Rübenacker in d'Sonn."

Ich stimmte für letzteres und wir saßen bald an dem sonnigen Plätzchen.

Hier zeigten mir die zwei kleinen Schelme ihre Fertigkeit im Rübenschälen und Aushöhlen, ich ihnen dagegen meine Schnelligkeit im Essen. An die Stelle meiner vorigen großen Angst war ein nicht viel kleinerer Hunger getreten. Unsere Hosen waren unterdessen schon halb trocken geworden und sahen nun viel freundlicher aus. Nach dem vielen Herumrutschen und Kugeln im Grase that ihnen so ein Bad gerade wohl, von einigen Füßen, die darin steckten, gar nicht zu reden.

Ehe wir's uns versahen, stand der Zeiger unserer Kirchenuhr, die eben auch wie alle Dorfuhren nur einen Zeiger hatte, mitten auf zwölf Uhr. So pressirt's am Land nie, daß man Minutenzeiger braucht. Die wichtigste Tageszeit zeigt man durch Läuten an und daß dieß jetzt für uns und alle Hungrigen sehr wichtig war, dürft Ihr glauben. Ist Einer den ganzen Tag nicht gelaufen, da lauft er gewiß. Auch wir liefen, aber nur bis an's Dorf, dann schlenderten wir in aller Gemüthsruhe unserm Hause zu. Der kleine Martl machte sogar noch den Umweg durch den Stall und kam mit einem erzunschuldigen Gesichte, wie von ungefähr, zu uns in die Stube.

„Nu, weil's nur grad zum Essen kommen!" sagte der Nußbartl und betrachtete seine zwei Buben mit sichtlichem Wohlgefallen, „sonst, glaub ich, that man's gleich den ganzen Tag net sehn. Das that enk halt taugen, gelt's, wenn der Vetter alleweil heraus wär? Da g'schehet gleich gar nichts mehr. Gelt, Vetterl, das sind a paar Buben! Solche habt's g'wiß in der Stadt drin net! Nu, es kommt schon wieder a Zeit, wo's d'ran müssen an d'Arbeit. Da, setzt's enk aufi jetzt und eßt's! — So, Vetterl, und laß Dir's heut schmecken, heut gibt's Knödel."

„Die Knödel wären mir schon recht," fuhr mir's durch den Kopf, „wenn ich nur gewiß wüßt', ob der Vetter von unserm Streich nichts gehört hat."

Gleich darauf rief der Vetter: „Schau, da drauß geht ja gar der Fischerlenz. Ist schon lang nicht mehr herinn' g'wesen."

„Schrei ihm rein, Vater," erwiederte harmlos die Base. In diesem Augenblick mußte dem guten kleinen Martl ein Stückchen Knödel in die Luftröhre gekommen sein. Er hustete und hustete, daß das Nußbartl'sche Ehepaar sich von zwei Seiten erschrocken beeilte, ihm auf den Rücken zu klopfen. Der Anfall ging auch nicht eher vorüber, bis die Luft rein war, das will sagen, bis auch der Hausl durch etliche Püffe dem kleinen Schalk zu verstehen gab, daß der Fischerlenz glücklich außer Hörweite sei.

„Kannst denn Du net ordentlich essen!" sagte der arglose Nußbartl und schnitt seinem Söhnchen die großen Brocken klein, um ferneres Unheil zu verhüten.

Die Mahlzeit ging ohne weitere Störung vorüber und nach aufgehobener Tafel wendete sich der Hausvater mit folgenden Worten an sämmtliche Familienglieder: „Heut Nachmittag müssen wir Alle z'sammhelfen und es Buben

geht's a mit außi auf's Erdäpfelfeld, daß wir's heut gar 'reinbringen. Hab mich in der Fruh schon auskennt, daß 's Wetter nimmer lang halt. Richt'ts enk also z'samm und macht's, daß's außi kommt's, i komm gleich nach."

Voll Vergnügen begab ich mich mit meinen Gefährten an die angewiesene Arbeit und klaubte draußen so emsig mit, daß ich mehrmals nach meinem Kreuze griff, um nachzusehen, ob's nicht etwa zufällig abgebrochen sei, so weh that mir's von dem ungewohnten Bücken.

Wir waren kaum fertig geworden, als auch schon die Prophezeiung des Vetters in Erfüllung ging. Es kam zu unserer großen Freude ein tüchtiges Gewitter. Je mehr es drunter und drüber ging, desto lieber war es uns Buben. Die Leute warfen ihre Spaten auf den Kartoffelwagen und eilten im Sturmschritt nach Hause, wobei die Base und die Dirne Mariandl ihre gestreiften Röcke über den Kopf zogen. Die zwei Buben wurden auf die Kartoffeln gesetzt und Jeder zum Schutz vor dem Wetter mit einem alten Sack über die Schultern versehen. Ich selbst wurde mit einer zerlumpten Pferdedecke ausstaffirt und durfte auf dem alten Schimmel heimreiten. Ob das lustig war! Der Regen rieselte wie in Bächen über die Backen und ich machte den armen Schimmel ganz toll vor lauter „Wist und Hott!" In seinen Jugendjahren wäre er bei einer solchen Behandlung sicher durchgegangen. Jetzt war nichts Derartiges zu befürchten und der Andresl ging ganz unbesorgt hintennach. Wenn ich's gar zu arg machte, warf mir der Hausl als gelinde Zurechtweisung einen Erdapfel an den Kopf.

Wir langten glücklich zu Hause an, legten unsere bescheidenen Regenmäntel ab und begaben uns in die Wohnstube, wo sich im Laufe einer halben Stunde wieder die ganze Familie zum Abendessen zusammenfand.

Nach dem Essen steckte sich der Nußbartl eine Pfeife an und streckte sich behaglich auf eine Bank hin, während die Base mit dem Fuß das Spinnrad heranzog, die Mariandl mit leinenen Flecken einen Socken sohlte und der Andresl auf seiner Lagerstätte ein Staarenhäusl schnitzelte.

„Weil's heut ordentlich dazu geholfen habt's, Buben, jetzt setzt's enk her, i will enk a paar G'schichten verzählen."

Und der Nußbartl fing zu meiner Wonne aus seinem Soldatenleben zu erzählen an, wobei es hauptsächlich darauf hinausging, es seinen Leuten wieder einmal wissen zu lassen, daß auch er einst ein Kommando über Untergebene geführt. Er hatte es in jenen kriegerischen Zeiten bis zum Gefreiten gebracht und nur seiner Bildung zu verdanken, daß er Fourierschütz wurde. Er konnte nicht müde werden, uns zu schildern, auf welch vertraulichem Fuße er mit seinem Offizier gestanden, aus wie vielen Gefahren sein Herr ihn und er seinen Herrn gezogen, daß sie bald da, bald dort gelegen seien — was ihm am ersten zu glauben war — wie viele heiße Tage er gehabt, wie viele Bomben und Granaten er gesehen und wie viele Franzosen nicht gesehen habe.

Die Zuhörerschaft hing lautlos an seinem Munde und athmete kaum beim Berichte dieser wunderbaren Geschichten und der vielen Waffenthaten, die er verrichtet haben wollte.

Man hörte außer dem Erzähler nur das Picken der Uhr, das Schnurren des Spinnrades und plötzlich das Schnarchen der Dirne, die so eben bei der größten Heldenthat sanft und friedlich entschlummert war.

Der Nußbartl warf der gleichgültigen Person einen verächtlichen Blick zu und beschloß bald darauf, wie es schien im Innersten gekränkt, seine Kriegsgeschichten. Als ich schon in meinem Bette lag, glaubte ich noch das Sausen der Kugeln zu hören, so treu und wahr hatte der Vetter erzählt! —

Wie oft auf ein Gewitter ein Landregen folgt, so war es auch dießmal der Fall. Bei meinem Erwachen am andern Morgen plätscherten schwere Regentropfen auf das Schindeldach ober mir. Das schlechte Wetter hielt mehrere Tage an und von einem Hinausgehen auf Feld oder Wiese war keine Rede. Der Hausl, als der Aeltere, wurde während dieser Zeit hie und da zu leichten Beschäftigungen angehalten, zum Kartoffelausklauben, Streuhacken und dergleichen. Uns, mir und dem Martl, konnte man eine solche Arbeit noch nicht anvertrauen. Wir hatten also volle Freiheit, unserm Vergnügen nachzugehen und so trieben wir uns zum baldigen Verdruß aller Insassen unabläßig in Tennen, Stall und Heuboden herum und machten allerlei Unsinn.

Bei dieser Gelegenheit gerieth ich mit Martl zum Erstenmal und leider zur schlimmen Stunde in's Milchkämmerl. Es war das ein kühles Kellerchen unter der Stiege, worin die Base außer der Milch noch ihre sämmtlichen Vorräthe aufzubewahren pflegte. Da stand die alte Mehltruhe und darauf das neue Butterfaß. Auf der Eierkiste lagen ein paar frische Butterwecken, in nasse Lappen eingeschlagen, neben einem Thurm von Brodlaiben. Mehrere Körbe voll Zwiebel umringten einen Sack mit gedörrten Zwetschgen und das Essigfäßchen lehnte sich behaglich an den Schmalzkübel. Auf der großen Krautbrente aber gab's einen ganzen Durcheinander: Aepfelschnitz und Zimkraut, Kirschengeist und Brennöl, Speck und Knödelbrod.

Um das ganze Kellerchen gingen Stellen von je vier Fächern übereinander, worauf die Milch in flachen irdenen Schüsseln, sogenannten „Weitlingen," zum Abrahmen aufgestellt war. Ich wußte zuerst nicht, in welcher Absicht mich der kleine Martl hieher gebracht, es sollte mir aber sogleich klar werden. Ohne sich um den rings herum aufgehäuften Proviant zu bekümmern, spitzte er bloß nach einem Topfe auf dem obersten Fache, der mit Papier zugebunden und von Fliegen umgeben war. Bei seinem Anblick klatschte er leise in die Hände und sein fröhlichstes Kichern wurde hörbar.

„Geh, Antoni, Du bist a bissel größer," wisperte er, „steig mir da 'nauf und lang' das Haferl 'runter, da ist der Honig drin."

Mir ahnte etwas von einem Honigbrod und bei meinem damaligen Leicht-

ſinn fand ich Gefallen daran, daß uns der Martl das Regenwetter ſo verſüßen wollte. Ich ließ mich alſo bereden, ſetzte den Fuß vorſichtig auf das unterſte Brett, damit ich nicht zwiſchen die Milchſchüſſeln gerathe, ſtieg von da auf das zweite Fach und ſtreckte mich, bis ich mit der Hand in die Nähe des Honigtopfes gelangte. Ich konnte ihn jedoch nicht faſſen, es fehlte immer noch ein wenig und in meinen Bemühungen, ihn zu erreichen, ſtieß ich ihn nur weiter zurück. Da fuhr ich mit meinen Fingern plötzlich in einen Weitling, der weiter zurück ſtand — er ſchnappte um und ſein ganzer Inhalt, ein hübſches Quantum geſtockter Milch ſammt der appetitlichſten Rahmſchichte, ergoß ſich mir über den Kopf. Halb todt vor Schrecken ſtieg ich herab. Ich konnte kaum aus den Augen ſehen, bemerkte aber doch, daß Martls Geſicht zwiſchen Angſt und Lachen kämpfte. Ich mußte einen poſſierlichen Anblick gewähren.

„Da haſt was Schön's ang'fangt, Antoni," unterbrach der Urheber dieſes traurigen Zuſtandes mein unterdrücktes Wehklagen, „was thun wir denn jetzt gleich? Ich weiß mir gar kein Rath!"

Er wußte aber doch einen. Raſch kam er auf den ſinnreichen Einfall, mir mit katzenhafter Gewandtheit den ſauren Rahm vom Geſicht zu lecken, Haare und Kleider aber mit einem alten Sack, den er in einem Winkel entdeckte, flink und ſauber abzuputzen. In wenigen Minuten war jede Spur des Geſchehenen vertilgt. Wir ſchlichen uns verſtohlens hinaus und ließen uns in der Gegend des Milchkämmerl lange nicht mehr blicken.

„Von mir aus hat der Honig an Fried!" betheuerte der Martl und biß tüchtig in ein Stück Butterbrod.

„Und ich laß mir von Dir nichts Solches mehr anlernen," verſicherte ich in allem Ernſte und warf einen Blick gerechter Entrüſtung auf den luſtigen Anſtifter jeder Schlingelei, wobei ich armer Schelm immer am ſchlimmſten wegzukommen pflegte. Dann biß auch ich getroſt in mein ſchönes Butterbrod. —

Tags darauf begegnete mir ein weiteres nettes Abenteuer. Der Martl war ausgeſchickt worden und der Hausl hatte im Stalle zu thun. Somit war ich für eine oder zwei Stunden auf mich allein angewieſen und da der Regen eben etwas nachgelaſſen, ſchlenderte ich in den Baumgarten hinter dem Hauſe. Die meiſten Bäume darin waren alte ſtattliche Nußbäume, woher wohl der Vetter auch ſeinen Hausnamen, der „Nußbartl," haben mochte. Vermuthlich hatte einer ſeiner Vorfahren Bartholomäus geheißen.

Gebückt ſtrich ich im naſſen Graſe umher und ſtreifte zuweilen mit dem Fuße unter den Bäumen darüber hin, um nach herabgefallenen Nüſſen zu ſuchen. Horch, da war mir's, als hätte ich im dickſten Grasbüſchel etwas quiken hören, ganz leiſe, jetzt wieder und wieder! Man hatte mir einmal geſagt, daß die Lerchen nicht auf Bäumen, ſondern am Boden ihre Neſter

bauen. Das fiel mir jetzt ein und das war für mich genug, um hier sogleich nach einem Lerchennest zu suchen. Zu meinem unendlichen Entzücken fand ich es auch. Horchend und horchend kam ich dem Neste immer näher und vernahm wieder das Quiken und Pfeifen der kleinen Vögel. Ich hielt meine Kappe bereit und schlich ganz still noch näher, um sicher auch die Alte mitzufangen. Da bewegte sich vor mir ein dicht aus Gras und Halmen zusammengebrehter Knäuel und — patsch! war meine Kappe darauf. Ich hatte richtig die Alte sammt den Jungen und jetzt machte ich mich daran, das Nest mit der Hand vorsichtig aus dem Boden herauszugraben. War das ein Pfeifen und Krappeln in meiner Kappe!

„Ja, Antoni, was hast denn da in Deiner Kappen," schrie der Hausl vom Stall heraus und ging neugierig auf mich zu, „a ganze Hauben voll Nuß?"

„Ja, Nüsse," spottete ich, „junge Lerchlein hab ich gefangen!"

„Lercherl," lachte er, „hab weiter noch nie eins im Grasgarten g'sehn!"

„Nun, nachher kannst sie halt jetzt gleich sehn," sagte ich ganz stolz.

Meine Kappe ängstlich verschlossen haltend, daß mir ja keines auskomme, schritt ich, meiner Sache gewiß, mit großen Schritten neben dem ungläubigen Hausl zur Stubenthüre hinein. Da setzte man sich gerade zu Tisch und so konnten sie Alle zugleich mein Glück anstaunen.

„Lerchlein hab ich g'fangen, Lerchlein hab ich g'fangen!" schrie ich außer mir vor Freude.

„Geh, Bub," sagte der Vetter, „was fallt denn Dir ein? Jetzt im Herbst junge Lercherl!"

„Auch der glaubt mir's nicht," dachte ich, „und hört sie doch schon pfeifen."

Nun wollte ich meine Kappe triumphirend auf meinem Teller ausbreiten.

„Na, na," wehrte der Nußbartl unter lautem Lachen ab, als er die Lerchlein jetzt selber pfeifen gehört, „geh nur auf d'Ofenbank hin damit und Du, Hausl, laß d'Katz 'rein."

Noch immer nichts ahnend und von der ganzen Gesellschaft umstanden, warf ich erst noch einen Blick auf die Fenster, ob auch keines offen stehe. Dann lüftete ich mit aller Vorsicht den einen Zipfel der Kappe und — prallte erschrocken zurück, denn ein winzig kleines Mäuslein huschte federleicht heraus! Unter dem unaufhörlichen Gelächter aller Anwesenden ließ ich das ganze kostbare Nest im Stich und lief über und über roth davon, um mich zu verstecken. Dazu nahm ich gewöhnlich meine Zuflucht, wenn ich mich schämte und bis ich, äußerst kleinlaut, wieder zurückkam, fand ich mein Mausnest längst geleert und daneben putzte und leckte sich der Hauskater mit großem Wohlbehagen die Schnauze und den Schnurrbart ab.

Unter dem Essen erklärte mir der Nußbartl, daß es eine Gattung Mäuse gebe, die sich auf diese Weise ihre Nester baue.

Wenn ich später im Grasgarten wieder nach Nüssen oder Aepfeln

ſuchte, ſo ſchrie mir gewiß ein Jedes zu: „Antoni, ſuchſt wieder a Lerchenneſt?“ —

Dem Regenwetter waren wieder ſchöne heitere Herbſttage gefolgt und wir hatten unſere luſtige Wirthſchaft beim erſten Sonnenſtrahl wieder im Freien aufgeſchlagen. Wenn ich ſchon beim erſten Landregen nicht Zeit gefunden, ein allereinzigſtes kleines Brieflein heim zu ſchreiben, wie hätte ich bei hellem Himmel an etwas Anderes denken können, als mich auszuſpringen und auszutoben für's ganze Jahr, wie's der gute Nußbartl ſo richtig nannte. —

Ich würde nicht fertig werden, wollte ich all die Freude und die köſtlichen Schwänke berichten, die ich mit meinen kleinen Vettern in dieſen lieben, guten, goldenen Tagen noch erlebte. O, es waren zweifach goldene Tage, golden dem glücklichen Knaben, golden dem Manne in der Erinnerung! Wer ſeine Kinder lieb hat und es thun kann, ſollte ſie ſo, in voller Freiheit, ihre Ferien im nächſten beſten Dorfe bei gemüthlichen Leuten verleben laſſen. Das iſt eine Glückſeligkeit, die ſich ſpäter nicht mehr nachholen läßt! —

Mit einem zwiſchen Freude und Betrübniß getheilten Herzen ſprang ich meinem Vater an den Hals, als er nach vierzehn Tagen mich abzuholen kam, weil's die Mutter und Fritzchen ohne mich nicht mehr aushalten könnten. Faſt zerknirſchter als ich ſelber waren meine kleinen Kameraden, der Hausl und der Martl. Nur das Verſprechen, daß ich bei gehörigem Wohlverhalten im nächſten Herbſte vier ganze Wochen in Maxlried bleiben dürfe, konnten uns ein klein wenig aufrichten. So ſammelte ich denn Stück um Stück meiner arg zugerichteten Garderobe, beſtellte tauſend Grüße an die Dorfkinder, die mehr oder minder alle meine guten Freunde geworden waren und ſagte mit naſſen Augen dem ganzen Hausperſonal Lebewohl. Der Nußbartl und ſeine Frau ſtreichelten mir unter herzlichem Zureden die noch dicker gewordenen Backen, der Andresl und die Mariandl drückten gutmüthig die Hand, mein guter Hausl und mein lieber Martl aber waren ganz ſtumm geworden und ſchauten mich ſo recht trübſelig von der Seite an.

Als ich ſchon reiſefertig unter der Thüre ſtand, fielen mir noch der alte Schimmel und die Blaßl auf's Herz und ich ſchloß ſie wehmüthig in meinen Abſchied ein.

Meine kleinen Freunde folgten mir ſtillbetrübt nach bis an's Wirthshaus.

„Nächſtes Jahr ſchick' ich ihn Euch ſchon wieder heraus,“ wiederholte ihnen der Vater zum letzten Male und klopfte ihnen freundlich auf die runden Köpfe. Dann hob er mich in den Stellwagen und flüſterte auch mir liebereichen Troſt zu, deſſen ich wahrlich ſehr bedurfte. —

So verlief meine erſte Vakanz in dem lieben einzigen Maxlried. —

Reinbot von Durne, ein altbayerischer Dichter und sein Epos St. Georg.

Von Dr. H. Holland.

Bei unseren mittelalterlichen Vorfahren stand St. Georg ganz absonderlich in Ehren; er war ja ein Ritter und Reiter und heldenhafter Streiter, der die Drachen und Lintwürmer überwand, ein gewaltiger Recke, der wie die Kreuzfahrer, mit den Heiden kämpfte und den Glauben mit seinem Blute besiegelte. Als St. Emeran an den bojarischen Hof nach Regensburg kam (649—652), fand er bereits einen Altar, welchen sein Vorgänger St. Rupert zu Ehren dieses englischen Ritters geweiht und an der Stelle einer früheren, heidnischen Opferstätte errichtet hatte. Hier siedelte sich St. Emeran in seiner aus Weiden geflochtenen Betzelle an und bald erhob sich eine Krypta darüber, die zu den ältesten Bauüberresten des Bayerlandes gehört. Damit hing auch ein unter Bischof Erhard (um das Jahr 680) aufgeblühtes Frauenkloster zusammen, welches vor dem Ablaufe des ersten Jahrtausend durch die verwittwete Herzogin Judith von Bayern zu einem freiadeligen Stifte sich entwickelte.

Außerdem wurden noch viele Kirchlein und Kapellen dem heiligen Drachenstecher geweiht, sein Kampf mit dem Lintwurm aber wurde frühzeitig schon in der Oberpfalz als dramatisches Volksschauspiel dargestellt und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch in mittelalterlichen Sagen spielte der Heilige eine große Rolle, meist erschien er auf weißem Rosse in den christlichen Heerhaufen und jagte ganze Geschwader der Ungläubigen in die Flucht, so ward er z. B. im Kreuzzuge vom Jahre 1190 unter der bayerischen Reiterei bei Philomene gesehen und von dem Grafen von Helfenstein allsogleich erkannt. Landgraf Ludwig von Thüringen soll das St. Jörgenpanier unmittelbar vom Himmel herab erhalten haben, das fortan das Heerzeichen der deutschen Reichsritterschaft wurde, zu Bamberg zeigte man das angeblich vom Himmel herabgefallene Schwert dieses Heiligen, zu München aber ward im Jahr 1496 eine eigene „Bruderschaft" aufgerichtet und noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und weiter herab galt die Meinung, daß jeder, der ein Bild des „himmlischen Rottmeisters" bei sich trage, vor allen feindlichen Anfällen gesichert sei.

Bei so bewandten Umständen konnte es nicht fehlen, daß auch die epische Poesie sich dieses Stoffes bemächtigte, zumal da eine große Anzahl prosaischer Legenden existirte, die ein höchst phantastisches Material in sich trugen und nur der dichterischen Gestaltung zu warten schienen. Diese ward ihnen durch unseren wackeren Reinbot von Durne, der unmittelbar im Auftrag des Herzog Otto des Erlauchten von Landshut und dessen Gemahlin, das Werk begann und in sechstausend wohlgereimten Versen glücklich vollendete.

Vom Leben des Dichters ist sehr wenig bekannt. Sein Geburtsort ist

vermuthlich das in der Nähe von Straubing befindliche Schloß Wildthurn an der Isar. Er selbst nennt sich einen Schreiber und Dichter des Herzogs Otto (1231—53), der zu Landshut Hof hielt und den Sängern und fahrenden Spielleuten, wie z. B. dem Herrn Tanhäuser, gastliche Herberge bot. Der Name Reinbot's erscheint ein einziges Mal in einer 1240 zu Straubing ausgestellten Urkunde; Ort, Jahr und Beziehung auf den Herzog stellen außer allen Zweifel, daß dieser Reinbot mit unserem Dichter ein und dieselbe Person sei. — Von altbayerischen Ortschaften nennt er das Kloster Geisenfeld, den alten, zwischen Regensburg und Straubing an der Donau gelegenen Marktflecken Werd, der in Urkunden des 12. und 14. Jahrhunderts häufig vorkommt, dazu auch einmal den Chiemsee.

Reinbot begann sein Werk noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts und zwar nach einer bisher vergeblich gesuchten lateinischen oder französischen Quelle, wobei er sich die Behandlungsweise der berühmtesten Dichter seiner Zeit, des Meister Heinrich von Veldeck, des Hartmann von der Aue, vorzüglich aber die großartige Manier des Wolfram von Eschenbach besonders zum Muster nahm. Wahrscheinlich waren die Werke dieser Dichter am Hofe zu Landshut beliebt und gelesen. Vorzüglich aber ist es der Eschenbacher, den Reinbot, so weit es eben seine Selbständigkeit und Fähigkeit erlaubten, in allen Eigenheiten nachzuahmen suchte. Wolfram's „Willehalm" ist, wie man deutlich sieht, ebenso mustergültig und einflußreich für Reinbot, wie der „Parcival" auf Wirnt von Grafenberg wirkte.

Reinbot beginnt damit, daß er erzählt, wie der werthe Herzog und sein viel reines Weib, die hohe edle Fürstin (die beidesammt ihren Sinn auf würdigliches Leben gesetzt haben und nach ewigem Lohne streben) dem Dichter den Auftrag ertheilen, ein Buch in deutscher Sprache von dem lieben Herrn St. Georgen zuzurichten. Wie Wolfram vom Landgrafen Herrmann von Thüringen den „Wilhelm" (Willehalm) erhalten habe, so habe ihm sein Herzog Otto das Buch von „St. Georg" gegeben, das er gerne besser geziert und etwas herausgeputzt hätte, aber die Herzogin habe ihm strengstens aufgetragen, bei der Wahrheit zu bleiben und nichts „mit Lügen zu gefloriren!" Vielleicht, meint der Dichter in aller Bescheidenheit, gehe sein Werk in der Folgezeit über alle deutschen Lande, von Tirol bis Bremen und von Presburg bis Metz. Glückliche Hoffnungen und Träume! Deßhalb und daß er es recht gut machen möge zu Ehren des hohen Heiligen, ruft der Dichter seine Hülfe am Beginn seiner Dichtung an.

Nun mußte die Herzogin ihren Schreiber wohl kennen, weil sie für nöthig fand, ihn ernstlich zu mahnen, mit der Wahrheit nicht gar zu sparsam umzugehen, das heißt, seine Phantasie hübsch im Zaume und frei von Zuthaten, an der Quelle zu halten, sie ahnte vielleicht, daß doch noch genug mit unterlaufen werde, was keine historische Kritik auszuhalten im Stande wäre. Und

hierin hat der Herr Reinbot auch sein Möglichstes gethan. Wie die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts „die lieben Heiligen Gottes," gleichsam um sie für ihr armseliges Leben auf dieser Welt zu entschädigen, meist in prächtigen Gewanden, schimmernd von Gold, Perlen und edlem Gesteine darstellten, so schilderten denn auch die Poeten des 13. und 14. Jahrhunderts mit verschwenderischer Freigebigkeit und staffierten ihre heilige Helden aus ganz im mittelalterlichen Gewande der sie umgebenden Sitte. Der große Maler van Eyck schilderte die hl. drei Könige wie reiche Fürsten seiner Zeit, mit Knappen, Edelknechten und vornehmer Gefolgsmannschaft, sie sind in feine Pelze, goldbrokatene Stoffe und herrlichen Sammt gekleidet, sie tragen Schnabelschuhe und zierliche kunstreichverzierte Waffen und Geschmeide mit Kleinoden. Und die Aussicht, der Hintergrunde und die ganze Scenerie sind ganz deutsch, eine deutsche Stadt liegt als angebliches Bethlehem in der Ferne, reizende Hügel, von schiffbelebten Flüssen durchschnitten, belebte Straßen sieht man da, das Christenthum selbst ist ganz in das deutsche Land verlegt und tritt uns mit anheimelnder Innigkeit näher. Von einem solchen Standpunkte aus gewinnen diese Dichtungen und Bilder heut zu Tage für uns einen so heiteren Reiz und eine lebenswarme Anziehung, weil das damalige Leben so wahr und kräftig daraus spricht.

In diesem Style hat auch Reinbot, ebenso wie seine Vorgänger und Meister, seinen Heiligen ganz deutsch behandelt. St. Georg ist ein reicher Marggraf in Palästina, dem es so gut geht, daß ihm selbst seine Brüder nachrühmen, er sei zu oberst nun auf das Glücksrad gekommen, möchte er auch lange darauf sich halten und das Rad ihm immer stille stehen. Das hier gebrauchte Bild vom „Glücksrad" ist in der mittelhochdeutschen Dichtung häufig angewendet, es wurde auch oftmals in Miniaturmalereien angebracht und spielt selbst als Skulpturwerk, besonders an mittelalterlichen Domen, eine Rolle. — Wie wilde Falken auf kleine Vögelein, so stürzte sich der edle Held Georg mit seinen Brüdern auf die Sarazenen, die hier der Dichter mit einem ächt altdeutschen Zeitverstoß in das dritte Jahrhundert hinaufschiebt und immer mit Heiden und Götzenanbetern zusammenwirft; er zwang die Heiden in einem Umkreis von drei Tagweiten sich taufen zu lassen. Darnach trennen sie sich, zwei Brüder, mit Namen Theodorus und Demetrius fahren zu dem Spaniol (nach Hispanien), Georg aber geht nach Cappadocien; das geschah im Jahr neunzig und zweihundert nach Christus, um die Zeit als ein Pabst Marcellus (Marcellinus 296—304) hieß, daß Georg eine Anzahl „Sarrazin" bei den Griechen erschlug, so daß der König von Salnecke um Hülfe in's lateinische Land sandte (wo Dioletanius und Maximian als Könige saßen) gegen den Ritter, der für die Freunde sanft wie ein Lämmelein, aber scharf wie ein Eber gegen die Feinde war. Wie ein Wolkenbruch stürmt er einher, auch erschlug er Bären und Löwen, große Drachen und „Lintworme."

Die beiden Könige rüſten nun eine große Heerfahrt gegen den gefürchteten Recken; der Ruf davon kommt auch nach Spanien, wo ſich die beiden Brüder Georgs ſogleich aufmachen und verabſchieden, um ihrem Bruder zu Hülfe zu eilen. Nur ungern und widerſtrebenden Herzens läßt ſie der „Spaniol“ von dannen, nachdem er ſie noch reich beſchenkt und mit ganzen Kiſten voll Gold ausgerüſtet hat. Aber es liegt ihnen wenig an ihren Schätzen, die Liebe zu ihrem Bruder treibt ſie, ſo daß ſie dem Marner (Schiffmann), der ſie über das Meer führt, alle ihre Schätze verſprechen, wenn er ſie nur bald an das erſehnte Land bringe. Wie ſie ihn nun nach langer Seefahrt und dreitägigem Ritt und nach fünfjähriger Trennung finden, da fand ein „Umfahen“ ſtatt, daß wahrhaftig Herr Heinrich von Veldecke, Wolfram und der von der Aue (Hartmann) zu ſchwach wären, um die Freude recht zu ſchildern, „wie ſie dort erging.“ Aber bald verkehrt ſich ihr Jubel in Trauer, denn Georg beſteht darauf, ſelbſt an den Hof des heidniſchen Königs Dacian zu fahren nnd dort für Chriſtus ſeinen Glauben zu bezeugen, vergeblich mahnen ihn die Brüder ab, er vertheilt unter ſie ſeine Lande und ſcheidet von ihnen, indem er bloß ſechzig reichbekleidete Ritter mit ſich nimmt.

Mit ganz altdeutſcher Pracht und Herrlichkeit erſcheint er vor Dacians Hofe. Poſaunen, Hörner, Flöten, Tamburen und Saitenſpiel läßt er ſich vorausmuſiziren, ganz ſo, wie vornehme Ritter mit großem Hofſtaat in fremden Städten ihren Aufzug hielten. Seine Ankunft mit ſiebenzig reichgeſchmückten Roſſen erregt großes Aufſehen, Zulaufen und Anſtaunen des ſchauluſtigen Volkes. Er hat ein Gezelt, ſo ſchön, wie es der Dichter nie zu Wörth geſehen zu haben ſich erinnern könnte, Parzivals Vater (behauptet Reinbot mit Anſpielung auf Wolfram's bekannte Dichtung) habe kein beſſeres gehabt, als er in Afrika vor der ſchönen Mohrenkönigin erſchien. Auch goldene „Köpfe“ (Pokale) und Schalen hatte er, in denen er dem König, der ſelbſt zum Empfange des vornehmen Unbekannten hinausgeht, einen Trank kredenzt. Acht Tage lang hält er Alle frei, die bei ihm eſſen und trinken mögen, ſeinen Namen aber nennt er nicht und keinen ſeiner Genoſſen, man würde ihn früh genug erfahren, verſetzen die darum Befragten. Nach Ablauf dieſer Zeit läßt er einpacken, gibt den Rittern ihren Abſchied mit dem Auftrage, das koſtbare Gezelt ſeinen Brüdern zu überbringen; er behielt nur ſeinen Schreiber und einen Knappen bei ſich, dazu je das zehnte Roß, natürlich auch ſeinen Harniſch Schild und Schwert.

Am nächſten Morgen, als Alle ſchon wähnen, er ſei heimlich abgereist, geht „der ſtolze Jüngling“ ganz alleine an den Hof des Königs, der durch öffentlichen Aufruf Alle, die an Jeſus und Maria hielten, an einen gewiſſen Platz berufen hatte, wo ſie gemartert werden ſollten. Hier wirft er den Mantel und ſeinen Waffenrock weg, nur das Schwert behält er bei und den Schild, der überaus köſtlich war, man ſah darauf ein rothes Kreuz auf

weißem Grunde, zweihundert Rubine, jeder „in der Größe eines halben Eies" waren darauf eingelegt. So tritt er in den Kreis, bekennt sich freudig als einen Christenmann und fordert Alle, sei es zu Roß oder zu Fuße, gewappnet oder bloß, die gegen Christus und Maria sind. Wie nun der König Dacian darauf erwiedert, das sei eine Rede, wie der „Markis Geori von Pallastin" nicht „hochwürdiger" thun könnte, bekennt auch der Held seinen Namen; da umarmt ihn der König und bietet sich selbst ihm zum Kämmerer an, wenn er den Christenglauben abschwören wolle; aber da könnte man leichter den Chiemsee auf den Jettenberg leiten, ehe Dacian seinen „Mahomet" und Georg seinen Gott ließen. Da die Schmeichelrede ihn nicht dazu brachte, „dem Gott Apollo" zu opfern, ließ der König den Marggrafen fahen, in einen Thurm legen und mit starken Riemen krumm binden. Dem Gefangenen aber erscheint der süße Jesus tröstend und ein Glanz ging aus, heller als die Sonne, daß Alle glaubten der Thurm stehe in Feuer und brenne. Der Kaiser jedoch glaubt, das sei mit teuflischer Zauberei gemacht, also sann er auf ein anderes Mittel. Er ließ St. Georgen gleich wieder aus dem Gefängniß holen, ihn mit Stecken schlagen — was dem Heiligen wie ein linder Thau bedäuchte — und in ein Haus führen, wo so große Noth war, daß selbst die Katzen und Mäuse nichts zu beißen gefunden hätten. „Der, so mit fünf Broden ein ganzes Heer gesättigt hat, daß man noch in Körben davontrug, Der den Daniel speiste, wird mich nicht Hungers sterben lassen," versetzt Georg. Nun war in diesem Hause erst kürzlich der Besitzer gestorben und sein Weib hatte „weder Fleisch noch Milch oder Brod, an Meth, Wein, Fisch oder Wildpret gebrach es gänzlich, wohlriechendes Holz (Aloeholz, das für den höchsten Luxus galt) ward wohl nie hier verbrannt;" die Wittwe aber fürchtete sich vor Georg, weil ein so heller Schein, „wie von einem Engel" von ihm ausging. Sie hatte zwei Götter, den Herkules und Apollo; Georg bedeutet ihr deßhalb, daß es ihr füglich schlecht gehe, weil sie nicht den rechten Gott habe, diese beiden könnten ihr freilich nichts geben. Durch einen Engel belehrt, umfaßte Georg mit den Armen eine Säule, auf der das Dach ruhte und augenblicklich wandelt sie sich in einen zwölf Ellen langen, breitästigen blühenden Baum, so schön (wie man noch keinen seither oder früher fand), obwohl draußen der Wald falb stand und Winter war. Und kaum hatte der Held Gott dafür gedankt, so stand auch eine Tafel da, mit einem weißen Tuch überspannt und herrlichem Essen besetzt, wie sich Herr Reinbot all' die besten Bissen wünschen mochte: da standen Fasanen, Fische und süße Brühen darauf, fremdländische Weine und Meth fielen dazu vom Baume herab und das Obst und das Brod hatten obendrein noch die gute Eigenschaft, daß es nach Allem schmeckte, was man sich gerade dachte; dazu lud nun Georg die Frau und sie aßen und die Wittwe trug noch mehr von dem Tische, als da war. Die arme Frau hat aber auch ein krankes Kindlein, das macht Georg durch das

Kreuzzeichen gesund; da verkündet die Wittwe die Freudenmäre in der Stadt und das zuströmende Volk sieht überrascht den mitten in Schnee und Winter grünenden Baum und die Früchte darauf und hört die Vögelein in den Zweigen singen. Auch Dacian mit seiner Frau und noch sieben anderen Königen, „von denen jeder eine besondere Sprache hatte," laufen herzu, um das Wunder anzuschauen, „so daß um den Stuhl zu Aachen nie ein solch Gedränge war," wie hier um St. Georgen.

Der durch seine heidnische Böswilligkeit verhärtete König sieht aber auch hierin nur Zauberei und setzt neuerdings dem Heiligen zu, sich zu bekehren und dem Apollo zu opfern, dann sollte St. Georgen mehr unterthan werden als alle deutschen Lande. Und Georg — verspricht dieses wirklich für den nächsten Morgen. Der Kaiser ist deßhalb so entzückt, daß er den Fuß des Marggrafen küßt und dessen angeblichen Entschluß in der ganzen Stadt ausrufen läßt; Georg ist so fröhlich, daß ihm das Herz im Leibe lacht; die Königin führt ihn „mit ihrer viel blanken Hand" in ihre Kemenate, wo eine Jungfrau Apollo's Preis zu einer welschen Fiedel sang; weder früher noch später geschah einem Ritter so große Ehre, denn die hohe Frau setzte sich „nach französischer Sitte" zu ihm nieder, eine klare Jungfrau goß ihm wie ein Knappe das Waschwasser über die Hände und die Schwester der Königin schenkte mit gebogenem Knie den Wein in einen Pokal von Rubin. Nach dem Essen begehrt die Königin noch Näheres über Juden, Heiden und Christen zu wissen und nun gibt ihr Georg Kunde „von dem hohen König Altissimus, der Alpha et O. ist" und dessen Wunder er ihr in einem tiefsinnigen Gleichniß vorlegt, das wir hier, seiner Länge wegen, nicht nacherzählen können, das aber in seiner mystischen Auslegung und Deutung die Kaiserin für das Christenthum so weit gewinnt, daß sie am andern Tage die Taufe erhält, indeß Georg den Heidengott vor dem versammelten Volk zu Schanden macht. Auf des Marggrafen Geheiß ist sogar ein kleines Kind im Stande, das eherne Götzenbild mit einer Ruthe vor die Versammlung zu treiben, wo der innewohnende Dämon für den wahren Gott Zeugniß geben muß und die Bildsäule darauf in Stücke zersprengt.

Nun ergehen eine Unzahl von Quälereien und Martern über den Heiligen, aus denen er immer wieder unverletzt hervorgeht und dadurch neue Schaaren für das Christenthum gewinnt. Auch die Königin besteht entsetzliche Martern, die jedoch Gott durch St. Georg immer wieder heilt, bis ihr endlich das Haupt abgeschlagen wird, nachdem sie zuvor „dem Palastinäer" noch vorausgesagt hat, er werde erst nach siebenthalb Jahren sein Leben verlieren.

Der König ließ darauf den Marggrafen in vier Stücke zersägen und in einen tiefen Pfuhl werfen, aber ein Cherubim und der heil. Michael brachten die reine Seele wieder zu dem Leichnam und Georg ist wieder da, viel schöner als vorher und leuchtend wie ein Engel, ja so schön, daß sogar eine

Nonne von Geisenfeld*), wenn sie ihn gesehen hätte, vor Erstaunen vergessen haben würde, zur Mette zu gehen. Georg wirkt in der Folgezeit eine große Menge von Wundern und gewinnt ganze Massen zum Christenthum. Sodann läßt Dacian nach einem großen Stier ein Bild gießen, das innen voll scharfer Pfeile war, darein wurde Georg gelegt und von einem hohen Berge zu Thal gerollt, das Bild zersprang und der Marggraf ging daraus hervor, wie St. Sebastian ganz mit Pfeilen bespickt, die er jedoch abschüttelte, ohne daß ihm ein Leid davon geschah. Darauf gab ein Herr, Namens Athanasius, den Rath, dem Heiligen die Nägel (in denen der Zauber stecke) abzuschlagen und Dornen hineinzustoßen; „gibt ihm das nicht Todes Lohn," so wolle er sich taufen lassen. Es geschah, aber Georg hatte keine Schmerzen, die Dornen fielen heraus, die Nägel waren wie vordem, klar und lauter und Athanasius ließ sich taufen. So gewann er noch Unzählige für den Christenglauben, hohe Herren und Könige, nur Dacian blieb ein halsstarriger Heide, der dem Heiligen endlich nach siebenjähriger Marter das Haupt abschlagen läßt. Um kurz zu sein, sagt Reinbot, so war von den Tagen seit Christi Geburt kein „merteler" so groß als „Sente Georjen von Pallastin." Georg bat für den, der ihn enthauptete, zuvor um Verzeihung, daß auch ihm die Seligkeit werde. Den Dacian aber, der „Pharaonis Bruder, der Hölle Luder und Gaukelspiel" gescholten wird, verbrannte ein starkes Feuer; des Marggrafen Seele empfing der Engelfürst Michael und führte sie fröhlich „in des Himmels Saal." —

Das ist der Hauptsache nach der Inhalt dieses Gedichtes, an dem dieselbe deutsche Innigkeit des Gefühls zu bewundern ist, mit dem bald darauf die Maler ihre Heiligen abschilderten, auch muß die poetische Anschauung und Tiefe des Christenthums anerkannt werden, wie es Georg der Kaiserin enthüllt, trefflich sind die ritterlichen Kriegsscenen und gräßlich die gehäuften Marterstücke erzählt. Zwar ist der Stoff wenig fruchtbar, der Dichter verzichtete sogar jene Erzählung von der Erlegung des Dracheu, die der Legende erst einen volksthümlichen Reiz gibt, auszumalen und begnügte sich mit der dürren Notiz, daß der Ritter auch Löwen und Bären, große Drachen und Lintwürmer erschlagen habe — vielleicht durch die erste Mahnung der Herzogin, das Werk nicht auf eigene Faust zu „gefloriren." Reinbots ganzes Gedicht besteht größtentheils aus langathmigen Wechselreden; dem ungeachtet ist der Styl durchgängig groß gehalten und nicht ohne poetischen Aufwand, zuweilen hat das Werk den Schwung einer Hymne; lyrische Stellen sind nicht selten, so bildet z. B. die Erscheinung des Heiligen in der Hütte der armen Frau, wo

*) Ein Markt zwischen Ingolstadt und Landshut, an der Ilm, wo sich ein Benediktiner-Nonnenkloster befand.

er die dürre Säule zum fruchtreichen Baume erblühen läßt, eine liebliche Idylle, und fast einzig in ihrer Art ist die Klage seines Bruders über Georgs Entschluß, sich der Wuth Diocletian auszusetzen, sie ist ganz im tragischen Sinn gedichtet.

Die Eröffnung des St. Johanns-Spitales.

Eine geschichtliche Volkssage. Von A. J. Hammerle.

Das schöne, geräumige St. Johannes-Spital in Salzburg wurde im Jahre 1696 von dem damaligen Fürst-Erzbischofe Johann Ernest, Grafen von Thun gegründet und mit großartigen Stiftungen bereichert. Die Volkssage nach Weißenbach erzählt noch von der feierlichen Einweihung, von dem Jubel und der Freude des Volkes, welche bei diesem Anlasse sich kundgaben. Es zeigt sich darin die tiefe Frömmigkeit und der religiöse Sinn unserer deutschen Vorältern, und es ist recht wohlthuend für ein inniges Gemüth zu einer Zeit, wo es fast nur mehr Eisenbahn- und Fabriksmenschen gibt, in jene Jahrhunderte zurückzuwandeln, in welchen die Religion noch alle Lebensverhältnisse durchdrang, und der Mensch es noch lebendig fühlte, er stehe unter dem Schutze einer allgütigen Vorsehung, die alle seine Schritte begleite. Wir lassen daher diese historische Volkssage von der feierlichen Spitalseinweihung hier folgen:

Der schöne Bau war fertig, Tische, Betten und andere Einrichtungsstücke standen in den Zimmern und geräumigen Sälen, da befahl der Baumeister, die Arbeiter und Gesellen sollten ihre Werkzeuge mit Laub und Blumenkränzen umwinden, und sich am kommenden Morgen in dem großen Spitalhofe versammeln. Schon in aller Frühe stellten sich die Gesellen — Hammer und Kelle, Beil und Säge mit grünen Laubkränzen und Blumen geschmückt — in einer frischgewaschenen Schürze, in schneeweißen Hemdärmeln im Hofe ein; der Baumeister trat mit von Freude strahlendem Gesichte unter sie, und so bewegte sich der ganze Zug, von einem Blumenseil umschlungen, was recht innig die Einheit der Zunft vorstellen sollte, — durch das Klausenthor in die Stadt der fürsterzbischöflichen Residenz zu. Von allen Seiten schloß sich das jubelnde Volk an, und je weiter der Zug kam, desto mehr schwoll er an, wie ein Strom, in den die Bäche fließen. Als die frohlockende Menge vor den prachtvollen Pallast ihres geistlichen Fürsten kam, hielt sie an, und lautlose Stille trat ein. Auf einen höheren Wink stieg der Baumeister die Marmorstufen hinan, die Thürflügel öffneten sich, und er stand in dem prunkenden Saale, wo der erhabene Kirchenfürst, wie ein Johannes unter den Jüngern, inmitten seines Domkapitels und seiner Beamten saß.

Er näherte sich ehrfurchtsvoll dem edlen Menschenfreunde in Purpur, verneigte sich dreimale tief, und überreichte dem hohen Bauherrn den Thorschlüssel des St. Johannes-Spitales, indem er zugleich sagte, die hohen Befehle seien nun vollzogen, und die Behausung des menschlichen Erbarmens jetzt vollständig eingerichtet. — Sichtbar erfreuet nahm der hohe Prälat den Schlüssel in Empfang, sagte im sanften Tone: „Gott möge unsere Absicht, unseren leidenden Brüdern zu helfen, gütig aufnehmen", — stand auf und die ganze hohe Versammlung mit ihm, — und stieg die Marmortreppe unter die lautlos dastehende Menge herab. Darauf hielt er eine salbungsvolle Rede an sie, sprach von der lieblichen Lehre Jesu Christi, jenes göttlichen Lehrers, der da befahl, man soll die Hungerigen speisen und die Kranken besuchen, — schenkte mit lauter, vernehmlicher Stimme auf ewige Weltzeiten das Spital den Armen und Leidenden seines Landes, — kein Kranker sollte fortan ohne Pflege sein, — und kein Pilger mehr ohne Labung weiter ziehen. — Jetzt nahten sich zwei Diener, der eine brachte ein Glutgefäß, der andere die Rechnungsposten von jenem Bau; der Fürst nimmt das Papier mit den Ziffern der Baukosten, und legt es auf die Feuerglut, und als Rauch und Wolke, erhob es sich Angesichts der ganzen Versammlung himmelwärts, damit die Welt einst nicht Rechnung mache, wie viel Metall der Preis für diese Gottessache betragen habe; Niemand außer Gott sollte wissen, welche Summen er auf das Denkmal seiner Wohlthätigkeit verwendet habe. —

Alsdann segnete er mit aufgehobener Rechte die hochentzückte Volksmasse, welche in laute Segenswünsche und Jubelrufe ausbrach. Mit einem Male öffneten sich die dichtgeschlossenen Volkswogen, und sechs Pilger traten in ehrfurchtsvoller Haltung, die Schuhe mit Staub bedeckt heran; hinter diesen trugen 12 Diener auf weichen Senften-Betten sechs kranke Männer, die ihren flehenden Blick auf die hehre Gestalt des hohen Prälaten richteten. Tiefes Erbarmen und innige Bruderliebe färbten dessen Wangen purpurroth, und eine weiche zarte Thräne glänzte in seinem Auge; — er brach ungesäumt auf und die ganze Volksmenge begleitete ihn unter Psalmengesängen und Glockengeläute zu dem neu aufgerichteten Spitale. Dieses sind Triumphzüge, wo sich Alles glücklich fühlt, aber nicht — wo Menschen in Sklavenketten und Elend hinter dem stolzen Wagen des Triumphators herwandeln! — Die Thore des Baues, wo der Zug anhielt, waren reichlich mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt. Da weihte der Kirchenfürst denselben nach alter heiliger Weise unter Assistenz des Chores ein, und gab ihm den heil. Johannes den Täufer zum Schutzpatron; Glockenklänge und Psalmenjubel schloßen die hehre Handlung. Die Kranken wurden hierauf in die inneren Räume, in die für sie bereiteten reinlichen Betten gebracht, und der hohe Prälat reichte ihnen zuerst die stärkenden Arzneien, sowie er in der Folge — ein ächter Jünger seines göttlichen Meisters — die sechs Pilger an eine Tafel führte,

ihnen die Füße wusch und sie reichlich mit Speise und kräftigem Weine bewirthete. Der Anblick dieser hohen Demuth und lauteren Bruderliebe des purpurgeschmückten Kirchenfürsten überwältigte die Pilger, und Einer, dessen spärliche schneeweiße Haarlocken eine hohe Reihe von Jahren und einen großen Reichthum von herben Lebenserfahrungen wiesen, aber mit einem Antlitze, wie Gottes Boten auf Erden erscheinen, — erhob begeistert den Becher und sprach: „Edler Prälat! Dieser Bau ist für Dich eine Jakobs-Leiter, die Dich zum Himmel führt; Burgen und Geschlechter werden vergehen, aber noch in späten Zeiten wird Dein Geist in diesen Hallen walten, mit leisen Tritten des Mitleids dem Krankenbette nahen und kühlenden Balsam in die brennenden Wunden gießen; und wenn Deine Gebeine schon lange ein kalter Marmorstein deckt, werden Deine Thaten noch fortleben und in dem Buche des Lebens reiche Zinsen tragen; lebe hoch, edler Fürst!“ — Alles stimmte in den Jubel und so endete die glänzende Feierlichkeit, welche dieses herrliche Werk der christlichen Nächstenliebe krönte.

Seit 160 Jahren fanden im St. Johannis-Spitale mehr als 120,000 Menschen Wart und Pflege und größtentheils auch ihre Gesundheit. Die Stiftungen sind — nach der Sprache des Volkes — so ausgiebig, daß für jeden Kranken, wenn auch alle Wartsäle besetzt sind, täglich vier Gulden sollen verwendet werden können.

Als am 20. Mai 1808 Thomas Sömmering, jener berühmte Arzt Deutschlands und königl. bayer. Geheimrath dieses Spital besucht und besehen hatte, verließ er es mit den Worten: „Es ist ganz so, wie es sein soll.“

Columbus.

Aus dem Englischen des Charles Boner, übersetzt von Friederich Bodenstedt.

Schon wechselnd mehr als drei Jahrhundert schwanden
Seit jenem Herbsttag, da am Meeresbord
In Massen Tausende von Menschen standen,
Staunend umwogend den sonst öden Port,
Zu seh'n wie auf 'fahrvolle Reise dort
Ein greiser Seemann ging. Die Dämm'rung fällt,
Hell kräuselt sich die weite Flut. »Fort, Fort!
»Vor Sonnenlicht!“ Die Segel sind gestellt,
Er läßt sein Heimathland, sucht eine neue Welt.

Digitized by Google

Den Schleier wollt' er lüften der noch schwebte
Ueber dem unbefahrnen Ocean,
Bahn brechen wo noch Nacht und Schrecken webte,
Vernichten jeden abergläub'schen Wahn
Der's unheilvoll gar Manchem angethan.
Mit ird'schen Gütern war er karg bedacht;
Doch war sein Herz voll Demuth, gläubig sah'n
Die Augen auf zu Gott, der gab ihm Macht —
So furchtlos und allein hat er sich aufgemacht.

Laßt uns nicht wähnen, daß die Tage schwanden
Für Gott, durch Wunder sich zu offenbaren;
Es gibt noch Herzen, oft wohl unverstanden,
Die frommen Sinns und gläubig sie gewahren;
Ruft er auch aus dem Felsen keinen klaren
Lebendigen Quell mehr, daß die Schwachen leben,
Sehn wir ihn nicht vom Himmel niederfahren,
Kein Mannah Pilgern in der Wüste geben,
Noch zu der Wittwe Trost neu ihren Sohn beleben.

Von seinem Dasein und von seiner Macht
Braucht's heute solcher Offenbarung nicht,
Denn wo auf Erden Großes wird vollbracht,
Zeigt er sich nah, der zu den Völkern spricht,
Und der Umstände Fäden selbst verflicht
Zu großem Zweck. — Es leuchtet sein Verstand
Den Einzelnen wie Völkern vor als Licht,
Bringt oder nimmt die Geißel einem Land,
Glaubt auch der Mensch er thu's, und sieht nicht Gottes Hand.

Dies Seltenste was Menschenwitz ersann,
Dies Wunder, daß solch Licht sich damals fand,
Die Zähigkeit, mit welcher dieser Mann
Auf seines Planes Ausführung bestand
Zu einer Zeit wo schon die Jugend schwand;
Dies hohe Streben, stark durch Ziel und Maß;
Diese Geduld, die Murren nie gekannt,
Dies Herz gebeugt von Undanks Uebermaß
Das keinen Augenblick den alten Muth vergaß;

Der Geist, der in der Meereswüste Grauen
Wo die Gefahren rings um ihn gezielt,
Unbeugsam blieb in Kraft und in Vertrauen;
Die frische Hoffnung, die vom Schwall umspült

Der Wogen, jählings thurmhoch aufgewühlt,
Daß drunter oftmals Schiff und Mann verschwand,
Doch unverrückt ihr Ziel im Aug behielt:
Das Alles zeugt, 's war Gottes eigne Hand,
Die über's Meer ihn führt' in's unbekannte Land.

Ein Tag aus dem Leben einer armen Familie.

Eine wahre Geschichte, erzählt von **M. Bach.**

Das Jahr 1817 war für die meisten Bewohner Deutschlands ein wahres Noth- und Hungerjahr. Selbst an den schönen und sonst so fruchtbaren Ufern des Rheines herrschte großes Elend. Das Frühjahr von 1816 war außergewöhnlich regnerisch und kalt, so daß weder die Aussaat gehörig bewerkstelligt, noch das bereits Ausgesäete gedeihen konnte. Der Sommer hatte nur wenig warme Tage und der Herbst brachte wieder fortwährenden Regen. Durch diese höchst ungünstige Witterung war fast kein Gewächs zu seiner völligen Reife gelangt. Das Heu verfaulte größtentheils auf den Wiesen; die vorhandenen Futterkräuter gaben dem Vieh schlechte und sogar schädliche Nahrung, da sie unreif und sonst durch die fortwährende Nässe verdorben waren. Kartoffeln, die das Hauptnahrungsmittel der armen Leute auch schon damals ausmachten, gab es nur wenig, und diejenigen, welche eingeerntet wurden, waren natürlich schlecht. Das Getreide war kern- und mehlarm, außerdem zeigte sich in Folge der anhaltenden Nässe in allen Aeckern das verderbliche Mutterkorn. Dasselbe gehört zu den betäubenden Giften, die auf den menschlichen Körper äußerst schädlich einwirken und gefährliche, ja tödtliche Krankheiten verursachen. Man findet es vorzüglich nur im Roggen; es sind diejenigen Körner in den Aehren, welche über die anderen hervorwachsen, die Gestalt eines Hahnensporns annehmen und äußerlich schwarzbraun und innerlich bläulichweiß sind.

Durch alle diese Umstände stieg das Elend bald zu einer furchtbaren Höhe; eine ungeheure Theurung aller Lebensmittel trat ein. Vieles Vieh mußte frühzeitig, aus Mangel an Futter, abgeschafft werden; vieles andere wurde mager und häufig krank, so daß es auch bald an gutem Fleische fehlte. Das Brod, wovon man sonst einen Laib von fünf Pfund für zwei und einen halben Ngr. kaufte, mußte jetzt mit einem Gulden oder siebenzehn Ngr. bezahlt werden. Dabei war es so schlecht, daß man es zu einer anderen Zeit gar nicht gegessen haben würde. Die schlechtesten Kartoffeln wurden mit zwei [illegible]ler zehn Ngr. der Zentner bezahlt, statt daß man sonst nur zehn bis

zwölf Ngr. dafür gab. Kurz, die Preise aller Lebensmittel waren auf das Sechs- bis Siebenfache gestiegen.

Daß unter solchen Umständen Krankheiten ganz verschiedener Art und häufige Sterbefälle vorkommen mußten, ist leicht erklärlich. Die Lebensmittel waren nicht allein von Natur aus schlecht, sondern, um noch höhere Preise zu erhalten, fand der Wucher nur zu häufige Gelegenheit, sie durch allerlei schlechten Zusatz noch verderblicher zu machen. Ganz besonders war dies mit dem Mehl und dem Brode der Fall.

Von dem herrschenden Elende wurden die ärmeren Leute, die Taglöhner, Handwerker u. s. w. doppelt getroffen; außerdem daß die Lebensmittel einen unerschwinglichen Preis erlangt hatten, ließ Niemand etwas arbeiten, wenn es nicht unumgänglich nothwendig war.

In dieser schrecklichen Zeit lebte in Boppard, einem Städtchen am Rhein, vier Stunden oberhalb Koblenz, eine arme Wittwe, die sich und ihre zwei noch unerzogenen Kinder bisher zwar mühsam, doch redlich durch Bügeln ernährt hatte. Unter den unsäglichsten Entbehrungen und dem drückendsten Elende hatten sie sich bis zum Januar des Jahres 1817 durchgewunden. Am 12. dieses Monats aßen sie unter Thränen ihr kärgliches Abendbrod, bestehend in wenigen Kartoffeln in der Schale und aus einem kleinen Stückchen Brod, dem ganzen Rest, der von letzterem noch vorhanden war. In den letzten zwei Tagen hatte die Mutter aus Mangel an Arbeit nichts mehr verdient, und in Folge dessen waren alle Lebensmittel aufgegangen. Da diese Wittwe aus einer ziemlich wohlhabenden Familie stammte, so hatte sie sich in ähnlichen Fällen schon einige Male dadurch geholfen, daß sie nach und nach ihre Leinewand, Bettzeug, Kleider und Hausgeräthe verkaufte. Traurig sah die arme Mutter jetzt in ihrer kleinen Stube umher; es war nichts mehr vorhanden, was verkauft werden konnte. Selbst der Trauring ihres seligen Mannes, so schwer es sie auch ankam und so viele Thränen es sie auch kosten mochte, hatte sie schon verkaufen müssen. Die Stube enthielt außer einem alten Tische noch vier Stühle und eine größere und eine kleinere Bettstelle, die mit getrocknetem Baumlaube gefüllt und mit einem alten wollenen Tuche bedeckt waren. An der Wand über dem Tische hing nur noch ein einfaches hölzernes Kruzifix; sonst war weder Schrank noch sonst ein derartiges Hausgeräthe mehr zu sehen.

An dem besagten Abend schmeckte den Kleinen das Abendessen gar nicht, so hungrig sie auch waren, da sie ihre Mutter wieder weinen sahen. Ehe sie sich jedoch zu Bette legten, führte die Mutter ihre Kinder vor das Kruzifix, um durch Gebet, dem einzigen Troste, der ihnen noch geblieben war, die betrübten Herzen ihrer Kleinen zu beruhigen. Die Kinder beteten an diesem Abend recht inbrünstig, daß der liebe Gott der Mutter doch für morgen Arbeit zukommen lassen möchte, um ihre Noth einigermaßen zu lindern. Das

Vertrauen auf die Freundlichkeit Gottes, der den Raben ihre Speise gibt und die Sperlinge auf dem Dache schützt und nährt, beruhigte ihre Gemüther, daß sie bald und ruhig einschliefen.

Die Nacht war kalt; vor Mitternacht hatte ein reichlicher Schneefall stattgefunden, so daß die ganze Gegend mit hohem Schnee bedeckt war. Gegen den Morgen erhob sich ein schneidender Nordwind, der den Schnee von den Dächern fegte, so daß die Straßen fast nicht zu begehen waren. Als die Mutter am Morgen aufstand und die große Kälte spürte, machte sie Feuer in dem Ofen, theils um das Zimmer zu erwärmen, theils auch um das Frühstück zu bereiten; zu ihrem Schrecken bemerkte sie dabei, daß das Holz, das sie mit ihrem Heinrich, einem Knaben von neun Jahren, Tags vorher im Walde zusammengelesen hatte, kaum noch für den ganzen Tag ausreichen werde. Das ärmliche Frühstück war bald hergerichtet. Es bestand wieder aus einigen Kartoffeln, die vom Abendessen am Tage vorher übrig geblieben und auf dem heißen Ofen wieder erwärmt wurden und aus einem Getränke von gebrannten Haferkörnern, die wie Kaffee zubereitet waren. Während die Mutter mit der Zubereitung desselben beschäftigt war, standen die Kinder auf, kleideten sich an und wuschen sich. Dann sammelten sie sich wieder vor dem Kruzifix, um dort knieend ihr Morgengebet zu verrichten. Dieses Mal hatte Heinrich, der von den Kindern das älteste war und stets vorbetete, noch dem gewöhnlichen Dankgebet für ihre Erhaltung während der Nacht die Litanei von allen Heiligen hinzugefügt.

Die Mutter hatte fest darauf gerechnet, daß am Morgen Jemand kommen würde, um sie zu einer Arbeit zu bestellen; als sie sich aber zum Frühstück setzten und noch Niemand gekommen war, konnte sie ihren Jammer nicht unterdrücken und sprach mit ihrem Heinrich darüber.

„Sei ruhig, Mutter," erwiederte er, „Gott wird uns nicht verlassen. Als ich gestern Abend mich zu Bette legte, betete ich noch ein Mal recht innig zu dem lieben Gott, mich doch ein Mittel finden zu lassen, womit ich uns helfen könne. Unter allerlei Gedanken, die mir in den Sinn kamen, dachte ich auch endlich an unsern Vetter C. in Koblenz, der uns schon einige Male geholfen hat. Es war mir bei diesem Gedanken gerade, als ob der liebe Gott mir sagte: Geh' zum ihm, der wird euch helfen. Deßhalb werde ich mich sogleich auf den Weg machen. Es ist jetzt acht Uhr; um halb zwölf werde ich bei ihm und längstens heute Mittag um vier Uhr wieder zurück sein."

Obgleich die Mutter die feste Ueberzeugung hatte, daß der Vetter ihren Heinrich nicht ohne eine Unterstützung zurückgehen lassen würde, so konnte sie sich doch nicht dazu entschließen, dem Vorschlage ihres Kindes ihre Zustimmung zu geben.

„Kind," sagte sie, „hast Du auch gesehen, was für ein schreckliches Wetter draußen ist? Deine schwachen Kräfte werden bei den Mühseligkeiten

und Beschwerden einer solchen Reise erliegen. Ich kann Dich nicht gehen lassen; vor lauter Angst um Dich würde ich sterben."

„Aber Mutter," war die entschiedene Antwort des Knaben, „wie oft hast Du gesagt: Gott nimmt sich der Wittwen und Waisen an; er will ihr Vater sein und wird das Gebet derselben gewiß nicht unerhört lassen. Seit ich gestern Abend gebetet, hat Gott mir die feste Zuversicht zu Theil werden lassen, daß er mein Gebet erhört hat und uns helfen will. Was meine Kraft angeht, die wird Gott stark machen, wie er einst die Kraft des kleinen David mehrte, da er den Riesen erschlug. Beruhige Dich daher, liebe Mutter; ich werde mit Gottes Beistand sicher und gesund wiederkommen und Hilfe bringen."

„Nun, dann geh' in Gottes Namen," sagte die Mutter, durch den Muth und das Gottvertrauen des Knaben etwas getröstet; „wenn wir nicht Hungers sterben wollen, müssen wir schon das Aeußerste wagen. Gott möge uns in unserer Noth beistehen."

Man setzte sich zu Tisch; die Mutter vertheilte die wenigen Kartoffeln so, daß der kleine Nikolaus und sie selbst deren je vier, Heinrich aber deren sechs bekam. „Denn," sagte die Mutter, „Du, Heinrich, bedarfst heute am meisten der Nahrung; Nikolaus und ich bleiben zu Hause und haben keine anstrengende Arbeit zu thun."

„Das geht nicht," erwiederte Heinrich lebhaft; „ich fühle mich ganz stark; sei nur ganz unbesorgt um mich. Du aber mußt vor allen Dingen sorgen, daß Du nicht krank wirst. Was sollten wir sonst machen? Was sollte aus uns werden?"

Die Mutter, welche die Entschiedenheit ihres Knaben kannte, theilte mit ihm eine seiner Kartoffeln, um ihn zu beruhigen; gab aber zuletzt die Hälfte von dieser Hälfte noch dem kleinen Nikolaus.

Nach dem Frühstück rüstete sich Heinrich zur Reise. Die Mutter hatte ihm seine wärmste Kleidung zurecht gelegt. Als er im Begriffe stand, fortzugehen, küßte ihn die Mutter auf die Stirn, indem sie sagte: „Gott sei mit Dir, lieber Junge."

Rüstig schritt der Knabe durch die menschenleeren Straßen des Städtchens. Wer nicht dringend genöthigt war, auszugehen, blieb bei einem solchen Wetter zu Hause. Als er auf die Landstraße kam, und die sonst so herrlichen Ufer des schönen Rheines so öde und verlassen sah und ihm dabei ein kalter, schneidender Nordwind entgegen raste, den Schnee in die Winkel der Straßen jagend, wollte ihm doch sein Muth sinken; er ermannte sich aber bald wieder mit dem lauten Ausruf: „Gott wird dir beistehen," und ging rasch vorwärts, bis er nach einer halben Stunde an den Weg kam, der von der Landstraße ab über einen ziemlich hohen Bergrücken führt. Dieser Bergweg war zwar bei dem garstigen Wetter um so mühevoller; man konnte auf ihm jedoch eine ganze Stunde näher gehen, als wenn man der Landstraße folgte. Sinnend blieb

er einige Augenblicke stehen, dann wandte er sich aber rasch und bestieg muthig den Bergweg, indem er sich sagte: „Du wirst Deiner Mutter um so früher Hülfe bringen können, und sie wird sich um so weniger um Dich zu ängstigen haben.“

Wohlbehalten erreichte er jenseits des Berges wieder die Landstraße; an diesem Morgen kam aber unglücklicherweise auch nicht ein einziges Fuhrwerk seines Weges, das ihn vielleicht aus Mitleid aufgenommen hätte. Als er an der Ruine des Königsstuhls vorbei war, und in der Entfernung die Festung Ehrenbreitstein vor sich sah, da schritt er um so muthiger vorwärts, weil er nun wußte, daß er bereits den größten Theil seines Weges zurückgelegt hatte.

Um halb zwölf Uhr stand er endlich vor dem Hause seines Vetters. Mit klopfendem Herzen zog er an der Klingel, worauf bald ein Dienstmädchen die Thüre öffnete und ihn fragte, was er wolle.

„Ich möchte meinen Vetter, den Herrn Hauptmann C. sprechen,“ sagte Heinrich.

„Der ist seit acht Tagen nach Trier verreist und wird erst in vierzehn Tagen wiederkommen,“ war die Antwort.

Wie vom Blitze gerührt stand der arme Junge da, leichenblaß und am ganzen Leibe zitternd. Der Vetter hatte keine Familie und wohnte nur in der Miethe. Da das Mädchen den Knaben nicht kannte, so schloß es die Thüre wieder zu.

Vor Schrecken, Ermüdung und Hunger sank er bald auf die steinerne Treppe nieder. Die Sinne schwanden ihm, er lag ganz bewußtlos da. Als er nach einiger Zeit wieder zu sich kam, brach er in einen Strom von Thränen aus, wobei er kaum bemerkte, daß vor ihm eine alte Frau stand, die mitleidig ihn betrachtete. Sie trat näher zu ihm und fragte ihn, warum er weine.

„Ich bin so hungrig,“ schluchzte Heinrich, um nur nicht viele Worte machen zu müssen.

„Sei still, armer Junge, da kann ich Dir helfen,“ tröstete die alte Frau, indem sie ihren Korb öffnete und zwei große Stücke Brod herausnahm, die sie sich selbst bei wohlthätigen Menschen erbettelt hatte, und dem Knaben wohlwollend darreichte.

„Gott vergelt es Euch,“ stammelte der Knabe, indem er dankend das Brod annahm.

Beim Weggehen sagte die Frau noch zu ihm, er möge nicht da sitzen bleiben, sondern sich bewegen, damit ihm die Kälte nicht schade. Heinrich begriff die Gefahr, die ihm drohte, wenn er länger sitzen blieb, recht wohl; seine Mutter hatte ihm dasselbe schon mehrmals gesagt, wenn sie zur Winterzeit im Walde waren, um sich das nöthige Brennholz zu holen. Er stand daher bald auf und ging langsam und bewußtlos den Weg wieder zurück, den er

gekommen war, nachdem er das Brod in die Tasche gesteckt hatte; er konnte nicht essen. Nach und nach trat ihm die ganze Trostlosigkeit und das Entsetzliche seiner Lage klar vor die Seele. Niemand war außer seinem Vetter in Coblenz, den er kannte, und Niemand kannte ihn. Was sollte er noch ferner in Coblenz thun? —

„Arme Mutter! armer Nikolaus! Was wird aus uns werden?“ rief er am Schlusse dieser traurigen Gedankenreihe aus. Fast in demselben Augenblicke aber wurden seine Gesichtszüge belebter. „Nein,“ sagte er sich, „Gott kann und wird uns nicht zu Grunde gehen lassen. Vielleicht hat er der Mutter dennoch Arbeit zukommen lassen, so daß wir heute Abend uns wieder einmal sättigen können. Der gute Gott ist ja so reich, er hat ganz gewiß einen anderen Weg eingeschlagen, auf dem er uns helfen wird.“ Dann nahm er die zwei Stücke Brod heraus, betrachtete sie wohlgefällig und sagte bei sich: „Das Beste, was ich thun kann, ist, daß ich rasch nach Hause zu kommen suche. Wenn ich die Hälfte von einem Stück esse, wird mein Hunger gestillt sein und ich werde besser gehen können. Mit dem übrigen Brode haben wir zur Noth heute Abend noch genug.“ Er schnitt sich dann eine Hälfte ab und aß sie getrösteten Herzens im Weitergehen.

Noch war er aber auf seinem Rückwege nicht zum Dorfe Kapellen gekommen, als er sich so erschöpft fühlte, daß er nur mühsam fortwanken konnte. Bei dem Gedanken, daß die Seinigen nun um so länger warten müßten, bis sie etwas zu essen bekämen, weinte er recht bitterlich, so daß er kaum bemerkte, wie ganz in seiner Nähe ein Wagen stille hielt, aus dem ein reicher Herr stieg und auf ihn zukam.

„Warum weinst Du, armer Junge?“ fragte ihn der Herr, als er vor ihm stand. „O, ich bin so müde und kann nur langsam gehen,“ klagte Heinrich, „und doch wartet meine Mutter und mein Brüderchen auf ein Stück Brod, das ich ihnen bringe; sie sind so hungrig.“

„Wohin hast Du denn noch zu gehen?“ fragte der Herr weiter.

„Nach Boppard, lieber Herr,“ war die Antwort.

„Dann komm in meinen Wagen; ich werde Dich mitnehmen; ich fahre auch nach Boppard,“ erwiederte der Herr.

Wie freute sich der arme Junge, als der schöne Wagen so rasch dahin fuhr und er auf dem weichgepolsterten Sitz so behaglich und so warm ausruhen konnte. Der Herr hatte ihn in einen gar schönen Mantel gehüllt, so daß sein jugendlicher Körper bald wieder erwärmt war. Noch ehe der Wagen das Städtchen Rhense erreichte, hatte Heinrich dem Herrn in treuer und warmer Schilderung das grenzenlose Elend der Seinigen mitgetheilt. Im Städtchen Rhense angelangt, ließ der Herr den Kutscher in einem nahen Bäckershause eine große Anzahl Milchbrode für Heinrich kaufen. Mit freudestrahlendem Gesichte dankte Heinrich dem guten Herrn wiederholt für die reiche

Gabe. Er hatte sogleich berechnet, daß diese Lebensmittel wenigstens für zwei Tage ausreichen könnten. Nur mit Mühe brachte ihn der Herr dazu, daß er selbst ein Brödchen aß; Heinrich versicherte immer, er habe schon gegessen und die Seinigen seien sehr hungrig. Erst als der Herr ihn versicherte, auch für die Mutter und den kleinen Nikolaus noch besonders sorgen zu wollen, entschloß er sich dazu, ein für ihn so seltenes und so wohlschmeckendes Gericht zu essen.

Es war Abends um halb fünf Uhr, als der schöne Wagen zwei fröhliche Herzen in die Stadt Boppard brachte. Der Eine glücklich, daß den Seinigen geholfen war; der Andere selig, daß er hier helfen konnte.

Vor einem Gasthofe hielt der Wagen still. Der Herr stieg aus und half dem überglücklichen Knaben auch aus dem Wagen. Heinrich wußte kaum die vielen Brödchen alle unterzubringen.

„O, wie werden sie sich freuen, wenn ich so reichbeladen nach Hause komme. Gott, wie gut bist Du!" rief er mehrmals aus.

„Nun geh' vorwärts, Heinrich," sagte der Herr, ich will mit zu Deiner Mutter gehen."

„O, wie gut sind Sie!" jubelte der Knabe; „wie wird sie sich freuen!"

Obgleich sein ganzer Körper von dem langen, beschwerlichen Weg, den er heute schon zu Fuß zurückgelegt hatte, recht ermüdet und ganz steif war, so ging er doch in der Freude seines Herzens so leichtfüßig voran, als ob er gar nicht aus dem Hause gekommen wäre. Nachdem sie einige Gäßchen durchwandert hatten, standen sie vor einem abgelegenen Hause. Bereits war es dunkel geworden, als sie in das Haus traten. Im Hausgange kam ihnen die Hausfrau, die im Erdgeschoß wohnte, mit einem Lichte entgegen. Heinrich bat sie sogleich: „Liebe Frau T., leihen Sie mir ein wenig das Licht, damit ich dem Herrn hier, der mit zu meiner Mutter gehen will, leuchten kann!"

„Sehr gerne, Heinrich," erwiederte die gute Frau, indem sie ihm das Licht darreichte. Nun ging es drei Stiegen hinauf. Da sie so leicht als möglich gingen, so hörten sie noch vor der Thüre, daß in dem Zimmer, vor dem sie jetzt standen, gebetet wurde: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes," so daß der Herr beim Eintritt ins Zimmer das Gebet mit einem „Amen" beschließen helfen konnte.

„Hier ist ein Herr, liebe Mutter," sagte Heinrich in freudigem Tone, der mich, als ich müde war und nicht mehr gehen konnte, in seinen Wagen nahm und mich mitfahren ließ; sonst hätte ich noch nicht da sein können."

Die Mutter hatte sich mit dem kleinen Nikolaus mittlerweile vom Boden erhoben und dankte dem Hern in wenigen, aber herzlichen Worten für die Freundlichkeit, die er dem Knaben erwiesen hatte und da der Herr mit Einem Blick, den er durch die Stube gleiten ließ, sich von der Wahrheit dessen, was

ihm Heinrich unterwegs von ihrer Armuth und Noth erzählt hatte, überzeugt hielt, so reichte er der Mutter freundlich die Hand, indem er sagte: „Ihr seid recht arm, liebe Frau; aber Ihr habt an dem kleinen Heinrich einen recht wackern Jungen, dem es nicht böse in der Welt gehen kann, wenn er fortfährt, so brav und fromm zu sein, wie er jetzt noch ist. Nehmet diese kleine Unterstützung, die Euch Gott durch mich ertheilen läßt; es wird Euch vor einer ähnlichen Noth in dieser traurigen Zeit schützen.“ Gleichzeitig drückte er der Mutter einige Geldstücke in die Hand und wandte sich rasch zum Fortgehen nach der Thüre, so daß die erstaunte Mutter nicht einmal Zeit fand, dem Herrn für sein Geschenk auch nur mit einem Wörtchen zu danken. Heinrich hatte in der Zwischenzeit rasch das kleine Oellämpchen der Mutter angezündet und ging mit dem geliehenen Lichte dem Herrn nach, um ihm die Treppe hinunter zu leuchten. An der Thüre angekommen, blieb der Herr noch einmal stehen und sagte zu Heinrich, indem er ihm die Hand zum Abschied reichte: „Bleibe gut und fromm, wie Du es bis jetzt warst, dann wird Gottes Segen nicht von Dir weichen! Sorge immer so wie heute für Deine gute Mutter; sie verdient es um Dich, da sie Dich in Gehorsam und Gottesfurcht erzogen hat; es bleiben dies ja immer die schönsten Perlen im Tugendkranze eines Kindes.“ Dann gab er ihm auch ein Geldstück, indem er noch hinzufügte: „Verwahre Dir dies Geld, bis ihr nochmals in Noth kommt, damit Du keinen so beschwerlichen Weg mehr zu machen nöthig hast.“ Hierauf war er in der Dunkelheit der Nacht verschwunden. Gerne hätte Heinrich den Herrn durch die engen und dunklen Gäßchen zu dem Gasthofe geführt; aber kaum war der Herr vor die Thür getreten, als die Hausfrau, die in der Nähe das Gespräch mit angehört hatte, von Neugier und Vorwitz geplagt, mit der Frage hervortrat: „Was hat er Dir gegeben?“ Bei dieser Frage öffnete Heinrich seine Hand und ein großes, hellleuchtendes Goldstück glänzte ihm daraus entgegen.

„Ei, ei, Heinrich! nun ist Euch geholfen, das sind elf Thaler zehn Silbergroschen,“ sagte die Frau. „Wie freue ich mich!“ setzte sie aus wirklich gutmüthigem Herzen hinzu. Aber vor lauter Freude eilte Heinrich in ungewöhnlicher Hast die Stiegen hinauf und öffnete rasch die Thüre mit dem Ausruf: „Mutter, Mutter, jetzt ist uns geholfen! Sieh nur, was mir der Herr noch gab!“ Dann legte er mit kindisch komischer Geberde sein Goldstück auf den Tisch, rückte das Oellämpchen bei, daß sein voller Schein darauf fiel und rief jubelnd aus: „Das sind elf Thaler zehn Silbergroschen! Unsere Hausfrau hat es mir gesagt. Jetzt sind wir reich!“

„Ja,“ sagte die Mutter, „wir sind jetzt recht glücklich; der Herr hat mir auch zwei solcher Goldstücke gegeben. Siehe hier, Heinrich!“ Die Mutter legte ihre zwei neben das des Heinrich in eine Reihe auf den Tisch.

„Halt!“ rief Heinrich mit immer komischerer Geberde, „Du hast ja noch

lange nicht Alles gesehen, was uns der gute Herr gegeben hat.“ Dann brachte er aus allen Taschen die Milchbrode heraus und legte sie in einer Reihe auf den Tisch; zuletzt kamen noch vier Stück, die je zwei und zwei auf der Brust, zwischen Hemd und Weste ihren Versteck gefunden hatten. „Siehst Du, Mutter, das ist auch noch etwas werth!“ Als die Mutter ihren Knaben in so guter, komischer Laune sah, konnte sie ein freudiges Lächeln nicht zurückhalten. Der kleine Nikolaus, der von dem ganzen Hergange nicht viel mehr verstand, als daß Heinrich und die Mutter recht vergnügt waren, wurde jetzt auch lebendiger, griff rasch nach einem Milchbrod mit einem bittenden Blick auf die Mutter und als diese ihm zunickte, biß er ganz gewaltig hinein, so daß in kurzer Zeit die letzte Spur davon verschwunden war. „Iß auch eins, Mutter,“ sagte Heinrich, „die schmecken vortrefflich! Ich habe im Wagen auch schon eins davon gegessen, weil der Herr es so haben wollte.“

„Aber mein Gott,“ fuhr Heinrich nach einer Weile fort, „ich bin ja noch nicht fertig; fast hätte ich ja das ganz vergessen, worüber ich mich zuerst gefreut habe.“ Dann langte er seine Mütze herbei, brachte sein Taschentuch heraus, unter dem er die übrigen zwei Stücke Brod verborgen hatte und verlängerte damit die Reihe auf dem Tische. „Nun bin ich aber ganz fertig, Mutter,“ sagte er dann.

„Erzähle mir nun aber auch einmal, wie das Alles zugegangen ist,“ bat die Mutter, worauf Heinrich alles getreulich berichtete, was ihm an dem Tage Trauriges und Freudiges wiederfahren war.

Nachdem sie in einem inbrünstigen Gebete dem lieben Gott für all das Gute, das er ihnen erwiesen, gedankt, und ganz besonders auch im Gebete ihres unbekannten Wohlthäters gedacht hatten, schickte sich die Mutter an, aus einem Theil der Brödchen eine wärmende Suppe zu bereiten, die ihnen allen recht wohl that. Gerne wären sie an diesem Abende noch aufgeblieben, da die freudige Aufregung den Schlaf von ihren Augen entfernt hielt, aber das letzte Holz war zur Bereitung der Suppe verbraucht worden. Als die Wärme, die hierdurch in der Stube entstanden, verflogen war, mußten sie sich der Kälte wegen in's Bett legen; doch unterhielten sie sich noch lange mit einander, überglücklich, daß ihnen nun auf lange, lange Zeit geholfen war.

Durch das reichliche Geschenk des fremden Herrn und durch die von Zeit zu Zeit bei der Mutter bestellte Arbeit war der wirklichen Noth und dem Hunger der Weg ins Haus versperrt und als durch die väterliche Fürsorge unseres damaligen vielgeliebten Königs, Friedrich Wilhelm des Dritten, im Frühjahr ein großes Schiff mit Getraide aus der Ostsee für Boppard und die nächste Umgebung ankam, da war auch der allgemeinen Noth abgeholfen, besonders da auch eine gute und reichliche Ernte in Aussicht stand. Den ersten Wagen Roggen, der, schön mit Blumen und Laubgewinde geziert, vom Felde

in die Stadt gebracht wurde, begleiteten eine Anzahl als Schnitterinnen gekleideter Jungfrauen zur Kirche, wo die ganze Gemeinde in einem feierlichen und jubelnden Tedeum Gott ihren Dank für die reichliche Ernte darbrachte.

Erst vor wenigen Jahren ist die Mutter gestorben. Aus dem kleinen Heinrich ist ein geschickter und wohlhabender Handwerker geworden, der seine alte Mutter bis an ihr Ende reichlich unterstützte. An ihm ist die Verheißung Gottes wahr geworden: „Ehre Vater und Mutter, damit es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden."

Junge Leser! Gott gebe, daß man an Euerm seligen Ende auch von Euch Allen dies in Wahrheit sagen kann!

Das Botenhänschen.

Hans, ein kleiner Knabe, wohnte im Dorfe Langenau bei einer alten Frau im Hirtenhause, ganz außen, wo die letzten Häuser stehn. Er war gesund und vergnügt und ging fleißig zur Schule und in die Kirche. Im Sommer hütete er die Gänse und im Winter machte er Botengänge in die nahe Stadt, weßhalb man ihn im Dorfe das Botenhänschen nannte. — Einmal ging Hänschen wieder in die Stadt mit dem kleinen Korbe auf dem Rücken, in dem er zerriß'ne Schuhe, die geflickt werden sollten, einige Säckchen, in denen er Fleisch mit nach Hause bringen mußte und noch andere Sachen trug. Hänschen stolperte aber nicht nur so hin und wieder her, er machte auch die Augen auf und besah sich gar Manches, was Andere unbeachtet ließen; er verstopfte auch seine Ohren nicht und wenn er etwas sah oder hörte, was er nicht verstand, so dachte er darüber nach, wie das wohl zu nehmen sei und wie man das mache. So sah er einmal an einem großen Hause eine Tafel ausgehängt, auf der geschrieben stand: Versteigerungssaal der für die armen Heiden eingelieferten schönen Arbeiten und sonstigen Geschenke, und darunter: Jeden Ersten des Monats öffentliche Versteigerung. Hänschen betrachtete sich lange die Tafel und dachte bei sich: so wird's sein: Da in dem großen Haus, da werden Heiden wohnen und da deutlich geschrieben steht: für die armen Heiden, so wird es mit denen sein, ungefähr so wie mit mir; sie werden, wenn ihnen die Hosen oder Schuhe zerrissen sind, warten müssen, bis man ihnen was Neues oder Abgelegtes schenkt und da in der großen Stadt nicht alle Leute wissen können, wo die armen Heiden wohnen, schreibt man's gleich an's Haus an, damit sie Jedermann finden kann. Natürlich braucht's das bei uns in Langenau nicht.

Da weiß des Schulzen Jakob auswendig, wo der Botenhans wohnt, wenn er ihm ein paar alte Schuhe ſchenken will. —

Soweit wäre Hänschen — nach ſeiner Meinung — im Klaren geweſen, nur an der „Verſteigerung“ ſtieß er ſich noch. Was eine Verſteigerung ſei, das wußte er nicht. Nach und nach dachte er ſich aber auch das aus und er ſprach bei ſich ſelbſt: „Richtig! Wie kann man nur ſo dumm ſein und das nicht gleich errathen? Hänschen, ſiehſt du, das iſt ſo: die Tafel hängt ja gerade am mittlern Fenſter über einer Stiege. Die eine Stiege aber muß man natürlich hinaufſteigen, wenn man recht ſein will; ginge man aber noch höher hinauf, ſo würde man ſich verſteigen. Die Tafel wird alſo ſagen wollen: ſteigt, aber verſteigt euch nicht! Kommt gerade da herein. — Das werden ſie in der Stadt eine Verſteigerung nennen.“ —

Ganz zufrieden mit dieſer Erklärung trappte das Botenhänschen, ſeinen gefüllten Korb auf dem Rücken, zur Stadt hinaus ſeinem Dorfe zu. Da aber die Gedanken in ſeinem kleinen Kopfe nie ſtille ſtanden und das weite Schneefeld um ihn her ſeine Aufmerkſamkeit aber nicht beſonders feſſelte, kam er bald wieder auf die armen Heiden zurück. Möchte ihnen wohl auch was ſchenken, ſagte er, aber was? Geld habe ich alle Sonntage nur einen Pfennig, den muß ich aber für meine Großmutter, die nicht mehr in die Kirche gehen kann, in den Opferſtock legen — Kleider habe ich ſelbſt oft kaum genug — ja, du lieber Gott! was ſoll ich den armen Heiden ſchenken? Halt, richtig! jetzt hab' ich was, ſagte Hänschen und legte, einen Augenblick ſtehen bleibend, den Zeigfinger an die Naſe. Meine Großmutter muß bis zum nächſten Frühjahr ein Säckchen nähen, das hänge ich zu meinem Brodſäckchen, wenn ich die Gänſe auf die Weide treibe. Da leſe ich dann die Federn zuſammen, die ſie fallen laſſen und wenn es gut geht, daß der Schulzin ihre zwei biſſigen Grauen noch dabei ſind, hab' ich bis zum Herbſt einen ganzen Sack voll, den trag ich dann in die Stadt in das große Haus und ſage, das wäre zu einem Kopfkißlein für ein kleines Heidenkind. — Wenn's auch nicht viel iſt, fuhr Hänschen in ſeinen Gedanken fort, ſo iſt es doch etwas; hat doch der Herr Pfarrer in der Chriſtenlehre geſagt: Wo der liebe Gott ſeinen Segen dazu gibt, wird das Kleine groß und das Wenige viel.

Munter ſchritt nun der kleine Botenhans in der Abenddämmerung weiter und ſang dabei mit heller Stimme:

Herr, wie ſind noch viel der Heiden,
Die in Todesſchatten gehn!
Komm', o Hirt, auch ſie zu weiden,
Kannſt du ſie verirret ſehn?
Nimm' der Heerde ſelbſt dich an,
Führe ſie des Lebens Bahn.

All' auf weitem Erdenrunde,
Füge zu dem Gnadenbunde.

Und als der Frühling kam, that Hänschen, wie er sich vorgenommen. Als er das Erstemal die Gänse austrieb, hatte er zwei Säckchen an einer Schnur über die Schulter gehängt. In dem einen war ein Stück schwarzes Brod und eine Handvoll gedörrte Aepfel- und Birnschnitze, die ihm die Schulzin gegeben, mit der Weisung: er solle besonders auf ihre zwei „Grauen" recht aufpassen — das andere Säckchen war leer; aber während des Sommers, wenn die schnatternden Gänse auf dem Anger sich herumtrieben und eine von den „grauen Schulzinnen," wie sie Hänschen nannte, einer Schwester etwas unsanft in das weiße Kleid fuhr, so daß die Federn wie Flocken an dem Distelstrauch und an der wilden Rosenhecke hingen, füllte sich das Säcklein zusehends und als der Herbst da war und Hänschen das erstemal als Bote in die Stadt ging, da nahm er sein Federsäckchen auch mit, stieg damit wohlgemuth die eine Stiege des großen Hauses hinauf — vorsichtig die zweite Treppe vermeidend — und stellte sich wartend in eine Ecke des großen Vorplatzes, bis er eines armen Heiden ansichtig würde, dem er sein Geschenk übergeben könnte.

Wie die Heiden aussehen, das wußte Hänschen genau, da er mehrere von ihnen am vergangenen Weihnachten in dem schönen Bilderbuch, das des Herrn Amtmanns Gottlieb vom Christkind erhalten, gesehen hatte. Dort hatten sie schwarze, röthliche oder gelbliche Gesichter, eben solche Arme und Beine, trugen einen rothen Rock und hatten schöne, bunte Federn auf dem Kopfe. — Da stand er nun und wartete auf einen schwarzen, rothen oder gelben Heiden — daß es auch weiße gäbe, wußte er noch nicht — sah aber statt solcher nur geputzte Damen und Herren, die plaudernd und lachend an ihm vorübergingen und hinter den großen Flügelthüren eines wunderschön gemalten Saales verschwanden. — Hänschen sank das Herz, als er so lange dastand, sein Säckchen in der Hand und er dachte: Ei, was werden all' die reichen Leute den armen Heiden für schöne Dinge schenken! Da werden sie dein Federsäckchen gar nicht mehr wollen, und doch bist du so arm und hast nichts Besseres. — So dachte der kleine Botenhans und dabei schlich ein Thränlein nach dem andern über seine dicken Backen herab.

Da trat ein alter, schöngekleideter Herr zu ihm und fragte: „Fehlt Dir etwas, liebes Kind?" Hänschen schlug die großen Augen auf und antwortete schluchzend: „Ach, lieber Herr, ich möchte gerne zu den armen Heiden, die in dem Hause wohnen, und nun stehe ich schon zwei Stunden hier und sehe keinen einzigen."

„Was willst Du denn von den Heiden?" fragte der alte Herr lächelnd.

Nun erzählte Hänschen mit einfachen Worten, wie er ihnen auch etwas geben möchte und die Federn hier brächte und am Schlusse seiner Erzählung

sagte er: „Ich weiß wohl, daß es nicht viel ist; aber es war doch auch eine Mühe, bis ich sie alle zusammengeklaubt hatte und der liebe Gott wird schon seinen Segen dazu geben.“

Freundlich nahm der alte Herr Hänschen bei der Hand und sagte: „Komm', liebes Kind, ich will Dich führen.“ Darauf ging er mit ihm in den großen Saal, in dem eine geputzte Menge auf- und abwogte, stellte ihn mit sammt seinem Korb und seinem Säckchen auf eine der langen Tafeln und rief mit lauter Stimme: „Meine Damen und Herren, ich bitte, mir auf einen Augenblick Gehör zu schenken. Hier ist noch etwas für die armen Heiden“ — damit nahm er dem bestürzten Hänschen das Säckchen aus der Hand — „es sind von dem armen Gänsehirten, den Sie hier sehen, selbstgesammelte Federn, zu einem Kopfkissen für ein armes Heidenkind bestimmt. Belieben Sie, noch einmal Ihre milde Hand aufzuthun! Drei Kreuzer zum Ersten“ — und die von der Sonderbarkeit des Geschenkes schnell angezogene Menge steigerte immer höher und höher, bis es eine reiche Dame für zehn Thaler in Empfang nahm, indem sie dachte: ich will meinem kleinen, kranken Sohn ein Kissen davon machen. Der Segen Gottes ist sicher bei dieser Gabe. Vielleicht wird mein Kind davon gesund.

Der kleine Hans hatte zu dem Allen große Augen gemacht, wunderte sich aber noch mehr, als sich Alles um ihn sammelte, ihn ausfragte und beschenkte. Endlich führte ihn der Herr, der ihn hieher gebracht, wieder weg und nahm ihn mit in sein Haus, wo er ihn gut bewirthete und nachdem er genau wußte, wo er ihn finden könnte, ließ er ihn wieder gehen, um ihm bei seinen Botengeschäften nicht hinderlich zu sein.

Am Abend kam Hänschen ganz glücklich nach Hause und erzählte seiner Großmutter Wunderdinge, die die alte Frau erst dann einigermaßen begriff, als ihr Hänschen die vielen Geldstücke zeigte, die er erhalten hatte und die er die Großmutter aufzuheben bat.

Den Tag darauf kam ein Herr aus der Stadt zu dem braven Schulzen nach Langenau und erkundigte sich ausführlich bei ihm nach dem armen Hans. Als er aber erfahren, was er zu wissen wünschte, erklärte er, daß er das Kind gerne zu sich nehmen und erziehen lassen möchte, was der Schulze mit Freuden hörte, da außerdem die Gemeinde für den armen Knaben hätte sorgen müssen.

Bald war nun Hänschen in der Stadt bei seinem Pflegevater, den er herzlich liebte und in allen Stücken gehorsam war. Aber auch seine alte Großmutter vergaß er nicht und freute sich immer, wenn er sie besuchen und ihr von dem, was ihm sein Pflegevater gegeben, etwas mittheilen durfte. — Als er erwachsen war und sein Pflegevater ihn fragte: „Mein Sohn, sage mir nun, was Du werden willst, Pfarrer, oder Soldat, oder Kaufmann?“

— da antwortete er: „Mein lieber Vater, ich will hingehen und den armen Heiden das Evangelium predigen.“

Und ſo geſchah es auch; er wurde ein großer Lehrer und ging weit über's Meer zu den Heiden und predigte ihnen das Wort Gottes, daß auch ſie einſt eingehen möchten in's ſchöne Paradies.

Der Schloſſer von Düſſeldorf.

Von **Eliſabeth Grube**, geb. Diez.

Hilf Himmel! welch' ein Blitzſtrahl! und welch' ein Donnerkrach
Der an dem lichten Mittag den wilden Sturm durchbrach —
Es ſtürzten auf die Straßen die Bürger all' zu Hauf
Und ſchauten angſtbeklommen zum flammenden Kirchthurm hinauf.

Es brennt — es brennt! die Glocken, ſie läuteten zum Sturm,
In hellen Flammen lohte der St. Lambertus-Thurm;
Der ſtand zu hoch zum Löſchen, den traf kein Waſſerſtrahl
Und ach, ſein Fall zertrümmert rings friedliche Häuſer zumal.

Hoch oben glühet Hitze, doch unten ſtarr und klar
Saust eiſig kalter Nordwind im harten Januar.
Und durch die Menge zittert der Froſt und auch die Gluth
Und rathlos ſtehen Alle, ſtill ſchweiget der friſcheſte Muth.

Die Krieger fahr'n Kanonen zum Niederſchießen herbei;
Doch wehret dem der Bürger vielſtimmig Anſtgeſchrei —
Indeſſen frißt das Feuer im Thurme lichterloh,
Als wären Balken und Steine geſchwefelt, voll Theer und von Stroh!

Da tritt ein junger Schloſſer aus zagem Volke herfür —
Bewehrt mit Axt und Schirmhut eilt er zur Kirchenthür —
Mit Gott will er es wagen! die Leiter ſteigt er hinauf;
Mit feſten Tritten klimmet er bis zum hohen lodernden Knauf! —

Helf' Gott! nun ſteht er oben — vom Flammenhauch umſaust
Indeß durch alle Lucken des Sturmes Toben braust —
Geſchmolznes Blei hernieder träuft auf des Braven Hut
Und ſeine ſtarken Glieder durchrinnt des Feuers gewaltige Gluth.

Gnad' Gott! von wucht'gen Hieben kracht das Gebälk herab
Und von der Spitze ſchleudert der Held den Kreuzesſtab.
Und tauſend Hände heben ſich unten zum Gebet,
Indeß' in luft'ger Höhe der Retter als Schutzengel ſteht.

In Todesnoth, drei Stunden, hat er mit hohem Muth
Gerungen und gekämpfet, mit Sturm und Feuersgluth,
Dann ist die Stadt gerettet! — und von der Leiter steigt
Der junge Held hernieder, dem jubelnd das Volk sich dankend neigt.

Der aber sinkt ermattet in's Knie am Hochaltar,
Sein stiller tiefer Seufzer ein Dankesopfer war —
Und nimmer hat vergessen sein Herz die schwere Stund'
Und seine That erzählet am Rhein des Volkes preisender Mund. —

Der Düsseldorfer Schlosser ist Joseph Wimmer genannt,
Wohl darf er im Reigen stehen der Helden vom deutschen Land;
Die Bürgerkrone trägt er und meines Liedes Klang
Soll aller Welt verkünden, wie tapfer und wie fromm er den schweren Sieg errang.

Anmerkungen:

Dem muthigen Bürger verehrte die dankbare Stadt eine große goldne Medaille, der König von Preußen Fr. Wilhelm III. verlieh ihm eine Verdienstmedaille und das Officiercorps von Düsseldorf überreichte ihm bei einem Festmahle einen silbernen Ehrenpokal.

Es war am 10. Januar 1815, als der Blitz den St. Lambertus-Thurm zündete und am 2. Juli 1860 geleiteten Düsseldorfs Bürger den braven Schlosser ehrenvoll zu Grabe. Die Dankesmünze der Stadt ist testamentarisch an das Sanctissimum der Lambertuskirche vermacht und in der Sacristei wird auch der schwere, bleiübergossene Hut, welcher des Helden Haupt und Schulter vor der glühenden Fluth schirmte, aufbewahrt.

Sprichwörter.

Ein alter deutscher Spruch.

Es ist der Leib der Seele Haus,
In den Augen schaut sie zum Fenster heraus.

Zwei türkische Sprüche.

Ein kleines Nein klappert oft mehr als ein großes.
Der Mund wird darum noch nicht süß, wenn man Honig sagt.

Auflösung des Silbenräthsels im 9. Heft:

Leumund.

Herbſt.

Von **Emanuel Geibel.**

Durch den Wald mit dumpfem Schallen
Singt der Herbſt ſein Sterbelied,
Und wohin ſein Brauſen zieht,
Seh ich welk die Blätter fallen.
Ach, und wie ſie raſchelnd wallen,
Dringt durch Mark und Eingeweid
Mir dein Hauch, Vergänglichkeit;
Faſt erbeb' ich, und mit Zagen:
Was iſt unſer, muß ich fragen,
Das uns bleibt für alle Zeit?

Was iſt unſer? Ach, wir heißen
Vieles ſo mit ſtolzem Ton,
Was die nächſte Stunde ſchon
Uns auf immer mag entreißen;
Schätze, die da golden gleißen,
Haus und Hof, wie bald vielleicht
Hat das Unheil ſie erreicht!
Rang und Macht und großer Namen
Drohn zu ſchwinden, wie ſie kamen,
Und der Schönheit Reiz erbleicht.

Wohl, ſo laßt uns dann nach innen
Suchen was Beſtand verheißt;
Dieſe Gaben, die man preist,
Kühnheit, Bildkraft, tiefes Sinnen
Könnten die uns je zerrinnen?
Aber, da ſie feſt verſchrenkt
Mit dem Leib uns ſind geſchenkt,
Wer verbürgt uns, daß dieß Leben
Nicht erliſcht, daß ſie beſtehen,
Wenn den Leib in's Grab ihr ſenkt?

Ach, wenn an den dunkeln Thoren,
Jener unbekannten Welt
Alles wieder von uns fällt,
Was uns leiblich eingeboren:
Was dann bleibt uns unverloren?
Was zu neuer Pfade Spur
Wird uns folgen? — Wahrlich nur,
Was wir ringend Stund' um Stunde
Uns erwuchert mit dem Pfunde,
Das uns zufiel als Natur.

Raſtlos drum mit ernſtem Sinnen,
Weil uns deckt von Staub dies Kleid,
Laßt uns für der Ewigkeit
Laufbahn einen Schatz gewinnen,
Daß wir ſie nicht arm beginnen.
Was wir haben, fährt dahin,
Was wir ſind, iſt nur geliehn;
Nur was auf der Prüfung Stufen
Wir erwarten, liebten, ſchufen,
Wird mit uns gen Himmel ziehn.

Erinnerung an die Heimath.

Von C. Saleſius.

II.

Zwei Gouvernanten.

Alice *) Gray hieß eine unſerer Erzieherinnen, und zwar jene, der wir ob ihrer Herzensgüte und Freundlichkeit am innigſten und zärtlichſten zugethan waren, und welcher wir aus eben dieſem Grunde auch am liebſten gehorchten.

Großpapa ſelbſt verhielt ſich dem Fräulein gegenüber, als ob er ſie mit einer Ehrfurcht betrachtete, und ſetzte ſo unbedingtes Vertrauen in ihren edlen Charakter, daß er ſich leicht zufrieden gab, wenn er wußte, wir ſtünden unter ihrer Aufſicht; und doch war die Theure damals noch ſehr jung — zwiſchen ihrem und Kate's Alter betrug der Unterſchied kaum drei bis vier Jahre — ſie ſchien uns ebenbürtig, und mehr Freundin als Lehrerin zu ſein.

Miß Alice liebte und verſtand uns, und wurde hingegen auch von uns geliebt und verſtanden; denn es iſt ganz wahr und richtig, was ein Vers ſagt:

„Willſt die Herzen Du gewinnen,
Mußt Du nicht auf Mittel ſinnen,
Bring' nur ſelbſt Dein Herz entgegen,
Ohne Worte abzuwägen." —

Alice lebte mit ihrer Mutter, von der zu trennen ſie ſich durchaus nicht entſchließen konnte, in einem allerliebſten Häuschen zwiſchen dem Schloſſe und der Pfarrkirche gelegen.

Ich habe in meinem Leben kein trauteres Plätzchen mehr geſehen, als dieſes von Jasmin und Paſſionsblumen, gleichwie mit tauſend Armen, in einem ſorgſam bebauten Wurzgarten ſtehende Hüttchen.

---

*) Alexia.

Aber so köstlich der Blumenduft dem Geruchsinne, so prachtvoll der Farbenschmelz dem Auge, so wohlthuend, ja noch viel mehr war dem Gemüthe und Herzen die im Häuschen gehegte und gepflegte Rose — Alice, die sich nicht bloß unsere, sondern die Bewunderung ihrer ganzen Umgebung zu erringen wußte. Bei ihrem kurzen Morgengange von ihrer Wohnung zum Schlosse grüßte sie Jeder, der sie begegnete, mit treuherzigster Freundlichkeit. Die Dorfkinder liefen ihr nach und streckten ihr zum Willkomm' die Händchen entgegen. So war's auch am Abend, wenn sie mit heiterstrahlendem Gesichtchen zu ihrer Mutter heimkehrte, die dereinst bessere Tage gesehen, nun aber mit stiller Ergebung trug, was der Herr ihr auferlegt, und sich reich fühlte im Besitze ihres begabten, an Geist und Herz ausgezeichneten Kindes.

Ihr Gatte, ein geschickter Arzt, gegen das Ende seines Lebens vom Unglücke hart verfolgt, hinterließ die trauernde Wittwe mit ihrer Tochter förmlich mittellos. Großpapa, der ihn früher gekannt und von der betrübten Lage der Frau Gray Nachricht erhielt, lud sie mit Alice, deren Talente und Geschicklichkeit er rühmen gehört hatte, ein, und wies ihnen die erwähnte kleine Residenz zur Wohnung an, welche, wenn auch niedlich, doch immerhin groß genug war, zwei Personen zu beherbergen.

In welchem Grade das junge Mädchen das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigte, haben wir bereits gemeldet.

Eines Morgens, während dem wir beim Frühstücke versammelt waren, kündete uns Großpapa an, daß Alice daran sei, sich zu verehlichen. Er brachte aber diese Neuigkeit in so ernstem Tone vor, daß wir daraus schloßen, die Sache sei ihm nichts weniger als angenehm.

Niemand konnte im ersten Augenblicke vor Staunen und Verwunderung ein Wort hervorbringen.

„Aber," unterbrach endlich Walter das Schweigen, „was wird denn Frau Gray ohne ihre Alice thun?"

„Sie wird mit ihr nach London gehen," lautete die Erwiederung. „Alice will ihre Mutter nicht verlassen."

„Und wen heirathet sie denn?" fragte Jemand dazwischen.

„Jakob Bennett," antwortete die Großmutter. „Ihr Kinder werdet Euch seiner vielleicht noch erinnern."

„Ja wohl, ja wohl!" riefen wir, wie aus Einem Munde, „aber den Bennett heirathen?" . . .

James Bennett war der Sohn eines Arztes in unserer Nachbarschaft, der früher öfters kam, um mit Trevor und Eduard zu spielen; da jedoch Großpapa im Laufe der Zeit Manches hörte und bemerkte, was ihm an dem Knaben mißfiel, verbot er ihm zuletzt den Zutritt in das Schloß.

James war etwas älter als Trevor, allein viel wilder und unlenksamer.

Ja, ja, wir Alle erinnerten uns seiner, aber das Andenken war kein

freundliches; hatte er uns ja boshafter Weise das eine und andere Stück schönen Spielzeuges zerbrochen, selbst unserer Puppen schonte er nicht, stach ihnen die Augen aus, verdarb ihre Haare im Feuer, oder ließ sie gleich gar zerschmelzen, wie er es einmal mit einer sehr kostspieligen Wachspuppe that; oder wenn er eben keinen schlimmen Streich zu machen wußte, verkleidete er sich in die bizarrsten, häßlichsten Formen und erschreckte uns durch seine fratzenhaften Grimassen. Dieß Alles zusammengenommen war wohl nicht geeignet, unsere Liebe und Freundschaft zu erwerben, und wir fanden zuletzt gar nichts einzuwenden, daß Großpapa diesen bösen Gast von uns ferne hielt.

Aehnliche Gesinnungen hatte auch unsere Wärterin, die den ungezogenen Buben nicht ausstehen konnte; hingegen that auch er sein Bestes, die Arme auf jede Weise zu quälen. Zuweilen stahl er ihr die Gläser aus den Brillen, die Nadeln aus der Strickerei u. s. w. Doch das wäre noch nicht so arg gewesen, als die Unart, die er sich gegen unser Brüderchen Francis erlaubte. Dieser Francis, von dem ich bisher noch nichts erwähnt, wurde schon frühe von einem schweren Unglücke betroffen, welches so lähmend auf seinen Geist und seine Verstandeskräfte wirkte, daß er mit sieben Jahren noch nicht sprechen konnte. Das arme Würmchen war außerordentlich schüchtern und furchtsam.

Einmal fiel es dem Schlingel James ein, diesen bedauernswerthen Krüppel in wahre Todesangst zu versetzen.

Zu diesem Zwecke suchte er sich eine recht häßliche Larve zu verschaffen; mit dieser über das Angesicht und einem weißen Linnen, das den ganzen Körper umhüllte, bedeckt, ging er brüllend auf den Kleinen zu.

Francis, getrieben von Entsetzen, rannte besinnungslos durch die langen Gänge, und zuletzt, da James ihm nachlief, durch eine Hinterthüre in das Freie, auf die von einem Bache durchzogene Wiese. Nicht wissend, was er that, sprang er in das Wasser, um seinem Verfolger zu entgehen.

Glücklicherweise befand sich Trevor in der Nähe, der sogleich herbeieilte und ihn noch am Aermchen erwischte, sonst wäre er unfehlbar eine Beute des Todes geworden.

Auf die Anzeige dieses Vorfalls hin gab Großpapa allen Hausleuten den Befehl, den Bennett nie mehr in das Schloß hereinzulassen. Francis bekam vor Schrecken das Nervenfieber und wir glaubten, sein letztes Stündlein hätte geschlagen. Doch dem war nicht so — er trägt heute noch sein schweres Kreuz, und wird es wohl auch hinübertragen in die Ewigkeit, die ihm leicht sein wird, da er kaum so viel Erkenntniß hat, daß er weiß, was es heiße, „sündigen und Gott beleidigen."

Von jenem Zeitpunkte an ist uns Bennett nicht mehr zu Gesicht gekommen, ja wir haben kaum je etwas von ihm gehört, bis Großpapa uns die Nachricht brachte, welche alle Erinnerungen wach rief.

Trevor sein ehmaliger Freund und Spielgefährte mußte sich doch irgendwo

um ihn erkundiget haben, denn da Alles ſchwieg, begann er: „Man ſagt, daß James Bennett ſich ungemein zu ſeinem Vortheile verändert habe.“

„Gott gebe, daß es ſo ſei,“ entgegnete Großpapa, „aber ich zweifle ſehr, ob aus einem ſo wilden, ungehorſamen Jungen ein kluger, guter Mann geworden iſt. In der Regel ſegnet der Himmel ſolche Kinder durchaus nicht; ich meinerſeits wünſche ſehr, Alice möchte ſich nicht mit ihm verbinden.“

„Beide ſind auch noch ſehr jung,“ fiel Großmaman ein, „könnte man ſie denn nicht beſtimmen, noch etwas länger zu warten?“

„Frau Gray ſcheint ſich die Sache feſt in den Kopf geſetzt zu haben,“ erwiederte Großpapa, „ſie läßt ſich's nicht ausreden. Doch genug hievon! Ihr Kinder wißt Alle, daß Ihr gegen Miß Alice eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen habt. Es würde mir leid thun, wenn ich ſehen müßte, daß Euer Herz nicht geneigt wäre, ihr einen Beweis beſonderer Liebe und Anerkennung zu geben. Ich beabſichtige ſie einzuladen, ihre Hochzeit in unſerm Hauſe zu halten und wünſche ſelbe ſo gefeiert, daß das Andenken dieſes Tages ein angenehmes für ſie werde. Trage nun jedes von Euch bei, ſo viel es kann. — Kate und Gabrielle mögen ihr auf meine Koſten ein ſchönes Brautkleid wählen; die übrigen Mädchen können als Kranz-Jungfern paradiren.“

„Hurrah!“ polterte Karl, „das wird ein herrliches Feſt geben. Darf ich nicht auch ein Feuerwerk veranſtalten?“

Die Betheiligung an derlei Dingen gehörte überhaupt zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen und ſelbſt dann noch, als er ſchon zweimal dem Erſtickungstode bei Durchführung ſeiner Experimente nur mit genauer Noth entronnen war. „Gott ſteh' uns bei!“ rief Großmaman. „Für Deine Feuerwerke bedanken wir uns, Du könnteſt uns taub machen mit Deinem Höllenlärm und uns vertreiben mit Deinem Pulverdampf. Ich kann dieſe Art Unterhaltung nicht ausſtehen; geh', laß Dir etwas Geſcheidteres einfallen.“

„Alice wird höchſt wahrſcheinlich mit ihrem Manne gleich nach dem Hochzeitsmahle abreiſen,“ unterbrach Großpapa, „und da wir vor nicht gar langer Zeit einen Trauerfall im Hauſe hatten, ſo wünſchte ich nicht, daß ähnliche Luſtbarkeiten vorkommen. Aber ein ſchönes Präſent muß ſie ſchon haben. Was meint Ihr wohl, das ihr am liebſten ſein könnte?“

„Ich denke,“ ſprach eine von den Mädchen, „ein feines porzellanenes Thee-Service würde ihr kein geringes Vergnügen bereiten.“

„Oder ein ſilbernes Tafelgeräth,“ bemerkte eine andere.

„Großpapa, gib Du ihr, was Du magſt, wir Kinder,“ ſprach Aubrey, „wollen unſer Geld zuſammenlegen und ihr ein Paar ſchöne Pferdchen kaufen.“

Der alte Herr konnte ſich des herzlichſten Lachens nicht enthalten.

„Wie hätte Alice ſolche in ihrer kleinen Wohnung in London benützen

könnten. Standen ihnen ja kaum drei oder vier gemiethete Zimmerchen zur Disposition.

„In der Küche," sagte Karl, „könnte man ihnen allenfalls ein Plätzchen einräumen; denn da hätte man immer Gelegenheit zu scherzen und zu spielen."

Auch Editha, die der Faden der Naturgeschichte eben zu den arabischen Pferden geführt, erfaßte die Gelegenheit, ihr Wissen auszukramen und äußerte gar hochweise, warum man denn Anstand nehmen wolle, die Ponnies gleich in das Zimmer zu logiren, indem ja die Araber auch ihre Lieblingsthiere beständig in ihrer Nähe haben — zuletzt meinte sie, würden sie ganz zahm und sicherlich viel manierlicher, als Nero und Hector — beide ungeheuer große Neufoundländer-Hunde.

„Sehr schön," begann Walther mit äußerster Gravität; „dann muß Alice ihnen auch Sitze bei Tisch anweisen. Stellt Euch nur vor, wie prächtig sich's ausnehmen müßte — so ein Paar Ponnies vis-à-vis den Neuvermählten; vielleicht gar noch eine Theetasse mit einem der Vorderfüße, die als Hände dienen müssen — haltend."

Schallendes Gelächter verhinderte noch weitere Erörterungen.

„Hört Kinder!" sprach endlich Großpapa in seinem gewöhnlichen Ernste, „diese Hochzeit wird erst in einem Monate stattfinden. Ich will Euch daher noch eine Woche Bedenkzeit geben, damit Ihr unter einander bereden könnet, was Ihr thun wollet. Uebrigens mache ich Euch aufmerksam, daß ich nicht wünsche, mit Alice über Bennetts jugendliche Streiche und Unarten zu sprechen. Sie hat bereits durch mich und Großmaman erfahren, was ihr zu wissen genügt, ihre Mutter ist gleichfalls davon benachrichtiget. Es wäre auch schön, wenn Ihr sie mit Euern Geschenken überraschtet; doch läßt sich von der kleinen Sippschaft nicht erwarten, daß sie im Stande ist, das Geheimniß zu verschweigen."

Diese Zumuthung beleidigte meinen Stolz, darum ergriff ich zuerst das Wort und sagte in etwas spitzigem Tone: „Nun ja, Großpapa, Du sollst sehen, daß durch mich nichts verrathen wird."

„Durch mich auch nicht," unterbrach Willy, und dabei legte er die Hand auf den Mund, als ob von jetzt an schon „Thorschluß" wäre; — jedoch hinderte ihn die zur Mundwache aufgestellte Hand nicht, noch Einiges beizusetzen.

„Ich werde nichts verrathen, sondern auf Alles, was sie mich fragt, mit „Nein" antworten," sagte Aubrey.

„Genug für jetzt," bedeutete Großpapa lächelnd. Es ist bald ½ 9 Uhr und für Euch drei größeren Buben Zeit, Euch zu Herrn Bentham zu begeben."

Herr Bentham war der Instruktor, welcher Karls, Huberts und Walters Studien zu befördern und zu überwachen hatte.

Wir kleineren aber suchten die Kindszimmer auf, wo unsere Wärterin noch ihre liebe Noth hatte, bis sie das Eine zu wiederholten Malen gewaschen, dem Andern die Locken geordnet u. s. w.

Hier abgefertigt, zogen wir zuweilen etwas melancholisch, dann öfters wieder muthwillig über die Maßen, je nach Laune in das Schulzimmer ein, wo Fräulein Alice mit immer freundlichem Antlitze uns erwartete, nach Gutdünken placirte und jedem die geeignete Beschäftigung anwies.

Durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall aufgehalten, erschien sie heute später als gewöhnlich; uns kam dieß gelegen — und wir füllten die Zeit damit aus, uns gegenseitig zu warnen, von dem großen Geheimnisse ja nichts zu entdecken.

Kate und Gabrielle waren bei der Großmama geblieben; diese bildeten sich nur noch in der Musik, im Zeichnen und Französischen aus, und ihre Uebungsstunden trafen erst des Nachmittags.

Dora und Editha zählten noch zu uns und als die Verständigeren boten sie ihre ganze Beredtsamkeit auf, uns zu vermögen, in der bewußten Angelegenheit reinen Mund zu halten, d. h. beharrlich zu schweigen.

„Aber wenn sie halt fragt?“ bemerkte Willy.

„Sie wird nicht fragen,“ versetzte Editha. Auch Aubrey versicherte wiederholt, daß er gewiß „nein“ sagen werde.

„Du brauchest gar nichts zu reden, Aubrey,“ meinte Editha, „und Du bist ein böser Junge, wenn Du lügst und „nein“ sagst. Doch ich höre die Schritte der Fräulein Alice. Seid auf Eurer Huth!“ —

Unsere Lehrerin trat in gewohnter Weise mit einem fröhlichen Gruße, der von uns stets munter und herzlich erwiedert wurde, ein.

An diesem Tage aber nahten sich ihr die Kleinen nur von ferne, was ihr sogleich auffiel; darum war auch ihre erste Frage: „Aubrey, bist Du schlimm gewesen?“

„Ich habe Ihnen kein Wort von den Präsenten gesagt,“ erwiederte der Angeredete; „ich habe das Geheimniß nicht verrathen, ich bin ein gutes Bübchen, nicht wahr, Dora?“

„O Aubrey,“ fiel Willy ein, „was hast Du gethan? Miß Alice hätte ja nicht wissen sollen, daß sie das Brautkleid von uns erhält und jetzt hast Du es geplaudert.“

Wir andern schauten voll Entsetzen einander an; Aubrey aber begann von Neuem: „Dora hat gesagt, daß ich nicht „nein“ sagen darf, weil das eine Lüge wäre.“

Alice kam bei diesem Wortwechsel in keine geringe Verlegenheit; sie wurde bald roth, bald blaß, dann aber faßte sie sich wieder und sagte beruhigend: „Erschreckt nicht, liebe Kinder! ich höre und höre nicht; ich will trachten, diese kleine Neuigkeit zu vergessen.“

„Aber Sie wissen ja nicht Alles," plapperte Willy weiter; „wir Kleinen werden Ihnen ein Paar junge Pferdchen kaufen.

„Ein paar Pferdchen?" fragte Miß Alice verwundert. „Was soll ich denn mit diesen anfangen?" —

„O, Sie können reiten," antwortete Willy „und Editha hat gemeint, wenn Sie dieselben in ihr Wohnzimmer nehmen, so werden sie bald ganz zahm werden. Hurrah wie schön! — Aber bst! das hätte ich ja nicht sagen sollen." —

Nun hatten wir aber satt an der Geschwätzigkeit.

Aubrey, der uns längst angemerkt, daß wir ihm zürnen, machte sich aus dem Staube. Willy aber saß die ganze Stunde in Trübsal und Verlassenheit da; theils aus Reue über seinen Fehler, theils aber auch aus Aerger, daß wir unsere Unzufriedenheit durch allzu ernste Mienen und außergewöhnliche Schweigsamkeit an den Tag legten. Wir hatten ihm rundweg erklärt, daß wir heute nicht mehr mit ihm sprechen wollen, weil er uns die Freude verdorben und uns vor dem Großpapa, der nun kein Vertrauen mehr auf uns haben würde, zu Schanden machte. Ob und wie lange wir unserm Vorsatze getreu blieben, das zu errathen, überlasse ich den Herzen liebender Geschwister.

II.

„Ach Großmaman! Aubrey und Willy haben Alles verdorben!" rief ich, nachdem wir aus der Schule entlassen, noch auf der Thürschwelle stehend, dem geliebten Großmütterchen zu.

„Ich habe mir's wohl gedacht, daß es so kommen werde," antwortete sie ganz ruhig; „aber jetzt läßt sich nichts anders mehr machen und Euch die Wahrheit zu gestehen, ich weiß aus Erfahrung, daß Ihr unter Euch kein Geheimniß bewahren könnt."

„Willy hat auch gesagt, daß Alice Pferdchen bekomme — ist das wirklich so?"

„Ich will Euch gewiß nichts mehr anvertrauen nach der erst heute wieder erprobten Bescheidenheit," erwiederte Großmaman lächelnd. „Aber in Bezug der Kleider könnt Ihr Mädchen untereinander berathen, was Ihr für Euch wünschet, damit ich weiß, was ich zu kaufen habe."

„Ich möchte ein weißseidenes," sprach Editha; „gerade ein solches, wie unsere Tante eines trug, als wir in London waren."

„Und ich, Großmaman!" rief meine Wenigkeit — „ich möchte ein Spitzenkleid! ein ähnliches, wie die Maman auf ihrem Portraite an hat. O das würde mich freuen!"

Mittlerweile war Kate eingetreten, und unsere Bitten und Wünsche hörend, begann sie sich über uns lustig zu machen und nannte uns spottweise Rokoko-Dämchen.

„Dora müßte hellblau recht hübſch kleiden und ein Kranz von Maiglöckchen in den Haaren ſtünde ihr gewiß allerliebſt," bemerkte Editha.

„Möchte wohl ſein," unterbrach Gabrielle „und Du und ich würden uns mit unſerer dunklen Geſichtsfarbe neben ihr gleich alten Hexen ausnehmen."

„Ich dachte," verſetzte Großmaman, nachdem ſie geſehen, daß wir uns kaum einigen werden, „es wäre am ſchönſten, wenn Ihr alle gleich angezogen wäret. Schöne weiße Mouſſeline-Kleider gefielen mir am beſten, allein ich fürchte, das Wetter iſt noch zu kalt."

„Weißſeidene Großmaman!"

„Nicht geeignet für Kinder!" lautete die kurze, entſchiedene Antwort.

„Könnten wir nicht etwa welche von ganz feinem, franzöſiſchem roſa Merino nehmen? dieſe wären eben ſo hübſch als haltbar, und ſtünden Allen gut."

Dieſer Vorſchlag erfreute ſich allgemeinen Beifalls und ſchon am nächſten Morgen reiste Kate mit Trevor und Forſter, der Jungfer von Großmaman in die Stadt, um die nöthigen Einkäufe zu beſorgen. Endlich rückte das Vermählungsfeſt heran.

Unſere Treibhäuſer mußten ihr Schönſtes und Beſtes an Blumen und Grün herleihen, um das Speiſezimmer zu ſchmücken, das an dieſem Tage einem prachtvollen Garten glich.

Die Orangen- und Citronen-Bäume ſtanden eben in reichſter Blüthe, und die Camellien und Azaleas ſchienen einander an Pracht und Herrlichkeit übertreffen zu wollen. Trotz all dieſem äußeren Glanze ließen ſich die Herzen zu keiner rechten Fröhlichkeit ſtimmen.

Eine Art Gewitterſchwüle, deren Einflüſſen ſich Niemand entwinden konnte, hatte ſich über uns ſowohl, als wie es uns vorkam, über die zunächſt Betheiligten gelagert.

Jedes trug das Gefühl im eignen Buſen, daß dieſer Tag, der ein ſchöner, glänzender hätte ſein ſollen, als ein trüber, düſterer in den Kalender zukünftigen ehlichen Glückes eingetragen werden mußte.

Die vergnügteſten jedoch der ganzen Parthie waren wir Kinder, die wir uns ungeachtet aller Wolken das Privilegium der Fröhlichkeit durchaus nicht verkümmern ließen.

Als es Zeit war, zur Kirche zu gehen, zogen wir ganz ſtill und ernſt in Prozeſſion dahin. Zwei winzig kleine Mädchen, Kinder von einer Freundin unſerer Alice, hatten den Auftrag, direkt vor Braut und Bräutigam Blumen zu ſtreuen; allein die armen Dingelchen waren bei dem Anblick der vielen fremden Geſichter ſo erſchreckt und eingeſchüchtert, daß ſie, ihres Amtes völlig vergeſſend, die Körbchen unberührt am Arme hängen ließen. Alice hatte ſomit keine blumigen Lebenspfade zu erwarten. — Die Braut ſah wunderhübſch, aber ungemein ernſt aus.

Kate hatte prachtvollen weißen Seidenſtoff zum Hochzeitskleide gewählt,

und wir trugen Sorge, daß es sehr geschmackvoll mit Orangenblüthen und Myrrthen ausgeputzt wurde.

Ein zarter Kranz von denselben Blumen befestigte den ihr vom Haupte bis zu den Füßen in zierlichen Falten herabwallenden feinen, kostbaren Schleier.

Wir in unsern rosa Merinokleidern folgten dem Paare; sobald die kirchliche Feier vollendet und wir zu Hause angekommen waren, wollte ein Jedes das Erste sein, die junge Frau Bennett zu grüßen und von ihr begrüßt zu werden. — Doch wir sahen uns überflügelt, denn, wer wird es glauben, wenn ich sage, daß der dreijährige Aubrey den Preis gewann.

Und doch ist es so. Das kleine Männchen wußte sich die Sache so geschickt einzurichten und ging dabei so unbefangen zu Werke, daß er sich den ersten Kuß, welcher dem Volksglauben nach großes Glück bedeutet, eroberte. Wie das geschah, konnte Niemand sich erklären.

Kaum hatten wir den Fuß in das Haus gesetzt, fing es dergestalt zu regnen an, als ob der Himmel alle seine Schleusen zumal geöffnet hätte. — Bei dem an und für sich splendiden Mahle fanden sich nur wenige fremde Gäste ein. Der Pfarrgeistliche und etwa zwei oder drei der nächsten Verwandten der Braut, somit konnten wir Kinder uns um so ungenirter bewegen. — Nach aufgehobener Tafel begleiteten wir Mädchen Alice in eines der Prunk-Schlafzimmer, um ihr zu helfen, das Brautkleid in ein grünseidenes Reisekleid umzutauschen. — Dieses Gemach trug nicht mit Unrecht den Namen Prunkgemach, denn es entfaltete sich hier eine ungewöhnliche Pracht.

Die Fenstervorhänge, sowie jene um die kolossalen Himmelbettstätten und auch alle Möbelüberzüge waren aus schwerem hochrothen, mit Goldstreifen durchwirktem Seidenzeug gefertiget. Hier hingen in kostbaren Rahmen nicht bloß alle unsere Portraite, sondern auch jene unserer Ahnen und Urahnen viele Jahrhunderte zurück. Unter andern Merkwürdigkeiten, welche da in mehreren Glasschränken aufbewahrt sind, befindet sich eine Haarlocke von der unglücklichen Königin Maria Stuart von Schottland. Auch Briefe von ihrer eignen Hand geschrieben und mit dem königl. Siegel von Schottland versehen. — Statt des Papieres hatte sie sich des allerfeinsten aus Kalbleder bereiteten Pergamentes bedient; eine dunkelrothe Seidenschnur ist rings um selbe geschlungen und die Adresse lautet an einen unserer Ahnherrn, „Buchanan Douglas."

Auch das Portrait der Maria Stuart hing in diesem Saale, und ich hörte Großpapa öfters sagen, daß in Anbetracht der bekannten Ergebenheit unserer Familie an jene der „Stuart" — das Haus seiner Mutter in Schottland — wenn ich nicht irre, 1712, vom Dache bis zu den Kellern durchsucht wurde, um Kart Stuart den Thron-Prätendenten aufzufinden. — Alle Vorhänge und Tapeten wurden heruntergerissen, die Betten aufgeschnitten, jede Schublade herausgenommen, selbst die Bretter des Fußbodens aufgerissen — und während dieser langen Zeit spazierte Karl als Stallknecht verkleidet unter

seinen Feinden herum, gab ihnen hier und dort Auskunft — öffnete ihnen selbst die Thüren, und wußte seine Rolle als ein Mensch gemeinen Standes so unverdächtig zu spielen, daß die Polizei vollständigst betrogen wurde.

Allein jetzt ist Alles vorüber, der letzte dieses edlen Stammes ist bereits eingegangen in das große Haus der Ewigkeit.

Um jedoch wieder auf Alice zu kommen, so war sie in kürzerer Zeit, als ich diese Zwischenerzählung gemacht, in ihr Reisekleid installirt; sie hatte aber auch nicht mehr zu säumen, denn der Wagen, der sie zur nächsten Eisenbahnstation bringen sollte, stand bereits vor dem Thore. — Der Abschied war thränenreich genug. Selbst James Bennett nahm Theil an der allgemeinen Rührung; ich sah ihn, wie er sich, als ob er sein Gefühl verbergen wollte, wegwendete und sich zu einer prachtvollen Gruppe von Orangen und Sträuchern rosenrother Azaleas begab. — Jeder Dienstbote des Hauses vom ersten bis zum letzten kam noch, um der jungen Frau ein herzlich „Lebewohl" zu sagen. — Natürlich blickten wir der Equipage nach, so lange unser Auge sie erreichen konnte, dann kehrten wir traurig und langsam in das Zimmer zurück.

Großpapa blieb am nämlichen Platze stehen, wo vorhin James Bennett Posto gefaßt hatte, bei den Orangenbäumen. Kate nahte sich ihm und fragte ihn mit kindlichem Zutrauen über die Ursache seines ernsten Nachsinnens. Er lächelte wehmüthig, bückte sich, hob einige zerknitterte Knospen auf, die der Bräutigam während der kurzen Zeit, wo wir die Braut umringten, verdarb, und sprach: „Ich dachte, wie Alice so sehr einer dieser Blüthen gleiche, die ihr Gatte so muthwillig abgerissen. Gott gebe, daß er den Werth der köstlichen Blume, die er heute aus unserer Mitte nahm, besser zu schätzen wisse." Ich war damals noch zu jung, um den Sinn dieser Worte zu erfassen; nicht so Kate, welche bitterlich weinte. Da ich glaubte, ihr Zährenreichthum und der Ernst des Großpapa gelte den verdorbenen Blüthen, sagte ich treuherzig zu ihr, daß ich alle auflesen und in ein Glas mit Wasser stecken wolle, damit sie länger erhalten werden.

„Ja, theures Kind," erwiederte mir der beste Freund, „thu' das," dann die Hand auf mein Haupt legend, fuhr er fort: „Du hast mich nicht verstanden, Lillie, mein Bedauern gilt nicht diesen zerknickten Blüthen, sondern ich habe gedacht, daß ein böses Kind selten ein guter Mann oder eine gute Frau wird. Ach, Lieblinge meines Herzens! lernet doch jetzt den Gehorsam und alle übrigen Tugenden — jetzt da es noch Zeit ist; denn nach wenig Jahren liegen jene, die Euch zur Stunde so innig zugethan sind, im stillen Grabe; Ihr werdet Euch vergebens in der weiten Welt nach Freunden umsehen, die das für Euch sind, was wir Euch waren. Denket, wie bitter und schmerzlich das Gefühl derjenigen sein müßte, die da Wohlwollen nur durch Undank und Widerspenstigkeit vergolten hätten; hingegen wie trostreich die Rückerinnerung für die, welche zu jeder Stunde ihre Pflicht gethan und sorg-

ſam bemüht waren, Liebe mit Gegenliebe zu erwiedern. Theure Kinder! O glaubet mir's, Freunde, wie Ihr ſie in den Tagen Eurer Jugend habet, werdet Ihr im ſpäteren Leben nie wieder finden." —

Hier machte der würdige Greis eine Pauſe; in ſeinem zum Himmel erhobenen Auge erglänzte eine Thräne; auch wir weinten, hatte er ja die zarteſten Saiten unſerer Seelen berührt. Nach und nach gruppirte ſich die ganze Familie um den geliebten Großpapa; ſelbſt Francis und Gertrud fehlten nicht. Die Erſcheinung, daß alle vierzehn ſich beieinander befanden, war eine ſeltene, darum machte ſie immer beſonderen Eindruck — mich betreffend war es ein Eindruck, der mir ewig unvergeßlich bleibt.

III.

Ein Monat um den andern verſtrich, unſere Beſchäftigungen mit Spielen und Unterhaltungen wechſelnd, machten, daß nach und nach die Wunde, die der Trennungsſchmerz geſchlagen, vernarbte, wenn auch nicht vollſtändig heilte; denn im Vergeſſen liegt ja eben das Glück der Kindheit und die jugendlichen Seelen werden von Leiden, an welchen man in ſpätern Jahren verblutet — von Abſchied und Verluſt — nur leicht berührt.

Das niedliche Wohnhäuschen der Frau Gray ſtand einſam und verlaſſen, und auch dem Gärtchen ſah man an, daß es eine liebende Hand zur beſonderen Pflege vermiſſe. — Briefe von Alice an Großmaman und Kate liefen in der erſten Zeit ziemlich viele ein, und ſie alle ſchienen von Freude und Zufriedenheit zu ſprechen; — ſpäter kamen dieſe freundlichen Boten ſeltener, die Färbung wurde trüber, die Faſſung kürzer, es war, als ob ſie an der Schwindſucht laborirten, zuletzt blieben ſie ganz aus.

Nach mehreren Monaten kam Frau Gray allein nach Trève zurück. Anfangs freuten wir uns außerordentlich über ihre Heimkunft; als aber auch Großpapa von einem längeren Beſuche in London mit den ältern Brüdern wiederkehrte, ſchüttelte er immer ganz ernſt den Kopf, wenn von Frau Bennett Erwähnung gemacht wurde und nach dem Eintreffen der alten Frau ſagte er, wir ſollten ſie nur recht oft beſuchen und trachten, ſie auf alle Weiſe zu erheitern. — Dieſen Befehl ließen wir uns nicht zweimal ertheilen; allein das gute Mütterchen ſchien ob einer ungewöhnlichen Niedergeſchlagenheit wenig Vergnügen an unſerm kindlichen Geplauder zu haben. Endlich theilte ſie uns mit, daß in Kurzem auch Alice kommen werde. — Wer beſchreibt unſern Jubel? Oft und dringend baten wir die Großeltern, uns zu erlauben, ſie auf der Bahnſtation erwarten zu dürfen; allein das Geſuch wurde hartnäckig verweigert. Gleichſam zur Entſchädigung machten wir uns daran, eine ſehr hübſche Schatulle mit allen möglichen Toilette-Gegenſtänden zierlich und reich einzurichten; wir wollten ihr damit eine freundliche Ueberraſchung bereiten. Dieß jedoch genügte uns keineswegs, wir dehnten vielmehr unſere Sorgfalt auf das ganze Schlafzimmer der

geliebten Freundin aus. — Die Großeltern gestatteten uns gerne, daß wir von unserm Taschengelde eine hinreichende Summe zusammenlegten, um schöne weiße Vorhänge und einen neuen Teppich anzuschaffen. Unsere Wärterin, die ebenfalls der Alice herzlich zugethan war, fügte ihrerseits eine sehr brauchbare Bettdecke bei, die sie selbst mit unnachahmlicher Kunst und feinem Geschmacksinne zu verfertigen verstand. Trevor, Eduard und Walter tapezierten die Wände und ihre Arbeit machte ihnen in der That alle Ehre; die zarten weißen und rothen Röschen auf seegrünem Grunde nahmen sich allerliebst aus. Wir andern ordneten die Möblirung nach unserm Gefallen, sorgten für Blumen, natürliche und künstliche, und gaben uns nicht eher zufrieden, als bis das Ganze einen wahrhaft feenartigen Anstrich gewann. Die gute alte Frau ließ uns gerne gewähren, denn ihr Herz mochte sich wohl im Stillen freuen über die Liebe, die wir ihrem Kinde in so reichem Maaße zuwendeten.

An dem Abend, wo sie ihre Alice erwartete, lud sie uns alle zum Thee ein. Großpapa erlaubte jedoch nur den drei älteren Mädchen, diese Einladung anzunehmen, weil er fürchtete, die zahlreiche Gesellschaft möchte der ohnehin von der Reise Ermüdeten mehr lästig als angenehm sein.

Editha, ich und die jüngeren Knaben, standen länger denn eine Stunde auf der Kirchhofmauer, hoffend den Wagen von Weitem zu sehen; leider konnten wir nicht zum Ziele unserer Wünsche gelangen und zwar durch die Schuld der Erzieherin, welche, nachdem Alice Abschied genommen, deren Stelle antrat. — Unser Innerstes war so voll Wonne und Sehnsucht, daß wir an nichts dachten, von nichts sprachen, als eben von der Persönlichkeit, die wir erwarteten... Doch sieh! plötzlich stand Miß Craftan, die Gouvernante, in unserer Mitte und begann uns ungefähr folgenden Sermon zu halten: „Ihr seid doch einmal wie die Bauernkinder! Könnte man doch glauben, Ihr wäret in den Urwäldern Amerika's aufgewachsen. Wem in aller Welt fiel es ein, adelige Kinder ohne Shawl's oder Mantillen herumlungern, und auf eine Kutsche warten zu sehen! Wollt' Ihr etwa wie das junge Bettelvolk Fr. Bennett um einen Kreuzer als Almosen ansprechen?" So und noch viel Anderes, was mir im Zeitenlaufe in Vergessenheit kam, sprach sie in höchster Erbitterung.

Miß Craftan war eine sehr steife Mamselle; nichts an ihr hatte etwas Geschmeidiges als etwa ihre Stimme, die sie meisterhaft zu modelliren wußte und ihre dürren langen Finger, die nach allen Kunstgesetzen über die Tasten am Piano dahinglitten. — Großpapa hatte bei ihrer Wahl hauptsächlich diese Fertigkeit im Auge und beabsichtigte, die drei älteren Mädchen sollten sich hierin ebenfalls vervollkommnen.

Der Unterricht in andern Gegenständen schien ihr vielleicht zu gemein — vermuthlich war sie auch keinem besonders gewachsen; wie dem auch sei, ich weiß nur so viel, daß sie zum Verdrusse der Großmaman das Elementar der Dora übertrug und gewissermaßen nur eine Art scheinbare Oberaufsicht darüber

führte. — Großpapa hatte sie schon länger gekannt und er dachte gut von ihr und ihren Fähigkeiten, und ihr Aeußeres verrieth viel Anstand und Geschicklichkeit, überdieß bewegte sie sich bisher immer in höheren Kreisen und hatte unglücklicher Weise für uns Kinder mehr Stolz eingesogen, als uns einfachen Leutchen lieb und angenehm war. — An dem besprochenen Tage der Rückkehr unserer Alice erhielten wir zur Buße für unser „gemeines Betragen" Arrest in unsern Schulzimmern und hier mußten wir gern oder ungern bis zum Abendgebete bleiben.

„Aber Miß Craftan," fragte ich mit weinerlicher Stimme, „dürfen wir denn nicht wenigstens zum Thee hinunterkommen?"

„Nein, ich werde Euch denselben hinaufschicken," lautete die Entgegnung. „Uebrigens sage ich Euch, daß Ihr Euer Benehmen bald ändert, sonst bin ich genöthigt, mit dem Großpapa hierüber zu sprechen."

„Ach es ist uns so leid! Lassen Sie uns doch zum Thee kommen!" flehte Editha und ich vereinigte mich ebenfalls mit ihr, bat um Vergebung und versprach Besserung. — „Auch ich," fiel Willy ein, „will in Zukunft ein guter Knabe werden, verzeihen Sie uns nur noch dieses Mal!"

„Nein, Ihr sollt des heutigen Tages gedenken!" erwiederte Miß Craftan ernst und unbeugsam; „überhaupt habet Ihr Vieles zu vermeiden, für was auch müßt Ihr immer Blumen pflücken, garstige Insekten und Schmetterlinge fangen, in das Gras niedersitzen und dergleichen Unarten, die Euch in die Reihe der wilden Indianerkinder stellen, gezähmt müßt Ihr werden." — So sprechend, segelte sie ab, hinunter zu den Großeltern.

Da angekommen, ließ es ihr Aerger nicht zu, von dem Vorgefall'nen zu schweigen.

Sie begann zu Großmaman gewendet, „Es wäre höchst wünschenswerth, daß den Kindern nicht erlaubt würde, so viel im Freien herumzulaufen. Ich habe eben vier bis fünf angetroffen, die nichts Geringeres thaten, als im Koth einherzuwaten, um, wie sie vorgaben, auf den Wagen der Frau Bennett zu warten."

„Sie hatten Alice so sehr lieb!" antwortete Großmaman entschuldigend.

„Aber," fuhr die Gouvernante fort, „bedenken Sie doch, daß es Fräulein höheren Ranges sind, es ist ja schrecklich, sie ausgehen zu lassen ohne Hut, Shawl und Handschuh!"

„Was ist's denn," bemerkte Trevor, der uns nachher die ganze Geschichte erzählte — „die Mädchen sind ja nicht in der Stadt und auf dem Lande bedarf es keiner gar so großen Vor-, Rück- und Umsichten."

„Was sie hier in Trève lernen, werden sie in London üben," lautete die Entgegnung. „Ich versichre Sie, sie verdienen eine Zurechtweisung; denn auf jedem Spaziergange pflücken sie Beeren und Blumen, oder fangen Käfer und Schmetterlinge und derlei garstige Sachen. Wenn ich sie auf bequemer

Straße führe, ſind ſie gleich müde und gehe ich mit ihnen in den Wald, ſo erſchrecken ſie mich fortwährend mit ihren gräßlichen Ungeheuern. Gewiß, Euer Gnaden würden viel zweckmäßiger handeln, wenn Sie Ihren Gatten vermöchten, ſich mit den Kindern in London aufzuhalten; da ſtünde ihnen jeden Tag das britiſche Muſeum offen und in Betreff der Feldblumen kauft man deren überall für einige Pfennige. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich der Lillie, Editha und dem Willy verboten habe, zum Thee herunter zu kommen. Hubert und Karl aber hielten ſich nicht an mein Wort und ſind zu Bennetts hinübergelaufen."

„Sie ſollen für ihren Ungehorſam büßen," entgegnete Großmaman gelaſſen; „nur meine ich, liebes Fräulein, Sie ſollten doch meinen Kindern erlauben, zum Thee zu kommen, es wäre gewiß beſſer. Ihr Großvater wird glauben, daß ſie etwas Entſetzliches gethan haben müſſen, weil ſie auf dieſe Weiſe geſtraft werden; und wahrſcheinlich würden Sie ihn mehr ſtrafen, als die Kinder ſelbſt."

Großmaman's guter Rath blieb leider erfolglos. Miß Craftan beharrte feſt und unbeugſam auf ihrer Meinung, wir waren und blieben eingeſperrt und konnten unſere Alice vor dem nächſten Morgen mit keinem Blicke erreichen. Da wir unſere liebenswürdige Erzieherin mit Kate am Piano ſitzend wußten, ſchlichen wir uns aus dem Schloſſe in Alicens Wohnung.

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß unſere alte Freundin uns recht warm und liebend in ihre Arme ſchloß; aber ſie war nicht mehr die jugendliche, friſche, heitere Seele, — o, ſie erſchien uns ſo bleich, ſo abgehärmt, und ihre Augen mit Thränen gefüllt. — Nachdem wir ſie mit Luſt liebkoſet hatten, begannen wir ſogleich, unſern Kummer in ihr theilnehmendes Herz auszuſchütten, und als ſie uns einige Zeit ſchweigend zugehört, ſprach ſie: „Kinderchen! ich finde, der Fehler iſt auf Euerer Seite, wahrſcheinlich liegt Euch wenig daran, Miß Craftans Zufriedenheit zu erwerben. Seht, Ihr wißt z. B., daß ſie ſich vor den Inſekten entſetzt, warum bringt Ihr dann ſolche in ihre Nähe?"

„O ſie iſt ſo ſonderbar," begann Editha — „und hält gleich Alles für Inſekten, wenn es auch keine ſind. Unlängſt fiel eine Fliederblüthe auf ihr Kleid, da fing ſie, in der Meinung, es ſei eine Raupe, ſo heftig zu ſchreien an, daß Trevor und Eduard glaubend, es ſei Gott weiß was für ein Unglück vorgefallen, aus dem Geſellſchaftsſaale kamen, um zu erfahren, was es gebe. Dann ſchob Miß Craftan die Schuld auf Willy und ſchickte ihn zur Strafe eine Stunde früher zu Bette. Aubrey iſt faſt nicht mehr zu ihr hinzubringen, kaum hat er ſie erblickt, fängt er zu weinen an und läuft zur Wärterin."

„Ja, wenn Ihr ſie aber ſo oft erſchreckt, glaube ich wohl, daß ſie Euch nicht gerne hat. Ihr müßt freundlicher, zuvorkommender, liebenswürdiger mit ihr ſein, dann werdet Ihr bald finden, daß auch ſie ihr Betragen bezüglich Eurer ändere."

„Wir ſind bei Ihnen immer ſo gut geweſen," ſagte ich mit kläglicher Stimme, „warum haben Sie uns denn verlaſſen?"

Alice ſchwieg; nur ein Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt — dann aber drückte ſie ihren Dank aus für die ſchönen Ueberraſchungen, welche wir ihr bereitet hatten.

Von dieſer Stunde an wurde jeder freie Moment in dem theuren Häuschen zugebracht, bis wir endlich Miß Craftan's Geduld ſo ſehr erſchöpften, daß ſie ernſtlich auf Mittel ſann, uns jeden Verkehr mit Alice abzuſchneiden, daher auch Strafen noch viel häufiger angewendet wurden als zuvor. Mit Kummer überzeugte ſie ſich, daß wir der früheren Lehrerin mehr zugethan waren als ihr, der gegenwärtigen — und ſtatt unſere Herzen durch Liebe und Freundlichkeit zu gewinnen, erbitterte ſie uns durch geſteigerte Strenge von Tag zu Tag. Alice war oft genöthigt, Klagen anzuhören, allein ſie ſchien jedes Mal darauf gefaßt zu ſein, denn all dieſen Jeremiaden wußte ſie einen Beweisgrund gegenüber zu ſtellen, daß Miß Craftan Recht — wir aber Unrecht haben; jedoch verdroß uns ihre ſcheinbare Theilnahmsloſigkeit nicht im Geringſten, hatten wir ja volle Ueberzeugung, daß ſie uns liebe, wie auch wir ſie liebten. — Dora nahm ſich die Sache am meiſten zu Herzen; da ſie den Frieden über Alles ſchätzte, war ihr dieſes Verhältniß ein äußerſt peinliches. Endlich ſchien es auch Großpapa zu viel zu werden — ſah er ja faſt jeden Tag rothgeweinte Augen und bei allen Mahlzeiten fehlte ein oder anderes ſeiner Enkelchen, darum ſprach er eines Abends in großem Ernſte: „Kinder! ich kenne Euch gar nicht mehr. Warum werdet Ihr denn ſo ungehorſam und eigenſinnig?“ Todtenſtille herrſchte, denn Jedes aus uns hatte die Hand auf's Herz zu legen, Jedes fühlte, daß ihm ein Theil der Schuld zu tragen obliegt, denn wir hatten wirklich Alle an unſerer Pflicht ermangelt und keines war ſo, daß es ſich hätte getrauen mögen, eine Erwiederung zu machen. Da Großpapa gewahr wurde, daß wir keine Entſchuldigung vorzubringen haben, fuhr er nach einer ziemlich langen Pauſe fort: „Schon ſeit geraumer Zeit höre ich Klagen über Euer Benehmen und Euern Unfleiß. Die Einen ſind eingeſperrt und die Andern laſſen die Köpfe hängen, als ob ſie das gute Gewiſſen auf der Erde ſuchen, oder ſich geniren müßten, vor mir zu erſcheinen. Früher waret Ihr doch Alle ſo munter und luſtig und jetzt kommt mir das Schloß wie ausgeſtorben vor. Kinder! ich ſage Euch, dieß betrübt mein Herz mehr, als ich auszudrücken vermag; wenn das ſo fortgeht, ſehe ich mich genöthigt, Euch ſammt und ſonders in Inſtitute zu bringen.“

Endlich faßte Editha Muth und begann ſchluchzend: „Miß Craftan iſt ſo ſtreng, wir können ſie niemals befriedigen.“

„Weil Ihr Euch auch nicht befleißet, es zu thun;“ lautete die Erwiederung. „Weiß der Himmel, wie ſauer ihr der armen Gouvernante das Leben macht.“

„Wenn wir nur die Lektionen der Dora wieder aufſagen dürften, dann ginge es ſchon beſſer, aber ſo ſitzt Miß da mit einem ſolch' finſtern Geſicht,

daß uns schon bange wird, bevor wir beginnen. Sie läßt uns auch gar nicht denken und wenn uns die Sache nicht gleich einfällt, müssen wir uns setzen und dann sagt sie, wir hätten nichts gelernt. Großpapa, ich versichere Dich, es ist Alles Eins, ob wir lernen oder nicht; wir sind im Voraus schon gewiß, gestraft zu werden und da nützt keine Kraftanstrengung etwas, darum probiren wir's auch gar nicht mehr."

Großvater schüttelte das Haupt und sprach: „Das ist freilich nicht gut; übrigens wenn es Euch wirklich nicht gelingen sollte, die Zufriedenheit Eurer Erzieherin zu erwerben, so wollet Euch doch bemühen, die meinige zu verdienen. Kinder, thut es mir zu lieb; Ihr wißt, welche Freude mir's macht, etwas Lobenswerthes von Euch zu hören. Es wäre mir höchst schmerzlich, wenn Ihr mich zwingen würdet, Euch von zu Hause fortzuthun, und das müßte zuletzt sein, wenn Ihr Euch nicht bequemtet, einen andern Ton anzuschlagen." Weiter konnte er nicht reden ... er war so gerührt, der gute, milde Greis — und wir Kinder warfen uns der Reihe nach in seine Arme und versprachen unter Thränen und Küssen unser Betragen aus Liebe zu ihm zu ändern.

Ausgerüstet mit den besten Vorsätzen nahmen wir in der That die Arbeiten des Nachmittags mit neuem Fleiße auf und glaubten alle unsere Kräfte zusammenzuhalten, um unsern Fehler wieder gut zu machen. — Die Aufgaben wurden fast ohne Anstoß hergesagt und da um drei Uhr für uns Kleineren die Schulstunde beendigt war, suchten wir um die Erlaubniß nach, ein wenig in dem Park herumspringen zu dürfen.

„Ganz gewiß nicht!" lautete Miß Craftans' Entgegnung auf unsere zuversichtliche Bitte. „Ich habe es bereits gesagt, daß ich Eures wilden Herumrennens satt bin. Editha kann ihr Buch nehmen und eine Stunde darin lesen — und Lillie soll sich so lange an das Piano setzen, bis ich ihr eine andere Beschäftigung anweise."

Nun erhob sich unter uns ein leises Gemurmel; Editha aber wisperte uns zu: „Laß uns folgen, dem Großpapa zu lieb!" — Dieses Wort hatte nicht sobald mein Ohr erreicht, als es auch mein Herz berührte und meinen Willen zum Besseren stimmte; schweigend begaben wir uns an die bezeichnete Arbeit. Willy, der seinen Namen unter der Liste der Verurtheilten nicht gehört, glaubte sich frei, und wollte seine Wege gehen. Da rief ihm das Fräulein in strengem Tone nach: „Wohin geht der Marsch, junger Herr!?"

„Zur Großmutter!"

„Hab' ich's nicht errathen," sprach sie ärgerlich, „jetzt gleich setz' Dich hin, nimm Deine Schiefertafel und fang zu rechnen an."

Willy begann zu weinen und sagte schluchzend: „Wir gehen ja alle Tage um drei Uhr."

Ein Wink von mir gab ihm zu verstehen, daß er schweigen und gehorchen soll.

„Ich will Euch jetzt meine Meinung sagen," erklärte Miß Craftan. „Merket wohl, daß ich mir vorgenommen habe, Euren Willen um jeden Preis zu brechen, und vor Allem dulde ich auch das geheime Zusammengeflüster nicht mehr, wenn ich einem von Euch einen Auftrag ertheile. Hiemit verbiete ich auch das Hinuntergehen in den Hof vor dem Frühstücke; denn die Stallmägde sind wahrlich keine passende Gesellschaft für Euch Fräuleins und von morgen an bleibt Ihr ruhig im Bette liegen bis zur Stunde, die ich Euch bezeichne. Habt Ihr mich verstanden?"

Keine Antwort; wir schauten uns einander stumm an — aber jede mochte auf dem Gesichte der andern lesen, was in ihrem Herzen vorging, ohne Zweifel konnte es auch Miß Craftan.

Plötzlich brach Willy in ein lautes Weinen aus; nun hielt sich aber Dora, die bisher gänzlich geschwiegen, nicht mehr und fing an: „Vergeben Sie Miß! — Großpapa wünscht, daß wir uns an frühes Aufstehen gewöhnen, und er selbst war es, der uns beauftragte, die Reinlichkeit und Ordnung in der Milchkammer und Butterbereitung zu überwachen. Ich bitte darum zu erlauben, daß die Mädchen wie früher sich diesen kleinen Geschäften widmen und somit wie gewöhnlich hinuntergehen dürfen."

„Wie können Sie es wagen, mir zu widersprechen?" fuhr die Gouvernante die arme Schwester zornig an. „Sie brauchen sich nicht einzumischen und würden besser thun, Ihre Zeichnungsaufgabe zu vollenden."

Die Verwicklung schien nun einen ernsten Charakter anzunehmen, und mein leidenschaftlich dazwischengeworfenes „Ich will es gleich dem Großpapa sagen" war nicht geeignet, den Knoten zu lösen, vielmehr wurde die Sache nur noch schlimmer, denn mit den eben angeführten Worten eilte ich der Thüre zu, aber Editha und Dora faßten mich am Arme und sprachen: „Bleib da Lillie, sag' nichts!" — Sie hielten mich fest; die Gouvernante aber, erzürnt über alle Maßen, eilte zum Glockenzuge und schellte aus Leibeskräften. Da auf diesen Ruf eines der Kindermädchen erschien, gebot sie demselben, die Miß Lillie in das kleine blaue Zimmer zu transportiren und ihr den Schlüssel zurückzubringen. „Ich will nicht hingehen; ich will zur Großmaman," rief ich in meinem Eigensinne.

Editha's dunkle Augen leuchteten gleich Feuerfunken. Auch sie hätte sich, wie man zu sagen pflegt, durch unzeitige Rede, die Zunge verbrannt, aber Dora legte ihr die Hand auf den Mund und nöthigte sie zum Schweigen. — Willy hingegen dieses sehend, legte die seinige wohl schon zu spät, auf meinen Mund. Aber mir war das Unglück schon auf der Ferse; Schrecklicheres als in das blaue Zimmer gesperrt zu werden, gab es für uns nichts.

Dora, — das gute Herz, nun bereits im Tode gebrochen — konnte sich

auch jetzt nicht enthalten, trotz der vorhin empfangenen Lektion, das Amt eines Friedensengels zu versehen, darum flüsterte sie mir abermals zu: „Lillie, theure Lillie! geh', thue, was man Dir sagt." —

„Ich will das leise Reden nicht haben," zankte Miß Craftan fort, „Lillie hat zu gehorchen, oder ich gehe selbst auf der Stelle zu Großpapa."

Betty, das Kindsmädchen, welches nun Gerichtsdienersstelle an mir zu versehen hatte, war uns sehr geneigt; sie gab mir einen freundlichen, aber verstohlenen Wink, und ich folgte ihr langsam zur Thüre hinaus. Nachdem wir dem Gesichtskreise unserer wenig liebenswürdigen Miß entkommen waren, sprach sie: „Seien Sie nur ruhig, Miß Lillie, wir wollen Miß Craftan einen Streich spielen. Den Schlüssel will ich ihr bringen, aber das Zimmer bleibt doch unverschlossen; dann sage ich es den jungen Herrn Brüdern Karl und Hubert; diese kommen gewiß und werden Ihnen freiwillig einige Zeit Gesellschaft leisten. Auch Miß Kate will ich davon benachrichtigen, daß Sie hier sind; die wird schon bitten, daß Sie aus der Strafe kommen, ehe es der gnädige Herr erfährt; ich weiß, es würde ihm gar zu leid thun." — Ueberdieß suchte das gute Mädchen mich auf jede Weise zu trösten, und erbot sich, mir Alles zu bringen, was ich nur wünsche. Diese Sprache klang meinem Ohre zwar äußerst lieblich, aber deßungeachtet sträubte sich mein Herz gegen dies Anerbieten. So klein ich noch war, schien es mir doch, daß es nicht recht sein könne, uneingesperrt zu bleiben, wenn man doch zur Strafe des Eingeschlossenseins verurtheilt ist. Auch auf die Gesellschaft verzichtete ich, denn mein Gewissen hätte mir doch keine Freude bei aller Unterhaltung gelassen; übrigens war mir die Einsamkeit wirklich gut, denn ich hatte Gelegenheit, über meinen Fehler nachzudenken und bereute es bitterlich, in der Aufregung gesprochen zu haben. Ich sah jetzt klar ein, daß Kinder nicht das Recht haben, sich den Anordnungen derer zu widersetzen, denen sie Gehorsam schuldig sind, selbst wenn diese scheinbar unrecht handeln sollten; man hätte die Sache auf andere, bessere Weise schlichten können. Aber was thun? — Ich lagerte mich auf den Boden, und weinte bitterlich. Zerstreuung gab mir meine Umgebung durchaus keine — denn das Zimmer war leer von allen Möbeln, mit Ausnahme einiger Wandschränke, welche die Gewehre und Reitpeitschen der Brüder enthielten.

Das Gefühl, wie sehr ich gegen meine guten Vorsätze gehandelt und dieses schon am nämlichen Tage, wo ich sie gefaßt, verbunden mit der Ueberzeugung, Großpapa werde diese Scene doch haarklein erfahren, und daß dieses sein liebes Herz auf das Aeußerste zu kränken im Stande sei, peinigte mich entsetzlich, denn nach der ersten Aufwallung kehrte bald die Besinnung zurück und die Folgen meiner unüberlegten Handlungsweise lagen mir klar vor Augen.

Langsam und träge schlich die Zeit dahin — Niemand kam, mich zu sehen; Niemand schien sich um mich zu bekümmern. Nachdem ich volle zwei Stunden in meinem Elende dagesessen hatte und vor Weinen matt und müde

geworden war, raffte ich mich endlich auf und ging an das Fenster; da sah ich, wie Frau Bennett Arm in Arm, langsam mit ihrer Mutter im Garten auf und ab spazierte und wie sie sich endlich in eines der Gewächshäuser zurückzogen. Ich ahnete sofort, daß diese beiden, wie sonst so oft, zum Thee eingeladen seien, wobei gewiß Miß Craftan nicht ermangeln werde, das Vorgefallene mit den grellsten Farben zu schildern. Das war neue Nahrung für meinen Schmerz, und ich setzte mich hin auf das alte Plätzchen und begann wiederholt zu weinen und zu klagen. Endlich öffnete sich die Thüre; schnell wendete ich mein Köpfchen nach derselben und o, welche Freude — aber auch welch' Schrecken, es war .. Großmamau. Wie gerne wär' ich ihr in die Arme geflogen, hätte nicht das Gewicht meiner Schuld mich abgehalten! Ohne ein Wort von mir zu erwarten, redete sie mich an: „Lillie, was hat Dich denn veranlaßt, Dich so unartig gegen die Gouvernante zu benehmen?"

„Ich habe versucht, gut zu sein," erwiederte ich schluchzend „und bin es auch gewesen, aber trotz dem hat sie gesagt, daß wir nicht mehr in den Hof hinunter dürfen."

„Ganz recht!" entgegnete Großmütterchen ernst, „doch weißt Du, Ihr steht unter ihren Befehlen und müßt gehorchen."

„Aber sie ist so unfreundlich," fuhr ich in meiner Entschuldigungsrede fort. „Wir haben gewiß unser Bestes gethan; lernten unsere Aufgabe ganz fehlerfrei, nahmen uns den ganzen Tag zusammen, recht brav zu sein, und doch, als es 3 Uhr war, ließ sie uns nicht gehen, sondern sagte, wir müssen noch länger studiren."

„Und Ihr hättet folgen sollen!" lautete die Erwiederung. „Kinder haben nie das Recht, selbstständig zu urtheilen und zu handeln. Miß Craftan läßt sich Eure Ausbildung sehr angelegen sein und ich muß gestehen, wenn ich Euch so unbeugsam und widerspenstig sehe, muß ich wohl annehmen, daß sie nicht ohne Grund über Euch klagt. Nun hat Großpapa eine kleine Ueberraschung für uns in Bereitschaft; es thut mir leid, daß Du nicht an der allgemeinen Freude Theil nehmen kannst."

„Nicht wahr?" fragte ich kleinlaut, „Alice und ihre Mutter sind bei dem Thee da."

„Ja, und Tante Constance ist ebenfalls auf Besuch gekommen und brachte wie gewöhnlich eine große Schachtel voll der schönsten Geschenke für Euch Kinder mit; aber sage mir, wie soll ich Deine Abwesenheit verantworten?"

Das war die brennende Frage. Tante Constance ist Großmamans jüngste Tochter und uns auf das Herzlichste zugethan, wie auch wir mit vollster Liebe an ihr hängen.

Dem scharfen Auge des guten Großmütterchens war es nicht entgangen, daß ich durch maßloses Weinen schon einen großen Theil meiner Schuld gebüßt — und weil sie fürchtete, ich möchte zuletzt krank werden, änderte sie ihren

Ton und sprach mit Freundlichkeit und Wohlwollen, ob ich geneigt sei, Miß Craftan „um Vergebung zu bitten."

„Ach ja, Großmaman!" erwiederte ich feurig. „Ich verspreche es, nie mehr so zu handeln."

„Kind!" antwortete die mütterliche Freundin, „zuerst wollen wir miteinander den lieben Gott um Verzeihung anflehen und ihn bitten, daß er uns helfe, in Zukunft unsere Vorsätze besser auszuführen. Glaube mir's, Lillie, Du wärest nicht so leicht in diesen Fehler gerathen, wenn Du nicht unterlassen hättest, zu dem Himmelvater Deine Zuflucht zu nehmen. Komm' jetzt mit mir in mein Zimmer, und da wollen wir vereint beten um die Gnade, Sünden zu vermeiden und Gutes thun zu können.

Großmamans Gemach schloß ein wundernettes Kabinetchen ein, in welchem sich ein Betstuhl und mehrere Andachtsgegenstände befanden. Hier war gleichsam die Zufluchtsstätte aller bedrängten Herzen in unserer Familie. Jedes suchte dieses traute Plätzchen auf, wenn es in Kummer und Aengsten war und es knüpfte sich der fromme Glaube daran, daß man von da nicht ohne Trost und Hilfe fortgehe; zugleich hatte es die Bestimmung, als eine Art kleiner Hauskapelle zu dienen, und hier auch empfingen wir unsern Religionsunterricht. Es bedarf darum keiner weiteren Versicherung, daß dieser Ort uns als ein sehr lieber erschien, in dem wir viele, viele glückliche Stunden verlebten.

Hand in Hand ging ich jetzt mit Großmaman hieher und kniete an ihrer Seite nieder, im Gebete mich mit ihr vereinigend. Nach ungefähr zehn Minuten stunden wir auf und die Theure führte mich direkt zur Gouvernante.

„Miß Craftan," begann ich, „es ist mir recht leid, daß ich diesen Nachmittag so böse gewesen bin, bitte, wollen Sie mir's doch verzeihen." Sie neigte sich zu mir nieder und drückte ihre gepreßten Lippen auf meine Stirne, ohne ein Wort zu sagen.

„Darf ich zum Thee hinuntergehen und mit Tante Constance sprechen?" fragte ich beklommen.

„Du kannst hinuntergehen," antwortete sie kalt und ernst, „aber nicht, bevor die Glocke das Zeichen zur Mahlzeit gegeben."

Großmaman sah mich mit mitleidsvollem Blicke an, dann sprach sie zur Erzieherin: „Es ist dem Kinde in der That herzlich leid, Sie betrübt zu haben, Tante Constance wartet auch bereits auf seine Begrüßung. Ich hoffe, Sie werden erlauben, daß sie sich zu ihr verfüge."

„Gerade deßhalb wünsche ich es nicht, Madame," antwortete Craftan, „und ich bin es fest überzeugt, daß Miß Lillie bloß deßwegen um Vergebung bittet, damit sie ihre Strafe los wird, und nicht wegen Erkenntniß ihres Fehlers." —

Meine Thränen flossen von Neuem, denn dieser Verdacht verwundete

mein Gefühl nicht wenig; aber auch der Großmamam schien die Geduld auszugehen, sie erwiederte daher mit würdevollem Ernste: „Miß Craftan! meine Kinder sind sehr aufrichtig; ihr Großvater hat den tiefsten Abscheu vor aller Doppelzüngigkeit und falschem Wesen und es ist die größte Sorge von uns Beiden, den Sinn für ein offenes reines Gemüth, somit auch Geradheit in ihrem Denken, Reden und Handeln zu wecken, darum meine ich, daß sie der Aufrichtigkeit Lillie's glauben dürfen. Du," fuhr sie dann zu mir gewendet fort: „Geh' in das Kindszimmer und lasse Dir von der Wärterin Deine rothen Augen mit kölnischem Wasser waschen und bitte sie zugleich, daß sie Dir Deinen Anzug ordne; mittlerweile wird ohnehin die Glocke das Zeichen zum Thee geben."

Ich küßte ihr zärtlich die Hand und sprang, meinen Kummer für den Augenblick ganz vergessend, zur Thüre hinaus.

Auf dem Wege begegnete mir Betty und wünschte mir Glück, daß das Leid nun überstanden; sie schien so froh darüber zu sein als ich selbst. Zu meinem Troste machte sie mir auch die Mittheilung, daß Tante Constance die Schachtel noch nicht eröffnet habe, indem sie wahrscheinlich auf mich warte und erst nach dem Thee auspacke.

Als meine Toilette geordnet und ich bereit war, hinunterzugehen, ersuchte mich die Wärterin, den kleinen Francis mit mir zu nehmen und beauftragte mich, dafür zu sorgen, daß er nicht erschrecke, denn seine ungeheure Schüchternheit war eben eine Folge seines bereits erwähnten Unfalles, der ihm schon im neunten Monate seines Lebens zustieß, wo ihn die Kindsmagd vom Arme fallen ließ und von dem Unglücke nichts sagte, trotz des fürchterlichen Geschwüres, das sich in dem Köpfchen bildete und den Kleinen für sein ganzes Leben zu einem geistigen und körperlichen Krüppel machte.

Stolz, daß die Wärterin mir in solchem Grade Vertrauen schenkte, mir das junge Herrlein zu übergeben, reichte ich ihm die Hand, welche der Arme stets ausstreckte, wenn er sich genöthigt sah, ein paar Schritte zu thun. Langsam zogen wir Beide dem Speisesaal zu, wo uns bereits Onkel und Tante, die ich so innig liebte, erwarteten; um mich weniger einhalten zu müssen, übergab ich Francis der Gabrielle, und eilte dann in die weit offnen Arme der theuren Gäste.

„He da! kleine Miß," rief Großpapa in hochfesttäglicher Stimme, „das sind viel zu viel Küsse für zwei Leutchen, komm', laß mich auch Theil nehmen."

Diese Einladung ließ ich mir nicht zweimal machen, und während dem ich fest an seinem Nacken hing, flüsterte er mir in's Ohr: „Ich habe ein großes „Etwas" für einen kleinen Jemand!"

„Für mich, nicht wahr? denn ich bin Jemand." „Aber Großpapa, lieber Großpapa! weißt Du denn auch schon, daß ich schlimm gewesen bin?"

„Ja," antwortete der väterliche Greis, „ich weiß ſchon, daß der Jemand nicht gut war und ſo bald auch ſeine Verſprechungen vergaß, aber ich hoffe, daß es in Zukunft beſſer gehen wird — iſt's nicht ſo? Später werden wir über dieſen Gegenſtand reden, jetzt aber geh, und laß' uns miteinander fröhlich ſein."

Nun war die Freude durch keine Störung mehr unterbrochen, die Schachtel wurde ausgeleert und der Jedem beſtimmte Inhalt unter großem Jubel vertheilt; — Alle waren mit ihren Geſchenken zufrieden — Alle vergnügt.

Da ich am Abende dem Großpapa noch ein Mal die Hand küßte, ſprach er: „Nun Lillie, biſt Du nicht neugierig auf das große „Etwas?"

Ich ſchaute ihn forſchend an und da ich nicht errathen konnte, was er mit ſeiner dunklen Rede meine, bat ich ihn dringend um nähere Erklärung; endlich begann er: „Was ſagſt Du wohl dazu, wenn Alice zum zweitenmale Eure Gouvernante würde?" — Vor Staunen und Ueberraſchung war ich wie aus den Wolken gefallen, ſo etwas hätte ich mir nie gedacht, um ſo mehr, da ich ſie verheirathet wußte. Erſt ſpäter hörten wir, daß Großpapa's Prophezeihungen und Befürchtungen über Bennett nur all' zu richtig waren.

Der Unglückliche wußte wirklich die Perle nicht zu ſchätzen, und nachdem er ihr zuerſt das Leben ſo bitter als möglich gemacht, verließ er ſie endlich ganz. — Dieß war auch der Grund ihrer ſo großen Veränderung nach der Wiederkehr, und die Urſache ihrer faſt beſtändig rothgeweinten Augen. — Aber es war ein Troſt nun für ſie, und uns, als Großpapa uns einander wiedergab. Meine erſte Frage auf die beglückende Mittheilung lautete: „Wird dann Miß Craſtan fortgehen?"

„Nicht vor Ablauf von drei Monaten," antwortete er mir, „aber das thut nichts zur Sache. Von morgen an geht Ihr alle Tage zu Alice in die Schule, die ſie Euch in ihrer eignen Wohnung halten wird.

Da Miß Craſtan bei dieſer Scene abweſend war, ſo brauchten wir unſere „Hurrah-Rufe," in welche die ganze kleine Geſellſchaft zugleich ausbrach, nicht zu dämpfen.

„Danke Großpapa! danke! danke!" tönte es von allen Lippen — „o wie wollen wir ſo brav ſein!"

„Ich hoffe es, meine Theueren!" ſprach mit bewegter Stimme der Greis, dem wir bald in die Grube nachblicken ſollten. — „Möge der himmliſche Vater Euch ſegnen, und ſeine mächtige Gnade Euch durch das Leben geleiten!" und Großmaman lispelte ein inniges „Amen."

Jugend und Ruinen.

Von Anna Benedikt.

Hoch auf der steilen Höhe
Steht ein verfallen Schloß,
Es lösen Stein um Steine
Sich vom Gemäuer los;
Es schaut aus Moder-Nischen
Der Eule Nest hervor,
An grauen, morschen Pfeilern
Schießt wildes Kraut empor.

Dort sitzt gar fröhlich singend
Am Steine rauh und hart,
Ein blühend junges Leben,
Ein Mädchen schön und zart.
Es windet sich zum Kranze
Die Blumen in dem Schoos,
D'raus löset Blüth um Blüthe
Sich Düfte athmend los.

Tief unten grünt und knospet
Ein dunkelkühler Wald,
Worin des Frühlings Jubel
Aus tausend Kehlen schallt.
Es dränget sich so üppig
Stets frisches Leben vor,
Es strebt voll Kraft die Eiche
Und Epheu d'ran empor.

Dort liegt im Moos die Alte,
So lebensmüd, allein,
In all' die Frühlingshymnen
Stöhnt sie ein Ach hinein;
Ein Büschel dürrer Reiser
Ruht schwer in ihrem Schoos
Und aus den trüben Augen
Ringt sich die Thräne los.

Das Schiff der Wüste.

Ein Bild aus der Sahara von Ch. Ney.

Die Karavane ruhte. Die Kameele waren abgeladen und lagerten wiederkäuend auf dem mit spärlichem, hartem Grase bedeckten Boden einer kleinen Oase. An einem prasselnden Feuer saßen die Kaufleute, die vornehmern auf Teppichen, die geringern auf dem Teppiche der Natur, rauchend und plaudernd, während es sich die Diener und Sclaven zwischen den ruhenden Thieren bequem gemacht hatten. Die frugale Abendmahlzeit, aus einigen Datteln und Mehl bestehend, war längst verzehrt, und hatte zur Sättigung genügt, denn die Mäßigkeit des Wüstenbewohners grenzt an das Unglaubliche. Auf der Reise genießt er in 24 Stunden gewöhnlich nur eine einzige kärgliche Mahlzeit und stillt seinen Durst durch einige Schlucke Wasser, ja oft bringt er zwei oder drei Tage ohne Nahrung zu und Beduinen, die sich verirrt hatten, ertrugen sogar vier bis fünf Tage die Qualen des Durstes ohne nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit. Zu Jagdparthien, die oft mehrere Tage dauern, reichen etwas Mehl und ungefähr drei oder vier Maas Wasser aus, das, in einem Gazellenschlauche aufbewahrt, sich schon durch die Verdunstung ziemlich um den vierten Theil verringert.

Das hell auflodernde Feuer beleuchtete die Gruppe der Wüstenreisenden, in der ein Maure mit silberweißem Barte, welcher ihm in langen Locken auf die Brust herabwallte, durch sein Ehrfurcht erweckendes Aussehen und durch den Reichthum seiner Kleidung besonders hervortrat. Es war dieses der reiche Kaufmann Soleiman Abd-er-Rahim (d. h. Salomon, der Diener des Gnädigen), dem die übrigen Kaufleute wegen seines Alters, wegen seiner Erfahrung, besonders aber wegen seines Reichthums das Amt eines Oberhauptes der Karavane übertragen hatten. Es ist dieses nur ein Ehrenamt, ohne jede durchgreifende Gewalt. Die Beschlüsse der Mehrzahl der Reisenden bilden das Gesetzbuch der Karavane, dem sich das Oberhaupt stets zu fügen hat. Nur bei ausbrechenden Streitigkeiten unter den Kaufleuten tritt dieses als Vermittler und Schiedsrichter auf, eine Rolle, die ihm nur den Haß der verlierenden Parthei einbringt, besonders, wenn dieselbe sich ihm an Alter, Erfahrung und Reichthum ebenbürtig dünkt, so daß gewöhnlich die Karavane sich in zwei feindliche Lager spaltet, die oft, trotz der drohenden Gefahren, aus Eifersüchtelei und häßlicher Streitsucht die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln versäumt, keine Nachtwachen ausstellt, weil Keiner für den Andern wachen will, keine Vorposten dem Zuge vorausschickt, um die Wege der Raubhorden zu recognosciren, weil Keiner sich für verpflichtet hält, dem Andern Dienste zu leisten. — Unter den um das

Feuer ſich Lagernden ſah man auch einige bronzefarbige, magere Geſtalten, mit einem ſtaubzerfreſſenen, wollenen Hemde von ſehr zweifelhafter Farbe bekleidet, das Haupt mit dem Haik bedeckt, der durch eine Kameelhaarſchnur feſtgebunden war und unter den Füßen ſtatt der Sandalen zwei Stück mit Bindfaden befeſtigte Bockshaut tragend. Es waren Araber, freiheitsliebende und trotz ihrer Lumpen ſtolze Söhne der Wüſte. Ihr weitgeöffnetes Auge blitzte, wenn von den Heldenthaten ihres Stammes die Rede war, kühn und verwegen aus ihrem hagern und durch die Wüſtenſonne gleichſam mit einer Pergamenthaut bedeckten Geſichte, das ein ſcharfgeſchnittenes Profil zeigte und zwiſchen ihren feingeſchnittenen Lippen traten, wenn ſich dieſelben zu einem ſeltenen Lächeln öffneten, zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne hervor. Dieſes glänzende Weiß iſt eine Folge der Reinlichkeit der Wüſtenbewohner, indem ſie die Zähne häufig mit dem Miswak, einem Stäbchen, deſſen Ende zu Faſern geſpaltet iſt, reinigen. Ihr ſtruppiger, dünner Bartwuchs, der ſich fächerartig nach vorn ausbreitete, contraſtirte mit den reichen Haarflechten, die je nach dem Stamme, dem ſie angehörten, in vier, wie bei dieſem Beni-Dſcherar, oder in fünf bis ſieben Strahlen, wie bei jenem Kubabiſch, oder in feinen, dünnen Zöpfchen, wie dort bei dem alten Baggara auf die Schultern fallen, eine Sitte, die den Vorſchriften ihres Propheten Muhamed entgegenhandelt, denn als dieſer mit Mekka Frieden geſchloſſen hatte, rief er aus: „Möge Gott mit denen Mitleid haben, welche ſich das Kopfhaar abſcheeren!“ Als aber Einer ſeiner Anhänger ihm entgegnete: „Prophet Gottes, möge er ſich auch Aller erbarmen, welche ſich das Haar nur kürzer ſchneiden!“ wiederholte er dreimal: „der Himmel möge ſich derer erbarmen, welche ſich das Haar abſcheeren!“ und erhob dadurch das Abſcheeren des Haupthaares zu einer Religionsvorſchrift.

Endlich ſank die Gluth zuſammen, die Unterhaltung ſtockte und die Reiſenden ſtreckten ſich zur Nachtruhe nieder. Kein Laut ſtörte das Schweigen der Wüſte, nur der Nachtwind flüſterte leiſe mit den Dattelpalmen, ſpielte mit den Rebengewinden, die ſich gleich Guirlanden von Baum zu Baum ſchlangen und umrauſchte die Schlafenden mit ſüßen Traumbildern von der fernen, fernen Heimath.

Die Nacht wandelte vorüber. An ihrem Sternenmantel erloſch ein Glanz nach dem andern, bis ſich endlich der öſtliche Horizont mit glühendem Roth umſäumte und die Wipfel der Palmen ſich in dem friſchen Hauche des Morgenwindes wiegten. Da ſtieg ſie majeſtätiſch und erhaben, wie das allbelebende Auge Gottes, am golden ſchimmernden Wüſtenſaume empor, die flammende Leuchte des Tages, und die Wüſte lag in der goldenen Fluth des Morgens in ihrer Unermeßlichkeit vor dem ſtaunenden Blicke des Menſchen. Unter dem Palmenwäldchen regte es ſich, die Kameele ſtreckten den langen, dünnen Hals hoch empor und athmeten mit geöffneten Nüſtern die friſche

Morgenluft ein, die Reisenden erhoben sich vom Boden und, das Angesicht nach Mekka gewendet, knieeten sie zum Morgengebete nieder.

Als die Morgenandacht beendet war, mahnte nun der Führer in kurz herausgestoßenen, rauhen Kehllauten zum Aufbruch. Sogleich eilten die Diener und Sclaven zu den Kameelen, die auf den Ruf: Khe, khe! niederknieeten und sich mit den Waarenballen, welche sie durch den Ocean von Sand nach den bewohnten Grenzländern trugen, beladen ließen. „Vorwärts!“ erscholl es abermals und jeder Reisende eilte zu seinem, noch immer knieenden Dromedare, erfaßte den Zaum, legte die rechte Hand auf den hintern Sattelknopf, schlug dann rasch das rechte Bein über den vordern Sattelknopf und saß nun im Sattel. Mit einem leichten Gertenschlage gab er das Zeichen zum Aufstehen, dem auch das Kameel durch ein plötzliches Aufspringen augenblicklich Folge leistete. Andere, die befürchteten, durch diese plötzliche Bewegung des Thieres aus dem Sattel geschleudert zu werden, benutzten den herabgebogenen Hals des stehenden Kameels als Steigbügel und schwangen sich von da aus auf den Rücken des Thieres. Noch einmal ließ der Führer sein hhein! hhein! ertönen und die Karavane setzte sich in Bewegung. Bald lag das Palmenwäldchen hinter ihr und sie sah sich wieder von der endlosen, schweigenden und einsamen Wüste umgeben; doch ehe wir ihr im „Meere ohne Wasser,“ wie der Araber die Wüste zu benennen pflegt, weiter folgen, wollen wir uns das Schiff betrachten, welches dieses Meer des Schweigens und Todes durchsegelt, welches Egypten mit Abyssinien, die Berberei mit den Länderstrecken jenseits der Sahara, Syrien mit Persien, Nord- mit Süd-, Ost- mit Westarabien verbindet, und ohne welches die durch den Sandgürtel getrennten Völkerschaften ohne Berührung mit den Culturländern geblieben und in Barbarei verkommen sein würden. Es ist das Dromedar. Welch ein häßliches Thier! Dieser lange Hals, diese aufgetriebene Oberlippe, diese vorstehenden Augenhöhlen, diese langen, schiefen Beine, dieses abwärtssteigende Rückgrat und dieser verunstaltende Fetthöcker! Und doch, welch ein nützliches, welch ein unentbehrliches Thier! Welch ein Schatz für den wildkühnen, freien Beduinen und Araber in seiner pfadlosen Sandebene, wo jede Vegetation fehlt und die Verödung ihren Herrscherstab schwingt. Ihm ist es als Hausthier und als Lastthier zu seiner Existenz so unentbehrlich, wie Luft und Licht, Datteln, Mais und Wasser. Wie der Lappe von seinem Rennthier abhängig ist, so der Wüstenbewohner in seinen Bedürfnissen von dem Kameele. Von der Milch bereitet er Butter und Käse; das Fleisch, besonders das der jungen Thiere, liefert ihm ein schmackhaftes Nahrungsmittel, das, mit Fett bedeckt, sich lange Zeit in Gefässen aufbewahren läßt; aus dem Haar webt er seine Kleiderstoffe, aus der Haut gerbt er ein vorzügliches Leder und sogar der Mist ist ihm ein unersetzbares Geschenk seines Dromedars, indem es sein alleiniges Feuerungsmaterial bildet. Die Bedeutung des Dromedars als

Lastthier geht schon aus der Bezeichnung des Arabers: „Schiff der Wüste“ hervor. Seiner Ausdauer und seinem Instinkte sieht der Wüstenreisende sich in dem fast grenzenlosen Sandmeere allein überlassen. So wie aber der Schiffer sein Schiff vor der Abfahrt erst zur Reise seetüchtig macht, so auch der Araber sein Kameel. Wie er selbst an Ertragung aller Strapazen, des Hungers, des Durstes, der Hitze und an die Entbehrung des Schlafes gewöhnt ist, so sucht er auch die Naturanlagen des Dromedars in dieser Richtung hin weiter auszubilden. Wenige Tage nach der Geburt des Kameelfüllens beginnt er schon mit demselben die Exercitien, um es wüstentüchtig zu machen. Er lehrt ihm, niederzuknieen und in dieser unbequemen Stellung längere Zeit zu verweilen, belastet den Rücken nach und nach mit immer schwereren Lasten, entzieht ihm das Futter und Wasser und gewöhnt es, nur auf seinen Befehl zu fressen und zu saufen. Kleinere Märsche dehnt er nach und nach zu anhaltenden und anstrengenden Reisen aus, wobei er dem Thiere das schon kärglich zugemessene Futter noch mehr schmälert, um es an die Ertragung der Reisestrapazen zu gewöhnen. Mit der Gerte wird es zum Laufen angetrieben und gezwungen, mit dem Pferde um die Wette zu rennen, bis es diesem an Schnelligkeit gleichkommt, oder dasselbe sogar übertrifft. Dieses so geschulte Thier hat aber regelmäßig vor jeder größern Reise noch einen zweiten Cursus durchzumachen. Fünf Tage vor der Abreise erhält ein solches Wüstenschiff nur Grünfutter, besonders Klee und Abends feuchtes, grob gestoßenes und mit Salz vermengtes Getreide, um den Appetit zu reizen und den Durst zu erwecken, der sich nun durch das Futter und da das Dromedar drei oder vier Tage lang kein Wasser erhält, bis zum Unerträglichen steigert. Endlich, wenige Stunden vor dem Aufbruche, der nach alter Karavanenregel um drei Uhr Nachmittags stattfindet, wird das Thier nach der Tränke geführt. In vollen Zügen schlürft es nun hier das Wasser in ungeheuern Quantitäten ein, so daß es nun im Stande ist, den ersten Brunnen, der gewöhnlich vier oder fünf Tagereisen entfernt liegt, ohne Wassergenuß zu erreichen. Diese Eigenthümlichkeit des Dromedars, eine bedeutende Menge Wasser in seinem Magen als Vorrath mit auf die Wüstenreise zu nehmen und dadurch längere Zeit das Trinken aussetzen zu können, beruht in der Einrichtung des zellenreichen Pansen, der größten Abtheilung des viergetheilten Magens, in dem sich das Wasser ansammelt, das nun, gleich dem Futter der Wiederkäuer, von Zeit zu Zeit in den Schlund zurücktritt und durch die Anfeuchtung desselben den Durst lindert. Ein Wasservorrath von 60—100 Pfund im Pansen reicht 3—4 Tage zur Stillung des Durstes hin. Kräftige Thiere ertragen den Durst 10—12 Tage. Auch der Hunger hat seine Herrschaft zum Theil über das Wüstenschiff verloren, indem es denselben lange Zeit ertragen und durch die kärglichste Nahrung stillen kann. Trockene, stachlichte Disteln, Nesseln, Ginster, Baumrinde, die es leicht mit seinen Zähnen zermalmen kann,

reichen hin, es zu sättigen, und vermöge seiner gespaltenen Oberlippe vermag es selbst den dürftigsten Grashalm aus dem Sande herauszufressen. Sein Lieblingsfutter sind Mais und Bohnen. Gerste erhält es nur bei Futtermangel, Datteln dagegen sind für das Dromedar ein ungenügendes Fütterungsmittel.

Zu diesen beiden Eigenschaften gesellen sich noch eine Menge andere Eigenthümlichkeiten, welche das Dromedar zu einer Reise durch die Wüste tauglich machen. Seine mit einer starken Schwielenhaut überzogenen, breiten Ballen unter den Füßen, welche elastischen Kissen gleichen, erleichtern ihm den Gang in dem tiefem Sande, hornartige Schwielenpolster an der Brust, den Vorder- und Hinterbeinen sind bestimmt, beim Niederknieen des Kameels zum Beladen oder Ruhen, die meiste Last des ungeschlachten Körpers zu tragen. Sein Gang mit hochgehaltenem Kopfe und die Verschließbarkeit seiner Nasenlöcher schützen das Thier vor dem Einathmen des vom Winde aufgewirbelten Wüstensandes, sowie vor dem an der Erde hinwehenden heißen Samum. Ferner eignet sich das Kameel wegen seiner Schnelligkeit, Ausdauer und seines geringen Bedürfnisses zu schlafen, vorzüglich zu einer Wüstenreise. Ein Dromedar, mit einer Bürde von sechs bis zehn Centnern belastet, legt im Durchschnitt täglich sechs Meilen zurück. Das Maharri oder Heiri, welches man den Wüstenrenner nennen könnte, vermag unbelastet und nur geritten, trotz seines harten, heftigen Trabes in 24 Stunden ohne Ruhe oder Futter 24 bis 28 deutsche Meilen zurückzulegen und diese Schnelligkeit tagelang fortzusetzen, so daß es wie ein Seeschiff Tag und Nacht zu segeln und in 24 Stunden Strecken zurückzulegen vermag, wozu ein gewöhnliches Dromedar fünf Tagemärsche nöthig hat. Im Jahre 1849 hatte ein Trupp mit Maharri berittner Schamba den Tuarek von der Weide bei Ghadames 300, von Kindern gehütete Kameele geraubt, während die Eigenthümer auf einem andern Raubzuge abwesend waren. Zwei Tage später kehrten die Tuarek zurück, eilten auf die Kunde des Geschehenen sogleich nach dem Gebiete der Schamba und übten hier durch das Hinwegtreiben von 800 Kameelen von den Weideplätzen bei Wargla Repressalien aus. Ghadames ist aber von Wargla an 50 Meilen entfernt, demgemäß hatten die Tuarek mit ihren schon ermüdeten Maharri in 10 Tagen 200 Stunden zurückgelegt und dabei noch eine Beute vor sich hergetrieben, deren Fortschaffung Mühe und Anstrengung kostete. Das Maharri ist lichtgrau, oft weiß oder gefleckt, wie die Giraffe, hat eine herabhängende Unterlippe, kurze, stehende Ohren, eine breite, gewölbte Stirn und verständig blickende Augen. Mit leichtem Tritt, fast ohne den Boden zu berühren, eilt es flüchtig über den Wüstensand mit der Schnelligkeit des Pferdes dahin. Dabei ist es lenksam und dem Rufe seines Reiters gehorsam, der es daher auch selten durch einen Schlag anzutreiben braucht. Obgleich von sanfter Gemüthsart, hat es doch Augenblicke der leidenschaftlichsten Aufwallung. So tödtete ein Bischaridromedar seinen

Treiber, der es oft geschlagen und ihm die Futterrationen geschmälert hatte, dadurch, daß es den Unglücklichen mit den Zähnen am Ueberwurfe faßte, zu Boden riß und ihm die Brust eintrat. Trotz dieser Ausdauer und Fähigkeit in Ertragung der Reisestrapazen ist das Dromedar dennoch ein zartes und sogar weichliches Thier. Geringe Hautbeschädigungen werden bei ihm gewöhnlich zu gefährlichen Wunden, die es zu jeder Arbeit untauglich machen. Leberkrankheiten führen oft einen schnellen Tod herbei, und sogar die Schmerzen, die ihm ein Wurm verursacht, der sich in die untern Brusttheile einbohrt, sind im Stande es zu tödten. In der Wüste leidet es vorzüglich durch ein kleines Reptil, das seinen Fuß mit giftigem Stiche verletzt, wodurch dann der Tod unvermeidlich ist. Daher fliehen die Araber die Weideplätze, wo sich ein solcher Kameelfeind zeigt. In der Nähe des weißen Nils schwärmt die gefährliche Stechfliege, die sich unter dem Namen Tsetseh auch im Lande der Buschmänner findet. Die kleinere, roth und gelb gezeichnete Art ist gefährlicher als die braune, von der Größe einer Wespe. Beide Arten haben einen Saugrüssel, wie unsre Mücken. Wehe der Kameelheerde, die von einem Schwarme solcher Yohara, wie sie der Araber nennt, überfallen wird, unter ihren giftigen Stichen erliegt sie. Daher hat diese kleine Giftfliege unter den Hirtenvölkern mehr Wanderzüge hervorgerufen, als alle Kriege. Eine andere, wenn auch nur eingebildete Gefahr droht dem Kameele nach dem Glauben der Araber durch eine Schlange, deren Biß augenblicklichen Tod herbeiführt. Dieselbe verläßt nach der Fabel des Wüstenbewohners nur des Nachts ihre Höhle und beleuchtet sich den Weg durch einen glänzenden Diamanten, den sie mit dem Munde vor sich herwälzt. Das Kameel, diese Gefahr kennend, sucht nun diesen Edelstein mit Sand zu bedecken. Gelingt dieses, dann ist es gerettet, indem die Schlange ohne Licht sterben muß. Ein anderer Aberglauben der Wüstenbewohner schreibt die Beinbrüche der Kameele den Sternschnuppen und Meteorsteinen zu.

Doch eilen wir, die Karavane, die wir beim Aufbruch aus der Oase verlassen haben, wieder zu erreichen.

Wie eine Riesenschlange wand sich der Zug der Kameele durch den Sandocean. Voran ritt der Khabir oder Führer, aufmerksam den Himmel, mit forschenden Blicken die Wüste und ihre Wellenhügel betrachtend. Wie dem Schiffskapitäne das Wohl und Wehe eines Schiffes anvertraut ist, so ruht in der Hand des Khabir das Schicksal der Karavane. Er muß die Richtung und Länge seines Reiseweges genau kennen, der sich wegen der Lage der Brunnen oft in großen Bogen und Winkeln dahinzieht, jedes Markzeichen, als steinige Anhöhen oder ferne Gebirge, genau sich eingeprägt haben und in den Sternen seinen Weg durch die unermeßliche Fläche, deren Horizont sich in derselben Einförmigkeit abrundet, wie wir auf dem Oceane finden können, denn hier bleiben trotz der häufigen Karavanen-Züge in denselben

Richtungen keine ausgetretenen Wege zurück, der nächste Wind verweht stets die Spuren der vorübergezogenen Kameele. Die Magnetnadel ist dem Beduinen unbekannt, auch würde ihr Gebrauch zu schwierig sein, da der Khabir sie auf seinem Sattelknopfe vor sich haben müßte, wodurch dieselbe wegen des schwankenden Ganges des Dromedars ein unsicherer Führer sein würde. Der Stand der Gestirne ist der Compaß des Khabir und besonders ist der Polarstern für ihn ein wichtiger Wegweiser. Die Abweichungen der Gestirne zu jeder Stunde der Nacht, sowie die der Sonne in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten sind ihm genau bekannt. Natürlich verlangen diese Beobachtungen heitern Himmel; bei trübem Wetter hält die Karavane Rast oder kehrt zu den verlassenen Brunnen zurück. Ein besonders richtiges Merkmal, die Zeit und die Entfernungen verschiedener Orte zu messen und zu bestimmen, bildet für den Khabir der Schatten. Würde man sich z. B. nach der Weite eines Weges erkundigen, so hätte man vielleicht folgende Antwort zu erwarten: „Machst Du Dich auf den Weg, so bald vor Mittag Dein Schatten doppelt so lang ist, wie Dein Körper, so kommst Du Nachmittags an, sobald er drei und ein halb Mal so lang ist, wie Dein Körper.“ Wie die Rothhaut Nordamerika's aus den Fußspuren den Stamm, das Geschlecht, das Alter desjenigen, der dieselben zurückgelassen hat, bestimmen kann, so liest auch der Khabir im Sande. Die Spuren (Darb, Ethar) eines Dromedars belehren ihn über das vorübergezogene Thier fast so genau, als wenn er dasselbe gesehen hätte; die Frische und Reinlichkeit der Darb und wie viel Sand der Wind in dieselben hineingeweht hat, über die Zeit, in welcher das Thier auf diesem Wege vorübergezogen ist, die Tiefe der Spur über die Belastung des Thieres, und die manichfaltige Verschiedenheit der Spuren in Bezug auf Größe und Tiefe über den Vorüberzug einer Kameelheerde, die der Hirt nach einem andern Wasserplatze treibt. Spuren von vollständig ausgewachsenen Kameelen, die weder sehr oberflächlich, noch sehr tief sind, und neben denen sich weder Fußtapfen von Weibern, noch von Kindern zeigen, warnen ihn vor einer Räuberhorde, die vielleicht noch in der Nähe ist. Was dem forschenden Blicke eines Europäers entgeht, entdeckt der Khabir. Hiezu ein Beispiel aus Vielen. Der berühmte Wüstenreisende Graf de Lauture bemerkte im Sande die Spuren zweier Kameele. „Was hältst Du davon?“ fragte er seinen Khabir. Dieser antwortete, nachdem er den Ort der Spuren aufmerksam betrachtet hatte: „Auf diesen Kameelen reitet eine türkische Familie, begleitet von einem arabischen Diener, der am Fuße eine Wunde hat. Die Familie besteht aus einem Türken von untergeordnetem Range, dessen Frau oder Sclavin und einem Kinde von höchstens zwei Jahren.“ Ueber die Angabe dieser Einzelheiten erstaunt, erkundigte sich der Graf bei seinem Führer, ob er vielleicht diese kleine Karavane gesehen habe.

Lächelnd entgegnete der Khabir: „Gesehen habe ich sie nicht, aber es

müſſen zwei berittene Perſonen ſein, nebſt einem Kinde, denn ſonſt würde der Diener mit ſeinem verwundeten Fuße nicht hintenhergehen, ſondern auf einem der Kameele reiten. Daß ein kleines Kind dabei iſt, habe ich vor einer Stunde an Spuren bemerkt, die nur von einem zweijährigen Kinde herrühren können. Türken oder Egypter müſſen es ſein, denn ſie haben einen Teppich ausgebreitet, als ſie Raſt hielten. Die Nubas und Araber thun das nicht, ſondern ſetzen ſich auf den bloßen Sand. Auch tragen jene Schuhe, nur der Sclave hat nackte Füße. Ihre ärmliche Ausſtattung zeigt, daß ſie nicht wohlhabend ſind; ſie reiſen mit nur zwei Kameelen und haben keine Zelte, auch werden ſie nur von einem einzigen Diener bedient. Alſo iſt dieſer Türke höchſtens ein Sergeant oder ein Civilbeamter untergeordneten Ranges.“ Am nächſten Morgen holte der Graf die Reiſenden ein und fand die Berechnungen ſeines Führers beſtätigt. Es war ein egyptiſcher Kopte, der bei der Landesverwaltung eine niedere Stelle begleitete.

Hinter dem Khabir folgten nun in langem Zuge die beladenen Dromedare, welche die Reiſenden zugleich auch als Reitthiere benutzten, wobei ſie dieſelben vermittelſt eines Halfters, der entweder aus zierlichem Ledergeflechte oder auch nur aus einem einfachen Seile beſtand, lenkten. Der eine Theil des Halfters ging über den obern Theil der Schnauze und um den Hals, der andere endigte ſich in einem Ringe von Eiſen, Kupfer oder Silber, der beim Aufzäumen durch ein Naſenloch gezogen wurde. Die Reitſättel hatten Aehnlichkeit mit den Pferdeſätteln, ja einige waren ſogar mit Steigbügeln verſehen. Aber ſelbſt dieſe begünſtigten Reiter ließen die Beine über's Kreuz geſchlagen vor dem Sattelknopfe auf dem Kameelhalſe ruhen, wobei ſie das Hedſchin (Satteldromedar) ſtatt mit den Knieen, wie beim Pferde, mit den Ferſen lenkten. Einige Kameele trugen Sättel, welche, in der Mitte hohl, den Höcker umſchloßen und hinten und vorn ein rundes Stück Holz hatten, an dem ſich der Reiter feſthielt. Dieſe Sättel ruhten auf zwei, mit Stroh gefütterten Kiſſen, um den Höcker möglichſt zu ſchonen. Bei einigen Dromedaren vertrat ein Stühlchen, das vorn breit, wegen des Höckers in der Mitte offen und mit Leder und einem Schaffell zugedeckt war, die Stelle des Sattels. Durch Gurte, Bruſtriemen und Schnallen, ſeltener durch Schwanzriemen, fand man dieſe Sättel befeſtigt. An den Seiten des Sattels hingen Waffen, am hintern Sattelknopfe hing der Säbel und das Zemzemieh, d. h. ein ledernes, mit Waſſer gefülltes Gefäß. Am vordern Sattelknopfe ſah man die unentbehrlichen Tſchibuk, aus dem der Reiſende dichte Rauchwolken aufwirbeln ließ, um die Langeweile einer Wüſtenreiſe zu verſcheuchen, und die Senieh, ein Lederſäckchen mit dem Mundvorrathe. Der ſchaukelnde Gang des Dromedars und das Gefühl, das Thier nicht in ſeiner Gewalt zu haben, iſt dem ...uling, beſonders aber einem Europäer ſehr unangenehm, ja nicht ſelten ...lt ſich durch die unaufhörliche Bewegung des Oberkörpers bei denen, die

zum Erstenmal ein Satteldromedar reiten, die sogenannte Seekrankheit ein. Vermehrt wird diese Beschwerlichkeit besonders noch dadurch, daß das Dromedar den vordern und hintern Fuß zugleich und nicht wie das Pferd kreuzweise aufhebt. Selbst dem Araber, der durch die verschiedenartigsten Stellungen diesen unangenehmen Stößen auszuweichen sucht, wackelt gleich einer Pagode der Kopf hin und her. Verlangt der Reiter von seinem Thiere eine raschere Gangart, so zieht er den Zaum rasch an und läßt ihn schnell wieder locker, drückt die Fersen fest ein und schlägt mit der Peitsche dem Thiere unter den Bauch. Soll es dagegen stehen und sich niederknieen, so zieht er gleichfalls den Zaum straff an und läßt rauhe Kehllaute hören. Gehorcht das Dromedar diesem Zurufe nicht, so reicht ein leichter Schlag auf die Vorderbeine hin, es zum Knieen zu bringen.

Frauen und Kinder reisen in dem sogenannten Schebrieh, einer Wiege aus weidenartigem Holze, welche oben mit einem Stücke Zeug, einer Ochsen- oder Schafhaut, oder einer Matte überspannt ist und über dem Höcker des Dromedars liegt. Dieser kurze, enge Raum faßt nur eine Person. Die Schebrieh und Hedschas bestehen aus zwei vier Fuß langen, zwei Fuß breiten und drei Fuß hohen Abtheilungen. Beide sind auf dem Sattel befestiget, so daß sie nur einen Kasten zu bilden scheinen, und zum Schutze gegen die Sonne mit einem Stück Zeug überspannt. Der enge Raum, der den Reisenden nicht erlaubt, sich auszustrecken, das fortwährende Auf- und Niederschwanken der Maschine, die ihn mit Beulen und wegen der nachläßig eingeschlagenen Nägel gar oft auch mit Rissen beschenkt, läßt das Schebrieh zu einer Marterkammer werden, die daher der Europäer nur ungern benutzt. Bequemer ist der Takhtrahwan, der weniger in Afrika, desto mehr aber in Asien gebräuchlich ist. Er besteht aus einem sechs Fuß langen und vier Fuß hohen, vielfach durchlöcherten Kasten, in den man durch eine Seitenthür mittelst einer Stufenleiter steigt. Ein Teppich und eine Matratze erlauben dem Reisenden, sich nach Belieben zu setzen oder zu legen, ja sogar die Narghileh, die beliebte Wasserpfeife der Orientalen, zu rauchen. Doch versteht der Araber auch ohne solche Maschine, es sich auf seinem Kameele trotz aller Stöße bequem zu machen und sogar zu schlafen, indem er sich zwischen die Waarenballen kauert, wodurch ein Hinabrutschen unmöglich wird.

So zog die Karavane weiter und weiter. Der Führer sang von Zeit zu Zeit eines seiner Lieder voll Melancholie und Sehnsucht, lauschend spitzte das Kameel das Ohr und beschleunigten Schrittes drang es, die Ermüdung vergessend, tiefer und tiefer in die Wüste ein. Die Oase und ihre schwankenden Palmenwedel, die der fortziehenden Karavane noch lange sichtbar geblieben, waren als dunkle Punkte schon längst am Horizonte untergegangen. Ringsum sah der umherschweifende Blick ein Meer, ein starres, unbewegliches Meer von Sand, voll Einförmigkeit und Grabesstille bis zu dem unermeßli-

chen Horizonte. Blendender Sonnenglanz lag über die schweigende Sandfläche ausgebreitet, in wunderbarer Helle hob sich in der reinen Atmosphäre jeder beleuchtete Gegenstand von seinem scharf begrenzten Schatten ab. Zwischen Licht und Schatten herrschte jedoch kein vermittelnder Uebergang, daher war die Wüstenlandschaft ohne Anmuth und Harmonie. Sie hat einen zwar großartigen, aber harten und wilden Charakter, und kein Pinsel vermag deren Spiegelglanz und bizarre Natur naturgetreu wiederzugeben. Wie einsam, armselig und schwach fühlt sich der Mensch in dieser einförmigen Naturumgebung; tiefer Ernst lagert sich auf sein Gemüthe, das religiöse Gefühl gewinnt an Innigkeit, denn gleich dem wellenrauschenden Oceane ruft ihm auch dieses Meer des Todes zu: „Gott ist groß!"

Doch siehe! Was blickt der Khabir so besorgt gen Morgen? Fürchtet er die dunkle Wolkenschicht, die sich wie ein Riesenvogel über den Horizont erhebt? Sieh, mit welcher rasenden Schnelligkeit sie sich über den Himmel verbreitet; der Wüstensand wirbelt vor ihr auf und wälzt sich in Wolken der Karavane entgegen. Rrre! (halt!) schrie der Führer durch den sich erhebenden Sturm. Eilig stiegen die Reisenden von ihren Kameelen, sich das Gesicht verhüllend. Es war hohe Zeit! Wenig Augenblicke später umsaust der Sturm die Karavane und ein Regen von Sand umwirbelte Mensch und Thier. Die dichteste Finsterniß umgab den Zug. Trotz der Verhüllung des Hauptes füllten sich die Augen, die Ohren, die Nase, der Mund der Reisenden mit Sandstaub. Die Kameele sanken, vergebens gegen die rasende Wuth des Orkans ankämpfend, in die Kniee, ihr ängstliches Stöhnen mischte sich in das heulende Brausen des Sturmes, das Prasseln der niederfallenden, oft erbsengroßen Sandkörner. Die Thiere folgten keinem Rufe mehr, sie stürzten mit dem Gepäcke zur Erde, mit ihnen die Reisenden, die bisher hinter ihren Körpern Schutz gesucht hatten.

Eine entsetzliche Viertelstunde und der Sandsturm war vorübergebraust. Die Luftwellen wurden nach und nach ruhig, der Himmel klar. Die Kameele lagen bis an den Hals in Sand vergraben, der sich durch ihre unruhigen Bewegungen rings um sie aufgehäuft hatte. Die Reisenden stiegen aus ihrem Sandbette, in das sie bis an den Kopf eingehüllt lagen, der Führer rief wieder sein: Hheie! die Kameele sprangen auf, die Reisenden nahmen ihre Sitze ein und die Karavane zog weiter. Die Physiognomie der Wüste war verändert. Sanddünen umgaben die Reisenden, wo vorher eine grenzenlose Ebene sich ausgebreitet hatte. Die Richtung des Weges war verloren. Besorgt irrte der Khabir zwischen den Sandhügeln umher, um eine Spur seiner Karavanenstraße zu suchen. Lange schwankte sein Entschluß, ob rechts, ob links zu ziehen sei. Endlich glaubte er ein Merkmal seines Weges gefunden zu haben und vorwärts zog der Zug auf dem Sandoceane.

Mit solchen Sandstürmen sind gewöhnlich Gluthwinde verbunden, die

unter den Namen Harmattan, Chamsin, Simun, Samiel, Guibli, Sirocco bekannt sind. Sie treten in heftigen Stößen auf, wobei es scheint, als ob sich unter ihrer Wuth die Erdoberfläche wellenförmig fortbewege. Diese Wüstenwinde heben den Sand auf, treiben ihn in eine beträchtliche Höhe und lassen ihn dann als Sandregen wieder herabfallen. Die Hitze steigt beim Chamsin bis auf 45 Grad, eine äußerst hohe Temperatur, wenn man bedenkt, daß während dieses Phänomens die Sonne beständig von Wolken verhüllt ist. Wenige Augenblicke reichen hin, Wasserlachen auszutrocknen, der Boden erhält Risse und Leichname trocknen mumienhaft ein. Der Durst steigert sich bei den Menschen und Thieren auf das Unerträglichste, das Athemholen wird beschwerlich, die Augen fühlen sich ermüdet; Geschwüre und Wunden heilen überraschend schnell, das Faulfieber und andere ansteckende Krankheiten verschwinden vor dem Hauche des Chamsin. So sehr sich auch die Dromedare sträuben, während eines Gluthwindes weiter zu ziehen, lassen die Reisenden dennoch aus Furcht wegen des Austrocknens der Wasserschläuche den Zug nicht unterbrechen, um so bald als möglich den nächsten Brunnen zu erreichen, den oft schon ein zweitägiger Gluthwind austrocknet.

Schon dunkelte es und noch hatte die Karavane den gesuchten Bir oder Wasserplatz nicht erreicht. Die Dromedare wurden zu rascherem Gange angetrieben, aber kein Brunnen wurde sichtbar. Die Nacht senkte sich hernieder, der Khabir gebot Halt, die Kameele lagerten sich, die Zelte wurden aufgeschlagen, die Teppiche ausgebreitet, das Feuer loderte empor, doch still und verdrießlich umlagerten die Reisenden die hochaufflackernde Gluth. Die Besorgniß, die Karavanenstraße verloren zu haben, verscheuchte jede heitere Stimmung. Kaum dämmerte der Tag, so zog die Karavane schon wieder durch das Sandmeer, hoffend einen Bir zu erreichen; doch die Nacht sank abermals herab und noch hatte das scharfe, besorgt suchende Auge des Khabir keine Oase, keinen Brunnen, keine Spur der verlornen Karavanenstraße entdeckt. Der dritte, vierte, der fünfte Tag nahte und brachte dasselbe Resultat. Verzweiflungsvoll schweiften die Augen der Reisenden über die endlose Sandfläche, denn die Wasserschläuche waren geleert und der Durst steigerte sich von Stunde zu Stunde. Bewußtlos stürzte ein Reisender von seinem Dromedare, ein kurzes Röcheln noch und er war eine Leiche. Der Khabir wölbte einen Grabhügel von Sand auf, die Karavane zog weiter; — ein zweiter Todter, ein zweiter Grabhügel, die Karavane zog weiter; — die Kameele keuchten, ein Dromedar stürzte, es wurde entlastet und die Waarenballen auf die übrigen, schon entkräfteten Thiere vertheilt, die Karavane zog weiter; keine Oase, kein Bir so weit das Auge reichte. In dieser entsetzlichen Noth entschloß sich endlich ein Reisender, einen Wasserplatz aufzusuchen. Er ließ sich auf das stärkste der Dromedare binden, um nicht vor Mattigkeit herabzusinken und zog allein in den Sandocean hinein; doch er kehrte nicht wieder zurück, und über seinen

Leichnam wirbelte der Wind einen Grabhügel auf. Die Karavane zog weiter; langsam, entkräftet schleppten sich die Dromedare fort. Da — da — seht den schwarzen Punkt am Horizonte — dort, wo sich die Berge erheben — Allah, sei gelobt! das ist eine Oase! dort sprudelt eine Quelle! Vorwärts! vorwärts! doch die Kameele versagten den Gehorsam, sie sanken in die Kniee, und die sich noch kräftig Fühlenden unter den Reisenden versuchten die erschöpften Thiere zu entlasten, aber vergebens, sie stürzten neben den Thieren auf den Sand nieder. Soll die Karavane so nahe der Rettung dennoch zu Grunde gehen? Zwei Dromedare zeigten noch so viel Kraft, daß man hoffen konnte, die Quelle noch mit ihnen zu erreichen. Gelang dieses, so war die Karavane gerettet. Deßhalb bestieg der Khabir mit Einem der Kaufleute die beiden Thiere und trieb sie nach der winkenden Oase, um hier die Wasserschläuche zu füllen. Allein nach kurzem Ritte stürzte der Kaufmann bewußtlos von seinem Kameele und das Thier blieb nun regungslos stehen. Doch, was ist das? Seht, wie das Dromedar den Kopf hoch in die Luft streckt, wie es die glühend heiße Luft in raschen Athemzügen einschlürft, seht, wie es trotz der Erschöpfung nach der Oase gallopirt, an dem Khabir vorüber, dessen Dromedar nun dasselbe Mannöver beginnt. Hat die Hitze, der Durst die Tollwuth hervorgerufen? Nein, die Lösung des Räthsels ist sehr einfach: die Dromedare riechen das Wasser, das in der Oase hervorsprudelt und der Instinkt treibt sie, ihren Durst an der Quelle zu löschen. Nach wenigen Minuten standen die Dromedare schon emsig schlürfend an dem Bir, während der Khabir vorsichtig seinen Durst löschte, dann eilig die Wasserschläuche füllte und nun mit einem der Kameele zu der Karavane zurückjagte. Eine Hand voll Wasser, die er seinem Begleiter, den er noch besinnungslos im Sande liegen fand, in's Gesicht goß und einige Schlucke Wasser, die dieser instinktmäßig einschlürfte, ließen die Lebensgeister des Gestürzten nach und nach wieder aufleben, so daß er sich nach der Quelle langsam hinschleppen konnte. Auch die Karavane stärkte sich an dem hellen Naß der Schläuche, und nach einer halben Stunde sehen wir die Reisenden wohlgemuth im Schatten der Palmen um die Rettungsquelle gelagert.

Solcher Quellen, die wie hier in der Oase hervorsprudeln, findet man in der Wüste nur wenige; gewöhnlich sind die Wasserplätze lachen- oder teichartige Ansammlungen des Wassers in beckenartigen Vertiefungen, in denen das Wasser entweder nur in den ersten Monaten der trockenen Jahreszeit vorhanden ist oder nie austrocknet, erstere heißen Fulas, letztere Berket. Die Tuarek suchen kleinere Brunnen zu verbergen, indem sie dieselben mit Zweigen belegen, darüber eine Kameelhaut decken und das Ganze mit einer Schichte Sand überziehen. Dieses geschieht vorzüglich, wenn der Tuarek in der Nähe des Brunnens einen Hinterhalt hat, von wo aus er gegen feindliche Stämme seine kühnen Handstreiche wagt. Entdeckt der Feind diesen Brunnen nicht, so kann der Tuarek oft monatelang den Guerillakrieg fortsetzen, weil er nicht

genöthigt ist, an einem dem Feinde bekannten Brunnen seine Schläuche zu füllen. Oft wittert ein Kameel diesen für die Wüste so kostbaren Schatz aus und vermehrt so die Zahl der wenigen bekannten Wasserplätze, da man gewöhnlich nur die kennt, welche auf einer Karavanenstraße oder auf den sich stets gleichbleibenden Touren der Hirten liegen. Der Araber wagt sich höchstens im Jagdeifer in die ihm unbekanntern Regionen der Wüste; dann geschieht es wohl, daß er das verfolgte Thier an einem Wasserplatze erreicht, den er nun nach dem Thiere benennt. So findet man Brunnen der Gazelle, der Giraffe, des Straußes 2c. Das Wasser dieser Wüstenbrunnen ist gewöhnlich warm und verunreinigt durch die Insecten, welche hineinfallen und nun darin verwesen und durch den Schmutz der Thiere, welche an denselben ihren Durst löschen; daher sieht das Wasser oft grün und schwarz aus, ist klebrig und hat einen üblen Geruch und einen faden Geschmack und doch verschmäht das Dromedar das klare Wasser eines Flusses oder einer Quelle, wenn es mit solchem trübem, unreinem Wasser seinen Durst löschen kann. Die Wüstenreisenden sehen sich größtentheils auf dieses Trinkwasser angewiesen, was besonders einem Europäer um so unangenehmer ist, da er nicht wie die Araber an Entbehrung gewöhnt ist und sehr oft und viel trinken muß. Gewöhnlich reicht ein Schlauch mit 50 bis 60 Pfund Wasser auf drei Tage aus, d. h. wenn der Reisende nur dann dem Schlauche zuspricht, wenn die ganze Karavane Halt macht, um ihren Durst zu stillen.

Für einen durstigen Reisenden ist eine der qualvollsten Erscheinungen der Wüste die sogenannte Luftspiegelung oder Fata Morgana. Derselbe glaubt nämlich in einiger unbedeutenden Entfernung einen See zu sehen. Er erblickt ihn so klar und deutlich, daß ihm eine Täuschung unmöglich erscheint, eilt voll freudiger Hoffnung, hier endlich seinen brennenden Durst löschen zu können, auf das Trugbild zu und sieht zu seiner Verzweiflung, je näher er kommt, den Wasserspiegel sich in eine Sandfläche verwandeln. Solche Bilder zeigen sich nur bei reinem Himmel und nur auf Stellen, die von den Sonnenstrahlen lange Zeit erleuchtet und erwärmt worden sind. Andere Lufterscheinungen hingegen gewähren dem Reisenden durch ihre grotesk-komischen Bildungen manche erheiternde Abwechslung in der Langweiligkeit einer Wüstenreise. Sandhügel gipfeln sich z. B. auf zu den wild romantischsten Felsenparthien, Kameele gehen auf ungeheuern Stelzenbeinen oder zeigen sich am Horizonte von außerordentlicher Größe, gewöhnlich so, daß der Kopf die Erde berührt und die Füße in der Luft marschieren, bis nach und nach sich das Riesenbild verkleinert und endlich der Gegenstand, von dem die Luft ein Spiegelbild zeigte, in seiner wahren Größe sichtbar wird.

Unsere Karavane hielt eine mehrtägige Rast an der sprudelnden Quelle und unter dem grünen Blätterdache der Palmen, unter dem auch ein Nomade sein Zelt aufgeschlagen hatte, einer jener Wüstensöhne, die jedes festen Wohn-

sitzes entbehren und fortwährend mit ihrer Kameelheerde die Wüste durchwandern. Vor der luftigen Wohnung lagerten die Dromedare, die durch einen um das Knie geschlungenen Strick am Aufstehen gehindert wurden, zu beiden Seiten knieeten die Kameelfüllen auf dem harten Sande. Gegen Abend löste der Nomade die Stricke und nun begann das Melken, worauf die Dromedare zur Weide getrieben wurden. Die sinkende Sonne übergoß die schauerliche Wildniß mit einem Veilchenschimmer, und die von ihren letzten Strahlen beleuchteten Kameele gewährten durch ihre tiefgelbe Farbe, ihren bedächtigen Gang, ihren Straußenhals, den sie bald ausstreckten, bald zusammenzogen, ein malerisches Bild, das lebhaft an die Tage der Patriarchen erinnerte. Während der Nacht lagerten die Kameele, wie angegeben, vor dem Zelte des Nomaden. Bricht ein solcher Wanderhirte auf, um einen andern Weideplatz zu suchen, so wird das Zelt zusammengelegt und nebst dem einfachen Hausgeräthe auf die Kameele gepackt. Der Mann, als Haupt der Familie, eröffnet den Zug, ihm folgt das stärkste Kameel, das den Kasten trägt, worin die Frau und die Kinder einlogirt sind, dem sich nun die übrigen beladenen und unbeladenen Kameele anschließen. Hat der Zug den neuen Lagerplatz erreicht und das Familienoberhaupt das Zeichen zum Ruhen gegeben, so packt die Frau ihr Kameel ab, schlägt das Zelt auf, breitet die Teppiche zum Schlafen aus, hängt die Wasserschläuche vorsichtig auf und — die Wohnung ist für einige Tage bereitet.

Am vierten Tage brach die Karavane wieder auf. Der Khabir hatte in den dunklen Nächten den Weg am Himmel eifrig studirt und aus dem Stande der Sternbilder die Richtung seiner Straße aufgefunden. „Wirst Du Biledulgerid erreichen oder werden wir in der Wüste unser Grab finden?“ fragte Soliman den Führer, als dieser an der Spitze des Zuges in die Wüste hineinritt. „Bei dem Haupte meines Vaters,“ entgegnete der Khabir, „ich kenne den Weg.“ Nach einem Ritte von fünf Tagen erreichten sie einige Steinhaufen, auf denen Fetzen von Kleiderstoffen flatterten. Es waren Grabhügel in der Wüste Gestorbener. Jeder Reisende stieg ab und warf einen Stein auf den Hügel. So gebietet es eine religiöse Vorschrift, während die vorüberreisenden Weiber verpflichtet sind, Fetzen von ihren Kleidern und Schleiern auf diesen Altären des Todes niederzulegen. Daher kann man an der Höhe der Grabhügel ziemlich genau die Zeit des Todes des hier Begrabenen bestimmen. Diese Steinhügel gaben dem Khabir die Gewißheit, daß er die alte Karavanenstraße erreicht hatte. Am Abende stiegen Felsen am Horizonte empor, die Dromedare witterten Wasser und setzten sich in raschen Trab, so daß der Brunnen vor dem völligen Einbruche der Nacht erreicht wurde. Schon wollte der Khabir das Zeichen zum Halten geben, als er in einer der zahlreichen Höhlen eine verdächtige Bewegung bemerkte. Rasch hatte er seine langlaufige Flinte ergriffen, weil er den Angriff eines Raubthieres

fürchtete, als ſich ein leiſes Wimmern hören ließ. „Das iſt kein Thier!“ ſagte er erſchrocken, ſtieg raſch vom Dromedare und näherte ſich vorſichtig, die Flinte im Anſchlag, der Höhle. Bei dem Schimmer der Dämmerung erkannte er eine menſchliche Geſtalt, die ſtöhnend auf dem Boden lag. Auf ſeinen Ruf hatte ſich die übrige Reiſegeſellſchaft am Eingang der Höhle verſammelt. Man hob den Unglücklichen auf und trug ihn, da er nicht gehen konnte, nach dem nahen Brunnen. Das graubleiche, abgezehrte Geſicht, der ſkelettartige Körper des Fremdlings führten auf die richtige Beurtheilung ſeines Zuſtandes. Er war dem Hungertode nahe. Vorſichtig erquickte man ihn daher mit Speiſe und nach einigen Stunden fühlte ſich der Beduine ſo weit gekräftigt, daß er in einzelnen Unterbrechungen ſeine Geſchichte erzählen konnte. „Ich heiße Yuſſuff Muſſa,“ ſprach er, „und gehörte zu einer Karavane, welche europäiſche Waaren aus Algerien und Datteln aus Biledulgerid nach Sudan zu ſchaffen gedachte. Aber Gott iſt groß und wir ſind nur Staub unter ſeinen Füßen! Wo ſind ſie, die da ſtolz auf den hellfarbigen Kameelen ſaßen, der Sand der Wüſte wehet über ihre Leichen, nach Morgen zu liegen ihre Gräber! Höret mich: die Palmen des Brunnens Way rauſchten über unſern Häuptern. Am lodernden Feuer hatten ſich die Kaufleute gelagert, während die Diener beſchäftigt waren, die Kameele, welche ſich während der Raſttage in dem Thalgrunde zerſtreut hatten, zuſammenzutreiben, denn am andern Morgen wollten wir zur Weiterreiſe aufbrechen. Gott iſt groß und wir ſind nur Staub unter ſeinen Füßen. Eines der Kameele, welches dem Ali Amr gehörte, war nicht aufzufinden, deßhalb ſandte dieſer einen Sclaven aus, das Thier, das ſich wahrſcheinlich verlaufen hatte, zu ſuchen. Doch Stunde um Stunde verging, der Sclave kehrte nicht zurück. Ali wurde ungeduldig, nannte den Ausgeſandten „einen faulen Schlingel“ und erhob ſich von ſeinem Teppiche, um Sclaven und Kameel ſelbſt zu ſuchen. Da er ein Greis war, erbot ich mich, ſtatt ſeiner Nachforſchungen anzuſtellen. Nach einigem Zögern willigte er ein, ich verließ den Lagerplatz, ſtieg einen Sandhügel hinan und ſah nicht weit von mir — eine Menge Feuer durch die dunkle Nacht ſchimmern. Anfänglich hielt ich dieſelben für Wachtfeuer von Hirten, welche am Brunnen Way ſich vielleicht lagern wollten. Doch da ihre große Zahl mich beunruhigte, ſo ſchlich ich, auf Händen und Füßen kriechend, dem Lagerplatze der Unbekannten näher. Jedes Geräuſch vermeidend und vorſichtig in die Stille der Nacht hineinlauſchend, um nicht unerwartet auf einen Feind zu ſtoßen, gelang es mir, mich endlich den Feuern ſo weit zu nähern, daß ich die Männer erkennen konnte. Es waren mehrere Hundert bewaffneter Beni-Dſcherar. Dieſe Entdeckung war eine entſetzliche, denn ich ſah vor mir — einen Gum (Raubzug). Wie ich ſpäter erfuhr, waren es 600 Beni-Dſcherar, welche eine Viehheerde am Brunnen Way aufgeſucht, aber dieſelbe, da die Hirten von ihrem Anzuge Kunde erhalten hatten

und nach dem etwa anderthalb Tagereiſen entfernt liegenden Brunnen Elai geflohen waren, nicht gefunden hatten. Die Späher waren dabei aber leider unſerer Karavane auf die Spur gekommen. Die Beni-Dſcherar traten deßwegen zu einer Berathung zuſammen und man beſchloß zuerſt, die Hammelheerde bei dem Brunnen Elai zu rauben, ehe man einen Angriff auf die Karavane, die vorausſichtlich einige Raſttage am Way halten würde, verſuchen wollte. Die Hirten am Elai wurden überfallen, jeder Beni-Dſcherar band vier Hammel auf ſein Kameel und nun jagte der Raubzug nach Way zurück, wo ein Theil des Gum im Hinterhalte zur Bewachung der Karavane zurückgeblieben war. Der ausgeſandte Sclave Ali's war den Beni-Dſcherar als erſte Beute von unſerm Reiſezuge in die Hände gefallen. Doch hört mich: Mit der größten Vorſicht, doch ſo eilig als möglich, ſchlich ich mich nach unſerm Lagerplatze zurück. Ich fand die Kaufleute beim Abendeſſen. Sorglos hatten ſie weder Wachen ausgeſtellt, noch Späher ausgeſchickt. Meine Kunde von der Nähe des Gum brachte eine unbeſchreibliche Verwirrung im Lager hervor und nur ſchwer gelang es dem erwählten Oberhaupte, die Kaufleute zu einer Berathung zu ſammeln. Da er aber unter der Verſammlung viele Feinde zählte, die er ſich durch ſeinen herrſchſüchtigen Stolz zugezogen hatte, wurden ſeine vernünftigen Vorſchläge, denen ich meine volle Zuſtimmung nicht verſagen konnte, verworfen. Ibrahim Abd-Allah (Abraham, Diener Gottes), ſo hieß das Oberhaupt, hatte unverzüglichen Aufbruch verlangt, da die Beni-Dſcherar unſere Flucht in der Nacht nicht erwarten, und ſelbſt, wenn ſie davon Kunde erhalten ſollten, uns wegen des gewonnenen Vorſprungs, da ſie ihre Kameele erſt aufſchirren mußten, nicht einholen würden, beſonders, wenn wir einen andern Weg als die Karavanenſtraße einſchlugen, deſſen Spur in der Nacht nicht aufzufinden ſei. Die Kaufleute beſchloßen dagegen, bis Sonnenaufgang zu warten, da die Kameele beim Beladen unruhig werden und ſtöhnen könnten, und ſo dem Gum wegen der Stille der Nacht unſern Aufbruch verrathen würden. Vergebens ſtellte ihnen Ibrahim vor, daß ſie ſich bei einem Angriffe während des Beladens der Kameele nicht ſo wirkſam zu vertheidigen vermöchten, als wenn der Zug im Gange und ein jeder Reiter zum Kampfe bereit ſei; der Haß ſiegte über die Klugheit, die Karavane blieb am Way. Welch eine entſetzliche Nacht! Kein Schlaf kam in unſere Augen, ängſtlich lauſchten wir auf jedes Geräuſch in der Ferne, die Waffen wurden in Stand geſetzt, die Kameele zur Flucht bereit gehalten. Kaum hellte das Tageslicht am Saume der Wüſte, als wir ungefähr 100 Kameele, je jedes zwei Reiter trug, herantraben ſahen. Neue Hoffnung belebte den geſunkenen Muth beim Anblick der kleinen Raubſchaar, deren Angriff, die wir ſelbſt 120 Streiter zählten, abzuſchlagen vermocht hätten. Ein Feuer empfing daher die heranrückenden Beni-Dſcherar, welche von ihren Kameelen abgeſprungen waren und mit hochgeſchwungener Lanze auf uns zuſtü

Doch unsere Hoffnung auf Sieg war eine eitle. Ein zweiter stärkerer Trupp des Gum folgte dem ersten, umzingelte die Karavane und nun begann ein Morden der entsetzlichsten Art. Der Sand der Wüste röthete sich vom Blute der Erschlagenen und unter den Lanzen des Gum sanken die Kaufleute als Leichen nieder. Endlich ruhte der Kampf, der Letzte der Karavane hatte den Todesstoß erhalten. Und ich? Als ich sah, daß wegen der feindlichen Uebermacht unser Widerstand ein vergeblicher sei, warf ich mich neben die Leichen meiner Gefährten nieder, um so vielleicht für todt gehalten zu werden und dem Untergange zu entgehen. Doch der Lanzenstoß eines Beni-Dscherar entlockte mir einen lauten Schmerzensschrei, und da man sah, daß ich noch lebte, führte man mich zu dem Aguid (Anführer) des Gum. Schweigend und finster betrachtete mich der Beni-Dscherar, schweigend erwartete der Gum sein Urtheil über mich. Endlich nach einer durch die Ungewißheit qualvollen halben Viertelstunde befahl er, mich an einen Baum zu binden, um als Zielscheibe für die Speere seines Gefolges zu dienen. Ich sank halbohnmächtig über diese grausame Entscheidung in die Kniee, doch man riß mich empor und schnürte mich an dem Stamme einer Dattelpalme fest. Nun begann das entsetzliche Schauspiel. Doch Gott ist groß! Lanze um Lanze sauste an mir vorüber, ohne mich zu verwunden. Da gebot der Aguid plötzlich: Halt! Er befahl, mich loszubinden. „Allah will nicht," redete er mich an, „daß Du sterbest. Du bist frei. Gehe hin, wohin es Dir gefällt!" Ich war frei. Ich konnte gehen, wohin ich wollte und doch zögerte ich, die Beni-Dscherar zu verlassen. „Warum gehst Du nicht? Worauf warteſt Du?" rief mir der Aguid zürnend zu. „Wohin soll ich gehen?" antwortete ich demüthig, „wo sind meine Lebensmittel? wo ist mein Wasserschlauch?" Der Aguid trat zu den Arabern, welche eben beschäftigt waren, den Raub und unter diesem mehrere Ballen Datteln zu theilen, nahm ein halbes Schock Datteln und warf sie mir nebst einem kleinen Schlauche mit den Worten zu: „Nun gehe fort. Allah geleite Dich!" Ich eilte an den Brunnen, um meinen Schlauch zu füllen, doch zu meinem Schrecken gewahrte ich, daß er zerrissen war und kein Wasser hielt. Daher beschloß ich, am Brunnen zu bleiben. Gegen Abend zogen die Beni-Dscherar mit Beute beladen nach ihren Zeltdörfern. Doch bald neigte sich [illegible] in Dattelvorrath zu Ende. Am Way konnte ich mich nicht länger auf[illegible]ten. Ich bedeckte die Leichen der Erschlagenen mit Sand und brach auf, [illegible] zu erreichen, in der Hoffnung, dort bei den Hirten Nahrungsmittel zu [illegible]n. Doch ich verirrte mich, bis ich endlich zu diesem Brunnen gelangte. [illegible] fand ich hier Wasser, aber keine Speise, als ich endlich nach langem [illegible]en in den Felsenritzen Sträucher mit dem Nabak erblickte. Mit dieser kleinen [illegible] Beere fristete ich einige Wochen mein Leben. Als ich die letzte gepflückt [illegible] bereitete ich mich auf den Tod vor. Meine Entkräftung nahm rasch zu, [illegible]ich zusammen und würde gewiß das Licht der Sonne nicht wieder erblickt

haben, wenn mir Allah nicht Rettung gesendet hätte. Er ist groß und wir sind nur Staub unter seinen Füßen!" — „Ja, Allah sei gelobt!" sagte der Khabir, als der Erzähler geendet hatte, „der Gum ist vorübergegangen, wie ein Sturm, ohne unsere Spur zu finden!" Als der Sternenhimmel seinen glänzenden Mantel über die schweigende Wüste ausbreitete, löschte man aus Vorsicht die größern Feuer aus, um Spähern eines Gum, die vielleicht unweit des Wasserplatzes umherschweiften, die Nähe der Karavane nicht zu verrathen. Nachtwachen wurden in weiten Bogen um den Lagerplatz aufgestellt und nachdem der Khabir noch einmal die Runde gemacht und nichts Verdächtiges entdeckt hatte, breiteten die Reisenden die Schlafdecken aus und bald hörte man nur noch das regelmäßige Athemholen der Schlafenden.

Solche Raubzüge sind in der Wüste nichts Seltenes. Gewöhnlich werden sie von jungen, aber armen Arabern unternommen, welche in denselben oft ihre einzige Erwerbsquelle finden. Ausgesandte Späher bringen dem Aguis, d. h. Edlen, der die Leitung des Gum oder Aufgebots übernommen hat, Kunde von den Kriegs- oder Raubzügen anderer Stämme, denen man nun die nur von Weibern und Kindern bewachten Heerden forttreibt. Wird dem Aguid eine Karavane angemeldet, so folgt er ihr von Weitem, sucht sich ihr zu nähern, um die Zahl und Bewaffnung der Reisenden zu ermitteln. Ist seine Recognoscirung befriedigend ausgefallen, dann überfällt er die Sorglosen gewöhnlich in einer Abend- oder Morgenstunde, wenn die Kameele ab- oder beladen werden, oder die Reisenden ihr Mahl einnehmen. Was sich zur Wehre setzt, wird niedergestochen, dann verschwindet der Gum wieder mit den erbeuteten Kameelen, Sclaven und Waaren spurlos in der Wüste. Der Sieg wird diesen Räubern gewöhnlich durch die Unentschlossenheit der einzelnen Reisenden und durch die Planlosigkeit in der Vertheidigung erleichtert, so daß sich oft der Eine zum Kampfe rüstet, während der Andere schon sich durch die Flucht zu retten sucht. Hundert tapfere und gut bewaffnete Männer würden jeden Gum zurückschlagen, wenn sie einig im Handeln wären, denn der Araber überfällt die Karavane nicht, um seinen Kampfesmuth zu kühlen, oder sich Ruhm zu erwerben, sondern nur um zu plündern und Beute zu machen. Jeder ernste, entschlossene Widerstand, durch den er vielleicht Gefahren findet, die in keinem Verhältnisse zu der zu erwartenden Beute stehen, treiben ihn zur Flucht.

Noch war die Sonne nicht am Horizonte emporgestiegen, als sich die Karavane schon zum Aufbruche rüstete. Während die Kaufleute ihren Morgenimbiß verzehrten, wurden die Dromedare beladen. Als nun die Königin des Tages ihre Fluth von Licht über die Wüste ausgoß, setzte sich der Zug in Bewegung. Der Khabir war der letzte, der aufbrach. Nachdem er sorgfältig nachgesehen hatte, ob nichts vergessen und zurückgeblieben sei, schwang er sich auf sein Dromedar und eilte der Karavane nach, die er auch bald überholte und nun deren Spitze bildete. So zog die Karavane wochenlang

durch den Sandocean, bis endlich am Horizonte Palmenwälder auftauchten. Das Reiseziel war erreicht. Dort lag Biledulgerid, das seine Dattelwaldungen gleich einem grünen Gürtel um den Nordrand der Wüste ausbreitete. Es war hohe Zeit, die Reise zu beendigen, denn das Schiff der Wüste fing an, leck zu werden, d. h. es war so abgetrieben, daß es fernere Dienste nicht mehr zu leisten vermocht haben würde. Der Höcker, welcher bei der Abreise eine rundliche Fettmasse bildete, die auf den Schultern hin- und herschwankten, war bei den abgemagerten, kraftlosen Thieren verschwunden. Wochen sind nun nothwendig, um nach einer Wüstenreise das Dromedar wieder seetüchtig zu machen. Alte Thiere werden gewöhnlich werthlos, da sie selten ihre verlornen Kräfte wieder erhalten. Daher ist der Miethpreis, den ein Reisender für ein Wüstenschiff zahlen muß, fast dem Werthpreise des Thieres gleich. Ein Kameel, welches in Cordofan ungefähr 50 Gulden kostet, wird zu einer fünfzehn- bis achtzehntägigen Reise für 42 Gulden vermiethet. Für kräftige Thiere zahlt man oft das Doppelte des Kaufwerthes als Miethpreis, weil schwächere Dromedare häufig unter der Last zusammenbrechen. Aber auch das kräftigste Thier ist selten zu einer größeren Rückreise wieder tauglich.

Gedichte.

Von **Johannes Schrott.**

Vor Francia's Madonna im Garten.

Ein Stücklein Grund vom alten Paradiese
Hat sich in diesem lichten Raum erhalten.
Du siehst als Kind hier den Aeonenalten *)
Auf grünem Kissen einer Blumenwiese.

Und vor dem Sohn, daß sie ihm Huld bewiese
Die Jungfrau steht, die schönste der Gestalten.
Wo so vereint Demuth und Hoheit walten,
Wer schaute jemals Züge so wie Diese?

Das Knie der Jungfrau hat sich sanft gebogen.
Sie senkt ihr Haupt in andachtsvollem Neigen,
Zu Ihm hinab fühlt sie sich ganz gezogen.

Wem ist ein Knie so starr verrenkt zu eigen,
Das sich dahier, umrauscht von Andachtswogen,
Von selbst nicht beugte, Huldigung zu bezeigen?

*) Aeonen = Ewigkeiten.

Spielende Kinder.

Sieh dort die Kinder spielen unterm Flieder,
Wie sie sich freun, wie sie sich zärtlich necken,
So rasch und leicht im Fliehen und Verstecken,
Als wären ihre Kleidchen ein Gefieder!

Wie fliegen ihre Locken hin und wieder
Die mit zum Spiel die Frühlingslüfte wecken,
Wie biegen sich und wie behaglich strecken
Vor Wonne ganz elektrisch sich die Glieder!

O was ist holder, was ist graziöser,
Als ihr so kurzes, lustverhaltnes Schmollen;
Da lernte lächeln selber wohl ein Böser.

Daß groß auch solche Kinder werden sollen,
Darüber mußtest, segnender Erlöser,
Du wohl der Wehmuth stille Thräne zollen.

Gebet.

Bewahre mich, o Lenker der Geschicke,
Daß kein Verleumder bösen Schall posaune,
Kein Flüstrer Gift mir in die Ohren raune,
Kein arger Laurer meinen Fuß verstricke!

Verhüte, daß kein falscher Gruß mir nicke,
Entziehe mich dem Spiele fremder Laune,
Laß mich nicht schaun das Lächeln wilder Faune,
Und nicht des bösen Auges schiefe Blicke!

Doch aber, was verlang ich, Vater bester?
Nur Eines gib, o gib allein dem Schwachen,
Schuldlose Kindereinfalt nur zur Schwester!

Wen diese mag mit ihrem Schutz bewachen,
Der fasset ungehindert Schlangennester,
Und wandelt unbeschädigt über Drachen.

Reichenau im Kanton Graubünden.

Von Theodor Schwyzer.

Reist man von Ragatz, wo wir uns früher einmal (Jahrg. 1860, Heft II.) aufhielten, mit der Eisenbahn nach Chur, dem Hauptort von „Alt fry Rhätia“ oder dem jetzigen Kanton Graubünden, so hat man von dort noch zwei Stunden zu Fuße bis nach Reichenau. Würde man aber in Ragatz sich mit

dem Angesicht gegen Süden stellen und dann, statt zur Linken mit dem Dampfe zu fliegen, zur Rechten hinter dem 8800 Fuß hohen Calandaberg zu Fuße herumreisen, so würde man, wie im Jahr 1799 eine Heeresabtheilung der Franzosen, über Pfäfers, Vättis, Kunkels und Tamins auf holprigem Wege ebenfalls nach Reichenau gelangen, und zwar indem man zuletzt vom Kunkelser Paß steil bergabwärts steigen müßte. Dieses Reichenau liegt in einem malerischen Thalkessel am Zusammenfluß der beiden Rheine. Von Süden her strömt der dunkle, oft ganz schwarze Hinterrhein, von Südwesten her braust der helle, oft aber auch ganz thongelbe Vorderrhein, und vereinigt sich mit Widerstreben mit jenem zu den Füßen eines großen Felsens, der ihnen als unüberwindliche Mauer zum Schutze des Reichenauer Gartens und des Schlosses seit der Schöpfungszeit entgegengestellt ist. Zwei Brücken verbinden Reichenau mit den verschiedenen Thalarmen, die eine, untere, über den vereinigten Rhein, der oft noch bis weit unter sie hinab auf dem rechten Ufer dunkel und auf dem linken hell ist, die andere führt die Straße über den Vorderrhein gegen Thusis und dem Splügen zu. Die erstere ist bemerkenswerth, zumal sie von einem einfachen Landmann, Namens Stiefenhofer, gar kunstvoll erbaut worden ist. Sie führt in leichtem Schwunge und sicherm Gefüge ohne einen einzigen Pfeiler mit einer Längenspannung von 220 Fuß und einer Höhe von 80 Fuß über dem Stromspiegel, also wie ein kleiner Regenbogen frei in der Luft schwebend von einem Ufer zum andern und wird vom größten Wasser ebenso wenig bedroht, als vom kleinen; auch trägt sie Wägen mit den schwersten Lasten. Das Schloß wurde einst von einem Bischof in Chur erbaut, der vielleicht von der alten (724 gestifteten) Benediktiner-Abtei auf der Insel Reichenau im Bodensee hergekommen war, oder doch mit derselben in Verbindung stand; später ging es durch verschiedene Hände an Herrn v. Tscharner in Chur und ist jetzt Eigenthum eines Herrn v. Planta.

In diesem Schlosse war zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine damals philanthropische Erziehungsanstalt des Herrn v. Tscharner und Nesemann, aus der mehrere bedeutende Männer (z. B. Benjamin Constant) hervorgingen, und an der der bekannte Schriftsteller H. Zschokke eine Zeitlang als Lehrer und Miteigenthümer gewesen war, wie dies derselbe in seiner „Selbstschau" weitläufiger erzählt und schildert, als wir es zu unserm Zweck hier im Sinne haben. Wir wenden unser Augenmerk vielmehr auf einen Mann, der zwar kein Schriftsteller wie Zschokke, aber der sogenannte „Friedenskönig" auf dem unruhigsten Throne der Welt geworden ist, bis er auch unter ihm zusammenbrach, um auf's Neue ein Kaiserthron zu werden.

In diesem Institut, das damals schon einen weitverbreiteten Ruf erlangt hatte, meldete sich nämlich eines Abends im October 1793 ein mehr durch sein Auftreten als durch seine Kleidung sich empfehlender Jüngling, der wie

ein armer Handwerksgeſelle ein kleines Päckchen mit ſeinen Siebenſachen darin an einem Stabe trug. Er erkundigte ſich nach dem damaligen Director der Anſtalt, Herrn Joſt, dem er einen Brief übergab. Bald vernahmen die Schüler, der Fremde heiße Chabaud und ſei als Lehrer der franzöſiſchen Sprache und der Mathematik angenommen. Es war der damals geächtete und vor dem herannahenden Heere der franzöſiſchen Republikaner aus Bremgarten geflüchtete Herzog von Chartres, der von der Oberalp her, dem Vorderrhein entlang, nach dieſer ſichern Zufluchtsſtätte gekommen war. Hier ſoll er ſich in kurzer Zeit die allgemeine Liebe und Zuneigung der Schüler erworben haben. Hier war es aber auch, wo er die erſchütternde Botſchaft von dem Tode ſeines Vaters, der bekanntlich am 6. November 1793 auf dem Blutgerüſte enthauptet wurde, erfuhr, und von der Deportation ſeiner Mutter nach Madagascar hören mußte. Daß er nach dieſer Trauerkunde ſich nirgends mehr ſicher fühlte, auch *da* nicht, wo keine Seele daran dachte, ihn zu beunruhigen, oder gar ihn an ſeinem Leben zu gefährden, iſt begreiflich für Jeden, der ſchon einmal erlebt hat, wie die Seele die Unruhe und die Ungewißheit, die ſie *in ſich* hat, gerne auf die Perſonen und ſelbſt auf todte Gegenſtände **außer ſich** *überträgt*, und ſie in denſelben gleichſam *gegenſtändlich* anſchaut. Der Menſch meint ſich dann ganz umgeben von den Bildern, die *in ihm* ſind und flieht vor ſeinen eigenen Gedanken! Und mußte ihn nicht *der* Gedanke namentlich peinigen und quälen, daß ſeine Auswanderung mit Dumouriez nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) zum Sturze ſeines Vaters möge beigetragen haben, da man ja in Frankreich dieſe Auswanderung als Vaterlandsverrath bezeichnet hatte und ſeinen Vater in denſelben verflochten glaubte!? Indeſſen iſt es leicht begreiflich, daß auch ohne dieſe Selbſtanklage es ihm eine Zeitlang unmöglich ſein mußte, Unterricht zu ertheilen, ohne fortwährend geiſtesabweſend zu ſein: ſeine Gedanken waren ſelbſtverſtändlich fortwährend in Frankreich, wenn man ihm nicht eine faſt übermenſchliche Selbſtbeherrſchung und Geiſteskraft zuſchreiben will. Er mußte daher wohl aus innerm Drange ſich wieder aufmachen und wandern. Seine weitern Reiſen und ſeine ſpätere Erhebung auf den Thron Frankreichs zu erzählen, liegt nicht in unſerm Plane. Wir erwähnen nur noch, daß man hinlänglichen Grund hat, anzunehmen, daß er auf dem Throne Frankreichs ſich oft und gern an ſeinen Aufenthalt in Reichenau erinnerte. Er hat nämlich im Jahr 1845 an den jetzigen Beſitzer dieſer Gebäulichkeiten, Herrn Oberſt v. Planta, zum Andenken an ſeinen dortigen Aufenthalt zwei Bilder geſendet, wenn ich recht berichtet bin, von Winterhalter in Oel gemalt. Sie ſind nun in demjenigen Zimmer, welches er einſt als Lehrer bewohnte, aufgeſtellt und jeder Reiſende, welcher ſich das ſehenswerthe Schloß anſchauen will, kann daſſelbe betreten. Daſſelbe ſchaut gegen Weſten an den großartigen Calanda und man betritt es von Oſten.

Rechts an der Wand, näher gegen die Fenſter hin, iſt Louis Philipp in Lebensgröße als Monſieur Chabaud, ganz in ſeinem damaligen jugendlichen Ausſehen und in ſeiner damaligen Tracht gemalt. Links an der Wand iſt er als König von Frankreich in Uniform, und die Krone neben ſich auf einem Tiſch, auf den er die Hand ſtützt. Kommt einer unſerer Leſer jemals nach Reichenau in Graubünden, ſo wird er nicht verſäumen, dem Monſieur Chabaud und dem König Louis Philipp einen Beſuch zu machen, wie dies am 8. Mai 1852 ſein Sohn, der Herzog von Montpenſier, auf einer Durchreiſe aus Italien wohl mit eigenthümlichen Gedanken und Gefühlen that.

Ein Meer iſt dieſer Erdenſtern.

Aus dem Engliſchen des Charles Boner, überſetzt von **Henriette Ottenheimer.**

Ein Meer iſt dieſer Erdenſtern
Von wechſelreichem Farbenſchein;
Wir Denker aber tauchen gern
Tief in ſein dunkles Blau hinein.

Da gibt es manchen Felſenſpalt,
Abgründe, Klippen nie geträumt,
Manch' weiten Raum bewohnet bald,
Bald nur von Wellen wild durchſchäumt.

Zuweilen wann wir zieh'n hinab,
Wird uns ein Perlenfund zu Theil;
Oft auch entzieh'n dem Wogengrab
Wir ein verſinkend Seelenheil.

Es iſt ein ſeltſam Reich! — Wenn mild
Die Oberfläche liegt, und klar,
Tobt Kampf und Zwieſpalt unten wild,
Und böſes Dunkel droht Gefahr.

'S iſt eine Welt voll Luſt und Grau'n,
Viel ſchläft in ihrem Zauberbann;
Doch nur deſſ' Auge kann es ſchau'n
Der in die Tiefe tauchen kann.

Digitized by Google

Räthſelſprüche der Eſthen.

Was iſt das:

Der Vater iſt noch nicht geboren, der Sohn iſt ſchon auf dem Dach?
Antwort: der Rauch, ehe die Flamme ſich zeigt.

Sie laufen bis an's Ende der Welt und doch haben ſie keine Füße?
Antwort: die Wolken.

Oben eine Seele, unten eine Seele, in der Mitte ein Leder?
Antwort: Reiter, Pferd und Sattel.

Aehnlich ein ſchweizeriſches Räthſelwort:
Er drückt Blut und trägt Blut
Und ſchmeckt ihm doch kein Blut gut. — Der Sattel.

Er hat vier Füße und iſt doch kein Säugethier?
Antwort: der Tiſch.

Welches iſt das ſchwerſte Holz?
Antwort: der Bettelſtab.

Ein Kopf, der ſchmaler iſt als der Hals?
Antwort: Pfropfen in der Flaſche.

Der Deckel fällt in den Topf hinein?
Antwort: das Eis geht auf.

Zwei Scherzfragen.

Wie tief iſt das Waſſer?
Einen Steinwurf.

Wie ſchwer iſt der Mond?
Vier Viertel.

Eſthniſche Sprichwörter.

Der Vater ſchlägt mit dem Birkenreis, die Mutter mit den Birkenkätzchen.
Sprich doch Söhnchen, die Lippen fallen dir ja nicht vom Reden ab.
Gib dem Eſel Roſen, er ſehnt ſich nach Diſteln. —
Der Fuchs mag noch ſo viel Honig freſſen, er wird darum doch kein Bär.
Aus Liebe zu den Schafen frißt der Wolf auch die Lämmer.
Erſt wachſen die Haare und dann die Jahre. —
Zum Vergnügen läßt man ſich bei einem Haar, zur Arbeit bei dem ganzen Kopfe ziehen.
Das Beil an ſich thut es nicht, man muß auch mit dem Arm zuhauen.

Das Feldkreuz.

Von A. Forsteneichner.

Es ist Frühling; die Finken verkünden es den ganzen Tag zwischen den blühenden Baumzweigen, das Veilchen duftet, und die Schlüsselblümlein dort am Gehäge zittern so still und hold wie Lichtlein, und daneben sitzt ein Bube und blast mit sichtlichem Behagen auf seiner Pfeife vom saftigen Weidenstocke geschnitten, während am Abhange die Lämmer grasen. An diesem Plätzchen ist es so warm und so lieblich im Sonnenschein, und der duftende Frühlingswind, der über die Blüthen streicht, und das rauschende Brünnlein laden zur Rast ein.

Hier ist es einem so wohlig, als ob Gott einen Thautropfen aus der Seligkeit auf die Seele fallen ließe; und doch drängt sich mir gerne, gerade wenn es am allerschönsten ist im Freien, ein trüber Gedanke durch die Seele: „Ach! das bleibt nicht so; in den nächsten Monaten nimmt der Tag schon wieder ab, die warme Bergluft verweht und mit ihr der blaue Himmel, und graue Nebel ziehen wie ein Flor über das Thal. Der Oktober macht die Blätter gelb und dürr und streift sie ab, daß der Baum grau und trostlos die Zweige hinausstreckt. Es gefriert dann bald, und der Schnee legt sich wie ein Todtentuch über die gestorbene Erde, und der Winter baut sich auf lange, lange seinen Krystallpalast. Es ist fast nicht der Mühe werth, daß man sich freut im Sommer oder im Frühjahre!“ — Wie am Morgen oft die Sonne herrlich aufgeht und prächtig funkelt am stahlblauen Himmel, als wie wenn sie neu umgegossen worden wäre, bald aber ein Nebel in die Höhe zieht vom Ried her und der Tag einen Flor umhängt und in Trauer kommt, so strahlt frisch und hell oft die Freude in die Seele, dann steigen schwere Gedanken aus dem Moore der Vergänglichkeit und trüben die Luft. — Ich war froh, als Jemand mir auf die Schulter klopfte und mich anredete: „Die kleine Barbara wird wohl heute noch sterben — sie wünscht mit Ihnen noch zu sprechen.“

In einer Viertelstunde hatte ich das Haus des schwer kranken Mägdleins von eilf Jahren erreicht. Ich kannte das unschuldige Kind von seinen gesunden Tagen her; es war wohl das verständigste und dabei das blühendste und heiterste, das ich je gesehen, das Lächeln ging auf seinem freundlichen Gesichtlein von Morgen bis in die Nacht nicht aus. Wie ich hineintrat in die Kammer, da saß das Kind aufrecht in seinem Bette, sein goldiges Haar war schön geflochten wie zu einem hohen Festtage, sein unbeschreiblich edles Angesicht war wie weißer Marmor, die Händlein gefaltet nnd sie sahen aus, so kränklich weiß, wie ein Geringel von Kartoffel, das im Keller ausgeschlagen

hat. Da ſaß es nun, ſchwer von der Todeskrankheit und Todesnoth angefochten, und war doch ſo ſtill, ſo ſanft, ſo gottergeben. Noch nie habe ich auf Erden ein Weſen geſehen, das ſo ſehr einem Engel gleich ſah, wie wir uns Engel denken. Die Barbara ergriff meine Hand, drückte ſie an ihre Lippen und bat mich, neben ihrem Bettlein Platz zu nehmen. Mit ſchwacher, zitternder Stimme erzählte ſie mir ein Geſicht, das ſie im Traume heute gehabt: „Ich ſchaute unſer Feldkreuz dort in der Wieſe von der Erde bis zum Himmel reichen, und oben auf der Spitze des Kreuzes ſah ich einen Engel mit einem Kranze, geflochten aus denſelben Blumen, mit denen ich das Jahr hindurch unſer Kreuz ſchmückte, und der Engel winkte einem Mägdlein, das am Fuße des Kreuzes knieete!“ Ich erklärte ihr dieſes Bild: „das Mägdlein biſt Du, Barbara, der Engel wartet ſchon, um Dich zu bekränzen mit dem nie mehr verwelkenden Siegerkranze; die Liebe zu Jeſus Chriſtus am Kreuze, die in der kindlichen Verehrung eures Feldkreuzes auch äußerlich ſich abſpiegelte, iſt für Dich die Himmelsleiter geworden. Geduld! Geduld! bald iſt die letzte Sproſſe erreicht.“

Ihr Blick richtete ſich bei dieſen Worten auf's Fenſter und von da ſuchte er das gegenüberſtehende Feldkreuz. Jetzt leuchtet er auf wie ein Sternlein am Nachthimmel, er hat es gefunden: die hinter die Berge abſinkende Sonne blickt nochmal mit ihrem Goldauge das Moosröslein der Barbara an zu den Füßen des Gekreuzigten und küßt die Wundmale des Weltheilandes. Beim Schauen dieſes Bildes lächelt das Kind ſüß mitten in dem Andringen des Todes, ſelbſt der Tod konnte ſeine Freundlichkeit nicht tödten — es war ein Kind und ein Engel zugleich, oder ein Kind, das ſich gerade in einen Engel verwandelte — jetzt ſinkt ſein Köpfchen auf's Kiſſen zurück, das Sterbkreuz wird auf die Lippen gepreßt — wie ein Kind im Schooße der Mutter, ſo ſchläft es hinüber in die Ewigkeit.

Ich konnte nicht weinen, als die kleine Leiche vor mir lag; der Tod in der Unſchuld, ohne Sünde, iſt ja ſelbſt ein ſchöner Engel, abgeſandt von Gott, die Seele aus der Fremde heimzuholen in ihr himmliſches Vaterland. Und regte ſich auch eine Wehmuth in meinem Innern, ſo war es nicht Wehmuth um die todte Barbara, ſondern um mich ſelbſt: „O wenn ich doch auch einmal den Tod eines Kindes ſterben könnte!“

Auf dem Rückwege machte ich bei meinem erſten Ruheplätzchen auch wieder Halt, dort

„Wo, wenn die Lerche ſinnig
Sich auf zum Himmel ſchwang,
Mit ihr der Wald vielſtimmig
Ein Alleluja ſang.

Wo dann von hoher Fichte
Der Amſel Abendlied

Mich freundlich durch die Lüfte
Auf morgen herbeschied.

Wo spät aus stiller Ferne
Der Wachtelruf noch klang,
Bis über bleiche Sterne
Die Nacht den Sieg errang."

Jetzt lag Sonntagsfrieden über der Gegend und über der Seele. Auge und Seele senkte sich in diese Abendlandschaft hinein, wie ein Sonnenstrahl in den kühlen See. Und wenn über meine Seele ein innerliches Klagen ob der steten Veränderlichkeit auf dieser Erde hinschleichen wollte, wie ein Nebelstreifen über den See, so tauchte wie ein Engel aus dem Meere der Ewigkeit auf die kleine Barbara: „Sieh! es gibt ein Land, wo unendlich Schöneres zu schauen ist als hier, ein ewiger Frühling mit nie verdorrenden Blüthen, mit nie verstummendem Gesange. Dieses Land ist der Himmel, diese Blüthen sind der Dreimalheilige Gott Vater, Sohn und hl. Geist, es sind die Engel und die Heiligen, es ist das Reich der Kinder ober den Sternen, dieser Gesang ist das ewig große Alleluja. Habe nur recht große Liebe zum Gekreuzigten — der Kreuzweg ist der unfehlbare Weg dorthin!"

Du, o Leser oder Leserin, hast gewiß auch Liebe zu Deinem Erlöser? Wer sollte den nicht lieben, der uns das schöne Paradies für ewige Zeiten wieder erobert? Du hast vielleicht manches Blümchen auf Feld und Wald und Wiesen und Garten abgebrochen, um ein Kreuz in Deinem Zimmer oder auf dem Wege oder in einer Kapelle damit zu schmücken? Wenn die Barbara als ein Engelein mit dem Kranze zu Dir käme, den sie im Traume gesehen, und wenn sie Dir von den einzelnen Blumen und Kräutlein, womit sie das Feldkreuz geschmückt, etwas erzählen würde, würdest Du sie anhören? Wenn Du Geduld hast, will ich Dir diese Erzählungen anvertrauen.

März. Der Vorfrühling hat seinen Einzug in's Thal gehalten. Vor etlichen Wochen noch war draußen Alles kalt und todt gewesen, der Schnee hat sich über Feld und Wald und Wiesen gelegt, viele Tage lag der Himmel so grau und schwer über der Gegend wie ein Bleidach, die sonst so frischen Bergbächlein waren gebunden in silberne Fesseln und lagen leichenstill und leichenblaß zwischen der Schwarzerle und Zitterpappel, die die Hände über den Kopf zusammenschlagen ob des Nordwindes, der sie durchschauert. Und jetzt? Ueber die Wiesen ist ein leichtes Grün geworfen, aus dem in der Ferne die Schlüsselblümchen wie Goldsterne aufleuchten, im Hag und im Wald schmettert und jubelt das Volk der Vögel so überaus fröhlich als seien sie alle voll süßen Weines, am blauen Himmelszelte zieht die Sonne in ihrem neu geschliffenen und polirten Goldwagen majestätisch dahin und wirft beim Abscheiden den Engelein, die über den Bergen schweben, Purpurschärpen um ihr silbergewobenes Wolkenkleid, der Teich hat das Winterhemd abgeworfen, es wird

ihm zu warm, und dieſe Wärme fährt auch der Trauerweide, die ſich über ihn hinlehnt, durch's morſche Mark, und die Sonne lockt aus den faſt ſtrotzenden Ruthen die langen Blüthenſchäfchen, und im Thale rauſcht's und lärmt's von den Brünnlein und Bächlein, die die Feſſeln geſprengt, und darin ſchwimmt die muntere Forelle, guckt aus der kühlen Fluth, hüpft über einen weißen Kieſel und ſchlüpft ebenſo geſchwind durch den grünen Wald des Waſſerehrenpreiſes.

Wenn Du an einem ſolchen ſchönen Märztage durch die Wieſen gegangen wäreſt, was hätteſt Du beim Feldkreuze der Barbara geſehen? Der Kranz von Moos und Flechten war verſchwunden, und ſtatt deſſen prangte ein aus Silber und Gold geflochtner — in das Goldgelb der Schlüſſelblümchen war geſtreut das Silberweiß der Blüthenſchäfchen der Trauerweide. „Wie die Schlüſſelblume," ſagt die Barbara, „den harten, liebloſen Winter in die Felſenkeller des rauhen Nordens und der Berge ſperrt und dann die Pforten des neuen Paradieſes, des Frühlings, öffnet, ſo hat Jeſus Chriſtus den kalten, ſtrengen Winter, der 4000 Jahre über den Seelen der Menſchen lag, und den Glauben an den Einen wahren Gott und das Hoffen auf Ihn und die Liebe zu Ihm erſtarren machte, hinabgeſperrt in die dunkeln Behauſungen des Teufels und mit dem Schlüſſel in Kreuzesform die Pforten des neuen Paradieſes, der Kirche, geöffnet, in der der ſiebenfache Gnadenſtrom der Sakramente die Wunderblüthen des Himmels „Glaube, Hoffnung, Liebe" keimen, ſproſſen und blühen macht. Dieſen Himmelsſchlüſſel dem Satan zu entreißen, war aber für Jeſus Chriſtus keine leichte Arbeit, und an das erinnert mich die Trauerweide."

„Als der Herr am Kreuz' geſtorben,
Finſtert ſich der Sonne Licht,
Trauern alle Creaturen,
Ja, das Herz der Felſen bricht.

Aber tiefbetrübt vor Allen
Steht ein Baum an dunkler Fluth,
Stille Weid' am ſtillen Bache,
Drunten oft der Herr geruht.

Ach! die Arme mußt' es dulden,
Daß mit ihren Ruthen hart
Blutig bis auf die Gebeine
Unſer Herr gegeißelt ward.

Und ſie ſenkt ſeitdem die Zweige,
Bleiches Laub, zur Erd' hinab,
Wird zur ſtillen Trauerweide
An des lieben Heilands Grab'."

April. Wenn auf den März sich singen läßt:

„Und kaum vernimmt Schneeglöckleins Klang
Der Blumen duftend Chor,
Da eilt er aus dem Kämmerlein
Gar schnell an's Licht hervor,
Und drängt, mit Schönheit angethan,
Zum Frühlingseinzug sich heran.

Und sieh', in Reihen folget nun
Dem lieben Glöcklein hold,
Des Märzenblümchens reines Blau,
Und der Ranunkeln Gold;
Und lieblich würzt als Opferduft
Das Veilchen schon die laue Luft.

Und bunter stets und schöner stets
Kommt schon der Zug heran,
Die Maaslieb da, die Primel dort
Und hier Frühlingssaffran;
Und auch der Anemone Weiß
Schließt freundlich sich zum Blumenkreis."

Wenn das auf den März sich singen läßt, so mag für den April, wenn auch seine launige Natur uns manchmal Lügen straft, die Strophe gelten:

„Und immer weiter dehnet sich
Der Blumen duftend Heer,
Kaum hört man noch den süßen Ton
Des Silberglöckchens mehr;
Dafür gar hell ein Glöcklein schwingt
Der Kukuk, das zur Arbeit singt."

Rauhe Aprilstürme mit Schneegestöber haben das Schneeglöcklein mit ihrer zarten Sippe, die sich scheu an den Boden geduckt oder schüchtern am Waldessaume aufgestellt oder im Gehäge versteckt hat, vertrieben Die erzählten ihren Schwestern, wie rauh und grob man mit ihnen da oben umgegangen sei, so daß sich diese, obwohl kräftiger und stärker, nicht hinauftrauten. Und sie wären doch so gern aus ihrem engen dunkeln Hause herausgetreten an's milde Sonnenlicht! — Noch war die Hälfte des Aprils nicht verstrichen, da ging ich an einem sonnigen Nachmittage durch einen herrlichen Tannenwald, und da hat ein Kukuk gar hell seine herkömmliche Weise gesungen — das war das Glöcklein, das die Aprilblumen zur Arbeit rief. Und sie sind frisch daran gegangen: in acht Tagen war der sammetgrüne Wiesenteppich fertig, und sinnige Stickereien darin aus Goldsternchen und Rubinen und Saphiren und anderm vielfarbigem Edelgesteine. Aber während die Wiese im Brautkleide prangt, sind die Sträucher und Bäume, die sich längs der-

ſelben hinziehen, noch nicht in's Blüthenfeſtgewand eingehüllt. Doch was ſehe ich dort für einen Strauch, über den Blüthenſchnee geſchüttelt? Treten wir näher! es iſt der Schlehdorn, ein wahres „Rühr' mich nicht an" von Stacheln. Das kreuzt und ſchränkt ſich durcheinander, das kriecht und ſticht und ſtarrt zu allen Seiten heraus — und ſonderbar! der Frühling gibt dem alten Griesgrame ſeinen erſten Kuß. An jedem Dorne ſitzt eine grüne Kuppe, wie betropft mit Perlen ſteht er da, und indeß er mit geizigem Finger noch eine ganze Wintererbſchaft von dürren Blättern und Halmen feſthält, ſchlägt um ihn das junge Laub in grünen Funken aus, und bedeckt ihn die weiße Saat der Blüthen.

Und mit dieſen Schleedornblüthen iſt Barbara's Feldkreuz im April geziert geweſen, und ein kleines Kränzchen davon flocht ſie um des lieben Jeſu wundes Haupt. Warum gerade dieſe Blüthe? Weil auch ſie uns erinnert, wie viel Mühe und Plage Jeſus ausſtehen mußte, bis er den Himmelsſchlüſſel uns einhändigen konnte.

In der Nacht, als Jeſus Chriſtus ſeinen Leidensweg antrat hin zum Oelberge, durchbebte tiefe Wehmuth ſelbſt die Natur. Denn wie der Allgütige an einem wilden Dornbuſche vorbeiging, da hauchte ein leiſes Ach durch's graue Zweiggewirr:

„Ach mir! was hab' ich begangen?
Schuldlos ſtand ich hier und ſchlicht;
Jeſu Stirn ſoll ich umfangen,
Trüben ihr holdſelig Licht?
Morgen ſchon, zum Kranz gewunden,
Gottmenſch! um Dein müdes Haupt,
Reiß ich Dir viel tiefe Wunden,
Dicht von Stacheln nur umlaubt.

Könnt' ich blühend weich Dich kränzen,
Dürft' ich nie Dir bringen Leid,
Könnt' ich Deine Stirn umglänzen
Mit des Thaues Mildigkeit.
Alles blüht in dieſen Tagen,
Wo der junge Lenz erwacht,
Ich allein muß ſchmucklos klagen,
Nie von mir weicht Winters Nacht!"

Jeſus wendete ſeine Blicke zum Dornbuſche hin und ſprach: „Was kannſt du dafür, wenn rohe Hände einen Kranz von deinen Zweigen flechten, ihn mir auf's Haupt ſetzen und mit einem Stabe die ſpitzen Dornen in die Stirne und in die Schläfe ſchlagen? Zum Zeichen deiner Unſchuld ſollen die Engelein dich umkleiden mit einem weißen Blüthenkleide, heute und wann meine Leidenstage jährlich wiederkehren — ein ewiges Denkmal der Grauſamkeit

der Menschen gegen Ihren Schöpfer und Erlöser!“ Kaum war das Wort gesprochen und die Segenshand ausgestreckt, als der düstre Schlehdorn hell aufschimmert in weißer Blüthenwonne. Und so oft den Zorn der Winterstürme der Lerche erstes Grüßen stillt, wirken die Engelein am Unschuldskleide des Dornbusches.

Mai. Malen die heitern Apriltage schon die Gegend in frischen Farben, so ist's

„Im Mai, als schmückten tausend Hände
Die Erde leise wie im Flug',
Als ob das Thal in Blüthen stände,
Das jüngst des Winters Farben trug.
Und horch! Welch' Singen, Schlagen, Kosen
Aus allen Zweigen jubelnd bricht,
Der Himmel küßt der Erde Rosen
Mit seiner Strahlen Silberlicht,
Und tausend Blüthenkränze schlingen
Sich um des Berges Hochaltar,
Und Lerchen, hoch sich schwingend, bringen
Dem Schöpfer ihre Grüße dar.

Ja wohl tausend und tausend Blüthenkränze schlingen sich um Berg und Thal, so daß einem die Wahl weh thut, wohin man greifen soll. So scheint's der Barbara auch gegangen zu sein, und da Gott selbst in diesem Monate einen großen Wunderkranz um ihr Feldkreuz geschlungen, so stellte sie nur ihr Moosrösleín zu den Füßen des Gekreuzigten hin. O dieses Moosrösleín, ihr liebstes Blümchen! für das hätte man ihr wohl viel geben dürfen! Und damit es im Mai gewiß zur Blüthe kam, trug sie es schon in den warmen März- und Apriltagen aus ihrem Kämmerlein, zu dem die Sonnenstrahlen nicht recht hineinfinden konnten ob der vielen Bäume, hinaus an einen freien Platz, damit es da eine Zeitlang das Sonnenlicht trinken und sich daran wärmen könne. — Aber nicht ohne Grund stellte Barbara dies Rösleín zum Feldkreuze. Es sollte wie Trauerweide und Schlehdorn ein Mahnruf sein: „Viel hat Jesus gelitten, um Dir den Himmelsschlüssel zu verdienen!“

„Jesus Christus, zum Tode verurtheilt, wird durch die Straßen der Hauptstadt Jerusalem geführt, ganz entstellt von Blut und Speichel und Geschwulst; und wo kein Blut zu sehen, da war er sehr bleich. Und auf seiner Schulter, auf seiner ganz zerfleischten aufgerissenen Schulter lag ein schwerer, dicker Balken, ein Kreuzesgalgen, den er fortschleifen mußte; bei jedem Stoße im Schleifen über den unebenen Boden zuckte eine verstärkte Qual durch Fleisch, Nerven und Gebein. Zuletzt ging es bergauf, die Schädelstätte hinan — nun schmerzt und drückt es zu schwer, er fällt nieder und der Balken auf ihn. An der Stelle stand ein weißblühendes Rosenstöcklein

mit scharfen Dornen. Sowie aber Jesus unter der Last zu sinken anfängt, da neigt es seine Zweige zärtlich zur Seite, so daß nur des Heilandes Spottmantel sich darin verfing. Doch sieh! die Dornen sind plötzlich verschwunden und ein sanftgrünes Moos umzog das Gezweige. — Der Fall hatte das wunde Haupt des Erlösers von Neuem blutend gemacht, einige Tropfen träufelten auf die weißen Kronblätter der Rose, und bald glühte der Blumenblätter Kranz in wohlduftender Purpurfarbe. Seitdem hat dies Röslein seinen süßen Geruch, seine dunkelrothe Farbe und sein Mooskleidlein, und wenn die Morgensonne es weckt, da hebt es seinen rothen Kelch wie eine Opferschale gegen Himmel und der Geruch steigt wie ein Gebet empor: „Gebenedeiet sei Jesus Christus, der für uns das schwere Kreuz getragen hat."

Juni. Mit der steigenden Sonne steigt die Wiesenflora immer sichtbarer gegen das Roth hinan. Die röthliche Rispe des Ampfers stellt sich felderweiß auf, der liebe Klee hebt seine rothen, honigreichen Köpfchen in die Höhe, der Akeley hängt seine phantastisch geformten dunkelbraunen Glocken aus, die Blutströpflein (Feldnelke) zittern zu tausend und tausend zwischen dem rothblauen (Jacobäa) Kreuzkraute. Das saftige Grün des Aprils und Maies ist unter der blendenden Decke der Farben versunken, ist ja auch für die Gräser die Zeit der Blüthen gekommen. Da schießt Halm an Halm auf, lustig, leicht, immer schwankend. Das Kammgras hebt ein Cylinderbürstchen in die Höhe, die Dactylis ihre harten Knäuel den Hasenpfötchen ähnlich, und der Alopekurus streckt einen glatten Fuchsschwanz in die Luft. Mit dem graziös geschwungenen Bogen der Glyceria kreuzt sich anmuthig der kürzere des Schwingels; Roßgras und Wiedhalm lassen ihre Fahnen wehen; und das Straußgras, die Palme dieses mikroscopischen Waldes besetzt ganze Striche. Und dazwischen zittert das zierliche Gräschen mit haarfeinem Stengel so elastisch, als sei es ein Stahlfaden — das empfindliche Flitterchen (Zittergras), das bei jedem Lufthauche, bei jedem Anlauf einer Ameise oder beim Flügelschlage einer Mücke erschreckt, die kleinen Herzchen seines Aehrleins schüttelt.

Den Wiesen entlang ging ich an einem Juniabende. Der tiefere Lichtstrom der Sonne fließt über die Ampferrispen und Kleeköpfchen und Blutströpflein, so daß Alles in Purpur zittert, und über die Grashalme, die ihren Goldstaub aus den Blüthenähren schütteln. Jetzt versinkt die Sonne groß und glühend hinter die Berge und mit ihr steigt die Lerche von der Höhe in die Feldfurche herab — ihr Abschiedslied ist ausgeklungen im Aetherblau. In dieses Abendgebet der Natur tönt hinein die Betglocke vom nahen Dorfe, es ist, als singe sie ein Lied über die Erde hin und zum Himmel hinauf, ein Lied vom verlornen Paradies; in die Seele zieht eine eigne Wehmuth ein, ein Heimweh, sie möchte mit der Glocke klagen und vertönen in eine ferne Unendlichkeit. Da fällt mein Blick auf das Feldkreuz der Barbara das Heimweh vergeht, denn dort hängt der Schlüssel zum verlornen Paradies

im Schimmerglanze von Blutströpflein, denn auch diese wissen zu erzählen vom herben Kampfe Jesu Christi um diesen Himmelsschlüssel.

„Auf dem Oelberge kniete Jesus in schrecklicher Angst und Seelenqual am Boden, die Sündenlast der Menschheit und die Nähe des schrecklichen Todes drückte ihn bis zur Erde nieder; dreimal und immer dringender betete er zu Gott: „Vater, wenn es möglich ist, und Dir ist ja Alles möglich, nimm diesen Leidenskelch hinweg von mir — doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige!“ — Unausstehlich wurde die Todesangst; und es kam zuletzt so weit, daß es ihm nicht mehr natürlichen Schweiß herauspreßte, es kam Blutschweiß und tropfte zur Erde. — Das dunkelgrüne Moos sog diese Herzensthränen ein, und als am Morgen drauf die Sonne durch die Oelzweige brach und die Leidensstelle mit ihren warmen Lippen küßte, da schlug ein Blümlein die Augen auf, ihr Kleid war roth wie Blut — das ist unser Blutströpflein.

„Und wenn du siehst im Wiesengrün
Im Perlenschmuck die Nelken blüh'n,
Denk' Jesu Thränen, liebewarm —
Was ist dagegen all' dein Harm?
D'rum liebe treu und leide gern,
So bist du nicht dem Heiland fern!“

Juli. Die Städter auf dem Flachlande werden diesen Monat nicht gar angenehm finden mit seinen Staubwolken und mit seiner Hitze, die uns an die Atmosphäre unter den Bleidächern Venedigs erinnert. In den Bergen ist es nicht so staubig, so heiß, so schläfrig und langweilig, und wenn die Hitze auch arg sticht, so gibt's dort einen muntern Bergbach, kühlende Seeluft und frischen Wasserfall. — Bist du noch nie am Frohnleichnamstage in einem altgothischen Münster gewesen? Weithin im Langschiffe reihen sich die mächtigen Säulen und neigen sich oben zusammen und formen das hohe, herrliche Gewölbe. An jeder Säule steht lieb und ernst eine Apostelstatue und brennt eine Kerze davor und ragt eine schlanke Birke mit weißem Schafte empor, über den das zierliche Reisernetz in langem Geflechte wie ein durchsichtiger Schleier ewig schwebend und schwirrend herabfällt; du gehst in einem Walde von grünen Bäumen, von brennenden Kerzen, von felsengroßen Säulen und Statuen der Heiligen. Von den bemalten Fenstern funkelt und strömt das Licht in zahllosen Farben und Bildern. Und schaust du weit vor dich hin zum großen Chore, so siehst du dort den Hochaltar — es schimmert von dort her Reichthum, Kunst und Pracht in Gold und Silber und funkelnden Steinen, und hoch hinauf wie ein goldiger Baum streben in Aesten und Zweigen seine kunstvollen Säulen und Bogen.

Ein solcher altdeutscher Münster ist das Thal, in dem das Feldkreuz der Barbara steht, an einem schönen Julitage. Die Berge sind die gewaltigen

von Gott ſelbſt gehauenen und aufgebauten Säulen, über die er das ewig herrliche Blau des Himmels wölbt. Und von dieſem Gewölbe herab flammt ein Licht als Lampe des Allerheiligſten ſo hell, daß du es gar nicht anſehen kannſt. An jeder gewaltigen Säule ſteht nicht bloß eine ſchlanke Birke mit weißem Schafte, ſondern es lehnt ſich an ſie ein ganzer Laubwald aus Ahorn, Buchen und Ulmen und weiter hinan die Tannen und Fichten, und dazwiſchen flatterten die Silberbänder der Gießbäche, und ſtatt Einer Kerze leuchten Millionen und Millionen milde Flämmchen in den ſieben Regenbogenfarben — die Waſſerflöckchen im Morgenſonnenſcheine. Und das Feldkreuz unter der Linde iſt der Hochaltar. Wie ſtark und zart, würdevoll und anmuthig zugleich iſt er aufgebaut! Mächtig bricht der Stamm aus den Grundveſten der Erde hervor, ruhig und edel greift die Krone hinauf, die wundervoll in zierliches Zackwerk und Gezweige ausgemeißelt. Wie der mächtige Strahl des Springbrunnens in einem geperlten Bogen ſich wieder ſenkt, ſo rundet ſich das ſpitzaufdringende Aſtdickicht gefälligen Schwunges wieder herab — ein reizendes Zweiggehänge, in deſſen Blätterfülle die Blüthe jetzt zu Tauſenden ihre Duftfäden hängt. Und an jedem Duftfaden ſtrahlen vier bis acht Lichtlein, röthlich und goldig — die Thautröpflein am Blüthenblatte. Und den ganzen Tag bringt an dieſem Altare die Biene ihr Lob dem Schöpfer dar:

„Wer mag es wohl bedenken,
Was jährlich weit und breit
Dem lieben Gott wir ſchenken
Aus unſ'rer Blumenbeut?

Wir tauſend, tauſend, tauſend
Ihm Lichter zünden an,
So man auf tauſend, tauſend
Altären ſehen kann.

Dem Schöpfer wir zu Ehren,
Am lindgewirkten Flachs
Unzähl'ge Feuer nähren
Von gelb und weißem Wachs'.

Unzählige Laternen
Bei Nacht wir halten wach
Und machen es den Sternen
Am Himmelszelte nach."

Da die Linde in ſolcher Herrlichkeit über dem Feldkreuze prangte, ſo ſtellte die kleine Barbara zu des Gekreuzigten Füßen die Lieblingsblume ihrer Mutter, die ihr zu dieſem Zwecke ſtets zu Gebote ſtand, die Paſſionsblume. Unter allen Blüthen, die wir an unſerm Feldkreuze bisher ſahen, deutet ſie uns am nachdrücklichſten hin auf die Schmerzensopfer, die Jeſus gebracht für den Himmelsſchlüſſel:

„Mühsam hat Jesus seinen Kreuzesgalgen auf die Schädelstätte geschleppt. Da haben denn die Henkersknechte eine Grube gemacht, den Kreuzbalken eingesenkt, befestigt und Leitern daran gestellt. Die Kleider waren dem Erlöser an die Wunden angeklebt vom getrockneten Blute; die Kleider wurden ihm nun ab- und so die Wunden neuerdings aufgerissen. So aus vielen Wunden blutend führten sie Ihn zum Kreuze. Gebleichte Schädel lagen umher, um die sich eine immergrüne Pflanze schlang. Als eine Ihm den Weg versperrte, ganz nahe beim Kreuze, da biegt er göttlich milde wie stets die Ranke weg, damit sie nicht zertreten werde; nur Ihm sollte Golgatha viel Weh bringen, der ganzen Schöpfung Frieden und Freude. — Nun wurde Jesus an's Kreuz hinaufgenommen, die Arme und Beine wurden ihm ausgestreckt und mit Seilen festgebunden und dann die großen Nägel durch Hände und Füße geschlagen. Das Blut spritzt wild heraus. Und wo die Nägel haltbar eingeschlagen, werden die Seile losgebunden, und die ganze schwere Last des hl. Leibes senkt sich und hängt in den Nagelwunden. Und so hängt er nun da, elender als ein sterbender Wurm. Der halb zertretene Wurm krümmt sich noch; aber Er in seinen unaussprechlichen Schmerzen darf sich nicht krümmen, sonst reißen die Nägel noch tiefer hinein. Im gluthheißen Fieberdurste hat Er keinen Tropfen Wasser, aber dafür höllisches Spottgelächter und Schimpf von den Soldaten. Da in den Menschen alles Mitgefühl erstorben, erwachte jener Trieb des Mitleides in jener Pflanze, die Jesus zur Seite gebogen: vom Boden strebt sie empor, schleicht zum Kreuze und schlingt sich um dessen Stamm. Sie erfaßt die Lanze des rauhen Kriegsknechtes, an die der Schwamm mit Essig ist geheftet, um Jesu Durst zu spotten, sie berührt kühlend seine brennenden Lippen, durchflicht mit ihrem dunkeln Grün den Dornenkranz, zur Lorbeerkrone bildend, und legt die weichen Blätter wie Freundeshand auf seine bleiche Stirn, die Wunden schließend, die die Dornenkrone Ihm geritzt. Und als die Nacht sich senkt auf Golgatha, um das Verbrechen an dem Gottmenschen zu verhüllen, und Christus ruft: „Es ist vollbracht!“ — da schließt die treue Blume ihr müdes Auge, sie will keinen Tag mehr schauen und keinen Menschen —

Der nächste Sommer gab ihr wieder Knospen, doch trägt sie an ihrer Blüthe die Spur jenes tiefempfundenen Wehes auf Golgatha, die Dornenkrone und den Schwamm mit Essig. Und wenn die Stunde wiederkehrt, wo Jesus den Geist in die Hände seines Vaters gab, da sinkt ihr bleiches Haupt in ewige Nacht, und seitdem will sie sehen nie mehr als Einen Tag. Aber diesen Tag ist sie ein Prediger des Geheimnisses „der für uns gekreuzigt worden ist“ und ein Mahner zum Gebete:

„Ich danke Dir, Herr Jesu Christ,
Daß Du für mich gestorben bist.

Ach! laß Dein Blut und Deine Pein
An mir doch nicht verloren ſein.“

Auguſt. Vor der letzten Krankheit, die zum Tode führte, hatte ich die kleine Barbara einmal in einem Fieberzuſtande beſucht. Ich war gerade von einer Reiſe durch einige größere Städte zurückgekehrt. Wie ich hineintrat, ſchlummerte ſie. Ich ſtellte mich an's Fenſter hin: Mir gegenüber liegt ein Berg gegen 5000 Fuß hoch, größten Theils mit dunkeln Tannen bewachſen, nur wo er ſeinen Fuß in's Thal ſetzt, iſt Laubwald und wo dieſer zum Thale ſich herabbiegt, fängt das hellere Wieſengrün an, in dem ein Paar niedliche Bauernhäuſer hinter dem Laubvorhange des Bergahorns ſich verſteckt halten. Alles iſt unendlich ſtill, nur die Grille höre ich von dem Hausgärtchen herauf und das träumeriſche Singen der Fliege, die zwiſchen mir und dem Fenſter ſchwebt. Was iſt das für die Seele Wohlthuendes gegen den Lärm und Staub und Dampf der großen Städte! Man ſieht tiefer auf der Seele Grund, die Seele wird in dieſer ländlichen Ruhe wieder zu einem muntern, klaren Bergbache, aus dem der kleinſte Kieſel herausgrüßt.

Die Barbara iſt jetzt aufgewacht und weint. „Wer wird mir heuer den Kranz aus den ſchönſten Alpenblumen, aus Edelweiß, Braunellei und Granten (Alpenroſen) flechten für mein Feldkreuz?“ Sie ſah mich bei dieſer Frage betrübt an, daß ich unwillkührlich antwortete: „Ich,“ um wieder ihre Freudigkeit herzuſtellen. Ich verließ ſie ſo zufrieden an dieſem Abende, und auch mich gereute mein Verſprechen nicht, dort hoch hinaufzuſteigen

„Wo Braunelle's Blüthenſchöpfchen
Süßen Duft gen Himmel ſchickt,
Wo das edle, weiße Köpfchen
Silberſammtnes Kleid ſich ſtickt,
Wo aus dunklem Blättergrün,
Flammen gleich im Fichtenwalde,
An des Grathes ſchroffer Halde
Tauſend Alpenroſen glühn.“ —

Es war gleich Anfangs Auguſt, als ich in dieſen Felſengarten eintrat. Ein Prachttag ſchimmerte über den Bergen. Das Alpenröslein blüht und lächelt und duftet hier vereinzelt ſo friſch an den ſchroffen Felſen neben den Latſchenköpfen; dort ſehen wir eine große Geröllhalde, über ihr himmelhohe kahle Felſen mit ſchmalen Schneeblättern oder Bändern, unter ihr tiefe Schluchten und Trümmerwüſten — was für eine ſaftgrünrothe Decke iſt über einen großen Theil derſelben geworfen? es iſt der feurig glühende Blüthenraſen der Alpenroſen — der wahrhaft bezaubernde Purpurteppich der Berggeiſter, und dort unten noch über dem ziſchenden Sturze des Waſſerfalles glühen einzelne Roſenflammen. Hier nun haucht die Braunelle ihren Vanilleduft über die Trift, und von den ſonnigen Wänden nickt das Edelweiß zum Gruße.

Und dabei jauchzt und jodelt und glöckelt die ganze Alpenwelt so fröhlich und so heimisch, daß es schwer wird, Abschied zu nehmen. Eine Stunde sitze ich allein auf einem Felsenkopfe, der das ganze Revier beherrscht, und schaue und schaue — bald hinüber zu den Alpenhütten, bald hinunter in das dunkle Auge des grundlosen See's, bald hinauf zu den uralten Felsen und wieder hinab zu den melancholischen Tannenbäumen. Ein Bergkäferlein, vielleicht von keinem Menschenauge je gesehen, fliegt neben mir auf den Purpurenzian und trinkt den Thau, der über Nacht in den Kelch vom Himmel gefallen, und reist dann lustig fort durch die Felsenlabyrinthe. Unter mir quillt zwischen Moos und Gestein in wunderlichen Windungen ein Bächlein; der niedliche, lebhafte Citronfink mit seinem grüngelben Röckchen hat es bemerkt, schwebt hin, läßt ein Paar Tröpflein hinunter, schreit sein „zie — zie" und flugs geht's durch die Alpenerlen. Man möchte sie fast beneiden ob ihres schönen Theiles Erde und immer wieder ein wenig bei ihnen bleiben. Wenn ich den wahren Himmel mit etwas vergleichen sollte, so würde ich es wagen mit einem schönen Sommertage auf dem Alpengebirge; freilich wäre dieser Berghimmel gegen den wahren Himmel wie ein schwächliches Irrlichtlein über dem Moorsumpfe gegen das gluthige Silbermeer der Sonne.

Man kann sich die Freude der Barbara denken, als ich den andern Tag die Alpenblumen auf das Bett schüttelte. Mit zitternder Hand flocht sie den Kranz. Warum hat sie gerade diese Blüthen gewählt?

„Eines Tages trat der Erzengel Gabriel von Gott gesandt in ein ärmliches Haus zu Nazareth zur Jungfrau Maria und sprach: „Gegrüßt seist Du, Maria, voll der Gnade! Siehe, Du wirst einen Sohn haben, dessen Namen sollst Du heißen: Jesus." Bald nach diesem Gruße ging die Mutter Gottes mit dem Magnifikat in ihrem Munde zur Base Elisabeth. Der Weg führte über das Gebirge; er war sehr rauh und steinig und die kahlen Wände warfen die Sonnenstrahlen noch heißer zurück. Das ging den Engelein im Himmel droben arg zu Herzen, daß ihre Königin so schlechten Weg habe. Sie machten sich nun auf und holten von der Himmelsau ihre drei Lieblingsblumen zusammen. Aus dem Edelweiß wirkten sie einen weichsammetnen Teppich und legten ihn auf den Weg, über die kahlen Wände hingen sie eine Tapette aus lauter Alpenrosenbüschen, hinter die sich die Sonnenstrahlen verschloßen, und auf Teppich und Tapette streuten sie Weihrauchkörner, das sind die Braunellen, die an der Sonnenlohe sich entzünden und verduften. Seitdem wachsen diese Blumen in rauhen, steinigen Gebirgen, an kahlen Wänden und sie rufen uns zu: Ihr könnt Jesu keine größere Freude machen, als wenn Ihr auf dem rauhen, steinigen Kreuzweg, den er gegangen, um Euch den Himmelsschlüssel zu holen, die schönsten Tugendblüthen legt — Unschuld und Gebet."

„Drei Bliemein, dö wachsen
Auf felsigem Grund,
Hoch ob'n auf den Bergen,
Wo d' Luft weht so g'sund.

Dö ham ma mei Lebta
In's Herz nei gefall'n
Dö Engeln thoans extra
Mit Farben schö mal'n.

Dös oa hoaßen's Edlweiß,
Goar gut ist's eig'macht
In a weißwollas Manterl,
Sunst friert's bei da Nacht.

Braunellei dös and're
Die Sennerin nennt,
Am braunschwarzen Köpferl,
Es Jeder glei kennt.

Da Granten, da liebe,
A Almrosen g'nannt,
Hat a rothgrünes G'wanderl,
Loant hart an da Wand.

Und wenn i dö Bliemein
Recht g'nau dann betracht,
So sagt ma an jeders
An ernstes: Gib Acht!

Das Edlweiß, dö Reinheit,
Dös winkt ma: Gib Acht!
A Fleck an mei Manterl
Und hin ist dö Pracht.

Da G'ruch vom Braunellei
Der mahnt mi: Gib Acht!
S' Gebet steigt gen Himmel,
Wann d' Unschuld noch lacht.

Da Grant'n in der Blüthen,
Der ruf ma: Gib acht!
A Schönheit, dö ewi,
Kimmt net über Nacht.

Dö Bliemein, dö schenk' i
Am liebsten an Herrn,
Sie zeüg'n daß i s' Beten
Und Unschuld hab' gern."

September. Seit zwei Tagen sticht die Sonne außergewöhnlich heiß auf die Herbstlandschaft. Heute (7. Septbr.) ist es so still überall, auf Feld und Wiesen und im Wald als wie an einem Sonntagsmorgen im Steinbruche. Sicherlich gibt es heute noch ein Wetter. Gestern habe ich die Schwarzamsel im Bergwalde gehört, und heute frühe schon hat die Sonne Wasserfäden gezogen — das soll auf Gewitter deuten. Hörst's? dort drüben hinter der Benedictenwand fängt es schon zu brummen an, jetzt wieder, jetzt nochmal — das sind die Wassergeister vom Kochelsee mit ihrer fliegenden Artillerie. Der Sturm reitet wild voraus und jagt Staub und Laub umher, wie wenn ein böser fremder Hund in eine Schafheerde stürzt, und spielt damit im wilden Gewirbel. Er zaust die Bäume, als wäre er zornig auf sie und als wollte er ihnen Haar und Haupt abreißen und das Genick brechen. Er braust und saust um Dach und Kamin und jagt die Leute in die Kammer zusammen, damit sie bei der geweihten Wetterkerze die Litanei beten. Jetzt beginnt der Kampf im Thale: Blitz auf Blitz, Donner auf Donner — die Leute klopfen auf die Brust: „Sei uns armen Sündern gnädig!" auch die Bergriesen schlagen an ihr hartes Herz, daß es an allen Wänden widerhallt. — — Gottlob! endlich sind sie über die Wetterscheide hinausgefahren, nur noch wenig hört man von dem Gerassel der Feuerschlünde — — und jetzt ist's ruhig wie zuvor. Die Rauchwolken werden von den höhern, am Thalende liegenden Bergen angelockt, dort regnet es noch, aber auf der andern Seite des Thals thut

sich der Vorhang auf und blauer Himmel und die prächtige Sonne schaut in das Gewölk und in den Regen hinüber: da gestaltet sich der Regenbogen in allen Farben — es sind lauter Regentröpflein, in welchen die Sonne strahlt und ihnen Farbe, Glanz und Schönheit gibt. Und wie hier im Regenbogen, so spiegelt sich die Sonne wieder in Millionen und Millionen Wassertröpflein, die am Grase der erst kurz gemähten Wiese zittern oder an den Blätteru und Nadeln der Bäume.

In solchen Stunden war das Thal ein kleines Paradies, wer wird da den Folianten nicht zuschlagen und hinaustreten in's Freie, da

„Die ganze Gegend wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben:
Wald und Blumen, nah und fern
Und der helle Abendstern
Sind Zeugen von seinem Lieben."

Am liebsten ging ich nach einer so gewaltigen Predigt Gottes allein, es läßt sich Alles besser überdenken. Und mein Weg zog sich gewöhnlich den Hügel hinan, auf dem das Feldkreuz Barbara's steht. In Herrlichkeit liegt das Thal zu den Füßen des Gekreuzigten, der jetzt thront in Macht und Pracht zur Rechten des Vaters; die Seele, fern vom Gesums der Alltäglichkeit, steht da oben selbst in feiertäglicher Herrlichkeit, und sie strahlt wie die Wolke dort über dem Berge, auf die die Abendsonne ihr Roth und Silber gießt, und wird erst recht inne, was das ist: „eine Seele sein nach dem Ebenbilde Gottes." Der Gedanke könnte einem hochmüthig machen. Aber da hängt der zerschlagene Jesus vor uns mit dem Himmelsschlüssel — wer wird da nicht ausrufen: „Nicht ich, Du, Jesus! hast mich zum Ebenbilde Gottes gemacht."

Daß wir unserm Heilande die Demuth, diesen Grundstein des ganzen Tugendgebäudes, zum Opfer bringen müssen, das will Barbara mit ihrer Septemberzierde uns lehren. Einen niedlichen Kranz aus dem sogenannten Wachskraute (Sedum acre) hat sie um die Stirne Jesu geflochten. Es hat die Eigenschaft, daß es lange hier noch frisch bleibt und sogar wächst und daß bei starkem Regen die Wassertröpflein und in den kühlen Herbstnächten die Thautröpflein sich anhängen, und wenn die Sonne über die Berge hereinsteigt, so glänzt das Ganze wie eine Krone aus hundert Diamanten in grüngelbe Perlen gefaßt; und wer mit sinnigem Auge in diese hundert kleinen Sonnen schaut, der liest sich daraus die Wahrheit, die zur Demuth stimmt: „Wenn die Sonne aufgeht im Osten oder nach Sturm und Regen allversöhnend hinabsinkt im Westen, so siehst Du ihre Herrlichkeit nicht nur im Osten und Westen, Du siehst ihren Glanz auch in diesem Kränzlein auf Christi

Haupt in hundert Thautropfen in allen Farben ſpielen. Vergiß nicht, alle ächt chriſtlichen Seelen ſind ſolche Thautropfen, in welchen und aus welchen Jeſu Geiſt leuchtet und ſtrahlt. Alles Schöne, Liebliche, Gute, was du in einem Chriſten findeſt, iſt das Ein- und Ausſtrahlen der Gnadenſonne, Jeſu Chriſti. Die Frömmigkeit des betenden Kindes, die Reinheit der züchtigen Jungfrau, die Entſchloſſenheit des edlen, aufopfernden Mannes, die ſtille Geduld des Verfolgten, die Ergebenheit des Kranken, der Eifer des Miſſionärs unter den Heidenvölkern, die thätige Menſchenliebe der barmherzigen Schweſter im Spitale und Lazarethe — all dieß ſind himmliſche Regenbogenfarben aus der großen Geiſterſonne Jeſus Chriſtus. Würdeſt Du nicht lachen, wenn ein ſolches Thautröpflein am Wachskrautkranze ſich brüſten wollte und groß machen ob des allerſchönſten Farbenſpieles? Die Sonne ſinkt — und verbleicht iſt die Schönheit. Alſo ſei recht demüthig!"

Jetzt will ich Dir aber auch noch etwas erzählen von dieſem Wachskraute, was mir die Kleine anvertraut: „Jeſus Chriſtus hatte, ſo lang er auf Erden wandelte, ſeine größte Freude am Wohlthun. Er predigte oft, im Lande umherziehend, den ganzen lieben Tag, und wenn es Abend wurde, ſo ſchleppte man von Städten und Dörfern und Flecken Kranke aller Art herbei: „Er möchte ſie doch geſund machen!" Die Sterne loderten oft ſchon lange am Himmel, bis er Ruhe hatte, und dann zog er ſich erſt in die Einſamkeit zurück, um zu beten. An einem dieſer mühevollen Tage geſchah es nun, daß ſich Jeſus, ermüdet von Arbeit und Gebet, auf die Erde legte, um zu ſchlafen. Sein Kopfkiſſen war ein Felſenſtein. Wie bei des Heilandes Tode die Natur mittrauerte, indem die Sonne ſich verfinſterte und die Felſen zerſprangen, ſo wollte jetzt die Natur ihre Liebe zu ihrem Schöpfer zeigen. In den kleinen Spalten des Felſens ſucht ein Pflanzenkörnlein zu keimen, jetzt ſtreckt es ſeine Wurzelfinger umher, Nahrung ſuchend in den Erdkrümmchen. Aber was ſoll's mit dieſen wenigen Säften und Kräften? Da ſchleichen ſich Engelein herbei und bringen ihm Trank und Brod und Licht vom Himmel. Und ſieh! da wuchs er muthig und friſch heran, in einigen Augenblicken war das harte Kiſſen zu einem weichen Polſter, und das Kräutlein verflocht ſich in die Locken des Allgütigen. Seitdem wächst es am liebſten an dürren Plätzen und nackten Felſen, demüthig am Boden kriechend, und grüßt Dich als „Wachskraut" oder, wie es an einigen Orten genannt wird, als „unſers Herrn Haar."

Oktober. An dem Bergbache dort ſteht eine altersgraue, zerriſſene Weide. Aus dem hohlen geborſtenen Stamme quillt, wie aus dem geſprungenen Felſen der Quell, eine üppige Hopfenranke, aus der Furche der verwitterten Rinde grünt luſtig der Nachtſchatten und läßt mit ſeinen rothen Beeren den Windzug ſpielen, und wo ein leeres Plätzchen, da hat die Familie der Flechten ihren Haushalt aufgeſchlagen mit ihrem ſchmalen Tiſche. Und zu den Füßen

des in Sturm und Wetter erprobten Veteranen kriecht die Gundelrebe und das Kranzelkraut und sitzt ein buntes Häuflein Spätherbstler — ihre Brüder und Schwestern haben auf der nahen Wiese, wo jetzt die Kühe das letzte Grün abweiden, unter der Sense schon den Tod gefunden. Unter ihrem Schatten sitzt ein alter, weißhaariger Hirte, den rosige Kinder aus der Dorfschaft fröhlich umkreisen. Alle sahen auf seinen Mund, es muß eine besondere Geschichte absetzen; denn das Blut kocht in ihren Adern, das verrathen ihre rothen Wangen, und aus ihren Augen leuchtet Liebe, und es ist dieses Leuchten so sanft, wie das stille Leuchten von einem Paar Johanniswürmchen in einer Julinacht. Nachdem der Alte mit seiner Geschichte fertig, zog er aus seiner Tasche eine Flechte, den Kindern zeigend, grünlichbraun, am Grunde etwas roth gefärbt, die untere Seite der zahnförmig gewimperten Lappen weißlich, und am Ende dieser Lappen sind runde, glänzend braune Fruchtschüsselchen. Du möchtest gewiß auch die Erzählung des Hirten wissen? Höre!

„Jesus Christus hat den Himmel mit all seiner Pracht und seinem Reichthume verlassen und ist arm, gar sehr arm geworden, um uns reich zu machen und den Himmel zu erwerben. Er hat nach einem Fasten von 40 Tagen und 40 Nächten im größten Hunger sich zu lieb den Stein nicht zu Brod verwandelt, wohl aber hat er den Menschen zu lieb Brod und Fische und Wein durch seine Wundergewalt überflüssig herbeigeschafft. Weil nun ein Neidiger und Hartherziger nicht zu Ihm, dem Liebevollsten, im Himmel paßt, so hat er den Menschen recht warm und eindringlich die Barmherzigkeit gepredigt, ja geradezu unsere Himmelfahrt davon abhängen gemacht: „Kommt Ihr Gesegneten meines Vaters! ich war hungrig und Ihr habt mich gespeist, ich war durstig und Ihr habt mich getränkt....“ Er wollte nun einmal die Menschen prüfen, wie sie sich seine Lehre zu Herzen genommen haben. Als Bettler verkleidet ging er durch die Gegend und kam zu einem stolzen Bauernhofe. Es herrschte dortselbst Uebermuth und Reichthum, und die Bäurin badete sich anstatt im Wasser in fetter Milch. Dieser Ueberfluß und Reichthum rührte aber vom Misère her, das auf allen Feldern und Wiesen üppigst wuchs und die Kühe milchreich machte. Jesus bat nun die stolze Bäurin um ein Stücklein Brod, allein umsonst. Er ward mit rauhen Worten von der Thüre gewiesen. Da sprach Christus:

„Misère
Wachs unterm Schnee!“

Seitdem verschwand im Thale das Misère (Cetraria islandica, isländische Lappenflechte oder isländ. Moos) und mit ihm der Segen, und ist nur mehr hoch auf den Gebirgen zu finden.“

Die nämliche Erzählung habe ich schon aus Barbara's Mund vernommen, und sie wählte dieses Misère im Oktober, um daraus einen Kranz für ihr

Feldkreuz zu flechten. Er hält alle Winterstürme aus und ist im März, wo er herabgenommen wird, noch so schön wie im Oktober, wenn auch das Goldband, das sich um denselben windet, verbleicht ist. Und so predigt er gerade in den Monaten von der Barmherzigkeit, in welchen sie wohl am allerbesten am Platze ist. Und wenn Du im December oder Januar vorbeigehst, wo die nahen Waldgeister ihren stürmischen Chor aufführen, dessen donnerndes Rollen erdbebenartig die ganze Waldgegend durchschüttert, so hörst Du doch deutlich durch dieses Rasen und Wüthen und Geheul die Predigt vom Feldkreuze:

„Christus hat Dir so viel gegeben, indem er Dir den Himmelsschlüssel geschenkt. Wird Dein Herz so hart wie Marmor sein und wirst Du ihn abweisen, wenn er um ein Stücklein Brod Dich anbettelt? Das thut er aber in jedem Armen, der an die Thüre klopft. „Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan, das habt Ihr mir gethan.“ Wenn Du betest: „Gib uns heute unser tägliches Brod!“ so schleiche nicht an dem uns vorbei, wie der Geizhals an dem Opferstocke in der Kirche. Denn das uns im Vaterunser ist so ein Opferstöcklein, das unser lieber Herr Jesus Christus Dir hinstellt, auf daß Du etwas opferst für die Armen, so weit Dir unser Herr Gott Kräfte dazu gegeben hat. Aber nicht immer steht das Opferstöcklein am Wege. Gerade oft die tiefste, bitterste Armuth ist in stiller Verborgenheit begraben, und siecht und stirbt wie die bleiche Blume im sonnenlosen Dorngestrüppe, ungesehen und Niemand trägt Leid um sie. Wenn's Dir möglich ist, suche das Elend auch auf in seinen Höhlen! Und was das Eigne dabei ist, Du darfst Deinem Jesus das nicht umsonst thun. Er gibt Dir hier schon seinen Segen, und beim letzten Gerichte nimmt Dich der Schutzengel des Armen, an dem Du Barmherzigkeit geübt, bei der Hand und stellt Dich auf die rechte Seite. In den Besitz des Himmels kommen, Erbe werden der ewigen Güter und Freuden — sind das schlechte Zinsen?“ —

Die kleine Barbara empfängt jetzt für ihre Liebe zu Jesus Christus diese Zinsen — sie ist im Himmel. O könnte ich Dir diesen Himmel beschreiben! Allein es ginge mir da wie einem Wurme, der noch nie unter dem feuchten Moose im Walde hervorgekrochen ist, wenn er reden wollte vom Jubel der Lerche, wie sie über grünenden Feldern unter dem blauen Himmel frische Morgenluft athmet und im wirbelnden Gesange den Schöpfer preist. Wenn jetzt die Barbara als ein Engelein vom Himmel herabkäme, und sie würde vor Dich hinstehen, und Deine Hand in ihre Hand nehmen und ihr Auge in Dein Auge versenken, und ihr Wort mit warmem, lebendigem Himmelshauche hin sprechen an Dein junges Angesicht und an Dein junges Herz, das Wort von den himmlischen Freuden, und als Bedingung derselben würde sie verlangen, daß Du jeden Monat Jesus das Opfer bringst, das sie ihm gebracht — könntest Du nicht Dich dazu verstehen? Aber Du

haſt vielleicht kein Feldkreuz? — — Du haſt ſchon einmal oder öfters kommunizirt; ſieh! da liegt in Deinem Seelengärtlein Jeſus Chriſtus der Gekreuzigte ſo wahrhaft wie er auf Golgatha am Kreuze gehangen. Pflanze hinein das Blutströflein und die Trauerweide, den Dornbuſch und das Moosröslein und die Paſſionsblume — gehe jeden Monat eines von den fünf ſchmerzenreichen Geheimniſſen ernſthaft durch und begleite Chriſtus auf ſeinem Leidenswege. Der Umgang mit dem für Dich ſo zerſchlagenen Jeſus wird Dich weich machen, Du kannſt denjenigen, der Dir ſeinen letzten Tropfen Blut gegeben und mit ihm den Schlüſſel des Himmels, nicht verlaſſen ohne eine Gegengabe, Du reichſt ihm einen Tugendkranz von nie verwelkender Schönheit, geflochten aus Demuth und Unſchuld, Gebetseifer und echter Nächſtenliebe. Jeſus nimmt ihn an; doch Wunder der Güte! Engel nehmen ihn in Empfang und winden aus Edelweiß, Alpenroſe und Braunelle, Wachskraut und Miſère für Dich eine Ehrenkrone, deren Pracht zu ſchildern der Weltapoſtel Paulus keine Worte fand: „Kein Auge hat es geſehen, kein Ohr gehört, was Gott denen bereitet, die ihn lieben.“ —

Der Rangſtreit der Thiere.

Von Dr. Saffenreuter.

Schweigt! gebot der Fürſt der Thiere,
Mir gebührt allein das Wort.
Daß ich mich mit Ehren ziere,
Iſt bei mir am rechten Ort.

Wißt ihr nicht, daß mich vor Allen
Die Prophetenſtimme preist,
Wenn ſie Gott mit Wohlgefallen
Nur den Leu von Juda heißt?

Mit Verlaub! auch meiner dachte,
Sprach der Fuchs, der Herr des Lichts,
Daß Er Füchſen Höhlen machte,
Gab Er auch ſich ſelber Nichts.

Vater, Mutter, Bruder, Schweſter
Von dem ganzen Vögelchor
Riefen jetzt: Uns gibt Er Neſter,
Während Er das Kreuz erkor.

Drauf ertönt des Sperlings Sprache:
Mich hat Er allein genannt!
Ja, kein Sperling fällt vom Dache,
Ohne daß es Ihm bekannt.

Wohl! entgegnet sanft die Henne,
Hoffnung lehrte Er durch dich;
Doch daß Er von Liebe brenne,
Sagte Allen Er durch mich:

Wie die Henne ihre Kleinen
Unter ihren Flügeln schützt,
Wollt' ich meinem Volk erscheinen;
Doch es hat es nicht benützt.

Weib! versetzt des Hahnes Krähen,
Laß erst reden deinen Mann.
Hast an Petrus doch gesehen,
Was des Hahnes Stimme kann.

Hat der Herr nicht mich geschaffen,
Daß mein Ruf die Sünder schreckt,
Daß sie sich zusammenraffen,
Eh' der Hölle Flamme schreckt?

Doch da fährt mit kühnem Schwunge
Stolz die Schlange hoch empor,
Rufend mit geläuf'ger Zunge:
Höre, aller Thiere Chor!

Uebet Klugheit wie die Schlange
Also sprach der Herr der Welt.
Klugheit ist im Tugendrange
Als die erste aufgestellt.

Sieh! da schwebt die Taube nieder
Und ergänzt der Schlange Wort:
Nur die Herzenseinfalt, Brüder,
Stimmt die Klugheit zum Akkord.

Bravo! ruft der Chor der Thiere;
Doch ihr hoher Ernst entwich,
Als der Esel mit dem Stiere
In den Kreis der Sprecher schlich.

Schweigt, ihr Frommen mit dem Munde!
Wo ist denn die fromme That?
Schrie der Esel; bis zur Stunde
Seid dem Herren ihr nicht genaht.

Ihr habt nur gedient zu Bildern,
Selbst habt ihr Ihm nichts gethan;
Manche Tugend nur zu schildern,
Nahm Er euch zu seinem Plan.

Unsre Wohnung ward die seine,
Als Er in die Welt geblickt,
Und daß Er vom Frost nicht weine,
Hat Ihn unser Hauch erquickt.

Was die Menschen Ihm versagten,
Fand er dort in unserm Stall;
Ochs und Esel nur beklagten,
Was verübte Adams Fall.

Doch das ist das Loos von Allen,
Welche Jesu dienten gern,
Daß sie nicht der Welt gefallen,
Dumm erscheinen nah und fern.

Drum vergaß mich der Gerechte
Nicht bei seinem Siegeszug.
Mich allein macht er zum Knechte
Der Ihn stolz nach Salem trug.

Wer von Euch hat solche Ehre?
Wer noch trug den Herrn der Welt?
Nehmt zu Herzen seine Lehre;
Wer sich opfert, ist der Held.

Plötzlich strahlt's auf allen Seiten,
Auf dem Berg erscheint das Lamm,
Wie es war bei seinem Leiden,
Wie es hing am Kreuzesstamm.

Blut ergoß sich aus dem Herzen,
Das die Erde eingeweiht,
Wonne glüht aus seinen Schmerzen,
Wonne durch die Ewigkeit.

Und die Schöpfung kniete nieder
Und erkannte ihren Herrn
Und sie jauchzte Jubellieder
Aus des Herzens tiefstem Kern:

Würdig ist das Lamm der Leiden,
Dort und auf der Erde Kreis
Durch das Meer der Ewigkeiten
Zu empfangen Dank und Preis!

Sterbe-wahr!

Eine Jugenderinnerung von Isabella Braun.

Im Frühlinge kommen die kleinen Blumen und Gräser aus der Erde hervor, man weiß nicht wie? man pflegt sie nicht, und doch sind sie mit einem Male da. Eben so geht es dem Menschenherzen im Frühlinge. Ja, immer nur im jungen Lenze steigen die Jugenderinnerungen herfür, man weiß auch nicht, wie? Längst vergessene Ereignisse, Gefühle und Menschen treten vor uns hin und machen die ganze Seele wieder jung.

Solch eine Jugenderinnerung, solch eine kleine Frühlingsblume biete ich nun meinen Lesern in der Geschichte: „Sterbe wahr!" Aber wie der liebe Gott den zarten Blüthen und Pflanzen manchmal Heilkraft verleiht, so birgt auch solche Erinnerung eine Heilkraft für junge Seelen und dieses hoffe ich von der gegenwärtigen Erzählung.

I.

Der Schauplatz ist wieder das schöne, liebe, schwäbische Jettingen, diese Wiege meiner Kindheit, rings von grünen Wiesen, Kornfeldern und Wäldern umgeben. Wer heutigen Tages im Dampfwagen auf dem Wege von Augsburg nach Ulm vorübersaust oder dort anhält, gewahrt wenig von all der Pracht, in welcher mein Auge schwelgt und übersieht vielleicht sogar die vier Schloßthürme meiner Heimath. Wer aber aussteigt und den großen Marktflecken durchwandelt bis hin zum Schlosse mit den schönen Anlagen und dem spiegelhellen Weiher: der kann jetzt noch Schöneres sehen, als in der „alten Zeit," die meine „junge Zeit" gewesen; und doch war es damals für mich schöner, als noch das Storchennest mit seinen klappernden Insassen auf dem Einen Thurme thronte, die Fenster des obern Stockwerkes mit Brettern verschlagen waren, als der Weiher sumpfig roch und dichte Binsen denselben einfaßten, als die alte Brücke an die Ritterzeit mahnte und auf dem Schloßplatze Bretter, Balken und Teicheln in Unordnung durcheinander lagen, wie auf einem Bauplatze.

So dachte ich, als ich meine schöne Heimath unlängst wieder sah und mit dem Fernglas der Erinnerung auf die Vergangenheit blickte, durch welches ein magischer Glanz über alle Gegenstände fällt.

Genug, es ist jetzt, Dank dem reichen, vornehmen Gutsherrn, in Wirklichkeit schöner als damals und dennoch muß ich meine Leser bitten, daß mir gestattet sei, den ehemaligen Zustand der ruinenhaften Zerfallenheit wieder herauf zu beschwören und mich den Schloßplatz mit Balken, Brettern und

Teicheln aufthürmen zu lassen, weil ich ohne diese meine Geschichte nicht schreiben könnte.

Es war im Jahre 1823, in keiner kriegerischen Zeit, wie jetzt, aber in unsern jungen Köpfen spuckte es beständig von Kampf und Krieg. Es wäre auch kaum anders möglich gewesen. Dort auf dem Marktplatze, wo noch das Kreuz zwischen zwei Pappeln steht zusammt dem schönen Hause, gegen seinen Rücken, war dessen Besitzer und Inhaber des Kramladens — ein Hauptmann, ja, der Hauptmann Stenzel! Unser oberster Tagwerker wurde „Husar" genannt und trug bei festlichen Gelegenheiten noch einige Uniformsstücke; der Nachtwächter hieß „der Uhlaner;" mein eigener Vater war der erste Schütze bei allen sogenannten „Freischießen," und hatte das hintere Thurmzimmer zu seiner Rüstkammer eingerichtet, wo die Gewehre, Büchsen, Pistolen, Hirschfänger hingen und die erbeuteten Fahnen sich kreuzten. Mein Bruder trug des Sonntags eine Art Uniform, wenigstens hatten die Hosen bunte Streifen und der Kragen seines Röckchens zeigte die gleiche Einfassung. Er besaß Säbel, Flinte und Patrontasche und alle Ortsknaben hatten hölzerne Schwerter vom Uhlaner geschnitzt und zur Hälfte blau bemalt, akurat wie Hauptmann Stenzels Degen. Ich aber, das einzige Mädchen in der großen Schaar, zog als Jungfrau von Orleans mit der Fahne voraus und hatte über alle Waffengattungen eine Art Commando.

So stand es also um uns zu jener Zeit, von welcher ich erzähle, an einem Mittwoch, diesem köstlichen halben Tage der Kinderfreiheit vom Schulzwange, wo Jedes einen Freipaß zu Spiel und Lustigkeit hat. Aber es war noch vor Tisch, ich mußte meine Aufgabe erst stricken und befand mich zu diesem Zwecke auf dem Bänkchen am Thorhause, wo der Kutscher Lukas wohnte. Zum Glücke strickte ich an einem blauen Strumpfe, denn sonst hätte er bald die unverkennbaren Spuren von Ziegelmehl getragen. Anton, mein Bruder, rieb an meiner Seite eifrig dieses Putzpulver für seine Waffen und da er sehr schlechter Laune war, ging er keineswegs säuberlich mit mir um. Endlich warf er Säbel und Gewehr über den Haufen, trat vor mich hin und rief: „Bist Du einmal fertig mit Deinem dummen Gebohr? So ein Mädchen ist doch zu gar nichts nutz!"

Der Schelm wußte sehr wohl, daß er mich mit diesem Worte zu seiner Helferin machen konnte und auch diesesmal warf ich das Strickzeug entrüstet unter das Bänkchen und rief: „O, Du hast immer etwas gegen mich aus! Du bist immer bös mit mir! und zu was soll ich denn nutz sein? sag's, wenn Du was weißt!"

Anton zog mich auf das Bänkchen, setzte sich neben mich und sprach beschwichtigend: „Sei nur nicht so zornig und hilf mir; weißt, ich hab mir was ausgedacht."

Ich war ganz Aug und Ohr und er fuhr flüsternd fort: „Ich möcht' einmal rechtmäßig schießen, weißt, mit Pulver!"

Bei diesen Worten erschrack ich lebhaft, bedeckte beide Ohren mit den Händen und zitterte sogar ein wenig; aber Anton wurde bereits ungeduldig, zog meine Hände weg und rief: „Sei nicht so dumm und merk auf. Weißt, ich möcht so schießen, als wie am Frohnleichnamstag beim Evangelium, wo Alles zusammenfährt, sogar Hauptmann Stenzels Pferd. Aber Du brauchst Dich nicht zu fürchten; ist dabei schon Jemand erschossen worden? — sag!"

Mir leuchtete dieser Beweisgrund der Ungefährlichkeit sogleich ein, und während Anton's Wangen sich immer röther färbten, fuhr er mit Eifer und Heimlichkeit fort: „Gestern vor dem Betläuten haben wir auf dem Schloßplatz Soldaten gespielt — Presteles Ernst und Louis, Hofmillers Domini und Sternwirths Bernhard. Dabei ist mir eingefallen, daß so ein Teichel die beste Kanone wäre; man könnte mit Pulver laden in viel Papier eingewickelt und es mit einem brennenden Schwamm an einem langen Stecken abschießen. Du, dös schnöllt! und wenn dann zufällig Spatzen in der Nähe wären, gäb's auch noch Todte, gerad wie im Krieg!"

Ich hatte fast athemlos zugehorcht und frug nun: „Aber, wo willst Du das Pulver hernehmen?"

Anton kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Das ist's ja grad, warum ich zornig bin und wenn Du was Nutz wärst, fiel Dir was Gescheidtes ein." —

Jetzt war meine ganze Ehrbegierde aufgeregt. Ich hatte die schönste Gelegenheit, mich bei Toni einzuschmeicheln, die beste Aussicht, daß er mich künftig mit ankommen lassen würde und darin lag das höchste Streben meiner Kindheit; all meine zärtlichen Gefühle gehörten meinem Bruder. Ich besann mich ein Weilchen und sagte dann plötzlich: „Im hintern Thurmzimmer hängt des Vaters Pulverbeutel;" als ich jedoch zum Schlusse des Satzes kam, zitterte meine Stimme und mein Bruder erblaßte. Das erwähnte Thurmzimmer war ein namenlos gefürchteter Ort. Es gab zwei solche im alten Schlosse. Das Eine befand sich im obern Stockwerke, welches in Zerstörung lag und nur Eine brauchbare Kammer hatte, wo die Bräumeisterin die Vorräthe an geräucherten Würsten, Schinken, gedörrten Birnen, Aepfelschnitzen und Zwetschgen aufbewahrte. Nach der Sage, welche wir von dem Bräuknechte Balthes vernahmen, sollte ein feuriger Hund diese Schätze bewachen, deßgleichen auch im hintern Thurmzimmer bei des Vaters Gewehren — geistern. Der Balthes ertrank bald nach dieser schaurigen Erzählung in der Mindel. Wir hatten die Leiche gesehen und seit jener Zeit verwebte sich sein Geisterbericht noch mit diesem schreckensvollen Eindrucke und unsere Kinderherzen glaubten fest an die unheimliche Sage.

Wir schwiegen eine Weile und setzten uns näher zusammen, Hand in

Hand. Dann ſagte Anton: „Gehſt Du in das Thurmzimmer allein? ich geh nicht mit!“

Mein Geſicht mußte den Schrecken verkünden, denn die Antwort blieb mir erſpart, indem mein Bruder rief: „Hätt' ich nur Geld, wir könnten uns ja Pulver kaufen!“

Dafür wußte ich Rath; ich hatte drei Kreuzer, drei Sonntagskreuzer, die wir regelmäßig erhielten, zuſammengeſpart und bot ſie großmüthig an. Was das Pulver koſte, wußten wir nicht, und drei Kreuzer waren in unſern Augen ſo viel! Doch nach der kurzen Freude kam ein neues Bedenken. Ob Hauptmann Stenzel uns auch das Pulver geben würde? — Wir beſannen uns hin und her, endlich rief Anton: „Ich hab's! Nachmittags fährt die Mutter mit der Oberamtmännin Banchero nach Burgau, da kommen ſie vor ſinkender Nacht nicht heim. Weißt was? wir laufen nach Burtenbach und holen uns Pulver. Dort fragt uns kein Menſch, zu was, dort kann uns Niemand treffen, es iſt ja gerad entgegengeſetzt von Burgau.“

Der Plan war fertig, und was für ein ſchöner Plan! Ueber Eberſtall nach Burtenbach war's ſo ein ſchöner Weg, nur eine Stunde weit, ſo luſtig, o, ſo lutig! Ich zog eilig mein Strickzeug unter dem Bänkchen hervor und bohrte eifrig drauf los, um fertig zu werden. Freilich entſtanden an jedem Nadelende kleine Thorbogen, aber ich achtete nicht darauf und war nur froh, meine Aufgabe gelöst zu haben. Anton nahm ſeine Waffen geringſchätzig zuſammen und wir kehrten gemeinſchaftlich in's Wohnzimmer zurück, wo ſehr bald die Suppe aufgetragen wurde.

Wir verhielten uns beim Eſſen ſo beſcheiden und artig, daß die Mutter uns wohlgefällig anſah und am Schluſſe ſagte: „Was meinſt, Papa, könnte ich die Kinder nicht mitnehmen? Die Bill hätte bei uns im Wagen Platz und der Toni beim Lukas auf dem Bock.“

Uns pochte das Herz vor Angſt, während wir zu andern Zeiten darüber aufgejubelt hätten; aber wir verhielten uns mäuschenſtill. Der Vater entgegnete: „Ich hab's nicht gern, wenn die Kinder überall dabei ſind! ſie gehören nicht in die Geſellſchaft der Erwachſenen. Ihr ſeid nur genirt; überdies möchte ich Euch nach Scheppach entgegengehen und dann mit Euch heimfahren.“

Aber der Vater war ſo herzensgut, daß er immer ein Beſchwichtigungsmittel ſuchte, wo er eine Hoffnung zu ſtören geglaubt hatte. Er langte alſo in ſeine Taſche und gab Jedem von uns einen Kreuzer, indem er ſagte: „Dafür könnt Ihr Euch Schuſſer kaufen und nach Herzensluſt ſpielen; das iſt luſtiger als nach dem alten Burgau fahren, gelt?“

Wir jubelten innerlich, aber nicht ohne Geringſchätzung der Schuſſer. Was da? Schuſſer! Kugeln und Pulver! darauf war unſer Sinn gerichtet, und der Vater hatte unſern Reichthum zu dieſem Zwecke unbewußt vermehrt. Wir küßten ihm dankbar die Hand und ſahen mit Befriedigung, wie der

Vater unſere kleine Schweſter Sophie, ſeinen blauäugigen Liebling, auf's Knie ſetzte, ſie hopſte und ſang:

„Gelt, Du Blauaugige,
Gelt, für Di taug i te,
Gelt, für Di wär' i recht,
Wenn' Di' nur möcht!"

Jetzt wußten wir auch, daß wir unbemerkt blieben und der Vater nur für die Kleine Aug und Ohr hatte. Wir mißgönnten ihr niemals dieſen Vorrang, weil wir das Neſthöckerchen ſelbſt liebten; heute aber kam es uns juſt gelegen, um der Frage zu entſchlüpfen, auf welche Weiſe wir unſern freien Nachmittag hinzubringen gedächten; denn was hätten wir darauf antworten können? — Wir waren keine böſen, lügenhaften Kinder; wenn wir auch hie und da einander zum Beſten hatten und mit der Wahrheit ein wenig ſpazieren gingen, ſo geſchah es doch, bildlich geſagt, „nur um den Stock," wo man immer wieder am Hauptplatze — bei der Wahrheit — anlangt. Eine Lüge gegen die Eltern erſchien uns als ein Verbrechen und beſonders des Vaters Blick gegenüber hätten wir ſie nie gewagt. Er hatte ſo große, tiefblaue Augen, gerade wie die Farbe des Himmels. Wenn ſie prüfend auf uns ruhten in Liebesfülle und Innigkeit, wurde uns ganz wunderſam zu Muthe. Es war uns nicht anders, als ob Gott ſelber aus dem blauen Firmamente uns bis in's tiefſte Herz hinein blickte, als ob unſere Seele offen daläge. So ein ſtiller, langer Blick war eindringlicher, als jede Frage, es war der Taucher nach der goldenen Wahrheit. Wir belogen auch die Mutter nie mit Abſicht, ſondern ergingen uns nur in widerſprechenden Ausflüchten, welche zerſtoben, ſobald ſie den Finger erhob und ſagte: „lüg nicht!" worauf ein ſtummer Thränenerguß das Geſtändniß ablegte. Aber vor des Vaters Auge kam es auch nicht zu dieſen feigen Ausflüchten.

Aus dieſem Grunde waren wir nun ſo froh, daß er mit Sophiechen ſpielte und daß uns jede Frage dadurch erſpart blieb. Inzwiſchen wurde die blaue Kutſche aus dem Schloßhofe gezogen, gewaſchen und hergerichtet; wir ſetzten uns auf den Bock und wiegten uns auf den ſchwankenden Federn; Anton knallte mit der Peitſche und ſchrie ſein Hott und Wiſt, als ob bereits die Pferde im vollen Laufe wären. Dann machten wir der Mutter Platz, ſchwangen uns als Bedienten auf den Rücktritt und geleiteten ſie zum Oberamthauſe, worauf wir noch die lange Gaſſe hinab der ſtaubaufwirbelnden Kutſche nachblickten. Als wir aber heimkehrten, befand ſich der Vater bereits in der Kanzlei und in voller Amtsthätigkeit.

II.

Die Zeit zur Ausführung unſeres Planes war alſo gekommen. Mein Bruder hatte den Reichthum von fünf Kreuzern in ſeiner Taſche, wir verfüg-

ten uns somit zu unserer Nanny, um ihr anzuzeigen, daß wir gegen Eberstall zu spazieren gingen. Auf diesem Wege befinden sich nämlich mehrere bewaldete Hügel; einer davon, das Galgenberglein, hatte seines geheimnißvollen Namens wegen besondern Reiz für uns, was Nanny sehr gut wußte, und also jeden Verdacht beseitigte. Wir hatten auf diese Weise keine Unwahrheit gesagt, vielmehr die Wahrheit. Aber es gibt eine bleierne Wahrheit, welche sich wie ein Gewicht zur Lüge senkt und eine goldne, die gleich einem Sonnenstrahle zwischen Erde und Himmel schwebt. Diesen Unterschied kannten wir noch nicht und suchten mit der halben Wahrheit unsere Nanny zu täuschen und eben diese Täuschung war das Bleigewicht, war die halbe Lüge.

Doch wir waren vergnügt und sprangen über die Wiesen, hüpften durch das hügelichte Wäldchen, lenkten in den schattigen Seitengang gegen Eberstall und sahen das alte Schloß vor uns. Heute aber ließen wir es rechts liegen und eilten der Landstraße zu. Aber wir sollten nicht so rasch weiter kommen.

„Heda! wo aus?“ klang es mit fröhlichem Tone in unserer Nähe. Wir kannten die Stimme sehr wohl und es machte uns stets Vergnügen, sie zu hören. Der Gerichtsbote Reiser war zugleich Hausmeister in Eberstall und zeigte sich gegen uns Kinder jedesmal sehr freundlich. Er hatte auch mit seinem Schnauzbarte etwas Soldatisches, was uns Respekt einflößte und er wußte eine Menge spaßhafter Geschichten.

Wir blieben also stehen und riefen ihm „Grüß Gott“ entgegen, worauf er uns wiederholt winkte und beifügte: „Kommt, Kinder, will Euch was zeigen. Hab einen jungen Gimpel gefangen mit wunderschönen Federlen und pfeifen kann er jedes Vogelstückle; kommt.“ —

Zu jeder andern Zeit wäre Anton bei dieser Aufforderung über die Hecke gesprungen, um schneller beim Reiser zu sein. Auch heut' war es eine Versuchung zum Guten. Ja, es gibt Versuchungen zum Guten; Gott sendet sie uns barmherzig in den Weg, uns zu warnen und abzulenken, ob wir Kinder oder Erwachsene sind und wohl dem, welcher sich abhalten läßt! — Wir hingegen waren so gänzlich von Einem Gedanken beherrscht, daß wir an gar kein Unrecht dachten und also auch keine Gotteswarnung erkannten. Anton rief über die Hecke hinüber: „Heut net, Reiser! morgen ist Donnerstag, der Gesellschaftstag, da kommen wir so. Wir müssen nach Burtenbach; behüt Dich Gott, Reiser.“ —

Fort waren wir! Bald befanden wir uns auf der Landstraße und dachten an keinen weitern Aufenthalt. Aber kaum waren wir hundert Schritte gelaufen, als wir einen Mann auf uns zukommen sahen. Hätten wir ihn nicht an seiner hohen Gestalt, dem Ledergurt und Stock erkannt, so würde doch sein Hund ihn als den Ochsenmetzger bezeichnet haben. Dies war gleichfalls ein Liebling von uns, denn er kam jährlich zweimal zum Schweinemetzgen, dieses wahre Kinderfest der Geschäftigkeit und Wurstmacherei. Ueber-

haupt war der Ochſenmetzger viel im Schloßhofe, erhandelte Kälber und Ochſen und lieferte das Fleiſch in die Küche. Er wußte unzählige Schnurren und der Vater mochte den wackern, kecken Burſchen gut leiden. Er kam immer näher, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, denn es war eine große Hitze und man wartete ſehnſüchtig auf Regen, weßwegen er wohl das Lied anſtimmte:

„O Du mei' liebes Herrgottle
Was hand mir Dir denn thaun,
Daß Du uns arme Schwäbele
Willſt nimma leba laun? laun, laun, laun."

Der Hund hatte uns erkannt und ſprang uns bellend entgegen, aber auch der Metzger machte einen Satz und hatte mich hoch emporgehoben, ehe ich mir's verſah. Dann klopfte er den Tony leiſe mit ſeinem Stock und ſagte: „Wo aus oder ein? nun, nun, net ſo eilig!" aber wir hatten bereits Reißaus genommen und er ſah uns lachend nach; dann hetzte er ſeinen Hund auf uns, der uns wedelnd umſprang und auf ſeinen Pfiff zurückkehrte.

So waren wir denn zweimal gewarnt worden. Vergebens! Wir ſahen nun Burtenbach vor uns und eilten auf den Kramladen zu, Hand in Hand, weil Keines es wagte, allein einzutreten. Endlich zogen wir an der Klingel und begehrten auf's Gerathewohl einen Vierling Pulver. Unſere Augen hefteten ſich an die Wage und die Gucken, worein die Kramerin das Pulver that, damit uns ja kein Körnlein entkomme. Zu gleicher Zeit legte Anton ſeine fünf Kreuzer auf den Ladentiſch, in der ſicheren Erwartung, etwas zurück zu bekommen. Aber das Weib überſah es und ſagte mit wackelndem Kopfe: „Es langt net, Büble! es fehlen noch vier Kreuzerle; raus dermit."

Anton wurde dunkelroth vor Verlegenheit, und ich wendete mich feige zur Ladenthüre. Jetzt begann ein Quer- und Kreuzverhör, welches damit endete, daß die Krämerin uns mit Scheltworten hinausjagte und das Pulver zurückſchüttete.

Da ſtanden wir nun, beſchämt, entrüſtet, aller Hoffnungen beraubt. Es fiel uns wohl ein, nur einen halben Vierling zu nehmen, aber weder Anton noch ich konnten uns entſchließen, nochmal einzutreten. In dieſer traurigen Situation ſah ich die Gaſſen hinab und rief jubelnd mit ausgeſtrecktem Finger: „Der Laſche! der Laſche!"

Ehe ich aber in meiner Erzählung fortfahre, muß ich den Gegenſtand dieſer freudigen Begrüßung näher bezeichnen und von ihm allerlei berichten.

Der Laſche war ein Jude aus Ichenhauſen und hieß wahrſcheinlich Lazarus. Von allen Juden war er unbeſtreitbar der abſonderlichſte, wie mein Vater geringſchätzig zu ſagen pflegte, „nicht Fiſch und nicht Fleiſch," während meine Mutter ihn langer Geſpräche würdigte und zwar nicht über Handelsgegenſtände, ſondern über das Wort Gottes, die chriſtliche Lehre. Er zählte zwiſchen

20 und 30 Jahren, sah aber bitter elend aus, nur aus Haut und Knochen bestehend. Er besaß weder Eltern, noch Verwandte, noch Geld und Gut, nicht einmal Credit. Die israelitische Gemeinde hatte ihn aus Barmherzigkeit erzogen und war nun nahe daran, ihn auszustoßen und zu verläugnen, denn seine Hinneigung zum Christenthume war nur allzubekannt. Lasche kehrte in allen Pfarrhäusern ein und lag oft wochenlang krank in einer Kammer, wo der christliche Unterricht nicht fehlte, während er mit gefalteten Händen, mit traurigen Blicken und mit offenen Ohren sich demselben hingab. Er konnte das neue Testament fast auswendig und reihte im Gespräche mit Christen oft viele Stellen zu einer Rede zusammen. Sein Aeußeres glich eher einem Meßner, als einem Juden, denn er ging stets in den abgelegten Kleidern der Pfarrer und Kapläne einher. Trotz all diesem konnte man ihn nicht zum Uebertritte bewegen, obwohl es ihm dann viel besser ergangen wäre. Immer sagte er: „Ich hab's meiner Mutter auf dem Sterbebett geschworen, ein Jud zu bleiben. Unser Heiland Jesus Christus leid'ts net, daß ich einen Schwur brech, und mir ist's, als ob ich die Bluttauf empfangen hätt'."

Wahrlich, eine Leidenstaufe empfing er stündlich; er wurde bis auf's Blut geplagt. Die Juden verachteten ihn, die Christenkinder riefen ihm „hepp, hepp" nach, und kein Mensch zählte ihn zu seiner Genossenschaft.

Im Uebrigen war er ein ganz musterhaft braver Mensch, demüthig und freundlich bei allen Verspottungen. Wir Kinder unterhielten uns oft mit ihm und stellten allerlei alberne Fragen. Einmal hatte Anton vorwurfsvoll gefragt: „Aber Lasche, wie habt Ihr unsern lieben Heiland kreuzigen können?" Da entgegnete Lasche ganz naiv, indem er auch seine Ichenhauser Brüder vertheidigen wollte und die verjährte Ortsfeindschaft mit Binswangen hineinmengte: „Büble, glaub mir's! wir hand's net thaun, d'Binswanger Juda hand's thaun." —

Dies war also der neue Ankömmling in Mitte unserer Verlegenheit. —

Wir eilten sogleich auf ihn zu und er frug uns, ob die Mutter im Amthaus auf Besuch sei? Auf unsere Verneinung hin war er verwundert, uns hier so mutterseelenallein zu sehen, denn Burtenbach gehörte nicht zu unsern Besuchsorten. Jetzt näherte sich Anton dem Juden zutraulich und sagte: „Laß Dir was sagen, Lasche; geh' doch statt meiner in den Kramladen und hol mir ein halb Viertel Pfund Pulver."

Lasche's Verwunderung steigerte sich und er rief mit einem sichtbaren Schrecken über das Pulver: „Jüngelchen, zu was solch gefährliches Zeug?" Anton lachte über den furchtsamen Menschen und sagte beschwichtigend: „Aber Lasche, 's ist ja net anzündet! 's brennt Di net! Geh, hol mir's"

„Und warum holst's net selbst?" war die natürliche Entgegnung.

„O, die Kramerin ist so grob!" rief Anton. Vor Grobheit fürchtete sich

freilich der arme Jude nicht; er war zu gewöhnt an solche Behandlung. Nun stieg aber plötzlich ein anderer Zweifel in ihm aus und er frug: „Und für wen ist denn das Pulver, Kinder?“

Jetzt war nicht mehr zu entrinnen, als mit einer Lüge. Aber wir beschwichtigten uns augenblicklich „es ist ja nur eine wunderwinzig kleine Nothlüge; die gilt nichts!“ Anton sagte also keck: „Der Vater braucht's zum Freischießen am Sonntage in Haldenwang.“

Lasche schüttelte bedenklich den Kopf; dann sah er mich an, welche bisher noch nicht gesprochen hatte und ich wagte nicht, mein geröthetes Gesicht, das in Spannung auf ihn gerichtet war, wegzuwenden. Ich hielt seinen forschenden Blick aus und er frug: „Ist's aber auch wahrhaftig für den Vater? sag's!“

Jetzt erhob ich meine rechte Hand, schlug damit fest auf die Brust und rief: „Sterbe-wahr! Lasche.“ —

Sterbe-wahr! das ist in meiner schwäbischen Heimath eine Art Versicherungsschwur, der kräftigsten, heiligsten, feierlichsten Art. Dies Doppelwort und dazu ein Handschlag auf die Brust, setzt das Leben zum Pfand der Wahrheit ein: „Ich will sterben, wenn es nicht wahr ist!“ So leichtsinnig wir auch mit Betheurungen umgingen, das „Sterbe-wahr!“ durchrieselte uns immer schaurig. Zweifelten wir unter einander an einer Behauptung, so frugen wir: „Kannst sterbe-wahr sagen?“ Ich hatte diese Betheurung wohl auch schon bei geringfügigen Wahrheiten mißbraucht, aber noch nie in meinem jungen Leben damit einer Lüge den falschen Stempel der Wahrheit aufgedrückt. Jetzt hatte ich es gethan und augenblicklich fühlte ich einen Druck im Herzen. Lasche sah mir verweisend in das Gesicht und sprach: „Kind, Kind! Du sollst nicht schwören, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Thron, noch bei der Erde, denn sie ist Seiner Füße Schemel. Auch sollst Du nicht bei Deinem Haupte schwören, denn Du vermagst nicht, ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein! was drüber ist, das ist vom Uebel.“

Lasche hatte diese Worte hochdeutsch gesprochen, als ob er sie aus einem Buche abläse. Dann fügte er bei: „Aber wahr muß es nun wohl sein; also Jüngelchen, wo ist das Geld?“

Anton gab es ihm und bald brachte Lasche das Gewünschte, gab uns eine höfliche Empfehlung an die Mutter auf und schritt langsam gegen das Amthaus zu.

Wir rannten von dannen mit unserm Schatze und machten nicht eher Rast, als bis wir Burtenbach im Rücken hatten und weit und breit keinen Menschen erblickten. Jetzt athmeten wir tief auf und gingen langsamer. Mein Druck auf der Brust war in Beängstigung übergegangen; ich mußte

es von der Seele herabreden und sagte schüchtern zu Anton: „Hätt' ich nur nicht, sterbe-wahr gesagt!"

Mein Bruder war entrüstet, daß ich seine Freude mit solcher Bedenklichkeit störte und rief: „Sei doch nicht so dumm, der Lasche ist ja kein Christ; bei dem gilt's nichts; da hört's unser Herrgott gar nicht!"

Dieser Beweis lullte mein erwachtes Gewissen wieder in Schlaf und Anton machte seine drolligsten Späße über den armen Lasche, bis wir Beide ihn gar nicht mehr für einen giltigen Menschen hielten.

Wir langten zu Hause an und es war bereits Abend geworden, gerade die beste Zeit zum beabsichtigten Kanonenspiele. Zuerst aber versäumten wir nicht, uns bei Nanny unbefangen zu melden, erstens, um das Vesperbrod zu holen, zweitens, heimlich Zunder und Feuerstein zu erobern, weil es in jener Zeit noch keine Zündhölzchen gab und drittens sie von Nachforschungen unsers Aufenthalts abzuhalten, indem wir angaben, wir wollten noch im Hof auf den Balken schaukeln. Dort verzehrten wir auch gemüthlich das Butterbrod und sahen gelegentlich auch in die hintere Schloßgasse, ob der Ernst, dieser beste alte Kameraden, nicht um den Weg sei; aber er hatte uns schon früher gesucht und war zu den andern Knaben auf den Anger gegangen.

Nun hatten wir keine Zeit mehr zu versäumen. Dort lagen mehrere Teicheln übereinander, eine zu oberst, so recht, wie eine Kanone auf einem Wagen. Wir befanden uns in einem höchst aufgeregten Zustande, theils von der Hitze und dem Laufen, theils von der Erwartung, ob es auch „recht schnölle" und einige Spatzen getroffen würden. Anton wickelte das Pulver so lange in Papier, bis es die Höhlung seiner Kanone ausfüllte, schob es mit einer Stange in die Mitte, ich sah im andern Ende hinein und erklärte alle Durchsicht für abgesperrt. Nun machte Anton den Zündstock mit dem Schwamm zurecht und schlug mit dem Stahle an den Feuerstein. Aber es wollte durchaus den Schwamm nicht zünden. Schon war es dunkel geworden, jeden Augenblick konnte das Gebetläuten ertönen, wo wir unser Spiel nicht mehr gewagt hätten und mich ergriff eine rastlose Ungeduld, daß ich immer wieder von ihm zur Kanonenmündung lief und mich vor derselben in höchster Spannung niederkauerte. Ich saß wieder davor, da — krach! —

Ich wußte nichts mehr von mir, ein lauter, gellender Schrei war mir entfahren, das allein hörte ich durch meine Betäubung. Als ich zu mir kam, lag ich auf Laschens beiden Knieen und er saß auf den Balken, Anton aber kniete neben mir. Jetzt kamen die Leute von allen Seiten, von dem Pulverknalle herbeigelockt: Nanny, Lukas aus dem Thorhäuschen, der Husar und Marxen-Marei aus dem Stadel, die Brauknechte aus dem Brauhaus: „Was gibt's? ist Jemand verunglückt? wer hat geschossen?" — tönte es wirr durcheinander.

Ich schlug die Augen auf; sogleich rief Lasche: „Siehst mich, Kind?"

Ja, ich sah ihn, ich sah, wie Thränen aus seinen mitleidigen Augen auf mich niederrannen und brach auch in lautes krampfhaftes Weinen aus.

Man umdrängte uns. Lasche suchte Alles zu erklären: wie er von heimlicher Angst getrieben bald nach uns Burtenbach verlassen habe und uns instinktmäßig gefolgt sei; wie er in der Dämmerung von uns unbemerkt auf dem Schloßplatze anlangte, uns beobachtete; wie er den Schwamm glühen sah, als Anton in das kleine Feuerfünklein blies; wie er nur mehr Zeit hatte, um mich von der entgegengesetzten Höhlung fortzureißen. Es war Ein Augenblick gewesen, ein furchtbarer Augenblick! — Nein, mir war nichts geschehen! Gott hatte Erbarmen mit dem unbesonnenen Kinde gehabt, das so leichtsinnig den Schwur ausgesprochen; Er hatte es nicht beim Worte genommen; er hatte es nur gewarnt für künftig; er hatte den verachteten Juden, den wir als ungiltigen Zeugen der feierlichen Betheurung verwarfen, zu meiner Rettung hergeschickt.

Der Schrecken hatte mir körperlich so zugesetzt, daß mich Nanny in's Bett brachte, während Anton gleich einem armen Sünder daneben stand und Lasche mit einem wonnigen Gefühle in der Küche sein Abendessen verzehrte. Daß die gerechte Strafe des Vaters nicht ausblieb und die Mutter an diesen Vorfall eine ernste Lehre knüpfte, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber die eindringlichste Lehre hatte uns der Vorfall selber gegeben, nicht nur mir, sondern allen meinen Gespielen. Die Betheurung „Sterbe-wahr" erstarb schon begonnen auf unsern Lippen und wir gebrauchten sie künftig weit seltener.

Euch, meinen jungen Freunden, möge es gleichfalls eine Lehre sein, welche Betheurung unter Euch auch gebräuchlich sein mag, und ich schließe diese Erzählung, gleich Lasche, mit den Worten der Schrift: „Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein; was drüber ist, das ist vom Uebel." —

Katharina von Aragonien,

die verstoßene Gemahlin Heinrich's VIII. von England.

Von Hermann Geiger.

Kurzsichtige Menschen werden oft von neidischen Gefühlen erregt, wenn sie den Glanz und Reichthum betrachten, mit dem sich die Großen der Erde umgeben. Ein dahinrollender Wagen, worin etwa eine verschwenderisch gekleidete Dame sich zurücklehnt, reicht hin, um Manchem die Frage anzuregen: „Warum ist diese so glücklich, und ich bin so unglücklich?" Könnten aber diejenigen, die also fragen, manchmal in das Innere jener Beneideten hineinsehen, so würden sie entdecken, daß auch hier der Kummer wie ein Wurm

nagt und daß jene äußere Ueberschwenglichkeit nur die bunte Decke ist über das allenthalben vorhandene Erdenelend.

So konnte man vor mehr als dreihundert Jahren durch die Straßen Londons in der Richtung nach dem eben erbauten Hamptoncourt, dem schönsten Landsitz, den es damals in Europa gab, einen königlichen Wagen fahren sehen, und Jedermann mochte glauben, daß die Dame, die darin saß, zu den beneidenswerthesten unter den Sterblichen gehöre. Zu dem Glanz der Majestät, der sie umgab, gesellten sich Vorzüge des Geistes und des Herzens und auf ein Töchterlein, Namens Marie, fielen ihre zärtlichsten, liebevollsten Blicke. Und doch — soweit der Klang der Sprache Englands vernommen wurde, gab es keine Frau, welche sich innerlich so unglücklich fühlte, als eben jene Königin Katharina, die Gemahlin Heinrichs VIII.

Diese verschwiegene Dulderin hatte eine Reihe von Jahren die Launen eines im höchsten Grade leidenschaftlichen Mannes mit jenem Heldenmuth ertragen, den nur die Religion des Christenthums dem Weibe gibt, und dennoch machte sie die traurige Wahrnehmung, daß sich das Herz des Königs ihr mehr und mehr entfremdete. Zu ihrem Entsetzen erfuhr sie eines Tages, daß der König unter einem nichtigen Vorwande seine bisherige Ehe mit ihr für unrechtmäßig erkläre und mit dem Plane umgehe, sich durch den Papst von ihr scheiden zu lassen. Wolsey, der Legat Englands, ging von Ehrgeiz geblendet, auf den Wunsch des Königs ein und begab sich von anderen Gesandten begleitet nach Bologna, wo eben damals der Papst Clemens VII. den König Carl V., einen Verwandten Katharina's, zum Kaiser krönte. Niemand, und am wenigsten der königliche Bittsteller selbst, zweifelte an der Gewährung der Bitte durch den Papst. Der heilige Vater nahm die Gesandtschaft an und versprach ihnen Antwort zu geben, wenn er nach Rom würde zurückgekehrt sein. Noch vor seiner Rückreise hatte Clemens dem Kaiser das Versprechen gegeben, er würde dem Könige von England nicht willfahren. Die Gesandtschaft reiste dem Papst nach, kam nach Rom und brachte als gewichtigsten Grund der Ehescheidung den Umstand vor, daß Katharina früher die Gattin des Bruders Heinrichs gewesen sei, und daß der König dessen Wittwe nicht auf gesetzlichem Wege habe ehelichen können. Clemens VII. entließ die Gesandtschaft mit einer bestimmt ausgesprochenen abschlägigen Antwort.

Als Heinrich erfuhr, daß der Papst dem Kaiser das Wort gegeben habe, ihn nie zu scheiden, ward er auf's Höchste ergrimmt. Vergeblich sann er auf irgend ein rechtliches Mittel, von seiner Gemahlin entfernt zu werden. Unter Androhung der schärfsten Strafen verbot er sofort allen seinen Unterthanen und namentlich den Priestern, in irgend einer Sache mit dem römischen Stuhl in Verkehr zu treten. Er wollte in England selbst eine Versammlung von Prälaten veranstalten, und diesen seine Sache vorlegen. Aber aus Rom kam

alsbald das Verbot, die Angelegenheit im Königreiche durch Geistliche verhandeln zu lassen, ja man drohte Heinrich, wenn er dem einmal geschehenen Ausspruch sich wiedersetzen würde, geradezu mit der Excommunication. Der römische Hof täuschte sich nicht in Betreff der Folgen, welche solche Androhungen für die Kirche Englands haben könnte. Der seit zehn Jahren in Deutschland um sich greifende bereits über Millionen sich erstreckende Abfall von der römischen Kirche wies mit drohendem Finger auf die Zukunft Englands. So niederschlagend aber diese Gefahr für das Herz des Papstes sein mochte, so gebieterisch befahl ihm anderntheils sein Oberhirtenamt eine rechtmäßig geschlossene Ehe aufrecht zu erhalten.

Die erwähnte Besorgniß zeigte sich nur allzubald begründet. Der König verweigerte die verlangte Unterwürfigkeit unter seinen geistlichen Obern, — den Papst. Er berief eine aus willfährigen Werkzeugen zusammengesetzte Generalsynode, die in allem seinen gottlosen Absichten entgegenkam. Durch sie ließ er seine Ehescheidungsangelegenheit untersuchen, von ihr unterstützt riß er die Kirche Englands vom heiligen Stuhle gänzlich los, warf sich als Oberhaupt der englischen Kirche auf und ließ sich von den Priestern und Bischöfen den Eid der Treue leisten.

Der hiedurch heraufbeschworene furchtbare Orkan verwirrte alle politischen und religiösen Zustände des Reiches, erschütterte die Gläubigen in den Tiefen des Gewissens, brach zusammen, was morsch war und zeigte einzelne Charaktere in ihrer ganzen unbeugsamen Größe.

Die Mackel einer unaustilgbaren Schmach fügt die Geschichte vor allem an die Namen des Cardinals Wolsey, Erzbischofes von York, und des neuen Primas von England Cramer, gleichwie sie andererseits den greisen Bischof Fischer und den Kanzler Morus mit dem Lorbeer einer bis zum Tode ausdauernden Standhaftigkeit schmücket.

In trauriger Weise überraschend war es, zu sehen, daß die unendliche Mehrzahl der Bevölkerung des ausgedehnten Reiches auf Seite des tyrannischen Königes stand, und daß diejenigen, welche dem alten ererbten Glauben treu bleiben, nicht Muth genug besaßen, ihr heiliges Recht bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Auch Katharina von Aragonien sah sich in ihrer Einsamkeit auf der Grafschaft Bedfort fast von Allen verlassen. Eines Tages erschien das thätigste Mitglied der vorhin erwähnten Generalsynode, Dr. Cramer, welchen Heinrich zum anglikanischen Erzbischof von Canterbury ernannt hatte, zu Bedfort, um sie einzuladen, in Gegenwart des Königs die Entscheidung zu hören, welche die Synode in ihrer Angelegenheit fällen würde. Die Königin wollte aber den berüchtigten Mann weder sehen noch hören und ließ ihm durch einen Sekretär sagen, nachdem der König die Scheidungsfrage einmal beim römischen Hofe anhängig gemacht habe, bleibe sie bei diesem Gerichtshofe und werde

kein anderes Tribunal hierin anerkennen, als jenes zu Rom. Ohne auf dieſen Proteſt irgend Rückſicht zu nehmen, erklärte ihr Cramer in ſeiner Eigenſchaft als Primas von England (an die Entſcheidung der Generalſynode ſich haltend), daß König Heinrich VIII. von ihr in Bezug auf die zeitlichen Güter getrennt ſei, daß ihre Heirath für null und nicht erklärt ſei, und jeder der beiden Ehetheile vollſtändig frei und unabhängig ſei.

Dieſe Entſcheidung machte das Maaß des Kummers voll und Katharina drohte demſelben zu erliegen. Da waren es zwei treue Prieſter ihrer Kirche, die ſich der Verſtoßenen annahmen, der eine — ein ehrwürdiger Mönch — in dem er ſie in ihrem Gewiſſen tröſtete, der andere — ein ſeeleneifriger Biſchof — in dem er ihre Parthei offen, dem Könige gegenüber ergriff.

Biſchof Fiſcher war ein bereits in Ehren grau gewordener Mann, als die furchtbare Umwälzung ihren Anfang nahm. Nun ſtand er nahe dem Grabe und Gericht Gottes und fürchtete noch am Schluß ſeiner Bahn die jenſeitige Krone zu verlieren, wenn er den Ereigniſſen ſtillſchweigend zuſehen würde. In der hl. Schrift fand er ein Beiſpiel am heiligen Täufer vom Jordan, der einem Könige vor die Augen trat, und ihm ſagte, er dürfe dieſes Weib nicht haben. Auch in England hatte ſich ſeit lange eine junge Herodias gezeigt, ſchön am Leibe, häßlich an der Seele wie wenige ihres Geſchlechtes und der König hatte ſich erſt heimlich, dann feierlich unter eckelerregenden Huldigungen des hohen Adels zu London mit ihr trauen laſſen. Das unheilverbreitende eitle Weſen hieß Anna von Boulen und war ſeit mehreren Jahren Hofdame geweſen. Der greiſe Biſchof widerſetzte ſich ſohin der Eheſcheidung des Königs und mahnte ihn nachdrücklich und feierlich an die Pflicht, ſeine jetzige Gattin zu verlaſſen und Katharina von Aragonien wieder zu ſich zu nehmen. Für die unglückliche Königin mochte ſich, als ſie von dieſem Schritte des in England ſo hochgeehrten Mannes hörte, ein leiſer Schimmer von Hoffnung auf beſſere Tage zeigen, denn ſie hatte aus Heinrichs Mund wiederholt gehört, daß der Biſchof von Worceſter ihm der liebſte Unterthan ſei, ja er war geradezu Heinrichs Stolz, „weil kein Fürſt ſich eines ſolchen Unterthanen rühmen könnte.“ Auch mochte die Kunde von dieſem Vorgange dies zum Schweigen gebrachte öffentliche Sittlichkeitsgefühl wieder wecken und ſich der Krone und ihren Anhängern als eine ehrfurchtgebietende Macht entgegenſetzen. Aber der Erfolg dieſer Mahnung war ganz derſelbe wie einſt beim heiligen Vorläufer des Herrn. Man ließ den ſtandhaften Bekenner, um von weiteren Unannehmlichkeiten bewahrt zu ſein, in den Kerker werfen. Umſonſt legte der römiſche Stuhl, der die Kunde von dieſer Behandlung eines ſo würdigen greiſen Biſchofes alsbald erfuhr, gegen Fiſchers Gefangennehmung Proteſt ein.

Noch war der verſtoßenen Königin ein frommer Mönch als Gewiſſensrath geblieben, ein Mönch, Namens Foreſt. Aber auch dieſer Troſt im

Unglück sollte ihr entrissen werden. Man forderte den frommen Pater auf, denselben Eid der Anerkennung von Heinrichs Oberhoheit über die Kirche Englands zu leisten, welchen die Mitglieder der Generalsynode ohne Widerrede bereits geschworen hatten. Dieß thun, hieß die Kirche verrathen. Foreſt wurde also von der Grafschaft Bedfort entfernt, in's Gefängniß geworfen und bei fortgesetzter Weigerung der verlangten Eidesleistung zu einer qualvollen Todesstrafe verurtheilt. Einer der Officiere, welcher Zutritt zu seinem Kerker hatte, theilte sein Schicksal der Königin mit, die darüber auf's Tiefste ergriffen wurde. In ihrem Schmerz schrieb sie ihm kurz vor seiner Hinrichtung einen Brief voll Theilnahme und mit der Ermunterung, auch das letzte Opfer noch zu bringen, das der Himmel ihm auflegen würde. Dieser Brief, den Niemand ohne Rührung lesen kann, lautet:

Mein hochwürdiger Vater!

So oft sind Sie der Lenker niedergebeugter Gemüther gewesen, daß Sie unmöglich jene Aufgabe verkennen werden, welche der gegenwärtige für Jesus Christus unternommene Kampf von Ihnen verlangt. Irdische Qualen sind von kurzer Dauer; haben Sie dieselben standhaft ertragen, so wissen Sie, daß ein unsterblicher Ruhm Ihrer harret. In der That, es hieße seine Vernunft verlieren, wollte man, um einem zeitlichen Uebel zu entgehen, eine Belohnung von so hohem Werth in die Schanze schlagen. Wie glücklich sind Sie, mein Vater, daß Sie diese Wahrheiten kennen und daß Sie für Gottes Sache Gefangenschaft und Tod hinnehmen! Aber wie unglücklich fühle ich mich, ich, Ihre geistliche Tochter, in meiner gegenwärtigen Verlassenheit, daß ich daran bin, der Rathschläge eines so theuren Vaters in Christo bald beraubt zu sein! Ja, wenn es mir erlaubt ist, Ihnen, wie ich stets gepflogen, das Geheimniß meines Herzens aufzudecken, so gestehe ich Ihnen, daß ich mit einer Art von höchster Leidenschaft verlange, Ihnen in den Tod zu folgen oder noch vor Ihnen zu sterben. Ich kenne keine Art von Qual, womit ich eine solche Freude nicht erkaufen möchte, vorausgesetzt daß dieß möglich wäre, ohne Gott zu beleidigen, dem ich alle meine Wünsche unterwerfe. Denn, was thun in der Welt, nachdem ein Gut verloren ist, dessen die Welt nicht würdig war?

Doch es ist möglich, daß ich unüberlegt rede. Es scheint, daß Gott andere Pläne habe. Ziehen Sie muthig voran, mein theuerer Vater, und erlangen Sie mir von Jesus Christus durch ihre Leiden die Gnade, daß ich mit edler Ergebung alsbald in ihre Fußstapfen trete, nachdem ich an ähnlichen Mühsalen und Heldenkämpfen mich betheiliget habe.

Zum letzten Mal bitte ich Sie in dieser Welt um Ihren Segen. Sobald Sie aber die Krone der Unsterblichkeit tragen werden, erwarte ich durch Sie eine viel reichlichere Ergießung von Gnaden. Es hieße zweifeln an dem Adel Ihres Blutes, an Ihrer Erkenntniß himmlischer Dinge, am Habit des

heiligen Franciskus, den Sie seit Ihrer Jugend tragen, wollte man Sie daran erinnern, einen Lohn zu erwarten, dem nichts zu vergleichen ist und um dessentwillen man weder Leiden noch Folter scheuen darf. Da des Menschen größtes Glück im Leiden für eine göttliche Sache besteht, so werde ich nicht aufhören, Gott meine Bitten, meine Thränen, meine Bußwerke aufzuopfern, um für Sie einen seligen Tod und die ewige Glorie zu erflehen. Adieu, mein hochwürdiger Vater, denken Sie an mein Wohl auf Erden und im Himmel!

Ihre ganz ergebene Tochter Katharina.

Besser als aus irgend einer ihrer Handlungen ist die unglückliche Königin nach ihrem Glauben, ihrem Geiste und ihrem Charakter in diesen wenigen Zeilen geschildert, die sie einem Manne schrieb, der ihre Aufrichtigkeit kannte. Dieser ehrwürdige Mönch lag am Wechselfieber krank, als ihm der erwähnte Officier den Brief Katharina's brachte. Stündlich erwartete er sein Todesurtheil. Aber ein Tag um den andern verging, ehe ihm dasselbe mitgetheilt wurde. Ungeachtet der Schwierigkeiten, die sich ihm entgegensetzten, konnte er den Brief der Königin in folgender Weise beantworten.

Ew. Majestät, meine geliebteste Tochter in unserm Erlöser!

Einer von Ihren Officieren hat mir den Brief Ew. Majestät überbracht. Ihre Worte haben mich in meiner Niedergeschlagenheit und bei der fortdauernd und stündlich erwarteten Todespost nicht nur getröstet, sondern meine Standhaftigkeit gesteigert. Wohl bin ich überzeugt, daß alle Güter und alle Uebel dieser Welt nicht in Vergleich kommen mit der Glorie, die Gott uns vorbehält, wenn wir einen guten Kampf kämpfen; aber ich fühle es doch fortwährend, daß Ihre so liebevollen Worte in meinem Herzen die Verachtung der Todesqualen und die Liebe zu den himmlischen Dingen gesteigert haben. Meine Seele war niedergebeugt, fast bebend über ihre Unwürdigkeit und Schwäche — Ihr Brief hat sie wieder aufgerichtet. Möge Jesus Christus Ihre Güte, meine liebe Tochter, mit ewigem Ruhm und Glück belohnen! Ich beginne in einen ernsten Kampf zu treten. Ich beschwöre Sie mir beizustehen mit Ihrem Gebete. Thun Sie dieß (ich zweifle nicht daran) und mißtrauen Sie alsdann meiner Standhaftigkeit nicht, die Foltern, die man für mich herrichtet, mögen noch so arg sein. Es würde einem Greise übel anstehen, sich wie ein Kind zu benehmen; übel würde es sich ziemen für einen Mann von 64 Jahren und einem alten Schüler des heiligen Franciskus, der nur gelernt und gelehrt hat die Welt zu verachten, wenn er den Tod fürchten und eine allzugeringe Liebe für den Himmel haben würde. Was Sie betrifft, meine liebe Tochter in Jesus Christus, — Sie werden meinem Geiste immer — lebend oder todt — gegenwärtig sein und ich werde den Gott der Barmherzigkeit bitten, seine Gnadentröstungen nach der Größe Ihrer Leiden zu messen. Dennoch bitte ich Sie, Ihre Gebete zu verdoppeln, wenn ich mitten im Todes-

kampfe sein werde. Ich schicke Ihnen meinen Rosenkranz, da ich seiner nicht mehr bedarf, denn wie man mir sagt, habe ich nur mehr drei Tage zu leben.

Hier endet der Brief des edelmüthigen Dulders. Am 23. Mai 1535 sollte er zu London getödtet werden. In dem widerlichen Berichte seiner Hinrichtung, der bezeichnend ist für diese Zeit, wird gesagt, man habe den Pater Forest mitten im Wechselfieber aus dem Kerker gezogen und zum Tode geführt. Man bog seine Arme über den Spalt zweier Holzgabeln, richtete dieselben so auf, daß er einige Fuß über der Erde schwebte und schichtete unter seinen Füßen Brennholz auf. Auch schleppte man eine große aus Holz geschnittene Heiligenfigur, die das Volk ihm aus der Provence gebracht hatte und zu welcher dasselbe, wie man sagt, eine große Verehrung hatte, herbei, zündete Alles zusammen langsam an, so daß erst die Füße des Mönches, dann seine Kleider von den Flammen erreicht wurden, bis der arme Mann auf die elendeste Weise zu Grunde ging.

Wenige Tage darauf wurde die neue Königin mit einer Entfaltung von Luxus, der Alles überbot, zu London feierlich gekrönt. Die Großen und das Volk drängten sich herzu, um ihr Beweise freudiger Theilnahme zu geben. Des andern Tages führte sie der König nach Hamptoncourt, welches sich der Cardinal Wolsey hatte erbauen lassen, und das der König ihm confiscirt hatte. Als die junge Königin in das herrliche Schloß eintrat, konnte sie ihre eitle Freude nicht mehr unterdrücken und sagte zu Heinrich: „Der Cardinal, mein Feind, welcher dieses schöne Gebäude errichten ließ, glaubte nicht, daß ich eines Tages als Königin dasselbe betreten würde; aber demungeachtet hat Ihre Liebe, mein theurer Gemahl, mich hieher geführt.“

Ungefähr in denselben Tagen war für den bereits seit Jahresfrist im Kerker schmachtenden Bischof von Worcester aus Rom der Purpur angekommen. Wohl hat er denselben niemals getragen, aber mit Recht wird er von jetzt an Johannes Cardinal Fischer genannt. Beim Anblick des Purpurgewandes machte er eine Anspielung, daß die rothe Farbe ihm eine Aufforderung sei, in treuer Anhänglichkeit an den römischen Stuhl und an die Kirche sein Blut zu vergießen. Als die Untersuchungsrichter ihn fragten, ob er auf schriftlichem oder mündlichem Wege beim Papste um den Cardinalshut nachgesucht habe, gab er die Antwort, er habe Gott sei Dank sein Leben lang wenig an jener Krankheit, die man Ehrgeiz nenne, zu leiden gehabt. Hätte er aber je nach menschlichen Ehrenbezeugungen gejagt, so müßte ihm die Lust dazu in seinen alten Tagen und innerhalb der Kerkerschwellen, durch die er nur den Tod hereinblicken sähe, vergangen sein. Selbst diese Antwort wurde unter die Klagepunkte aufgenommen, welche das Hochgericht gegen ihn sammelte.

Die letzten drei Tage vor seinem Tode brachte er in besonders eifrigem Gebete zu und sagte denen, die ihm das Todesurtheil verkündeten, unter anderm: „Der allgütige Gott wird zwischen mir und Euch richten ... Was

die geistliche Oberhoheit des Königs betrifft, so halte ich davon dasselbe wie vorher, daß der König sich diese Hoheit weder zueignen könne noch solle. Auch ist es bisher nie erhört worden, daß ein irdischer Fürst — ein Laie — sich zum Kirchenoberhaupt aufgeworfen habe."

Am 21. Juni desselben an Verbrechen so reichen Jahres ließ sich der Gefangene bessere Kleider in den Kerker bringen, da er bisher nur sein Bußgewand getragen. Er schmücke sich, sagte er, für seinen Hochzeittag. Die darauffolgende Nacht schlief er fest bis in die Morgenstunden hinein. Man mußte ihn sogar aufwecken, weil die Zeit der Hinrichtung nahte. Der Cardinal verlangte Milch als Frühstück, kleidete sich heitern Sinnes an, nahm wegen seiner Altersschwäche und da er seit 13 Monaten nicht mehr im Freien sich ergangen hatte, einen Stock und verließ den Kerker. Als er von ferne das Blutgerüst sah, wo seine irdische Laufbahn zu Ende gehen sollte, warf er den Stock von sich und sprach: „Wohlan meine Füße, thut eure Pflicht, wir haben nur mehr eine kurze Strecke." Angekommen an der Stelle empfahl er sich dem Gebet der Umstehenden, nannte seine Sache eine gerechte und sprach den Wunsch aus, Gott möge das Reich und den König erhalten und Letzterm bessere Gesinnungen und Einsicht geben. Dann hob er seine Augen zum Himmel und sprach: „Dich o Gott loben wir, Dich den Herrn bekennen wir," und betete das Ganze Te Deum bis zu Ende, neigte hierauf sein Haupt vor und empfing von der Hand des Henkers den tödtenden Streich. Als man später seine Wohnung durchsuchte, fand man dieselbe vollständig leer, nur einen Bußgürtel und eine Geißel waren dort liegen geblieben. Dieß war das Ende eines der gelehrtesten und heiligsten Männer Englands.

Als Thomas Morus — 14 Tage später — denselben Weg ging, soll er mit erhobenen Augen gesagt haben: „Ich gestehe es, o Herr, daß ich der Ehre unwerth bin, unter die Zahl jener gerechnet zu werden, die ihr Blut für die Kirche vergießen. Ich bin nicht gerecht und nicht heilig, wie Dein Diener Fischer, den Du auserwählt hast." Kurz vor seinem Tode verließ den berühmten Kanzler seine gehobene Stimmung, er verfiel wieder in seinen Humor, bog sich vor, faßte seinen langen Bart in der rechten Hand und sprach zum Henker: „Halt ein, dieser da hat keinen Hochverrath begangen."

Unter welchen Empfindungen die unglückliche Königin die Loose jener Männer, die ihre treusten Freunde auf englischer Erde waren, schildern hörte, läßt sich unschwer ahnen. Jener dumpfe Schmerz, der früher durch alle Fasern ihrer Seele gezuckt, hatte aufgehört und der sanftern Wehmuth Platz gemacht, in welche die Hoffnungssterne aus einer bessern Welt leuchteten. Ungeachtet aller Hintansetzungen und aller öffentlichen Schmach, die ihr durch Heinrich geworden, nährte sie doch als tiefes Geheimniß ihrer Seele unter all der Asche verzehrter Gefühle noch einen Funken treuer Liebe gegen denjenigen, den sie ihren Gatten nannte.

Als der Neujahrstag nahte und ihre Kräfte schon sehr herabgekommen waren, schrieb sie wenige Tage vor ihrem Tode noch einen Brief an den König, worin sie den zarten Empfindungen, die sie für den Urheber ihres Unglücks trug, in folgender Weise Ausdruck gab:

Sir, mein theuerster König, Herr und Gemahl!

Ich bin auf dem Punkte, meine Seele den Händen des barmherzigen Gottes zu übergeben. Sie wird frei sein von diesem Leibesleben, dem Sie so viel Kummer und Betrübniß verursacht haben. Aber so groß diese auch waren, sie sind niemals stark genug gewesen, jene Liebe, die ich immer für Sie trug und die mich in's Grab begleiten wird, abzukühlen, geschweige denn auszulöschen. Das ist der Beweggrund, der mich veranlaßt, Ihnen heute diesen Brief zu schreiben. Ich wollte Sie in der Eigenschaft einer Gemahlin und einer Christin daran erinnern, an Ihr ewiges Heil zu denken; dieses muß Ihnen viel werther sein, als die vergängliche Krone, die Sie tragen, und alle Größe der Welt. Ich habe nicht unterlassen, mein theuerer Gatte und mein König, den Vater der Lichter für Sie zu bitten, auf daß er Ihnen Gefühl einflöße für das Beste Ihrer Seele, auf daß er Ihnen wegnehme jene Sinnenvergnügen, die mir so viele Thränen und Seufzer gekostet haben, und die am Ende Sie selbst hinabgerissen haben in einen Abgrund von Verwirrung und Ruhelosigkeit. Endlich verzeihe ich Ihnen von ganzem Herzen Alles, was Sie gegen mich unternommen haben. Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit möge Ihnen gleichfalls vergeben! Das ist mein Gebet.

Bevor ich aber meinen letzten Athemzug thue, habe ich einige Bitten an Sie, die Sie nach allen Gesetzen des Himmels und der Erde mir erfüllen müssen. Tragen Sie Sorge für die Prinzessin Marie, Ihre und meine Tochter. Wollten Sie auch mir kein guter Gatte sein, so seien Sie ihr ein guter Vater. Auch bitte ich Sie, für meine drei Damen und die Hausgenossen zu sorgen, die mir so treu gedient haben. Seien Sie edelmüthig und lassen Sie ihnen den ganzen Gehalt ausbezahlen, den man ihnen schuldig ist, und fügen Sie noch ein Besoldungsjahr hinzu wegen der Dankbarkeit, die ich ihnen zolle.

Ich endige, indem ich Sie versichere, daß ich Sie aus ganzem Herzen liebe, und daß der einzige Wunsch, den ich hege, um mit einer Art von Genugthuung aus dieser Welt zu ziehen, der wäre, Sie noch einmal zu sehen — und zu sterben in Ihren Armen.

Dieß waren die letzten Worte jener Königin, die sie zwei Tage vor ihrem Hingang schrieb. Sie wurde von einer heftigen Kolik befallen und starb den 3. Januar 1536. Der König ließ sie ohne irgend eine Feierlichkeit begraben und hielt ihretwegen nicht die geringste Trauer.

Als der Kavalier Sothon der jungen Königin Anna den Tod Katharina's ankündigte, wusch sich dieselbe eben die Hände in einem sehr werthvollen Becken. Ihre Freude über die Nachricht war so groß, daß sie ihm das Becken mit den Worten hinbot: „Nehmen Sie dieß kleine Geschenk als Lohn für die Nachricht, die Sie mir bringen. Dieselbe ist zu wichtig, als daß ich Sie ohne Zeichen meiner Dankbarkeit könnte gehen lassen.“ Am Abende desselben Tages empfing sie den Besuch ihrer Eltern. Kaum hatte sie dieselben gesehen, so rief sie ihnen von aller Ferne zu: „Freuen Sie sich, liebe Eltern, denn erst heute ruht die Krone fest auf meinem Haupte.“

Wie lange sie auf demselben ruhte und welches das Schicksal der Anna Boulen war, ist bekannt.

Sankt Julian.

Von J. Wankmüller.

Zu Julian, seinem Schüler sagt
Sankt Ephraim, der Eremite hochbetagt:
„Die ich Dir gab, die heilgen Bücher, red', wie kommt es?
Seh wie vom Regen ich durchnäßt? nicht also frommt es!“ —
Der Jüngling sprach: „Ich muß gestehen,
Mein Vater, zürne nicht! — was Du gesehen
Sind Spuren meiner heißen Liebesthränen
Bei Jesu Namen bricht hervor das Sehnen;
Wie Magdalena einst zu seinen Füßen
Muß ich dann weinen und mit heißen Küssen
Trockn' ich das Naß an der geweihten Stelle.
Bald leuchtend scheint mir's da von Himmelshelle,
Bald klingend wie von Engelsliedern traut,
Wie süße Namen, Eltern, Freund und Braut.
Wie Freiheitsbotschaft von den Fesseln! Oft auch, daß ich's sage
Gleich wie Posaunenschall vom jüngsten Tage.“ —
Auf seinen Schüler blickt des Lehrers Auge heiter:
„Mein Sohn“ — ermahnt er, „lies nur also weiter.“

Endlich und unendlich.

Von Anna Benedikt.

Der Linde ſchattenkühle Zweige
Erwählt der Vogel ſich zum Zelt,
Ihm dünkt ihr duft'ges Laubgewölbe
Die ganze, große, weite Welt.

Der Schmetterling im Freudentaumel
Sieht in dem farb'gen Blumenfeld,
Wo er von Kelch zu Kelche flattert,
Die ihm geſchaff'ne, ſchöne Welt.

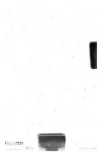
Das Fiſchlein, das mit Wellen tändelt,
Und ſich im kühlen Grunde hält,
Es träumt ſich groß und frei und mächtig
In ſeiner ſtillen Waſſerwelt.

Und jeder Stein und jedes Pflänzchen
An ſeinem Platze ſich gefällt;
Denn Jedem iſt ſein Raum die Grenze
Von einer abgeſchloß'nen Welt.

Der Geiſt des Menſchen, reich an Wiſſen,
Er weiß allein, wie viel ihm fehlt;
Dem Herzen wird in Luſt und Bangen
Nur gar zu eng die weite Welt.

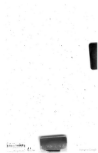
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google